32101 076370582

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

0902
296
v.195

ANNEX A

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Deutsche Rundschau

Band CXCV

(April — Mai — Juni 1923)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(RECAP)
0902
.296
bd. 195
1923

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertfünfundneunzigsten Bande (April—Juni 1923)

	Seite
Peter Weber. ... et resurrexit	1
Alfred von Wegerer. Ruhreinbruch und Kriegsschuldfrage	15
Stanislaus von Azarski. Die Vertreibung der deutschen Ansiedler und Domänenpächter aus Polen	19
Ina Seidel. Sterne der Heimkehr. Roman (Fortsetzung)	23
Paul Fechter. Goethes Sehen	52
O. G. von Wesendonk. Die Auflösung der Materie	67
Eugen Meyer. Berufsgemeinschaft? Die Kernfrage der Arbeitsrechtssoziologie	73
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum	82
Aus dem Musikleben	92
Literarische Rundschau	99
Politische Rundschau	104
Literarische Notizen	108
Vom Geiste der Völker	110
Literarische Neuigkeiten	112
Kurt Rheindorf. Der belgisch-französische Eisenbahnkonflikt und die großen Mächte 1868/69	113
Paul Jakob Kaestner. Die außenpolitische Lage Polens	136
Otto Linck. Der Vater. Novelle	141
Ernst Horneffer. Die Wendung in der Philosophie	147
Heinz Brauweiler. Der deutsche Staatsgedanke	156
Ina Seidel. Sterne der Heimkehr. Roman (Schluß)	164
Ein unbekanntes Gedicht **Clemens Brentanos.** Mitgeteilt von Karl Viëtor	179
J. von Uexküll. Die Persönlichkeit des Fürsten Philipp zu Eulenburg	180
Emil Ertl. Fernweh und Heimfreude. Persönliche Erinnerungen an Peter Rosegger (mit zahlreichen Briefen Roseggers)	183

(Fortsetzung umstehend)

537666

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Eugen Meyer. Berufsgemeinschaft? Die Kernfrage der Arbeitsrechtssoziologie (Schluß) 190
Anton Bettelheim. Beaumarchais und Marie Antoinette . . . 199
Literarische Rundschau 204
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum 208
Politische Rundschau 213
Literarische Notizen 219
Vom Geiste der Völker 221
Literarische Neuigkeiten 224
Theodor Däubler. Hydra 225
Richard Fester. Ein Bismarckdenkmal der Novemberrevolution (Verantwortlichkeiten VII) 239
Karl Röttger. Die Märchen von der Landschaft und den Jahreszeiten, von der Liebe und vom Schicksal 259
Werner Wirths. Die Ukraine und Deutschland 286
Gottfried Barthold. Die polnische Meinung und die Juden . . 289
August von Lövis of Menar. Jarl Frons Jagdabenteuer . . . 293
Hans Brandenburg. Die Braut von Messina 298
H. G. Bader. Kultur und Technik 310
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Wissenschaftliche Arbeiten) 316
Literarische Rundschau 324
Politische Rundschau 327
Literarische Notizen 332
Vom Geiste der Völker 334
Literarische Neuigkeiten 336

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

... et resurrexit

Von

Peter Weber

In unendlicher Einsamkeit war Gott. Aus einem Traumgedanken der Liebe, der Sehnsucht, die suchte, suchte, schuf Er die Welt, formte Er an einem Ebenbilde. In einem Himmel wollte Er sich spiegeln, in Geist von seinem Geiste.

Mit der Schöpfung aber schuf Er den Kampf. Der Himmel gebar die Hölle. Die Geister empörten sich. Gedanken, Wünsche und Willen irrten, tobten auf, zeugten fort und fort. Die Schöpfung, einmal begonnen, drängte und gebar unaufhaltsam aus sich heraus.

Gott war nicht mehr allein. Aus der Unendlichkeit, aus dem schwebenden Sein ohne Anfang und ohne Ende hat Er sich in seinem Schöpferwerk selber hinausgeschleudert in das Werden. In das Ringen des Werdens.

Das Geschaffene ist gebunden an Ihn, aber Er auch an das Geschaffene. Mit der Menschheit greift Er nach dem Himmel, mit ihr brennt Ihn das Streben und Irren, der Jammer und die Niedrigkeit des Staubgebundenen. Er leidet in ihrer Sehnsucht, Er leidet in ihrer Empörung wider Ihn, wider Seinen Ratschluß.

Einmal war einer, der über das Menschliche hinaus nach Gottes höchster Kraft griff, sie zu sich, in sich zwang. Um das Werk zu vollenden, das Gott zwischen Himmel und Hölle schweben ließ, sich selbst zu vollenden. Er wollte die geschaffenen Geister aus dem Weg des Suchens und Irrens herausführen. Wollte die Menschheit von Diesseitsgebundenheit lösen und zur Gotterkenntnis, zum Schauen führen. Wollte den Himmel zur geschaffenen Welt herabziehen. Christus vollendete sich, da er an seiner Kraft zweifelte, die Allmacht Gottes in sich hineinzuzwingen.

Aber er zeigte den Weg: Das Reich Gottes ist i n e u c h ! Die Kraft Gottes, die Schöpferkraft! Die Menschheit aber verstand ihn nicht. Nur hin und wieder begriffen ihn einige Wenige, Berufene.

Nur dann und wann dämmert eine Ahnung auf, aus dem Instinkt, den Gott in uns gelegt. Wenn ein Volk in allerhöchster, in Todesnot sich aufbäumt. Wenn einem ganzen Volk das Leben abgewürgt werden soll. Das Leben, dem über das Animalische hinaus ein Weg und Ziel, eine Verantwortung in der geschaffenen Welt zugewiesen ist. Wenn der kreisende Strom des Geistes zerstört werden soll, der in einem tausendjährigen Geschlecht vom Geiste Gottes ausgeht und in ihm mündet in unendlichem Wechsel.

Dann empört sich der Geist Gottes selber in der Menschheit. Dann greift das bedrohte Leben nach der letzten und höchsten Kraft. Dann zwingt ein Volk Gottes Kraft selber zu sich nieder.

Stoffliche Maße und Berechnungen, die Gesetze dieser Erde verlieren dann ihre Geltung. Eine Zeit der Wunder bricht an. Die Legionen Engel, die Christus auf dem Ölberg noch bereit sah, können Gott abgerungen werden. Abgerungen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir müssen sagen: ich glaube, ich will. Nicht klagen dürfen wir: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Das wäre der Kreuzestod auf Golgatha. Gott, Gottes Kraft liegt in unserer Kraft.

Unser Volk, das deutsche Volk steht vor seinem Golgatha. Es will aber sein Marter- und Sterbekreuz nicht auf die Todesstätte schleppen. Es ringt mit dem höchsten Geist um die höchste Kraft.

„Tausend Jahre sind ihm wie ein Tag." — Vom Tod des Menschensohnes, der mit der Stirne bis zu seinen Füßen aufragte, bis heute ist nicht eines Atemzuges Länge. In ihm kreist noch die Empörung der ersten Geister. Die tausend Sucher und Ringer, die Strebenden, Strauchelnden, Fallenden, die Narren der Liebe und des Hasses — ihr Geist kreist in ihm, ewig lebendig, ewig wirkend wie am ersten Tag. Er ist ein Teil seiner selbst. Sie haben ihm zurückgegeben, was sie von ihm empfangen, in ihm und durch ihn gewirkt, wie sie es mußten.

Und doch ist er ihrer nicht Herr. Was ihr Geist unten auf der Erde gezeugt, was er der Menschheit gegeben, an Gutem und Bösem, kann er nicht löschen, nicht zurücknehmen in sich. Wer immer von den Menschen danach greift, es nehmen will, mit festem Willen, der zwingt es zu sich. — Wer ihn fassen kann, zwingt so Gott selber zu sich.

Ein neues Ringen kreist im All des Gottes. Hunderte von Millionen Geistern, durch den lebendigen Strom der Geschlechter, des Volkes noch an die Erde gebunden, empören sich gegen das Ruhen in ihm. Das deutsche Volk, der deutsche Geist ist in Not, in höchster Gefahr. Die Kämpfenden auf der Erde reißen sie herab zu sich.

Was jetzt Ruhen in Gott, was Frieden in Gott! Was Himmel und Seligkeit! Hörst du, Gott, wir wollen deinen Frieden nicht, wollen nicht Erlösung. Wir wollen zurück!

Wir sind ein Teil ihres Lebens, ihrer Kraft. Ohne uns sind sie nichts. Sie schreien nach uns, sie beschwören uns.

Du kannst uns nicht halten, du darfst nicht! Sie sind aus dir, du bist in ihnen. Sie haben es lange nicht begriffen. Nun wissen sie es, nun zwingen sie uns und — dich. Du mußt, mußt!

Ihre Not ist unsere, ist deine Not, ihr Leben ist unser Leben, dein Leben. Hörst du Gott, dein Leben. Ihr Tod ist Sünde wider den Geist, ist Mord an deinem Geiste, an deiner Schöpfung, ist Niedergang deines Werkes.

Du kannst uns nicht halten. Sie fühlen, erkennen — sie wollen. Es ist dein Wille, deine Kraft, die sie glauben.

Bist du nicht einst in feurigen Zungen über die gekommen, welche an deinen Geist glaubten? Hast du Ihn nicht auferweckt am dritten Tage, weil er es gesagt, in Deinem Namen, in Deiner Kraft?

Sieh, Gott, sie glauben wieder an sich selber, an ihre Kraft, an ihre Berufung. Ist dieser Glaube nicht Geist von Deinem Geiste! Ist ihr Werk an seinem Teil nicht ein Teil Deiner selbst!

„Ihm sind tausend Jahre wie ein Tag." Crucifixus — resurrexit, ein Auf- und-Ab ohne Ende, ein ewiger Strom, der fließt, weil er muß. Nicht Menschen, nicht Gott können ihn hemmen.

Auferstehn, auferstehn — dieser Glaube reißt die Kraft Gottes vom Himmel zur Erde. Das Wunder des Glaubens wirkt eine neue Menschwerdung.

Die Berührung der Geister mit der Erde macht die Kraft ihrer Werke lebendig. Millionen Gefallener wachsen aus der Erde; aus Steppen, Sümpfen, Wüsten, aus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meer und Ackerland. Sie kommen, die Frucht ihres Todes zu ernten, sie kommen, um den Sieg zu gewinnen.

Nicht zu erobern, zu knechten, sondern zu erlösen und frei zu machen. Die Welt aus dem Wahn des Hasses und der Selbstsucht herauszureißen, aus dem Irrweg der Gottes- und Geistesferne herauszuführen. Zuerst das eigene Volk!

Wo sie das Leben gaben, das Höchste, da berühren sie die Erde zuerst, ihre Kraft in den Pulsschlag des Irdischen ausströmend.

Die Nächte zwischen Winter und Frühling sind geheimnisvoll, wenn sich im Schoß der Erde das heilige Wunder des Gebärens vollzieht. Es ist eine wundersame Saat, die aufgeht in dem Schicksalsjahre 1923.

Auf dem vom Krieg noch zerwühlten Boden drängt sich ein unsichtbar Heer. In einer Nacht, wie einmal eine war, da Engel vom Himmel herabstiegen und eine Friedensbotschaft über die Erde sangen. Um des Friedens willen kommen auch diese, um den Frieden zu retten, den die andern morden wollen.

Von den Vogesen bis zum Meer steht das Heer der Geister — eine Kraft, die den Himmel erschütterte, als das Volk nach ihr rief in seiner Not.

Wir spüren sie, sie drängen sich in unser Denken und Träumen. Ein Aufzucken geht durch das deutsche Volk. Noch ist es nur ein Ahnen, ein Schauer, ein Aufwachen. Noch wissen es die wenigsten auszudrücken, in Worte zu fassen. Sie fühlen, wie es über sie kommt, ein Drängen und Treiben, das auslöscht in ihnen, was an Dumpfheit, Irrnis und Wirrnis seit Ende des Krieges sie umdunkelte und lähmte, sie schwach und hohl machte.

Die Berufenen, die Begnadeten hören die Stimmen des unsichtbaren Heeres. Nächtens schrecken sie auf, lauschen in hellwachem Träumen. Wie ein einziges furchtbares „De profundis" schwingt es in tausend Träume hinein. Jedem in seiner Sprache, in der Sprache des Bruders, des Freundes, des Nebenmannes, der da draußen liegt.

Draußen! Seltsam, dies „Draußen" wird mit jedem Tag lebendiger und stärker. Wehr' dich nicht, du kannst nicht, du darfst nicht. Wisse, die Stunde des Gerichts ist da. Es hilft nichts, du mußt vor dir bekennen, was du schuldig geblieben bist, als die Entscheidung dein Leben verlangte. Ob du schuldig bist an den Lebenden und an den Toten. Du mußt dein „Confiteor" beten.

* * *

Kein Vergessen, kein Entrinnen gibt es, das Gericht ist da, das Wiedererleben. In dein Träumen und Wachen hinein ragt das zerschossene Gemäuer von Paeschendaele. Und da, da liegt dein Bruder! Siehst du ihn, den Zerfetzten? Siehst du die dürre Totenhand, von Regen und Sonne gebleicht. Wie sie geballt zum Himmel gereckt ist? Wird dir bange? Geballt zum Schwur, geballt zum Fluch!?

Weißt du noch, wie sie zum lustigen Tanz und Sing-Sang die Laute schlug zu Bonn am Rhein? Das schönste und liebste Mädchen umschlang einst der Arm.

Greift dir die Krallenhand ans Herz? Ach, ans Herz, das weich und empfindlich. Du schauderst. Spürst den Griff! Sie fordert dein Teil, das du schuldig geblieben bist! Die Zeit der Halbheiten ist vorüber, du mußt hart werden, ein ganzer Mann werden. Der Tote hält dich mit seiner Knochenhand.

Und du! Hat dich das „Draußen" auch?
Es kehrt wieder, immer dasselbe, ohne Unterlaß, Nacht um Nacht. — —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Sturm nach vorne, in die Bresche. Erster Sperrfeuerriegel. Zähne zusammen und durch! Zweiter Riegel, dichter und tiefer.

In einem Lauf und Todesrennen durch! — Und vorne der Dritte — die Hölle. Daß ein Mensch da durchkommen soll! Der eine flucht, der andere tut ein Stoßgebet. — Dann schluckt sie der Orkan von Feuer, Eisen, Dampf und Staub. — Und gibt manchen nicht wieder heraus.

Die Gruppen gehen vor, in unregelmäßigen Abständen und Zwischenräumen. Voran du, der Führer. — Schon bellt links ein Maschinengewehr auf. Ein zweites, drittes kläffen nach. Jetzt auch rechts. — Die Gruppen sind für einen Augenblick verschwunden. Dann tauchen sie wieder auf, hier und dort, rechts und links. Zu kurzen Sprüngen. — Sind dann wieder von der Erde verschluckt.

Der Handgranatenkampf setzt ein. Rechts ist der Zug auf 30 Meter am Feinde. — Eine Handgranatensalve — dann hinterdrein gesprungen! — Ein kurzer, lautloser Kampf. Die Bajonette klirren und knirschen, fahren jach in die gekrümmten und weichenden Leiber. Stöhnen, Schreien hier und dort, deutsch und französisch. Die Augen sind scharf, die Muskeln gespannt. Wie die Katzen springen und weichen, stoßen und wehren sie. Das wilde Tier im Kampf, unter dem Gesetz des Selbsterhaltungstriebes.

Sitzt der Stoß fest und tief zwischen den Rippen, lacht wohl der eine und andere grimmig auf. — Mitleid für Weiber — nach dem Kampf. Hier regieren Haß und Not. — Wie die links den Kampf rechts sehen, stoßen sie nach.

Nur zwei Minuten dauert das Ringen — dann ist der Franzose, der erste Schützenschleier im Vorfeld, erledigt. Und schon pfeifen und schwirren die Kugeln aus den rückwärtigen Stellungen und Stützpunkten um die Angreifer. — Und alle hat die kampfzerwühlte Erde wieder geschluckt.

Weiter! Bis zur Straße auf der Höhe, den kurzen Baumstümpfen. — Und wieder das Hasten und Schnellen von Trichter zu Trichter. Manchen packt es, wirft es hin. Mitten im Sprung stehen sie wie erstarrt, klappen zusammen. Tut mancher einen grimmigen Schwur und Fluch. — Weiter! Gibt nur ein Denken: Der Feind und die Straße!

Der Führer hält sich rechts an die Straße mit seinem Burschen, dem langen Hugo. 30 Meter halb links ist ein riesiger Trichter. Sausen drauf los. Springen hinein. Ein Schrei! Springen auf Menschen. Der Bursche schnellt auf — holt aus — ein Stich, wuchtig und tief. — Der Leutnant, die Pistole entsichert, reißt sich hoch. Ein Schuß dem, der ihm an der Gurgel sitzt. Einer dem rechts, der nach ihm sticht. Einer links. — Drei Franzosen stöhnen und heben die Hände. Einer ist still. —

Weiter! Sie schwingen sich hoch und jagen vorwärts. Sprung in einen Trichter. Wieder ein Schrei, wieder vier Menschen. Das Entsetzen krallt sich in die Seele. Einer packt ihn an der Gurgel. Schnell entsichert. Hoch! — Vor die Brust gehalten. Scharf wie ein Peitschenknall klingt der Schuß. — Die Hand läßt locker. — Schnell! Der rechts will stechen — hat ausgeholt. — Peng! Der läßt das Gewehr fallen, greift nach der Brust. — Links — der ist starr. Die großen Augen blicken entsetzt in die seinigen. — Peng! Fällt zusammen wie ein Klotz.

Und nun aller Augen auf ihn gerichtet. Voll Haß, Entsetzen, Angst. — Dem ersten springt das Blut aus dem Munde. Ein anderer stöhnt. —

Weiter! Treten auf sie. — Es geht nicht anders — schwingen sich raus. — Einen Augenblick das Stöhnen noch. —

Sie sind schon im nächsten Loch. — Wieder vier! Nochmal! — Derselbe Kampf. — Eine halbe Minute, eine Viertelminute. — Weiter! —

Da — derselbe Schrei! — Wieder dasselbe Loch. Wieder vier! Tod und Teufel!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

— Und das Eisen schon vor der Brust. — Durchbeißen. — Schuß um Schuß! — Raus — weiter! —

Ist denn die Hölle — —? Stehen denn die Toten wieder auf? — Schießt sie doch in Fetzen! — Hugo, stich doch zu, der Kerl will nicht sterben! — Da hat er mich am Arm — Verd . . ., hier hast du . . . . .!

Die Winternächte sind lang, der Sturm, der Sturm, der Kampf geht nicht zu Ende. Was hilft dein Stöhnen, dein Beten, er ist nicht zu Ende. Sie stoßen nach deinem Leben, am Rhein, an der Ruhr. Sie haben dich schon gepackt — jetzt, wehr' dich — es geht dir ans Leben.

Ja, sträub' dich nicht länger, es muß sein!

Und du, der Fröhliche, der du lachst, weil die Erde eigens zu deiner Freude Wunder über Wunder gebiert — was ist dir? Arrasschlacht — der tote Freund? Sein Blut rinnt auf deine Hand, tropft ohne Unterlaß, brennt, brennt wie sengend Feuer?

Sprung von Trichter zu Trichter, Sprung auf Tote und Verwundete vom letzten Angriff vor zwei Tagen. Bis die alte Linie im Gegenstoß wieder genommen ist. Die alte Stellung! Von ihr ist nichts mehr da — nur ein wildes Trümmer- und Leichenfeld. Die Besetzung muß geordnet werden.

Sprung um Sprung. Der Ältere vor, der Jüngere nach. Der Feind paßt auf. Kaum im Loche drin — schlagen die Kugeln in den Dreck. — Sie machen längere Pausen. Er läßt sich nicht täuschen. Er hat die Führer erkannt. Auf hundert Meter kein Kunststück.

Und es ist eine doppelte Qual — auf Toten und Verwundeten zu kauern und — den andern nicht zu sehen. — Die armen Kerle jammern — deutsch und englisch. Zwei Tage die Leiber zerrissen in glühender Sommerhitze. Durst! Durst! „Ja, ja — Geduld, wir kommen!"

Die Meldung — die Meldung nach hinten, für die Artillerie! Daß die alte Linie wiederhergestellt ist! Sie muß die Engländer eindecken, daß die Verletzten aus dieser Hölle rauskommen. — Herr Gott! Zwei Tage mit zerfetzten Gliedern im Schlamm.

Der Ältere rast die letzten hundert Meter in gewaltigen Sprüngen. Die Kugeln umpfeifen ihn; eine hämmert ihm warnend gegen den Stahlhelm. — Er ist in Deckung!

Und nun — drei weiße Leuchtkugeln, das verabredete Zeichen! Gleich hinterher zwei rote: Störungsfeuer! — Dann die Meldung: „Erste Linie wiederge . . . . . "

Mein Gott! Richard wird doch nicht nachrennen — —! Unsinn! „. . wonnen. Artillerie soll starkes Störungsfeuer auf feindliche Gräben legen, damit Verwundete geborgen werden können." — Zwei Melder sausen los nach hinten.

Richard! — Der Ältere klettert auf die zerborstenen Betonblöcke und sucht. Sieht nichts als die stumpf-grauen Stahlhelme in den Löchern. —

Jetzt setzt auch feindliches Minenfeuer ein. — Die deutsche Artillerie rührt sich nicht. — O, dieses Warten — auf ihn — und die Artillerie!

Kommt ein Mann angekeucht. „Mensch!" —

„Leutnant K. ist schwer —"

„Wo liegt er?"

„Er ist verbunden — da vorne." — „Krankenträger 7. Kompanie!"

Er schießt rote Leuchtkugeln, immer rote, unaufhörlich. — Endlich hört er das Rauschen — dann die Einschläge, immer schneller. Vernichtungsfeuer! Endlich!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er will hin zu ihm. — Da kommt ein Melder vom Kampftruppenkommandeur mit dringenden Befehlen — sofortige Beantwortung. — Ein kurzer Kampf — dann — die Pflicht! Er beantwortet die Fragen. Setzt hinterdrein: Leutnant K. verwundet.

Sie bringen ihn; in einer Zeltbahn. Legen ihn nieder. Der Oberkörper ist entblößt. Brust- und Bauchschuß.

Der Ältere faßt seine Hand — streicht ihm übers Haar. — Der Todwunde lächelt. Langsam rinnt das Blut aus der Brust auf des Freundes Finger. — Das eine Auge ist schon halb gebrochen. Er würgt — Blut bricht aus dem Munde. — Der wischt es weg. — Der Sterbende zittert. — Er reißt seinen Rock herunter und legt ihn um die nackten Schultern. — Ein schwaches — „Peter" — ein Zucken — dann sinkt der Kopf hintenüber. — Vorbei — —

Der Lebende legt des toten Freundes Kopf an seine Schulter. — Langsam rinnen die Tränen. Sie tropfen auf die blutige Brust. — Und um sie wirbelt der Feuerzauber.

Er drückt ihm die Augen zu und deckt eine Zeltbahn über ihn. — Die Lebenden verlangen nach ihrem Führer — die Zersetzten nach Hilfe.

Wischt sich das Blut von der Hand. — Die andern draußen müssen gerettet werden!

Er schleppt ihn nachts mit seinem Burschen aus dem Kampffeld. Sein Leib soll in Frieden und Stille ruhen. —

Aber der Tote stirbt, stirbt ohne Unterlaß. Sein Blut rinnt dem Lebenden Tag und Nacht auf die Hand. Rotes, glühendes Blut aus der zerschossenen Brust.

Und der Lebende weiß, daß der Tote Frieden nicht finden kann. Keiner der Millionen Gefallenen. Solange ihr Sterben umsonst ist.

Und er sieht den Weg, den er gehen, den Kampf, den er, den die Lebenden alle zu Ende kämpfen müssen.

Der alte Führergeist erwacht. Der Feind ist eingebrochen. Auf zum Gegenstoß! Die Toten weisen den Weg.

* * *

Jahrgedächtnis für die Gefallenen der Gemeinde. Es sind mehr in der Kirche als im vergangenen Jahr. Viele Männer. Es treibt sie etwas, sie wissen nicht was.

Es ist noch dunkel. Auf dem Hochaltar brennen nur ein paar Kerzen. In dem flackernden Licht schwanken die Säulen, als könnten sie ihre Last nicht mehr tragen. Die unsichtbaren Gewölbe recken die Kirche bis in die grenzenlose Nacht.

Auf den Altären rühren sich Engel und Heilige. Aus dem Mund des Gemarterten klingt es wie schauerliches Stöhnen. Die Gebärden heiliger Ekstase sind verzerrt bis zur Gräßlichkeit. Aus dem Dunkel der Seitenschiffe und Nischen regt es sich schwarz und schattenhaft. Ein kaltes Grauen kriecht den gepreßt Atmenden über den Rücken. —

Ist das der alte Lehrer, der da singt: Dies irae? — Hundertmal haben sie es gehört. Nun, mit einem Male, zum ersten Male begreifen sie es. Die Binde fällt, die Binde der Selbstgerechtigkeit, der Heuchelei.

Dies irae! — Es ist das Gericht! Gerichtstag Gottes — über sie. Sie sehen sich nackt und bloß vor Gott, vor sich selber. —

„Judex ergo cum sedebit,
quidquid latet apparebit,
nil inultum remanebit . . . ."

O, die Hüllen sind von dem Verborgenen heruntergerissen: von dem Verborgensten, was keiner vor sich selber eingestehen wollte. Mit fürchterlicher Klar-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heit, mit den Augen des allwissenden Richters sehen sie sich selbst. Sehen sie, wie sie das Höchste, Volk und Vaterland, verraten, im Stiche gelassen, ausgebeutet, geschwächt und zermürbt haben. Furchtbar, furchtbar!

Und — nil inultum remanebit! Nichts wird ungerächt bleiben. Furchtbar Gericht!

Wo ist die Hoffnung auf Gnade, die sie einlullte und so hinleben ließ? Die Gnade war ein Phantom, ein Selbstbetrug. Das Gericht wird unerbittlich sein, unerbittlich.

Die Toten, die Gefallenen werden zu Gericht sitzen über sie. Werden nicht, sie halten schon Gericht. Sie sind da! —

Dorn, über den Altar gebeugt, von einer unheimlichen, rätselhaften Kraft gezwungen, betet, ruft der alte Pfarrer: „Hoc est enim corpus meum . . .“ Das ist mein Leib . . .

Und er reckt die Brotsgestalt empor zum Himmel, das Symbol des höchsten Opfers. Kein Laut, nur lastende, fürchterliche Stille.

„. . . . . dies ist mein Blut, das für euch — und viele — wird vergossen werden.“ — Vergossen ist.

Es ist nicht der Erlöser, der Mittler, der zur Erde nieder kommt. — Das Blut eines ganzen Heeres Zerschossener, Zerfetzter und Gemarterter ist vom Himmel zur Erde beschworen. Tausend Blutquellen springen auf. Sie überfluten, ertränken das Land. Furchtbar, Blut, Blut, wo der Fuß hintritt. Leib ist an Leib gereiht.

Und sie, die Lebenden! Sie haben vergessen, sie haben die Blutopfer verschleudert, haben wie Kain die Heimaterde mit Brudermord befleckt, haben mit Bruder- und Klassenhaß die blutgeheiligte Bruderliebe der Gefallenen geschändet. —

„O, du Lamm Gottes, das du hinwegnimmst die Sünden der Welt — erbarm' dich unser.“ Sie schlagen an die Brüste. Umsonst. Das ist Schuld, die kann kein Gott abnehmen. Das ist Schuld, die kann nur eines sühnen: Blut! Bereitschaft, Leben und Blut zu opfern, wie die Toten. Die Stunde ist da, sie fühlen es. —

„Libera me, domine . . . erlöse mich, o Herr, vom ewigen Tode . . .“ stöhnt der Gesang zum Himmel auf.

Ist dies Leben nicht fürchterlicher als der Tod? Keine Erlösung hier, keine Erlösung drüben.

. . . dum veneris judicare . . . Das Gericht ist schon gekommen. Den Richterspruch, das Verdammungsurteil kennen sie.

Nein, noch ist das Schicksal zu wenden. — Noch können sie wirken, kämpfen und — bluten. Das Werk, um das jene sich geopfert, darf nicht verloren sein. Fort mit Totenklage, fort mit allem miserere. Ihr Blut komme über uns! Nicht als Fluch, als ein Segen, als ein Kraftstrom. Wie wir den Leib des Herrn empfangen als Unterpfand der ewigen Seligkeit, so wollen wir empfangen den Geist der Toten als ein sicheres Unterpfand des Sieges, des Freiheitskampfes.

Alle Furcht, alles Grauen fällt von den Männern. Wie einst die Apostel am Pfingstfest vom Feuer des Geistes durchglüht wurden, so sind die Männer durchtränkt mit dem Kampf- und Siegesgeiste der Gefallenen. Und sie werden Zeugnis ablegen wie jene, Zeugnisse des Blutes, wenn es sein muß, wie jene. Sie werden im Namen der Geister die Teufel des Hasses und der Zwietracht austreiben, politisch Blinde sehend machen, völkisch Tote auferwecken und Wunder wirken.

Bis das Werk vollendet ist, bis das befreite Volk den Toten das tröstliche Geleitlied singen kann: Requiescant in pace . . . nun mögen sie ruhen in Frieden.

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich sage nein, und immer wieder nein! Keine Gemeinschaft mit der Bourgeoisie und dem Kapitalismus. Keine Arbeitsgemeinschaft, noch weniger eine Kampfgemeinschaft. Das Zusammengehen mit den Bürgerlichen ist der Tod des Sozialismus. Der Kampf gegen die Franzosen ist ein Unglück für uns. Der Nationalismus frißt sich wieder in die Arbeiterschaft hinein. Der Geist der Internationale stirbt ab. Die Arbeiter und Kapitalisten stehen in einer Front im Ruhrgebiet. Alles Trennende, aller Klassenhaß ist vergessen. Es ist, als ob der Arbeiter nur mehr einen Feind kenne, die Franzosen. Ich sag' es nochmal, der Kampf gegen die Franzosen ist ein Unglück für die Sozialdemokratie."

„Was soll das heißen?" — Einer von den Ruhrgewerkschaftlern fährt dem Vorsitzenden scharf in die Parade. „Sollen wir vielleicht kuschen vor den Hunden, uns unterkriegen lassen? Sollen wir vielleicht schuften für die Gesellschaft, Jahre und Jahrzehnte? — Sollen wir zugeben, daß sie das schöne Land, die Gruben und Hüttenwerke einstecken? Lieber verrecken!"

„Lieber verrecken! Aber das sag' ich euch, erst schlagen wir zusammen von den Hunden, was wir packen können!"

Der Vorsitzende windet sich: „So ist's nicht gemeint, Genossen. Wir haben den deutschen Militarismus nicht umgebracht, um den fremden uns auf den Hals zu laden."

„Verdammt, warum haben wir ihn umgebracht! Hätten wir unsere Waffen noch, wir brauchten uns jetzt nicht peitschen und treten zu lassen!"

„Was sagst du, Mensch!" Der Unabhängige am Vorstandstisch fährt auf. Er ist nicht mehr zu halten. „Warum —? Wo ständen wir heute, wenn wir in der Revolution den Klassen- und Kapitalistenstaat nicht abgewürgt hätten!"

„Zum Teufel, schlechter nicht!"

„Wie, schlechter nicht? Sind wir nicht die Herren in Deutschland! Möchtest du lieber entrechtet, ausgepreßt und geknutet sein von dem alten Regime?"

„Komm mir nicht mit diesen abgeleierten Phrasen, junger Grünschnabel. Wir sind es satt, damit gefüttert zu werden. Ich weiß besser als du, was wir Arbeiter in der Republik gewonnen haben. Wie es früher war, das wünscht keiner mehr zurück. Gott sei Dank, daß wir's geschafft haben. Aber, zum Teufel, mußten wir uns denn mit Haut und Haaren, auf Gnade und Ungnade den andern ausliefern. Was haben wir davon gehabt? Versprochen haben sie uns den Frieden. Wir Esel haben ihnen geglaubt. Den berühmten vierzehn Punkten! Voran wir, die Sozialdemokratie. Warum es abstreiten; die größten Esel sind wir Sozialdemokraten gewesen. Monarchie oder Republik, das ist ihnen gleich. Sie wollten uns kaput machen von Anbeginn an. Seit vier Jahren pressen und hungern sie uns aus.

Und wir? Wir haben erfüllt und erfüllt, gezahlt und gezahlt. Und der Erfolg? Jetzt halten uns die Franzosen den Hals zu. Wollen die besten Stücke Deutschlands an sich reißen. Der Rest kann dann sehen, wo er bleibt, kann verhungern, wenn er will.

Sind wir nun endlich klug geworden? Keine Spur! Der hohe Vorstand macht uns klar, der Kampf ist ein Unglück für die Sozialdemokratie, für die Organisation. Herrgott, merkt ihr denn nicht, daß es uns ans Leben geht jetzt, buchstäblich ans Leben! Daß wir uns wehren müssen, mit Händen und Füßen! Daß es sonst aus ist mit Deutschland, mit aller Freiheit und auch mit der Organisation. Und weil es uns allen an den Kragen geht, den Kapitalisten wie uns, wehren wir uns eben gemeinsam. Nichts natürlicher.

Wir, von Rhein und Ruhr, bleiben dabei: Fort mit allen inneren Gegensätzen und allem Gehader! Gemeinsame Front, bis das uniformierte Raubgesindel aus dem Land rausgeworfen ist!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine schwere Stille herrscht in dem kleinen Saal. Die meisten spüren, er hat recht. Aber — die Gewerkschaft — die Partei!

Der Vorsitzende mustert mit mißtrauischem Auge die Reihen der Gewerkschaftsführer. Er winkt dem unabhängigen Brausekopf kurz ab. Wie hier den richtigen Weg finden? Diese Leute lassen sich nicht mehr leiten wie früher. Sie sind nicht mehr fest in der Hand. Man darf sie nicht vor den Kopf stoßen, sonst gerät die ganze Organisation ins Wanken. Ein Mittelweg, ein Kompromiß muß gefunden werden, der diese nationalistisch Angekränkelten und die Radikalen zusammenhält.

„Genossen! Der Genosse Schmitz hat in manchem recht. Diese Gedanken drängen sich schließlich jedem auf. Aber wir dürfen eines nicht übersehen. Wir haben die Monarchie gestürzt, wir haben die Republik geschaffen und sind auf dem Wege zur Herrschaft des Proletariats. Wir haben den Marxismus zum Siege geführt. Das ist das Entscheidende und das Wichtigste für uns Arbeiterführer. Alles andere ist mehr nebensächlich, ist nur vorübergehend. Auch die Gefahr des französischen Imperialismus geht vorüber. Die Internationale ist an der Arbeit."

„Sehr wahr!" —

„Nein! sie versagt!"

„Wir deutschen Sozialdemokraten müssen ihr zu Hilfe kommen. Wir müssen die Regierung zum Verhandeln drängen. Die deutschen Kapitalisten und Industriellen müssen sich einigen mit den Franzosen. Mögen sie opfern, mögen sie bluten.

Der Vorstand schlägt darum vor, auf dem Abwehrkampf zu beharren. Aber die organisierte Arbeiterschaft allein für sich, ohne allzustarke Anlehnung an die Kapitalisten und bürgerlichen Kreise. Und dann müssen wir den stärksten Druck auf die bürgerliche Regierung ausüben, ihre Verhandlungsbereitschaft zu erklären und eine englische, amerikanische oder neutrale Intervention anzurufen."

„Nein, sag' ich!" Schmitz springt erregt auf. „Es darf kein Verhandeln geben, wir wollen keine Intervention, ehe das Raub- und Mordgesindel aus dem Ruhrgebiet nicht raus ist. Mir scheint, der hohe Vorstand hat von der Stimmung und dem Willen der Massen eine falsche Vorstellung. Legt doch einmal einen solchen Beschluß dem Lande vor. Und seht euch dann gefälligst die Wirkung an. Ihr wollt die weitere Abwehr gestatten. Sie lachen darüber. Sie haben nach eurer Erlaubnis nicht gefragt und werden auch in Zukunft nicht danach fragen.

Die Arbeiterschaft soll möglichst für sich allein kämpfen, Anlehnung vermeiden? Ich sage euch nochmals, sie werden lachen. Wie sollen sie das machen? Wie soll man einen geschlossenen Abwehrkampf führen, wenn jeder für sich allein wurschteln will? Gibt es in den Gruben, Hüttenwerken usw. nur Arbeiter? Gibt es nur sozialistische Organisationen? Wie soll die Bezahlung bei Abwehrstreiks geregelt werden? Die Franzosen spähen nach dem Riß, der zwischen Arbeitgebern und -nehmern sich zeigt. Sie möchten gar zu gern einen Keil hineintreiben und die Abwehrfront sprengen. Will die deutsche Sozialdemokratie den Franzosen Handlangerdienste tun?

Der Vorstand täuscht sich. Der Vorstand kennt den tieferen Grund und Sinn des ganzen Kampfes nicht. Das macht, weil er weitab vom Schuß sitzt."

„Das ist . . . ."

„Keine unnötige Erregung, Genossen. Hier muß endlich einmal ein offenes Wort gesprochen werden. Nehmt's krumm oder nicht, das ist mir egal. Der Kampf im Ruhrgebiet ist ein nationaler Kampf."

„Das ist Lüge! . . ."

„Bleib' sitzen, junger Grünschnabel, ich glaub' dir's, daß du das nicht verstehst. Die Arbeiterschaft beginnt zu begreifen, daß das Schicksal des ganzen Volkes ihr Schicksal ist. Daß keine Internationale sie vor Ausbeutung und Knechtung schützen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kann. Die Arbeiterschaft beginnt zu begreifen, daß das Vaterland über der Internationale steht."

„Vaterland! Halt's Maul, Mensch. Werft ihn raus!"

„Ruhe, aussprechen lassen!"

„Ja, ich sag's nochmal: erst das Vaterland — dann die Internationale! Die Arbeiterschaft hat einsehen gelernt, daß die Not Deutschlands ihre Not ist, daß das Elend Deutschlands ihr Elend ist, daß das Ende Deutschlands das Ende ihrer Freiheit und das Ende ihrer Rechte und ihrer sozialen Errungenschaften ist!

Das ist der neue Geist der Massen im Ruhrgebiet. Beschließt, was ihr wollt. Aber vergeßt nicht, daß ihr jetzt über das Schicksal und die Zukunft der deutschen Sozialdemokratie beschließt. Sie steht am Scheidewege!"

Die Gruppe der Unabhängigen ist nicht mehr zu halten. Der Vorsitzende müht sich vergebens. „Reaktionär, Arbeiterverräter, Nationalist. Mit solchen Sozialdemokraten bleiben wir nicht einen Tag länger zusammen!"

Der Junge überschreit die anderen: „Nieder mit der Reaktion, nieder mit dem Nationalismus! Das klassenbewußte Proletariat will eine Arbeiterrepublik. Wir kennen kein Vaterland, wir brauchen kein Vaterland! Wir sagen dieser Sozialdemokratie den Kampf an. Kampf bis aufs Messer dem Nationalismus! Arbeiterblut ist schon geflossen, es wird wieder fließen. Ihr seid die ersten, die dran glauben müssen."

„Blut wird wieder fließen, sagt ihr." Schmitz hat sich langsam erhoben. „Blut! Hast du dein Blut im zerschossenen Leib gespürt? Hast du die zerfetzten, verzerrten Leiber gesehen? Hast du draußen geholfen die Toten einscharren? Weißt du, warum sie vier Jahre aushielten draußen, vier Jahre gehetzt und gejagt von berstendem Eisen! Vier Jahre in einer Hölle! Zeig' deine Wunden; hier sind die meinen . . ." Er reißt sich Rock und Hemd den Arm hinauf, daß die bläulichen Narben im Licht aufleuchten. „Weißt du, wofür sie gefallen sind? Für die Internationale oder für das deutsche Volk und Vaterland? Hier saßen sie mit uns, es waren bessere Sozialdemokraten als du und dein Anhang.

Sie sitzen noch hier, mitten unter uns, sag' ich euch. Sollen sie umsonst gelitten und geopfert haben? Sie fordern jetzt unser Blut und unser Leben, für die Sache des deutschen Volkes, für das deutsche Vaterland. Wir im Ruhrgebiet und Rheinland hören und fühlen sie. Ihr hier, achtet auf die Zeichen der Zeit!"

Totenstille ist. Es ist, als ob die beschworenen Geister der Gefallenen den Kreis umständen. Die Männer schauern zusammen, die einen in Kraft- und Hilflosigkeit, die andern in der Furcht des Erkennens.

„Mehr hab' ich nicht zu sagen. Auf, wer meiner Meinung ist und meinen Antrag unterstützt!"

Es sind mehr als drei Viertel.

„Kommt, Kameraden, es ist genug geredet. Wir müssen zurück, der Kampf braucht jeden Kopf und Arm!"

* * *

In wachem Träumen geht die Margret Uekert neben ihrem Mann. In den Bäumen und Büschen pfeifen die Vögel fröhliche Frühlingszeit.

Sie hört sie nicht. Wo der Weg zwischen den Weinbergen sich aufwärts wendet, steht ein altes Marterbild. Die Gottesmutter, den toten Sohn auf dem Schoß haltend. Die sieben funkelnden Schwerter, die ihr blutendes Herz durchbohren, zucken in der Sonne. — Ein Weg für Mühselige und Beladene.

Mit einem Seufzer der Ergebung beginnt der Mann den Aufstieg. Sie ist so seltsam, die letzte Zeit. Alle Fröhlichkeit hin, all sein Mühen umsonst. Herb wehrt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie seine Zärtlichkeit ab. Die Starrheit ist ihm unheimlich. Das Lachen erfriert ihm im Halse.

Herrgott, er ist ein lustiger Bursch', er will eine lustige, lebendige, warme Frau! Vier Jahre Krieg und dann die verdammten Franzosen auf dem Hals. Muß man sich da nicht schadlos halten, muß man da nicht nachholen, alles Versäumte? Gott weiß, wann die Gesellschaft wieder abzieht. Man wird derweil alt und grau. Was hat man vom Leben? Sollten sich doch endlich vertragen, die Menschen. Es wäre Zeit.

Und immer dieser Weg, dieser verfluchte Weg. Er weiß, mit dem andern ist sie ihn gegangen, dem Gefallenen. Tot ist er, und doch nicht tot. Und er ist und ist nicht umzubringen.

Eine Zeitlang war's gut. Aber nun, seit der Ruhrgeschichte, ist's unerträglich. Kann er dafür? Macht er die Politik? Er tut, was er kann, gibt Geld und geht in Versammlungen. Was soll er mehr tun? Hol's der Teufel!

Die junge Frau geht in wachem Träumen. Es ist ein Weg der Qual, der Selbstqual. Sie muß ihn gehen, muß. Der Tote ruft sie, zwingt sie. Der Tote — der Unerlöste. Das ist das Fürchterlichste: der Unerlöste.

Nicht weil sie den — anderen genommen. Sie tat's nicht gern, der Hans weiß das. Aber der alte Vater, die Mutter — es ging nicht anders.

O, sie weiß, er kann nicht Ruh' und Frieden finden. Sie kennt ihn. Der Krieg verloren, der Feind im Land! Und die Menschen so stumpf, so kraftlos, so jämmerlich, so jämmerlich schwach.

Kein Beten hilft. Wenn sie sonst den Kreuzweg ging, von einer Leidensstation zur andern, dann gab ihr das Kraft und Ruhe.

Aber nun will nichts helfen. „Wir beten dich an, Herr Jesus Christ, und preisen dich, denn durch dein heiliges Kreuz hast du die Welt erlöst." — Sie glaubt es nicht mehr. Schrecklich, schrecklich, in allem ist sie wankend geworden. Hab' Erbarmen, Herr!

Sie steht einen Augenblick, schwankend unter der Last ihrer Not und Qual. Er legt den Arm um ihren Leib, sie zu stützen. Sie macht sich los. „Nicht, nicht." —

„Margret! . . ." Ein Drohen klingt in seiner Stimme. „Jetzt ist's genug mit den Verrücktheiten. Ich hab' keine Lust, mich wie ein lästiger dummer Junge behandeln zu lassen!"

Sie zuckt zusammen. Kann nichts sagen, kann ihn nicht ansehen. Hastig geht sie weiter, mit zitternden Knien. Er folgt, stumm gemacht durch ihre Angst und Hilflosigkeit. Im Innern aber gärt die Wut der verletzten Eitelkeit, bohrt der Haß gegen den Schatten des Toten. Gegen den Toten, der ihm diese Frau aus den Armen reißt.

Da geht sie vor ihm, blond und hell, herb und scheu wie ein Kind. Sein, sein Weib — und doch nicht sein, nie ganz sein. — O, er sieht, wie sie blaß wird und zittert, wenn er sie anrühren will.

Oben, an einer Bank bleibt er stehen. „Setz' dich, Margret."

„Nein, nicht hier . . ."

„Doch, du kannst ja nicht mehr", und er faßt und zwingt sie neben sich.

„Nein, nein — nicht hier . . ." — Er hält sie stumm und verbissen.

Ihre Augen sind geschlossen. Nichts sehen jetzt, nicht diese Bank. Hier — saß sie — mit — ihm. Eh' er fortging — zum letzten Male. „Erst die Kerle draußen niederkriegen, Margret — dann komm' ich — komm' ich." Und sie träumten in die Tage des Friedens.

„Margret, komm, laß jetzt die dummen Gedanken . . ." Und er zieht sie an sich.

„Jesus . . ." Sie erwacht. — Der andere.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie will auf und fort. Doch er ringt sie nieder. „Hier bleibst du. — Jetzt ist's genug! — Meine Frau bist du."

Ihr Wehren bricht jäh zusammen. Ohne Widerstand liegt sie in seinem Arm. Wie tot, ohne Regung. So liefert sie sich seinem Recht, seiner Gewalt aus, immer.

In wildem Bluttaumel packt er sie sonst, um sie zum Leben zu erwecken — mit Gewalt! Heut lähmt ihn ein Grauen. Als stände zwischen ihnen der Tod.

„Hans — hilf mir . . ." Sie weiß nicht, daß sie spricht. Aus ihrer fürchterlichen Not und Bedrängnis betet sie zu ihm.

Den Mann rüttelt, reizt es auf zu sinnloser Wut. Mit rohem Griff packt er sie. „Du, du rufst nach dem — andern! Denkst wohl an seine Küsse und — und —. Verflucht! Gut genug war ich, dich zu heiraten, nachdem der andere gefallen, für die Eltern zu sorgen. Und nun! Nun soll ich kuschen, zufrieden sein. Soll mich mit ein paar Brocken begnügen. Aber das hab' ich satt. Ich werd' dir beibringen, was ich zu fordern hab'! Ich werd' dir die Gedanken austreiben an deinen Hans, diesen Phantasten und Narren!"

Sie hält still, hört nicht, daß er sie schmäht und die Eltern. Aber den Toten. — Das rüttelt sie auf. So jäh und hart, daß der Mann sie läßt.

Eines Atemzuges Länge ist Schweigen zwischen ihnen. Ihr starres Auge zwingt seinen Blick nieder. In ihr ist mit einem Male alles klar. Als sähe sie sich und den Mann an ihrer Seite zum ersten Male. Der aufzuckende Haß gegen den Schmähenden ebbt zurück. Sie ist ruhig, völlig ruhig. „Du tust dem Toten und mir unrecht, Karl."

„Tu' ich — natürlich, natürlich!"

„Du wußtest, wie wir zueinander standen. Ich hab' ihm nachgetrauert, drei Jahre. Ich war jung, voll Frauen- und Muttersehnsucht. Wer einmal recht geliebt hat, ist voll Muttersehnsucht."

Er schaut sie an. Ist das die Margret, die so spricht?

Sie lächelt ein wenig. „Dann kamst du. Auch ein Kämpfer von draußen, wie er. Noch voll von Erleben und Erschütterungen. Ich mochte dich gern. Nicht so wie ihn. Ich hab' es dir gesagt. Du wolltest das überwinden, und ich glaubte dir. Und du hättest mein Herz, meine Liebe dem Toten entwinden können, daß ihm nur ein still-freundliches Gedenken geblieben wäre.

Aber du bist nicht wie er, bist nicht groß genug, nicht stark genug. Der Krieg, der Kampf war nicht zu Ende. Du hast das nicht begriffen, dir ging Geschäft und lustiges Leben über die Not, über die Heimat. Ich hab' dich gemahnt, hab' dich beschworen — umsonst. Du wolltest von Politik, wie du das nennst, nichts wissen. Du sahst die Gefahr überhaupt nicht."

Karl Uekert starrt die Frau an, stumm, in dämmernder Erkenntnis.

„Er ist gefallen, Hunderttausende mit ihm. Wofür? Damit das Rheinland, unsere Heimat, ein Raub Frankreichs werden sollte? Damit unsere Kinder Franzosen werden? Du, und viele andere, ihr habt es nicht begriffen. Ihr habt nicht begriffen, warum wir Frauen uns sträuben, Mütter zu werden. Daß wir euch nicht mehr achten konnten. Daß wir euch nicht mehr lieben konnten. Weil ihr keine Kämpfer mehr wart, sondern Schwächlinge. Keine Männer mehr!

Ihr habt es nicht begriffen, ihr begreift's immer noch nicht. Ihr jammert und flucht, aber ihr wehrt euch nicht. Wir Frauen sind heute mehr Kämpfer als ihr.

Wundert's dich noch, daß der Geist des Toten mir näher steht als du? Daß er mein Helfer und Mitkämpfer geworden ist? Daß ich ihn suche in tausend Erinnerungen? Und du meinst, ich habe — Sehnsucht —. Vielleicht — weil er ein Mann war."

Sie schaut über das Tal zu ihren Füßen, über die alte Stadt, in der seit Cäsars

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeiten der Grenzkampf nie zu Ende ging. Und spürt in ihrem Blut den harten, wilden Kampfwillen der Generationen durch die Jahrhunderte hindurch.

Sie, die Frau! Und weiß, daß Tausende von Frauen fühlen wie sie. Auch fühlen, daß diesmal der Kampf auch auf die Mütter gestellt ist. Daß diese schwere Zeit die Frauen aus dem stillen Frieden des Hauses hinaustreibt, in den Kampf. Und sie weiß auch, daß es weh tut.

Den Mann an ihrer Seite packt es. Was Kampfmüdigkeit, Zeitwirren, widriges politisches Narrenspiel verdunkelt, wird plötzlich hell. Scham und Selbstanklage wühlen in ihm. Doch riesenstark, von der Kraft und dem Haß der Urväter her genährt, wächst der Kampfwille auf.

Die Frau spürt den wiedererwachten Kämpfer. Und das Blut strömt ihr warm zu Herzen.

„Margret — du — komm!"

Sie schreiten mit starken Schritten der Stadt zu, die Vögel pfeifen fröhliche Osterlieder. — Et resurrexit!

* * *

Er steht da und spricht, abgemessen in Würde und Schwung. Er ist eine Autorität. An seinem Munde hängt das Konzertpublikum und lauscht voll ehrfürchtigen Staunens. Vom deutschen Lied, vom deutschen Chorgesang, dem Kraftquell und Spiegel der deutschen Seele spricht er. Beginnend mit den Schlachtgesängen der Germanen.

Herrgott, ist der Mann gelehrt — und was sind wir Deutschen doch für ein großartiges Volk. Man fühlt sich, die Brust von Stolz geschwellt.

Schluß: An der deutschen Kraft wird der Haß und Neid der Welt zerschellen. — Deutschland, Deutschland über alles. — Begeisterung.

Und dann betreten die Sänger das Podium. In Frack und Orden, von der hohen Mission ihrer Kunst durchdrungen. Und sie singen, „klassische" und „moderne" Chöre. Hingehauchtes Piano, erschütterndes Forte; alles ist voll Kunst und peinlichst abgewogen. Die Begeisterung ist unbeschreiblich.

Und erst bei den vaterländischen Liedern! — Lützows wilde Jagd: „Es fallen die fränkischen Schergen . . ." Tobender Beifall.

Nur einige bleiben stumm. Was ist das? Wie eine jähe Lähmung befällt es sie . . . „Das Land ist ja frei, und der Morgen tagt . . ." Furchtbares Erkennen: Das Land ist nicht frei! Das Land ist geknechtet! Und wir, wir singen und feiern.

Wer reitet zur wilden Jagd wider die fränkischen Schergen? Wir singen ihren Kampf- und Todesgesang. Aber peitscht er uns zum Freiheitskampf auf? O nein, wir sonnen uns in unserem Heldentum aus dem Weltkrieg. Wir dünken uns größer als diese schwarzen Reiter.

„Von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt . . ." Nachgesagt — ja, was wird einst nachgesagt von uns? Das Land ist nicht frei. Die Enkel, die geknechteten, getretenen Enkel! Durch unsere Schuld geknechtet! Sie werden nicht singen, sie werden fluchen. Sie werden das Gedächtnis an uns aus ihrem Herzen, aus ihrer Erinnerung ausbrennen mit — Verachtung. — Furchtbar Gericht: Von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt!

Und die Menge tobt, mit Blindheit geschlagen. Spürt nicht den Fluch der kommenden Geschlechter, spürt nicht den Fluch der Toten. Hört und begreift nicht: „Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt? . . ." — Herrgott, was ist aus uns geworden, welchen Weg sind wir gegangen!

Furchtbare Stimme des Gerichts: „Von Enkeln zu Enkeln sei's nachgesagt."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Herauf durch die Jahrhunderte geistert drohend das Heer der Gefallenen, die das Land befreit von den fränkischen Schergen, immer und immer wieder. Und nun das Ende, das fürchterliche Ende, durch unsere Schuld, unsere größte Schuld.

Und wir leben und lachen. Die Schande brennt uns nicht, die Schmach erstickt uns nicht. Wir singen Lieder, und es verdorrt uns nicht die Kehle.

Von Heldentaten reden wir, von ehrenvollem Unterliegen, und keiner hört das „Schuldig" der Toten, das den Himmel Gottes erschüttert.

Der Arm, der brünstig das Weib umfängt, sinkt nicht gelähmt. Wir zeugen Kinder und wissen nicht, daß wir den andern zur Fron die Sklaven zeugen.

Wir dulden, dulden, lassen uns knechten und treten — und machen Politik. Weil wir wehrlos sind. Wehrlos, wir Millionen Männer! — Männer?

Keine Rettung, kein Weg? Doch!

„— — — Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt?" Das ist der Weg!

* * *

Osterzeit ist, Zeit der Auferstehung. Das Halleluja wird gesungen. Mit dem Munde, nicht mit dem Herzen. Kein Jubel klingt darin, keine Freude braust auf. Die Qual und Not, die fürchterliche Klage des Karfreitag lastet ungelöst auf dem Volke.

„Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — Die Klage stößt wild, verzweifelt an die Tore des Himmels. Verzweifelter ward sie auf Golgatha nicht aufgeschrien zu Gott.

Griff Gottes Allmacht damals vom Himmel, Marter und Mord an dem Gekreuzigten zu enden? Er mußte die Qualen, den Schimpf bis zum letzten und bittersten Ende auskosten.

Und hat er die Welt erlöst durch seinen Tod? Hat er Marter und Kreuz getragen, daß nun kein Verfolgter, kein Gequälter zu Gott mehr aufstöhne? Wo ist der Friede, den Er uns verheißen?

Auferstanden, Halleluja klingt es seit Jahrhunderten am Ostertage, klingt die Hoffnung auf das Einst, das Auferstehn zum anderen Leben. Doch in diesem Leben, da stöhnt nur ein endlos crucifixus, ein endlos passus durch die Jahrhunderte.

Trost haben wir gefunden in der Hoffnung auf das resurrexit, Trost in Verlassenheit, Not- und Martertagen. Hilfe? Nein!

Nur manchmal, wenn das deutsche Volk, schon ans Kreuz geschlagen, dem Tod nah ins Auge sah, dann kam ein Geist von oben, ein anderer, neuer Geist. Ein Geist, der mit einem Male die furchtbare Tragödie auf Golgatha begriff, die in den Worten des Petrus-Evangeliums geoffenbart ist: „Meine Kraft, warum hast du mich verlassen?"

Das ist der Geist, der zur Auferstehung führt. Nur wenn wir einmal verzweifelt uns aufgeben, wenn wir rufen: „Meine Kraft, warum hast du mich verlassen?" — Dann kann uns kein Gott vor dem Kreuzestod bewahren. Wie Christus auf Golgatha. Jenseits seines Todes stand die Auferstehung seines Geistes, seines Weges zur Höhe, Überwindung des Diesseits für den Menschen. Jenseits der Vernichtung des deutschen Volkes steht — das Nichts. Er war berufen und erfüllte seine Berufung, trotz Tod, durch den Tod. Unser Tod wäre — das Ende, das Versinken, das Untergehen.

Sein Leben, Leiden und Sterben war der Weg zum Leben, zum Aufstieg der Menschheit. Glauben wir nicht auch an eine Berufung? Das Ende des deutschen Volkes wäre Schuld, schwerste eigene Schuld. Schuld an sich selber, seiner Berufung,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schuld an der Menschheit und an Gott. „Zum Eckstein ausersehn, aber vom Baumeister verworfen" — das wäre das Urteil.

Das deutsche Volk steht auf dem Marterberg. Gegeißelt, angespien, verhöhnt. Sein Kreuz ist gezimmert, sein Grab gegraben. Deutsches Volk, glaube an deine Kraft! Reiße die Kraft Gottes vom Himmel! Du kannst, du mußt.

Höre, schon stimmen die Legionen der Geister den Siegesgesang an: et resurrexit!

Ruhreinbruch und Kriegsschuldfrage

Von

Alfred von Wegerer

Durch den Einbruch der Franzosen in das Ruhrgebiet, in Baden und in Hessen ist die seit langem befürchtete Fortsetzung des Weltkrieges Tatsache geworden. Wenn auch zur Zeit allein Franzosen und Belgier an der militärischen Operation beteiligt sind, so ist der Zusammenhang der Dinge mit den treibenden Kräften, die den Weltkrieg herbeiführten, doch unverkennbar. Daß die andern nicht auch mitmachen, hat seinen Grund mit darin, daß sie sich von den Verdauungsbeschwerden nach dem Versailler „Friedens"mahl noch nicht ganz erholt haben und die öffentliche Meinung der angelsächsischen Länder sowie Italiens zum Teil aus der Verdummung der Kriegspropaganda erwacht ist. Auch die Angst vor den Ausstrahlungen des Sowjetsterns hält die Gemüter etwas zurück.

Die Fortsetzung des Kampfes mit den blutigen Waffen der Gewalt, die auf der Seite der Angreifer diesmal von so überlegener Stärke sind, daß für die Verteidiger von Waisenhäusern, Spitälern, Fabriken und Gruben eine kriegerische Abwehr überhaupt nicht in Frage kommt, hat das Gerechtigkeitsgefühl der gesitteten Welt, deren Umfang allerdings immer mehr zusammenschrumpft, doch sichtlich empört. Die Aufmerksamkeit wendet sich naturgemäß hierbei wieder dem Versailler „Frieden" zu, der als Ursprung alles Übels erneut der Kritik unterliegt. Auch dämmert die Erkenntnis, daß der die Welt vergiftende Vertrag nur dann von Grund aus geändert werden kann, wenn ihm das Fundament, die These von der Alleinschuld Deutschlands am Kriege, genommen wird und man den Ursachen des Weltkrieges und der nachfolgenden Verwicklungen einmal ehrlich nachgeht.

Wiederholt ist daher in letzter Zeit die Frage aufgerollt worden, ob eine Aktion großen Stils in der Kriegsschuldfrage zurzeit angebracht ist. Bei der Beantwortung dieser Frage handelt es sich in erster Linie darum, ob die Welt hierzu schon reif ist. Es wird wohl nirgends angezweifelt werden, daß die These von der Alleinverantwortlichkeit nicht von Deutschland allein umgestoßen werden kann, sondern daß dies nur mit Hilfe der öffentlichen Meinung der Signatarstaaten des Versailler Friedensvertrages und der neutralen Länder geschehen kann.

Unser heftigster Gegner in der Kriegsschuldfrage ist das Frankreich Poincarés. Viviani, Poincarés Ministerpräsident und Außenminister während der Julikrisis, hat dies durch sein Buch „Réponse au Kaiser", das zuerst in 40 Aufsätzen im „Matin" und anderen Blättern erschienen ist, in eklatanter Weise erneut bewiesen. In keinem anderen Lande wäre ein derartiges Buch noch möglich gewesen. Es wimmelt von Fehlern und Irrtümern, ist aber mit einem Raffinement abgefaßt, welches eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wissenschaftliche Kritik kaum möglich macht. Die Widerlegung im ganzen wird man daher getrost dem Esprit der eigenen Landsleute überlassen dürfen, für die das Buch in erster Linie geschrieben ist. Poincaré läßt, wie seine große Rede am Grabe Delcassés zeigt, auch jetzt noch keine Gelegenheit vorübergehen, um nicht nur seine Politik von 1914 und Versailles zu rechtfertigen, sondern er stellt auch seine Politik immer wieder auf das Fundament, welches ihm die Welt in Versailles gezimmert hat. Hinter Poincaré steht heute noch die Masse des französischen Volkes. Das Kopfschütteln einiger weniger darf hier nicht irre machen.

Zwei Organisationen sind aber vorhanden, deren mannhaftes Eintreten für die Wahrheit und das Recht unseren Sympathien näher gerückt werden müssen. Die „Société d'études documentaires et critiques sur la guerre" und die „Ligue des Droits de l'Homme". Seit Jahren beschäftigen sich die Mitglieder dieser Organisationen mit der Kriegsschuldfrage und haben in einer in Deutschland oft nicht genügend bekannten Weise Glänzendes zur Aufklärung in der Kriegsschuldfrage geleistet. Die Gruppen sind zwar nicht groß, und ihr politischer Einfluß ist gering, aber sie verfügen über kluge Köpfe und gewandte Federn. Wir geben ihre bedeutsamsten literarischen Erzeugnisse in der Fußnote wieder [1]).

Das offizielle wissenschaftliche Frankreich, welches in der Kriegsschuldfrage durch den Professor Renouvin vertreten wird, zeigt, daß die Erkenntnis über die geschichtlichen Ursachen des Krieges auch an der Sorbonne kleine Fortschritte macht. So sagt Renouvin am Schluß seiner kritischen Einleitung zur französischen Übersetzung der Geschichtstabellen Wilhelms II. [2]) folgendes über die Kriegsschuldfrage: „Der Kaiser hat bis zum 28. Juli 1914 den Krieg zwischen Österreich und Serbien lebhaft gewünscht und ziemlich leichten Herzens die Möglichkeit eines Krieges der Zentralmächte gegen Rußland und Frankreich erwogen. Als er die Ausdehnung, die der Konflikt anzunehmen drohte, durch die fast sichere Intervention Englands erkannte, hat er endlich — zu spät und zu matt — zu bremsen versucht. Er trägt daher für die Katastrophe einen großen Teil der Verantwortlichkeit." Wenn diese Auffassung auch noch lange nicht den grundlegenden geschichtlichen Tatsachen Rechnung trägt und Renouvin die Tatsache, daß das energische Eingreifen Wilhelms II. nach seiner Rückkehr aus Norwegen zugunsten des europäischen Friedens nur an der russischen allgemeinen Mobilmachung scheiterte, auch verschweigt, so klingt es doch schon anders, als Clémenceaus berüchtigte Mantelnote, welche dem Ultimatum vom Juli 1919 beigegeben war.

In England ist man weniger temperamentvoll in der Behandlung der Kriegsschuldfrage und verliert sich nicht so in Einzelheiten und Albernheiten wie in Paris. In den Grundtendenzen ist man jedoch ziemlich konservativ geblieben. Die hin- und herwogenden Ansichten Lloyd Georges über Deutschland, Frankreich und die Kriegsschuldfrage können daran wenig ändern. Der alte Waliser ist eben ein ewig unbeschriebenes Blatt. Er verjüngt sich täglich durch neue Ansichten. Hoffentlich

[1]) Schriften von Mitgliedern der "Société d'études documentaires et critiques sur la guerre": Demartial, Georges: "Les responsabilités de la guerre, le patriotisme et la verité". Paris 1920. — Morhardt, Mathias: "Les origines de la guerre". Paris 1921. — Schriften von Mitgliedern der "Ligue des Droits de l'Homme": Guétant, Louis: "Rapport sur le traité de Versailles et les responsabilités de la guerre". Lyon 1921. — Gouttenoire de Toury: "La Politique russe de Poincaré". Paris 1921. — "Poincaré a-t-il voulu la guerre?" Paris 1921. — ' Jaurès et le parti de la guerre". Paris 1922. — "A propos de la Chambre sur les responsabilités de la guerre". Paris 1923. — Pevet, Alfred: "Les traités". Paris 1921. — "Les responsables de la guerre". Paris 1922.

[2]) "Introduction aux Tableaux d'Histoire de Guillaume II." Paris 1923. Alfred Costes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommt ihm in der Kriegsschuldfrage auch noch einmal ein Tag innerer Erleuchtung, damit er dann sein seniles Wort von der Kriegsschuldfrage als „cause jugée" durch einen keimkräftigeren Ausspruch ersetzt.

Headlam Morley, welcher als offizieller Historiker in der Kriegsschuldfrage im „Foreign Office" gelten darf, hat seinen Standpunkt durch die Schuldiskussion mit Professor Hans Delbrück genügend gekennzeichnet.

Weit objektiver urteilt der englische Professor G. P. Gooch, der Verfasser von „A Century of British Foreign Policy", welcher kürzlich eine beachtenswerte Schrift „Recent Revelations on European Diplomacy" [3]) herausgegeben hat. Wenn auch seine Auffassungen über die Politik Frankreichs, namentlich die große Schwenkung, welche mit dem Eintreten Poincarés in die Regierung im Januar 1912 einsetzte, noch etwas verschwommen sind, so beweisen seine Schlußfolgerungen, daß er sich zu einem Urteil durchgerungen hat, das unsere vollste Beachtung verdient und durch seine außerordentliche Kenntnis der einschlägigen Literatur noch erhöht wird. Aus der genannten Schrift geben wir einige Sätze im Wortlaut wieder: „. . . Bethmanns unsullied character and love of peace are as incontestable as his incapacity for his post . . .", — „. . . The violation of Belgian neutrality roused the country to righteous anger; but it was the occasion rather than the cause of our entry into the war . . .", — „. . . The outbreak of the Great War is the condemnation not only of the performers who strutted for a brief hour across the stage, but of the international anarchy which they inherited and which they did nothing to abate."

Von Politikern, die in England in der Kriegsschuldfrage hervortreten, sind in erster Linie der durch sein mannhaftes Auftreten in der Frage der Kongogreuel bekannte E. D. Morel und der Arbeiterführer Ponsonby zu nennen. Wenn in England in der Kriegsschuldfrage allmählich eine Änderung der Auffassung bei den breiten Massen des Volkes eingetreten ist, so dürfte dies in erster Linie Morel zu verdanken sein, welcher sich in seiner Zeitschrift „Foreign Affairs" unermüdlich für eine Beseitigung der schädlichen Folgen der Northcliffepropaganda einsetzt. Ein bedeutender Erfolg war der kürzlich von ihm herausgebrachten Schrift „Das Gift, das zerstört" beschieden. Die Schrift, die in der deutschen Ausgabe [4]) ein besonderes Vorwort des Verfassers enthält, hat in Deutschland weite Verbreitung gefunden. Eine Stelle seiner Schrift hat für die gegenwärtige Zeit besondere Bedeutung: „Und doch werden wir einem neuen Kriege entgegengetrieben, der wahrscheinlich noch zu Lebzeiten derjenigen stattfinden wird, die heute 50 Jahre zählen; wir werden ihm entgegengetrieben durch die amtliche Politik, deren Ursprung in dem ursprünglichen Betrug des Krieges 1914—1918 liegt, und deren weitere Verfolgung durch diesen Betrug zu erklären ist. Keine Kraft aus der bloßen Gefühlswelt wird diese Entwicklung aufhalten können. Es gibt nur eine Kraft, die dazu imstande ist — Wissen: eine unerschütterliche intellektuelle Erfassung der wahren Genesis, der wahren Motive des letzten Krieges durch die Völker Großbritanniens, Amerikas und Frankreichs — besonders vielleicht durch das britische Volk."

In Amerika sieht es in der Kriegsschuldfrage noch immer ziemlich trübe aus. Es ist einfach so gut wie kein Interesse vorhanden. Auch fehlen gänzlich die wissenschaftlichen Grundlagen für eine Beurteilung der Frage. Die Journalistik hält sich von der Frage fern, weil sie weder die Money machende Sensation bringen kann noch die Angelegenheit der Mühe für wert hält. Die Sympathien der Amerikaner erschöpfen sich in Liebesgaben. Politisch müssen wir uns nach ihrer Meinung selbst

[3]) Reprinted from "Journal of British Institute of International Affairs". Januar 1923.
[4]) E. D. Morel: „Das Gift, das zerstört." Societäts-Druckerei, Frankfurt a. M. 1922.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

helfen. Immerhin sind einige wenige Gelehrte vorhanden, welche dem Ursprung des Weltkrieges wissenschaftlich nachgehen und auch schon wertvolle Veröffentlichungen herausgebracht haben. An erster Stelle steht hier der amerikanische Professor Sidney B. Fay, welcher seine Kenntnisse über die Vorgänge, welche den Weltkrieg veranlaßten, nicht nur aus Dokumenten schöpft, sondern eigene Forschungen betreibt und auch mit vielen Menschen in Verbindung steht, welche während des Kriegsausbruches zu den Handelnden gehörten. Obgleich er Deutschland nicht in allen Punkten reinwäscht und mit dem deutschen Militarismus, wohl in Verkennung unserer strategischen Lage, noch ziemlich auf Kriegsfuß steht, faßt er doch seine Auffassung in die Worte zusammen „Germany did not desire the war".

Frederick Bausman hat kürzlich ein schwungvoll geschriebenes Buch „Let France explain" herausgebracht, das sich auf zahlreiche angeführte Dokumente stützt und in diesen Tagen auch in deutscher Übersetzung erscheint [5]).

In den übrigen Ländern kann von einer geistigen Bewegung in der Kriegsschuldfrage kaum geredet werden. Nitti faßt wohl den Versailler Friedensvertrag im ganzen an, nimmt aber in der Kriegsschuldfrage keinen besonderen Standpunkt ein, wenn er auch Rußland die Hauptschuld beimißt.

Besondere Beachtung verdient die Neutrale Untersuchungskommission, welcher Schweden, Norwegen, Holland und die Schweiz angehören. Die Kommission, deren Anfänge bis zum Sommer 1918, also zu einer Zeit, wo der Ausgang des Krieges noch nicht zu übersehen war, zurückreichen, hat kürzlich ihre 4. Konferenz in Zürich abgehalten. Hier wurden die Richtlinien für die weiteren Arbeiten festgelegt. Die Kommission steht noch am Anfang ihrer Tätigkeit. Die Veröffentlichungen der Kommission beschränken sich zunächst auf Bulletins, welche die Absichten der Kommission erkennen lassen und einen Überblick über die Kriegsschuldfragenbewegung geben.

Aus den skizzenhaften Darstellungen läßt sich erkennen, daß die Umbildung des Urteils über die Kriegsschuldfrage im Ausland noch im Anfang steckt, wenngleich ein Fortschritt auf dem Wege zur Wahrheit unverkennbar hervortritt.

Weit größer sind die Fortschritte, welche in der Klarstellung der ganzen Materie zu verzeichnen sind. Als zu Anfang des Jahres 1919 die von der Entente eingesetzte Kommission über die Verantwortlichkeit am Ausbruch des Krieges eine Entscheidung treffen sollte, fehlte es vielfach an den notwendigen Unterlagen. Auch die deutsche Viererkommission konnte ihre Behauptungen nicht überall mit den erforderlichen Belegen stützen. Dies ist mittlerweile anders geworden. Wir verfügen zurzeit über eine gewaltige Literatur, welche zum großen Teil aus Dokumentensammlungen und Memoirenwerken besteht, und die es ermöglicht, nicht nur einer ad hoc einzusetzenden Kommission, sondern auch der öffentlichen Meinung einen Überblick zu verschaffen über die Vorgeschichte des Krieges und die Vorgänge, welche den Kriegsausbruch herbeigeführt haben. Die materiellen Unterlagen für eine Revision des Schuldurteils sind also durchaus vorhanden.

Es ist auch fraglos richtig, daß die Augen der Welt augenblicklich auf uns gerichtet sind, und daß alles, was in Deutschland vorgeht, mit dem größten Interesse verfolgt wird. Aus dieser Tatsache heraus wird verschiedentlich die Ansicht vertreten, daß jetzt die Zeit gekommen sei, wo Deutschland in der Kriegsschuldfrage hervortreten soll. Man darf hierbei aber nicht übersehen, daß das Interesse der Welt sich augenblicklich nicht um die Kriegsschuldfrage dreht, sondern darum, ob das bis an die Zähne bewaffnete kriegerische Frankreich, welches 1914 den Über-

[5]) Die Uebersetzung kommt im Wieland-Verlag, München, heraus. — Das erste Kapitel „Das kriegerische Frankreich" wurde von der Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen im Februar in der „Germania" veröffentlicht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fallenen und Friedlichen gespielt hat, das durch amerikanische Versprechungen entwaffnete Deutschland auf Menschenalter hinaus in die Sklaverei überführen wird.

Am Rhein und an der Ruhr stehen aber nicht nur zwei Völker, sondern zwei Weltanschauungen im Kampfe: der seiner ganzen Geschichte entsprechend nur auf Gewalt gegründete Militarismus und Imperialismus Frankreichs und das nicht nur sein eigenes Recht, sondern die Grundrechte der Freiheit für alle Völker verteidigende Deutschland.

In diesem Kampfe verdient auch die Schuldfrage erhöhte Beachtung. Denn bei ihrer Erörterung ist die Kräfteverteilung die gleiche wie an der Ruhr: auf der einen Seite Gewalt, Roheit und Lüge, auf Deutschlands Seite das Recht und die Wahrheit!

Die Vertreibung der deutschen Ansiedler und Domänenpächter aus Polen

Von

Stanislaus von Uzarski

Nach der Unterzeichnung des Versailler Vertrages durch Deutschland erschien der berühmte Aufruf des obersten polnischen Volksrats in Posen an die Mitbürger deutschen Volkstums, in dem das Anbrechen eines neuen Zeitalters, volle Gleichheit für alle polnischen Staatsangehörigen, Schutz aller Rechte und weiteste Toleranz gegen die deutsche Bevölkerung feierlich versprochen wurden. Die Warschauer Regierung erklärte einer deutschen Delegation bald darauf, daß dieser Aufruf als Staatsakt anzusehen wäre. In dem Aufruf, dem Verhandlungen zwischen den deutschen und polnischen Volksräten vorausgegangen waren, war unter anderem auch die Aufrechterhaltung aller Pachtverträge versprochen worden. Die Welt sollte bald erleben, was von polnischen Versprechungen zu halten war. Es gibt kein besseres Beispiel für die Methoden polnischer Gesetzgebung und Verwaltung als die Behandlung der deutschen Domänenpächter und Ansiedler.

Am 14. Juli 1920 erließ der Sejm das berüchtigte Gesetz über den Übergang der Vermögensrechte der deutschen Staaten, das im Volksmund nur als Diebstahls- oder Spitzbubengesetz bekannt ist. Durch dieses Gesetz maßte sich Polen das Recht an, sämtliche Pächter deutscher Staatsdomänen fristlos von ihren Domänen zu entfernen und das gleiche mit allen deutschen Ansiedlern zu tun, die am 11. November 1918, dem Datum des Waffenstillstandsvertrages von Compiègne, noch nicht in den Grundbüchern als Eigentümer ihrer Ansiedlungsgrundstücke eingetragen waren, ohne Rücksicht darauf, ob sie bereits viele Jahre vorher die Grundstücke übernommen und einen rechtlichen Anspruch auf Eintragung im Grundbuch hatten. Es ist hier nicht der Ort, die Rechtslage auseinanderzusetzen, und es ist auch nicht erforderlich. Auf die Klagen des Deutschtumsbundes in Polen hat sich der Völkerbundrat wiederholt mit der Frage der Ansiedler und Domänenpächter befaßt; und wenn auch das Verfahren noch nicht endgültig abgeschlossen ist, so ist doch schon nach den bisherigen Ergebnissen soviel festgestellt, daß nur Raubinstinkt, rücksichtsloser Wille zur Vernichtung aller Deutschen, zynisches Hinwegsetzen über eigene Versprechungen und das Fehlen jedes Gefühls für Billigkeit und Recht eine Erklärung für das geben können, was in den letzten drei Jahren von Polen gegen die Ansiedler und Domänenpächter verübt worden ist.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 30. September 1922 hat dem Völkerbundrat das Gutachten einer Juristenkommission vorgelegen. Die Mitglieder der Kommission waren: die Justitiare des englischen und französischen Außenministeriums, ein Spanier, der als Vorsitzender einer Kammer des deutsch-französischen Schiedsgerichtes sich jedenfalls nicht den Ruf der Deutschfreundlichkeit erworben hat, und ein Holländer. Es folgt aus der ganzen Situation, daß die Kommission sich bemühen mußte, allen Argumenten, die zugunsten der polnischen Regierung sprachen, die weitestgehende Berücksichtigung zu schenken. Der Völkerbundrat hatte ursprünglich die Absicht gehabt, ein Gutachten des ständigen internationalen Schiedsgerichtes herbeizuführen. Es gelang den polnischen Bemühungen, das zu hintertreiben. Als Ersatz wurde diese Juristenkommission gebildet, die eben nicht, wie das ständige Schiedsgericht, aus unabhängigen Richtern, sondern aus den Beauftragten ihrer Regierungen gebildet war. Bei der offenkundigen Schwäche des Völkerbundrates, bei Berücksichtigung seines Statuts, nach dem Beschlüsse nur einstimmig gefaßt werden können, und bei Berücksichtigung des Umstandes, daß zwar die polnische Regierung, nicht aber die Minderheit vom Völkerbundrat gehört werden muß, ist es verständlich, daß Beschlüsse gegen den polnischen Staat nur zustande kommen können, wenn sehr starke Gründe zugunsten der Minderheit sprechen. Die vom Rat eingesetzte Juristenkommission ist nun zu dem Ergebnis gekommen, daß alle von Preußen abgeschlossenen Pachtverträge auf den polnischen Staat übergegangen sind, und daß Ansiedler, die vor dem 11. November 1918 rechtsgültige Kaufverträge abgeschlossen hatten, von Polen als Eigentümer anzuerkennen seien. In andern Punkten war das Gutachten für die polnische Regierung günstig. Immerhin war in zwei Fällen damit festgestellt, daß zum mindesten außerordentlich starke Gründe gegen das Recht der polnischen Regierung sprachen, Ansiedler und Domänenpächter zu vertreiben.

Polen hat das auch durchaus gewußt. Die Motive zu dem Gesetz vom 14. Juli 1920 sagen ganz offen, daß die Frage, welches Eigentum und welche Rechte auf Polen übergehen, im einzelnen zweifelhaft sein könnten, daß darüber letztlich die Reparationskommission zu entscheiden habe, daß man aber bekanntlich in der Rolle des Besitzenden immer besser dastände, und daß man verhindern müsse, daß die polnischen Gerichte einen abweichenden Standpunkt einnähmen. Daß die Meinung, die Reparationskommission sei zuständig, nicht zutreffend ist, ist in diesem Zusammenhang ohne Bedeutung. Es genügt die Feststellung, daß schon im Beginn der ganzen Aktion der polnischen Regierung die Zweifelhaftigkeit ihres Rechtsstandpunktes bewußt gewesen ist. Am 14. Januar 1922 hat der Völkerbundrat zum ersten Male die polnische Regierung ersucht, bis zur endgültigen Entscheidung von allen Maßnahmen gegen die Ansiedler abzusehen, und hatte dieses Ersuchen am 17. Mai 1922 in sehr scharfer Form wiederholt. Schon am 17. Mai hat der Rat von sich aus als seine Meinung angedeutet, daß das polnische Vorgehen gegen gewisse Kategorien der Ansiedler unzulässig sei. Trotz alledem, obwohl die Regierung die Einstellung der Maßnahmen zweimal ausdrücklich versprochen hat, das eine Mal durch eine Note des Außenministers selbst, haben die polnischen Behörden ohne jede Rücksicht die Vertreibung fortgesetzt mit dem Erfolg, daß heute von den Domänenpächtern, deren sich der Völkerbundrat nur mittelbar angenommen hat, keiner mehr im Besitz seiner Domänen ist, und daß von den 3518 Ansiedlern, die im ganzen in Frage kommen, nach den niedrigsten Schätzungen bereits über 2000 nach Deutschland abgewandert sind, und daß von den übrigen kein einziger mehr die Verfügung über sein Eigentum besitzt.

Jetzt ist, nachdem die polnische Regierung trotz dringlichster Empfehlung des Rates sich geweigert hat, das Gutachten der Juristen anzuerkennen, die Frage endlich an das ständige internationale Schiedsgericht abgegeben worden. Den tatsächlichen Erfolg

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aber hat schon heute die polnische Regierung. Alle Domänenpächter und der größte Teil der Ansiedler werden von der Entscheidung keinen Nutzen mehr haben.

Während das Verfahren gegen die Domänenpächter sich wenigstens zum Teil in den Formen eines gerichtlichen Verfahrens abgespielt hat, ist auf die Ansiedler nicht einmal diese Rücksicht genommen worden. Wohl sind auch gegen Ansiedler Klagen vor den Gerichten angestrengt worden, Klagen, die bisher in die zweite Instanz gelangten und durchweg, da sich die polnischen Gerichte an das polnische Gesetz gebunden halten, zuungunsten der Ansiedler entschieden wurden. Aber die polnischen Ansiedlungsbehörden haben sich fast nie darum gekümmert, ob Gerichtsurteile vorlagen oder nicht. Vor einigen Wochen hat in Posen ein interessanter Prozeß gegen das „Posener Tageblatt" stattgefunden. Die Zeitung hatte in einem längeren Aufsatz u. a. von einem Fall berichtet, in dem Beamte des Ansiedlungsamtes zwei Ansiedlern gedroht hatten, sie mit Gewalt von ihren Grundstücken zu vertreiben, wenn sie nicht freiwillig die Grundstücke verließen. Darauf klagte der Posener Wojewode wegen Beleidigung eines unterstellten Beamten. Im Prozeß kam es zur Vernehmung des betreffenden Beamten als Zeugen, und der Mann hat wenigstens unter seinem Eid die Wahrheit ausgesagt. Er bekundete, daß er die fragliche Drohung tatsächlich ausgesprochen habe und sie im übrigen späterhin auch verwirklicht habe; beides sei auf Anweisung seiner vorgesetzten Behörde geschehen. Der angeklagte Redakteur wurde daraufhin freigesprochen. Das war peinlich, und so versuchte eine polnische Zeitung, der „Kurjer Poznanski", das unangenehme Ereignis zu vertuschen. In einem Bericht über den Prozeß hieß es, daß das Gericht die Einstellung des Strafverfahrens wegen nicht fristgerechter Stellung des Strafantrages beschlossen habe. Das „Posener Tageblatt" konnte feststellen, daß die Behauptung eine glatte Unwahrheit sei, der Richter nicht die fragliche Äußerung getan habe und der angeklagte Redakteur durch ein ordnungsmäßiges Urteil freigesprochen sei.

Wenn man sich die oben dargestellten Vorgänge vor dem Völkerbundrate vergegenwärtigt, wenn man Gutachten liest, die in der Angelegenheit der Domänenpächter von ersten ausländischen Juristen erstattet worden sind, dann greift man sich an den Kopf, wie es möglich ist, daß ein Staat, der behauptet, ein Rechtsstaat zu sein, anordnet oder duldet, was in Polen geschehen ist. Dann erst hat man den richtigen Hintergrund für das Bild menschlichen Elends, das sich hier abgespielt hat. Einige Fälle für viele seien hier kurz geschildert: Bei einem Ansiedler, Vater von zwei Kindern, das jüngste drei Wochen alt, erscheint der sogenannte Landkommissar. Er verlangt Räumung der Stelle und Einsetzung des von ihm mitgebrachten Nachfolgers. Der Ansiedler verlangt Vorlegung eines vollstreckbaren Urteils, und als dies nicht vorgelegt werden kann, erklärt er, sich gegen jede Maßnahme des Landkommissars zur Wehr setzen zu wollen. Darauf verschwindet der Landkommissar und kommt an einem der folgenden Tage mit Gendarm, Gemeindevorsteher und acht Arbeitern zurück. Ohne viel Worte wird jetzt zur Gewalt geschritten. Das ganze Haus wird ausgeräumt, die Möbel und Gebrauchsgegenstände in wüstem Durcheinander in eine Kammer gestellt, ein Teil, der nicht mehr in die Kammer geht, bei einem Nachbarn auf den Hof gestellt. Dem Ansiedler wird noch erlaubt, die Wasserpumpe zu benutzen, im übrigen ihm jegliche Verfügung über Inventar, Lebensmittel usw. entzogen. Der Ansiedler wohnt jetzt in der Scheune eines Nachbarn. — Ein anderer Fall: Die Gerichte haben im großen und ganzen den Ansiedlern das Recht der freien Verfügung über ihr Inventar zugesprochen. Die Nachfolger, alles mittellose Leute, versuchen, das Inventar zu Schleuderpreisen zu kaufen. Begreiflicherweise versucht der Ansiedler, wenigstens diesen Vermögenswert zu erhalten. Pferde und Vieh muß er aus Futtermangel oder weil er keine Möglichkeit findet, die Tiere unterzustellen, bald verkaufen. Aber das tote Inventar versucht man zu behalten, um bei der ständigen Geldentwertung wenigstens einen bleibenden Wert

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Hand zu haben. Ein Ansiedler hat, nachdem er erfuhr, daß auch ihm die Zwangsentsetzung bevorstehe, sein totes Inventar auf den Hof eines Nachbarn geschafft. Am Tage darauf erscheint auch der Landkommissar mit dem üblichen Aufgebot, setzt den Ansiedler heraus und — holt das tote Inventar, Maschinen usw. vom Hof des Nachbarn herunter und stellt sie dem Nachfolger zur Verfügung. — Schließlich ein dritter Fall: Das Gericht hatte die Räumungsklage des Fiskus abgewiesen, da die Nachprüfung des Grundbuchs ergab, daß nicht der polnische Staat, sondern der Ansiedler als Eigentümer eingetragen war. Trotz dieses rechtsgültigen Urteils nahmen Landkommissar und Gendarm die Exmission vor.

Das zweite und dritte Beispiel haben nur insofern Allgemeingültigkeit, als sie zeigen, wie nicht nur das Gesamtvorgehen gegen die Ansiedler, sondern auch die Maßnahmen der Behörden im einzelnen rechtswidrig sind, und zwar auch gemessen an den polnischen Gesetzen. Für das Vorgehen der Behörden gegen die einzelnen Ansiedler in den über 2000 Fällen, in denen die Ansiedler bereits zur Abwanderung nach Deutschland gezwungen wurden, und für die ein genaues Tatsachenmaterial vorliegt, war es ohne Einfluß, ob Klagen eingeleitet waren, ob Urteile erstritten, für vorläufig vollstreckbar erklärt waren oder nicht, ob der Völkerbundrat die Einstellung aller Maßnahmen gegen die Ansiedler angeordnet hatte und die eigene Regierung diese Anordnung aufgegriffen hatte. Wahllos wurde in ein gerichtliches Verfahren eingegriffen oder, ohne daß ein gerichtliches Verfahren überhaupt vorlag, zum Zwang gegen die Ansiedler geschritten. Ob sich die Maßnahmen als Exmission, verbunden mit Einsetzung eines Nachfolgers, oder als Einsetzung eines Zwangsverwalters und in Aussicht genommenen Nachfolgers darstellten, änderte nie etwas Wesentliches an der Lage des einzelnen. Auch die Zwangsverwaltung bedeutete Exmission. Sehr widerstandskräftige Naturen haben trotz Zwangsverwaltung noch monatelang auf ihrer Stelle ausgehalten. Die Verhältnisse, unter denen das geschah, kann man den Bürgern zivilisierter Staaten schwer anschaulich machen. Zusammengedrängt mit der fast immer sehr zahlreichen Familie in ein, höchstens zwei Zimmer, ohne die Möglichkeit, das Gemüse des Gartens, das Korn der eigenen Ernte, ja vielfach selbst für noch nicht einjährige Kinder Milch zu beschaffen, brachten diese Männer und Frauen einen Mut zum Erdulden auf, wie er erst in diesen Wochen in dem stillen Heldentum der Ruhrbevölkerung ein Seitenstück gefunden hat. Aber an der Ruhr stärkt der Rückhalt eines ganzen Volkes. Die Ansiedler in Polen litten und leiden das alles inmitten einer haßerfüllten Bevölkerung, ohne Schutz und Rat bei eigenen Behörden. So ist es verständlich, wenn schließlich die härtesten Nerven nachgaben; und wenn auch die moralische Kraft seelischen und körperlichen Schikanen noch hätte Widerstand leisten können, dann zwang schließlich der Hunger.

Der polnische Vertreter beim Völkerbund, Askenazy, hat aber die Stirn, am 2. Februar vor dem Völkerbundrat zu erklären, die polnische Regierung habe jetzt 10 Monate lang durch Einstellung aller Maßnahmen gegen die Ansiedler einen so hohen Beweis ihrer Toleranz gegeben, daß sie zu weiterem Entgegenkommen sich nicht bereiterklären könne. Herr Askenazy hat recht, das ist polnische Toleranz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sterne der Heimkehr

Roman

von

Ina Seidel

(Fortsetzung)

VII

Mathilde, zu sich kommend aus der traumhaften Entrücktheit, in die die Worte der Dichtung sie versetzt hatten, oder vielleicht weniger diese Worte als das Zusammentreffen der zartmelancholischen Kulisse des alten Schlößchens mit dem Rahmen des sommerlichen Laubes, mit der atmenden bekränzten Jugend rings umher und mit den beiden ineinander verzückten Gestalten davor — nicht zuletzt aber durch den Ton leidenschaftlicher Inbrunst, in dem besonders Roubroucq gesprochen hatte, durch seine Stimme, die gegen ihre eigene Dunkelheit ankämpfte und sie mit der Glut des Herzens durchdrang — Mathilde fand sich plötzlich allein auf der steinernen Bank und sah, wie Mütterchen, die neben ihr gesessen hatte, sich an Wendelins Arm einen Weg durch das Getümmel suchte, das nun um den auflodernden Holzstoß wogte. Mütterchen, am Arme des so sympathischen Herrn, suchte nach Tatjana, kein Zweifel; warum aber benutzte der Sympathische diese erste Gelegenheit, um sich aus ihrer, aus Mathildens Nähe, zu entfernen? Denn in einer, wie sie sich sagen zu müssen meinte, völlig unbegründeten Empfindlichkeit fühlte Mathilde Wendelins Fortgang von ihr in diesem Augenblick wie eine Kränkung; aber wie sie gleich darauf auch wußte, lag der Grund hierfür in der Ahnung, daß er sich einer Aussprache mit ihr entziehen wolle, einer Ahnung, die ihrer eigenen Unsicherheit über die vorhin nicht ganz abgeschlossene Unterhaltung entsprang. Diese Unterhaltung hatte freilich für sie selber so stark den Charakter des Endgültigen gehabt, daß sie jetzt noch wie unter einem besiegelten Schicksal unter ihr lebte. In dieses, ihr aufgewühltes Herz war der heiße, süße Schauer der Dichtung gesunken; überschwengliche Stimmen hatten das ausgesprochen, was es dunkel und sehnsüchtig begehrte und für das es in dieser selben Stunde mit einem großen, lächelnden Wort ein in Dienen und Ausharren erkämpftes Königreich opfern zu können gemeint hatte.

So saß sie in seltsamer Verlassenheit auf ihrer Bank, die das Flackerlicht des Feuers kaum streifte. Vorgebeugt, die Hände im Schoß, starrte sie auf den Reigen, der jetzt dort um die große, feierlich tanzende Flamme begann, sah in dem Wirbel fremder, junger Gestalten Aage mit Erdmuthe an der einen und Loulou an der andern Hand schreiten, gleich darauf Pieter mit gerötetem Gesicht und in herausfordernden Bocksprüngen die andere Hand Loulous und die von Wini Wingart hin- und herschwenken, erblickte auch Wendelin mit Tatjana, aber ohne eine andere Regung als den Gedanken, dies alles sei ihr unerreichbar wie hinter Glas und sie selbst heute nicht anders wie alle Zeit in sich selbst gebannt und unfähig, die warme Hand des Lebens zu ergreifen und festzuhalten. Sie fühlte, daß jemand neben sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

getreten war, und wußte, ohne den Blick zu heben, es war Roubroucq. Als er jetzt mit gedämpfter Stimme: „Kommen Sie!“ sagte, erhob sie sich und folgte ihm willenlos den dämmerigen Laubgang hinauf, der wegführte vom Tanz von der Flamme, und in sich selbst seligen Lust in das Labyrinth des verwilderten Gartens. Außerhalb der dichten Blätterkuppel der Rüstern stand noch das sanfte graue Mittsommerabendlicht, es schlugen noch Vögel an, ein Rotkehlchen sang der Sonne nach, inbrünstig, als sollte der kleine Körper sich ganz in klare flötende Sehnsucht lösen. Mathilde sagte, nur um das beklommene Schweigen zu lösen: „Daß die Nonnen den Park so verwildern ließen, wie geht das zu? Ich habe immer gedacht, er gehörte dem Herzogshaus . . .“

Sie schritten über einen eibenumstandenen, grasigen Platz, eine sonderbare Borkenhütte mit einem hölzernen Glockentürmchen lehnte sich schief gegen die fast undurchdringliche schwarze Taxuswand. Dies war Sibyllens Eremitage, wo sie les joies d'été abgebüßt hatte. Mathilde sank müde auf die schmale Lattenbank vor der Tür nieder. Sie verschränkte die Hände hinter dem Kopf und blickte zu Roubroucq auf, der vor ihr stehen blieb. „Die Nonnen“, sagte er schleppend, wie einer, der nicht bei der Sache ist, „hatten zunächst einen Wallfahrtsort aus Joie d'été gemacht und aus dem Schlößchen eine Art Spital. Der Krone gefiel das aus irgendeinem Grunde nicht, sie suchte die Erbschaft anzugreifen, führte einen langen Prozeß darum, erreichte aber schließlich nur das Pachtrecht und besaß auf diese Weise das Grundstück bis zur Revolution, ohne je viel Gebrauch davon zu machen. Das hat mir Wendelin erzählt, Verehrteste, ich habe nicht etwa Quellenstudien gemacht. Denn diese Geschichte ist langweilig und banal, wie sie Wendelin einem serviert, und wird erst genießbar, wenn — hm . . .“

Er lächelte.

„Nun ja — wenn man einen herben, feurigen Wein in einen Milchtopf gießt und mit Zucker verrührt, wird sich keiner einen Rausch dran trinken mögen. Er muß kristallenes Glas durchglühen, daß schon bei seinem Anblick das Blut zu singen anfängt.“

Wieder lächelte er auf Mathilde herunter. Dann setzte er sich neben sie.

„Wendelin sagt: Der Fluch des Gelübdes, Mathilde, und sieht hierin Tragik. Ich, sehen Sie, sage: der Fluch des Blutes — wenn ich es denn schon einmal entsprechend hintertreppenmäßig ausdrücken soll — und hierin ist Tragik. Denn ein Gelübde, noch dazu ein widernatürliches, ist nichts Unabänderliches — unabänderlich aber ist die Nötigung des Blutes, die uns gegen unsern Willen mit sich reißt. Tragisch ist nur unser Erliegen unter der dumpfen Naturgewalt. Wir sind verflucht durch das Blut — aber niemals durch den Geist!“

„Und Ihre Dichtung?“ sagte Mathilde leise.

„Freilich,“ murmelte Roubroucq, „freilich . . .“

Er stützte den Kopf in die schmale, harte Hand und sah Mathilde von der Seite grübelnd an. Er sagte: „Sie sollten den Teil der Sibylle sprechen. Die Verse — waren für Sie geschrieben. Aber Sie waren ja nicht aufzutreiben gestern, und die kleine Tatjana hatte so große Lust. Ich habe ein paar Zeilen gestrichen, Mathilde, die ich nur von Ihnen hätte hören mögen, darunter waren diese:

„Der Weg zu mir führt niemals durch das Blut, —
Der Weg zu mir führt immer durch den Traum . . .“

Ist's nicht so, Mathilde?“

Und da sie nicht antwortete, ihn nur mit einem dunklen, hilflosen Lächeln ansah, lachte er kurz auf.

„Und Sie, Kind,“ sagte er fast mitleidig und legte seine Hand auf ihre Knie, „Sie wollten aus dem Traum ins Blut hinuntersteigen? Ach, da es nur Ihre Fuß-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſpitze benetzt, ſchaudern Sie zurück. So ſehr, ſo ganz mit Leib und Seele ſind Sie Ihrem Gelübde verfallen."

„Meinem Gelübde?" fragte Mathilde ſtaunend.

„Wiſſen Sie nicht, daß es unausgeſprochene Gelübde gibt, auf die der Geiſt uns irgendwann einmal verpflichtet hat? Wiſſen Sie nicht, daß das die einzigen Gelübde ſind, die zu brechen Todſünde iſt?"

Mathilde erhob ſich plötzlich. Sie ſtand vor ihm, groß, frei und zornig niederblickend in ſein Geſicht, das ſich ihr mit dem ſeltſamen geſpannten Ausdruck einer grenzenloſen, einer blinden Leidensbereitſchaft entgegenhob.

„Und wenn ich es um Ihretwillen gebrochen hätte, dies Gelübde, Roubroucq — würden Sie mich dann auch anklagen?"

„Mathilde!" ſchrie Roubroucq auf und warf ſich vor ihr nieder. Sie löſte ſeine Hände von ihrem Kleide, wandte ſich ſtumm und ſchritt zum Schloß zurück.

Schlafwandelnd war ſie hierhergelangt, ſo dünkte es ihr dann, hierher, auf die breiten flachen Stufen der Terraſſe. Und als könnte ſie auch jetzt den ſeltſamen Dämmerungszuſtand nicht durchbrechen, lächelte ſie mühſam zu Wendelins heiteren Vorwürfen darüber, daß ſie ſich verborgen habe, ja, und daß ſie den Dichter entführt habe, den die Jugend zu feiern begehre? Er ſchien ihr verändert, ſein Geſicht glühte und ſtrahlte, er war bekränzt und glich mehr denn je der Vorſtellung von einem heiteren kräftigen Gott dieſes Monats. Bald hier bald dort feuerte er zum Tanzen an, ſang den jungen freiwilligen Muſikanten die Weiſen vor, die er zu hören wünſchte, ermahnte den roten Alois, auf das Feuer zu achten, ſchob ſelber Knüppel und Äſte in die Glut und ſtand dann wieder auf der Terraſſe, wo Mütterchen und Frau Wingart aus einer rieſigen Majolika-Amphora einen Miſchtrank austeilten. Jetzt kam er mit zwei Gläſern zu ihr zurück: „Laß uns auf ſein Wohl trinken, Mathilde — Mathilde, auf Roubroucqs Kunſt — auf Kunſt und Ruhm!" ſagte er übermütig und leerte ſein Glas auf einen Zug, ohne ihr Zaudern zu fühlen. Er ließ ſich neben ihr nieder und blickte auf ſeine Gäſte, froh wie ein König.

„Tatjana tanzt wie das Feuer ſelber," ſagte er — „aber Erdmuthe — ſage mir, Mathilde, in welchem Garten iſt Erdmuthe groß geworden?"

Mathilde beugte ſich ein wenig vor und ſpähte nach ſeinem Geſicht, das ihr nicht zugewandt war.

„Erdmuthe," ſagte ſie und wußte nicht, woher der ſpröde Klang in ihrer Stimme war, „Erdmuthe haben die Nonnen im Paradiesgarten gehütet und haben ſie jetzt nach Joie d'été entlaſſen, denn ihre Zeit iſt da . . ."

In dieſem Augenblick riß Tatjana ſich aus dem Wirbel des Tanzes, Pieter unſanft von ſich ſtoßend.

„Wo iſt Roubroucq?" fragte ſie Wendelin hart, ohne Mathilde anzuſehen.

„Überall und nirgends, Schönſte!" lachte er und ergriff ſie.

„Was iſt in Sie gefahren?" hörte Mathilde ſie im Forttanzen unfreundlich fragen. „Sie bleiben doch, was Sie ſind!"

„So tauſchen Sie!" rief Wendelin heiter und ließ ſie, ohne den Tanz zu unterbrechen, zu Aage hingleiten, dem er Erdmuthe entwand. Aage ließ es achtlos geſchehen, ſeine Augen folgten Pieter, der Coulou im Arm hielt und ſie finſter zwang, ſeine Sprünge mitzumachen. Jetzt wurde ſie ihm plötzlich von Alois in derſelben Weiſe entführt, wie Wendelin ſich Erdmuthens bemächtigt hatte, nur daß diesmal ein gellender Pfiff und ein ſchrilles Auflachen Coulous den Vorgang begleiteten, und Pieter wie aus dem Kreiſe geſchleudert beiſeite taumelte. Er blieb mit geballten Händen ſtehen; im ſelben Augenblick hörte Aage auf zu tanzen, ließ Tatjana los, ohne ſie weiter zu beachten, und ſtarrte gleich Pieter Coulou nach, die aufgeblättert wie roter Mohn in den Armen des Alois hing. Übrigens ebbten jetzt alle Paare zurück, eine Runde von Zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schauern entstand, der Alois behauptete das Feld. Ein Dämon schien sich aus den sommerlichen Wäldern herverirrt zu haben, angelockt vom Klang der Zithern und vom Schein des Feuers, nun stampfte, schrie und jauchzte, pfiff und schnalzte er, knallte mit den Fingern, indem er Coulou gebückt schleifend umkreiste, stieß zischende Laute aus, rammte den unförmigen, rothaarigen Schädel vor, war dann wieder aufgerichtet, klatschte sich auf die Schenkel, um Coulou endlich zu packen und sie ein-, zwei-, dreimal in die Luft zu heben, daß sie über seinem Haupte schwebte, als sollte sie in die Flamme geschleudert werden oder gegen den Erdboden — nur zerbrochen, nur vernichtet. Dann plötzlich, als Beifall gerufen wurde, jemand von den Malschülern: „Hoch Alois!“ schrie und die Musik aussetzte, stand er da, wie erwachend, ließ die Schultern hängen, schlich beiseite und war eine Minute später wieder beschäftigt, das Feuer zu nähren, als sei nichts geschehen. Coulou, glühend, aufgelöst und lachend, ließ sich neben Mathilde auf den Stufen nieder, wo Aage stand.

„Das paßt dir wohl?“ hörte Mathilde ihn unterdrückt und zornig fragen, und sie sah sein schmales Gesicht bleich mit einer bösen Falte zwischen den blonden Brauen.

„Pah, kleiner Aage, was willst du? Da fühlt man doch noch, daß man einem Mann in die Hände geraten ist. Bring' mich in den Park, ich will mich — abkühlen.“ Sie lachte und erhob sich. Aage zögerte, er blickte zu Pieter hinüber, Pieter wandte sich ab. „Aage!“ rief Mathilde leise. Er stockte — da sah Coulou sich nach ihm um, und taumelnd ging er ihr nach. — —

„Diesen balzenden Stallknecht würd' ich an deiner Stelle entfernen!“ sagte Roubroucqs Stimme hinter Mathilde, und Wendelin murmelte etwas von „harmlosem Trottel“ dagegen, worauf Roubroucq auflachte.

„Mein Lieber, laß mich nicht sagen, wer hier der Harmlose ist!“

Tatjana sagte: „Wo waren Sie so lange?“ und sagte es hastig, demütig und vorwurfsvoll.

„Im See!“ antwortete Roubroucq und lachte wieder ein ungutes Lachen. „Ich brauchte Abkühlung — ich auch!“ —

Mathilde erhob sich, sie ging fort, ohne sich umzusehen. Die Dunkelheit der Laubgänge nahm sie auf, der schwüle, feuchte Hauch des Krauts und der Erde wogte um ihre Sinne wie ein laues Bad; sie strebte der Parkwiese zu und ließ sich nieder, die Hände um die Knie verschränkt. Der Abend stand immer noch hoch und dämmerig, mit ganz vereinzelten Sternen geschmückt; es war, als ob die gute, ernste Nacht auf immer gegangen sei, und als sollte nie wieder eine Stunde kommen, in deren Schoße der Mensch verborgen würde weinen dürfen. Am Seeufer bewegten sich helle Gestalten, Lachen und Geplätscher tönte herauf, und ringsum in den Büschen war unruhiges, wisperndes Leben. Mathilde seufzte tief und bewegte gequält den Kopf; wie heute morgen beim Erwachen fühlte sie ihren Körper kaum noch unterschieden vom Leib, vom Duft, von der Süße der sommerlichen Erde; ihr war, als atmete sie sich selbst ein. Sie warf sich zurück, ihre Hände griffen in das Gras, sie murmelte: „Wie einfach — einfach könnte alles sein . . .“

Auf einmal richtete sie sich auf und lauschte. Schluchzen war an ihr Ohr gedrungen — es verstummte — es hob wieder an; sie stand auf, sie ging lautlos zu der großen Blutbuche hinüber. Da lag ein Mensch am Boden, da lag Pieter und schlug die Erde mit Fäusten, während das Weinen seinen Körper schüttelte. „Mutter!“ stammelte er dazwischen, „Mutter . . .“

Mathilde ging davon, unhörbar, wie sie gekommen war. Sie dachte an den Knaben Wolf, wie sie ihn einmal getröstet hatte — sie fühlte, daß Pieter nicht von ihr getröstet werden konnte. Er rief nicht nach ihr; und daß er auch nicht nach seiner Mutter verlangte, sondern von den Gewalten der zeugenden Nacht bezwungen, eben den Namen der Allweiblichkeit stammelnd anrief, das ahnte sie beklommen. Wir sind

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so einsam in dem, was uns eint, geschieden durch das Element, wie Schwimmer im selben Gewässer. —

„Wo warst du wieder?“ fragte Wendelin, „immer wenn ich mit dir tanzen will, bist du nicht da.“

„So hole mich doch!“

Mathilde legte den Arm um Erdmuthe, die neben ihm stand, und sah lächelnd ins Feuer. Erdmuthe blickte scheu und glücklich zu ihr auf. „Ach, ihr seid Schwestern,“ sagte Wendelin aufseufzend, „gleicht ihr euch nicht? Woran liegt es nur?“

„An den Kränzen, Scharfsichtiger,“ spottete Tatjana, „auch tragen sie beide weiße Kleider. Aber Ihr Kranz welkt schon, Verehrteste.“

„Das ist die Nähe des Feuers“, sagte Mathilde in gedankenloser Traurigkeit.

„Es ist nur eine Blume!“ tröstete Aage, zog behutsam eine matte Blüte aus Mathildens Haar und warf sie in die Flamme. Seine Hände bebten.

„Aage,“ sagte Mathilde leise, „schonen Sie sich ein wenig! Sie muten Ihrem Herzen zu viel zu . . .“

„Im Atem des Gottes erblühn der Vestalinnen Kränze . . .“ Roubroucq, der herangetreten war, legte seine Hand hart auf Tatjanas Schultern. „Warum tun Sie mir weh?“ fragte sie böse. Jetzt hob die Musik wieder an, Wendelin legte den Arm entschlossen um Mathilde und lächelte auf sie nieder. „Du bist so ernst,“ sagte er, „du solltest froh sein heut an meinem Fest . . .“

Und da sie schwieg, fuhr er nach ein paar Schritten kleinlaut fort: „Morgen komme ich zu dir, Mathilde — morgen! Heut — ist nicht die Stunde dafür.“

„Warum quält er mich?“ dachte Mathilde — oder aber, warum quält es, warum quäle ich mich? Er — er kann ja nicht anders. Sie lächelte gepeinigt in seine ehrlichen, bittenden Augen. „Es ist doch alles gut, Wendelin“, murmelte sie. Die Musik klang ihr auf einmal leiernd wie Jahrmarktsgedudel, unerträglich das Schreien und Lachen der Tanzenden, unter die sich jetzt Leute aus dem Dorf gemischt hatten. Während sie Wendelins Schritte willenlos mitmachte, glitten die Gesichter der übrigen an ihrem kreisenden Blick vorüber, dort zog Aage, ein lichthaariger Barbar, Loulou mit sich fort, ein kleines, böses Inselweib. Pieter folgte ihnen in Satyrsprüngen. Tatjana hing mit weißem Antlitz und halbgeschlossenen Augen in Roubroucqs Arm; Roubroucq folgte der Musik mit wilden und eckigen Gebärden, jetzt stieß er einen Schrei aus, und mit einem kurzen, wuchtigen Anlauf sprang er über das herabgesunkene Feuer, seine Tänzerin mit sich reißend. Andere Paare folgten ihm. Wendelin blieb stehen.

„Wagen wir es, Mathilde?“ fragte er lachend.

„Ja — wagen wir es?“ wiederholte sie, als hätte sie ihn nicht verstanden. Sie sah hinüber zu Mütterchen, die dort auf der Terrasse saß, ein wenig zusammengesunken auf einem harten Stuhl, mit einem müden, liebenswürdigen Lächeln auf den Lippen. Frau Wingart und eine ihrer Töchter lauschten neben ihr auf Herrn Palmers goldene Worte.

„Das neue Lebensgefühl der Jugend erlöst sich in uralten Rhythmen“, hörte Mathilde ihn mit fetter Stimme sagen, als sie jetzt zu der alten Frau trat — sie hatte sich plötzlich von Wendelin losgemacht, als wäre sie gerufen worden.

„Sie sind müde, gnädige Frau?“ fragte sie — und sich zurück zum Festplatz wendend, gewahrte sie Wendelin, wie er springend Erdmuthe über die Glut trug.

„Ich bin wohl ein wenig müde, Liebe — es greift mich dies alles so ungewöhnlich an, die Abendluft — und — nun, ja. Wir hatten ja auch zu meiner Zeit unsere Gartenfeste, gewiß, italienische Nacht mit vielen bunten Lampions, es war wohl ganz allerliebst. Aber hier herrscht ein so — ausgelassener Ton, und nicht wahr, das kommt vielleicht daher, daß die Gesellschaft ein wenig gemischt ist?“

Sie sah zu Mathilde auf. „Ich weiß, es ist ein improvisiertes Fest“, fügte sie ent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schuldigend hinzu. Alois kämpfte eben mit Pieter und Aage um Coulou, die sich hin- und herzerren ließ, entzückt aufkreischte und dann, niemand wußte recht wie, Roubroucq in die Arme flog, der sie herumschwang und plötzlich mit ihr im Dunkel verschwunden war. Mathilde sah gepeinigt zu Tatjana hin, die, blaß, mit saphirblau leuchtenden Augen in der Kette junger Menschen schritt, die sich jetzt um das Feuer schlang.

Mütterchen stand auf. „Ich möchte mich zurückziehen," sagte sie hilflos, „lassen Sie es Palmer nicht merken, er soll mich nicht begleiten . . ."

Herr Palmer, mit zwei Damen Wingart eine abseitige hochgeistige Gruppe bildend — Knie übereinandergelegt, Hände fett darauf gebettet, Hornbrille vorgewölbt, spiegelnd wie nie — Herr Palmer dachte übrigens gar nicht daran, den armen kleinen Aufbruch zu bemerken.

„Sie sollen auch nicht . . ." murmelte Mütterchen, als Mathilde nun an ihrer Seite blieb, „wenn ich Ihnen auch sehr dankbar bin —"

Mathilde fühlte eine bebende Hand auf ihrem Arm.

„Denn nicht wahr, die Dunkelheit — und es ist alles so fremd hier für mich."

Sie ging mit kleinen, mühsamen Schritten durch die dunkle Fremde.

„Und wenn Sie sich entschließen könnten, Ihre Tochter allein reisen zu lassen?"

Mütterchen schwieg. Sie schüttelte nur heftig den Kopf. Nach einer Weile sagte sie aufseufzend:

„Ach, meine Liebe — ach — eine wandernde Heimat ist besser als gar keine." —

Mathilde ging langsam zurück. Es war nun ganz Nacht geworden. Es war nun ganz Nacht geworden, die Seele breitete sich aus. Die großen Bäume hinter der Parkmauer schwankten sacht, wie Mütter, die Kinder wiegen. Mathilde wußte, sie würde auf dieser mattschimmernden Straße fortschreiten können, Stunden um Stunden, ohne Ermatten, vorüber an der offenstehenden Pforte zum Garten des Lebens, selig, hingleitend, wie eine Gestorbene. Sie fühlte den Gürtel gelockert, das Siegel gelöst. Sie erlag der Macht der tiefen Stunde, sie wußte es nicht, warum sie so leicht atmete, aber es war Glück. Ich schlafe ja, dachte sie. „Ich schlafe, Roubroucq", sagte sie lächelnd, als er ihr am Parktor plötzlich entgegentrat.

„Ja, ja, ich bin ja da — was willst du denn von mir . . ."

„Ich brauche dich — du weißt es, ich brauche dich . . ."

„Warum hast du mich dann so angegriffen?"

„Angriff ist manchmal die einzige Möglichkeit, sich zu nähern—weißt du das nicht?"

„Ach . . ."

„Du," stammelte er, „du, du — wenn du zu mir kommen wolltest . . ."

Sie ging, in seinen Arm gelehnt. Sie dachte immer noch: Ich schlafe — schlafe ja . . . aber sie dachte es mit der Verzweiflung eines Träumenden, der nicht erwachen will. Sie waren wieder auf den Platz der Eremitage gelangt, als wäre hier der magnetische Pol ihrer Gemeinsamkeit. Mathilde saß auf der Bank, und Roubroucq kniete vor ihr, die Stirn auf ihren Knien. Sie legte ihre kühlen Hände an seine Wangen und fühlte das Hämmern seiner Schläfen. Irgendeine Gewalt ging von diesen Glühenden aus. Sie senkte den Kopf so tief, daß ihre Stirne sein Haar berührte.

„Es würde kein Glück . . ." flüsterte sie erlöschend.

Er richtete sich jählings auf.

„Oh, ihr — ihr — ihr! Ihr wollt ja nichts, als glücklich sein!"

„Und du?" flüsterte sie kummervoll, „und du?"

Er wiegte sich hin und her, als fühlte er unerträglichen Schmerz.

„Küsse mich wenigstens", bat er.

Sein Mund, heiß und trocken, erlöste sich an ihren Lippen, sie fühlte ihn jung und sehnsüchtig, durstig wie den eines Verschmachtenden.

„Liebst du mich?"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Nicht reden, jetzt . . ."

„Liebe ich dich?"

„Schweige . . ."

„Du!" murmelte Roubroucq dann nach einer Minute atemlosen Zueinanderringens unterdrückt, und sie fühlte den Griff seiner Hände schmerzhaft wie den eines Rasenden. „Du! Du denkst nicht an mich! Du! Du läßt dich nehmen und bist nicht bei mir! Du! Du! Du! Bist du nicht anders wie alle?" Und ehe Mathilde ein Wort sagen konnte, hatte er ihre Hände, die bebend an ihm niederglitten und ihn halten wollten, von sich geschleudert und war davongestürzt. — —

Wie hatte er dies fühlen können, diese entsetzliche Ferne der Seele von dem Feste des Blutes, dies gelassene Schweben über strudelndem, kochendem Meere? Warum fühlte sie selbst es jetzt wie einen Betrug, daß tief in ihr eine Stille blieb, in die nichts eingedrungen war von dem Taumel dieser Hingabe, an dem doch ihre Lippen, ihre Hände, ihr ganzer glühender, zitternder Körper beteiligt gewesen waren? Sie fing an, diese Parkwege zu hassen, die sie nun wieder durchirrte, die Zweige, die nach ihr griffen, das rätselhafte feuchte und süße Atmen der Nacht, das sie bezwungen hatte. Was ist es nur, dachte sie verzweifelt, daß ich nicht lieben kann, daß meine Seele hierher strebt, mein Körper dorthin fällt, als seien sie nicht mehr vereinigt? Dorübergleitend dachte sie an Stunden der Arbeit, an die Verzückung in das Werk, die einzig vermochte, diese Zweiteilung aufzuheben — ja, diese Verzückung und jener Zustand, den Roubroucq Traum genannt hatte . . . .

„Der Weg zu mir führt immer durch den Traum . . ."

Sie trat hinaus auf die nun von einem spät aufsteigenden Mond matt beleuchtete Wiese und erschrak: da lehnte ein Mensch an einem Baum, da hatte ein Mensch seine Arme um eine junge Birke gelegt und die Stirn gegen den Stamm, und er stöhnte, und der geduldige Baum zitterte leise. Nein, Roubroucq war es nicht — dies war Aage.

„Mathilde," sagte er, als setzte er eine Beichte fort, die er der Birke ablegte, „Mathilde, sie ist fort, mit Pieter — oder mit Roubroucq — vielleicht auch mit diesem Ochsenknecht oder mit ihrem Chauffeur — Mathilde . . ."

„Aage, Aage — warum quälen Sie sich so?"

Er sagte gedankenlos, als hörte er nicht auf seine Worte:

„Einmal konnte ich dich doch lieben, Mathilde — wo ist das hin?" — —

Das Feuer war niedergesunken, und niemand nährte es mehr. Drei runde orangefarbene Papierlaternen schwebten glühend im dunklen Laub der Kastanie über der Terrasse, wo ein paar Menschen saßen — die Familie Wingart, immer noch dicht um Herrn Palmer geschart, Pieter, der mürrisch in der Glut stocherte, Tatjana, die mit ein paar jungen Leuten ein lautes, lustiges Gespräch aufrecht hielt, in dem sie nur verstummte, wenn alles um sie herum durcheinander redete, um dann mit einem Ausdruck angespannten Horchens in die Finsternis des Parkes zu starren. Als Mathilde mit Aage in den Lichtkreis trat, fuhr sie zusammen und lächelte dann haltlos. Jetzt sah Mathilde auch Wendelin. Er saß ein wenig abseits, den Arm um Erdmuthe gelegt, deren dunkler Kopf an seiner Schulter ruhte. Er hielt den Finger auf die Lippen, als Mathilde zögernd nähertrat. „Sie schläft", flüsterte er. Und du wachst über sie, dachte Mathilde — und ich — mein Gott, ich schlafe wohl auch und träume euch alle . . . Unter einem unerklärlichen Zwang hob sie die Augen und blickte in das Schattendunkel der Kastanie: da trat der Mensch hervor, der dort verborgen gestanden hatte, und stand in dem sanften Licht der Lampions, ruhig lächelnd und doch von einer unerklärlichen Wehmut umwittert, wie er auf Erdmuthe und Wendelin blickte. Es war Pieters alter Meister, es war Erdmuthes Großvater.

„Das Alter kommt zur Jugend," sagte er sehr sanft, und Erdmuthe lächelte im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schlaf beim Ton seiner Stimme, ohne sich zu rühren — „es kommt der Winter, den Sommer zu grüßen . . ."

Er ging leise an Wendelin vorüber und hinunter zum Feuer. Mathilde sah seine schönen leichten Bewegungen, sah dies silberne, anmutig erhobene Haupt, und unter dem Blick der kristallblauen Augen, der einen Herzschlag lang in ihrem ruhte, dachte sie betroffen mit einem alten Wort, das so noch nie durch ihre Gedanken gezogen war: „Siehe, welch ein Mensch!" Sie füllte ein Glas und brachte es dem, der sich jetzt neben seinem Schüler auf den untersten Stufen der Terrasse niedergelassen hatte; sie empfing ein Lächeln zum Dank und kauerte neben dem Alten nieder, als sei hier Zuflucht und Ruhe. War nicht auch in Pieters dunklem Gesicht auf einmal ein Ausdruck von Entspannung? Da kam Aage und setzte sich still neben Pieter, und Tatjana kam heran: wie ein ruhig scheinendes Licht die taumelnden Falter, so zog die gestillte Seele die schwärmenden an, und doch tat dieser alte Mann nichts, als daß er in die Glut blickte und lächelte.

„Das Fest ist vorüber, Kinder," sagte er endlich, ohne jemand anzureden, „das Feuer erlischt, der Morgenwind kommt — wollt ihr noch nicht nach Hause gehn?"

„Wir warten auf die Sonne, Vater", antwortete Erdmuthes Stimme aus dem Hintergrund. Mathilde sah sich um. Erdmuthe richtete sich, eben erwachend, auf, und Wendelin ließ seinen Arm sinken. „Habe ich denn geschlafen?" fragte sie verwirrt.

„Die Sonne kommt auch ohne euch herauf. Aber ich glaube, wenn sie dann aufgeht, meint ihr, es ist euer Verdienst. Feiert sie nur. Ihr könnt nichts Besseres tun, als euch zum Lichte bekennen."

„Soll man an die Gestirne glauben?" flüsterte Tatjana. „Ich hab' mir das Horoskop stellen lassen . . ."

„Ihr glaubt an die Gestirne, aber ihr lebt nicht mit ihnen. Ihr sollt wachsen mit dem Mond und schwinden mit ihm — steigen mit dem Jahr und sinken mit ihm. Das Geheimnis des Lebens ist einfach."

„Ach," klagte Mathilde, „es ist ein Rätsel, ein böses Rätsel . . ."

„Bleibt ihr nur einfach und laßt euch nicht verwirren. In jedem Leben gibt es eine Strecke, die ist gefährlich wie die Wanderung auf schmalem Bergesgrat während eines Gewitters. Die Gestirne stehn in ihrer höchsten Kraft, böse wie gute, und ihre Einflüsse kreuzen sich — alle Süße kann zu Gift werden, Mörderhand zu Segenshand, nichts behält sein erstes Gesicht. Bleibt ihr nur einfach. Der einzig sichre Stern ist ein sich selbst getreues Herz."

Mathilde blickte dankbar auf. „Sicherlich, Meister!" sprach sie leise, und Pieters Bezeichnung für den Alten ging ihr mühelos über die Lippen — „doch wenn das Herz selber nicht einfach ist?"

„Heißt du nicht Mathilde?" kam die Antwort. „Heißt das nicht die Starke? Stark sein heißt einfach sein. Schaffen können, heißt leben aus der heiligen Einfalt der Erde. Kannst du nicht schaffen?"

„Ja," sagte Mathilde verwirrt, sich selbst unter der geheimnisvollen Gewalt dieses Menschen bekennend, „aber wer tränkt mein Herz auf seinem langen Wege?"

„Wer speist die Brunnen?" fragte der Alte dagegen.

In diesem Augenblick kam aus dem Dunkel des Gesträuchs ein Schrei, der alle auffahren ließ, das Aufkreischen einer Frauenstimme, die nur Loulou gehören konnte, und gleichzeitig der Ruf Roubroucqs: „Um Gotteswillen! Seht euch doch um!"

Und herumfahrend und auseinanderstiebend, von plötzlicher lodernder, glutatmender Helle überschienen, sahen alle das Wilde, Grauenhafte, Höllisch-Schöne, daß das Schlößchen in Brand stand, daß Flammen wie tanzende, wehende, züngelnde Salamanderweiber die breiten Fenster und die gläserne Tür füllten und triumphierend, sausend, fauchend und knisternd um sich griffen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VIII

Nach ein paar Stunden unruhigen Morgenschlummers in tagheller, fliegendurchsummter Kammer entsann sich Mathilde aufseufzend ihrer selbst und der Ereignisse der Nacht. Jawohl, Joie d'été war nicht mehr. Joie d'été hatte zum Himmel gelodert und Schwärme von Funken in die Sterne gesprüht, es hatte sausend in Flammen gestanden, und es war gewesen, als bräche verjährte Glut noch einmal aus einem kalt gewordenen Herde und verzehrte in maßlosem Taumel sich selbst und ihre Stätte, um sich ganz vom Irdischen zu lösen. Noch ehe die dörfliche Feuerwehr an Ort und Stelle ankam, war der Dachstuhl krachend eingestürzt; dann hatte man auf die Rettung des alten Gemäuers verzichtet und nichts getan, als den Platz zu sperren, was nicht hinderte, daß die Jugend, von einem Flammentaumel ergriffen, noch einmal zu feiern und zu tanzen begann, als sei dies jetzt erst das eigentliche Fanal der heiligen Nacht. Übrigens war es sofort ersichtlich, daß der Vorfall böses Blut im Dorf machte. Gehässige Reden auf die verrückten Stadtleute wurden keineswegs unterdrückt. Gleichzeitig aber lief ein in seinen Ursprüngen nicht zu verfolgendes Gerücht um, das Feuer im Schloß habe der rote Alois gelegt, und es sei ein Unfug gewesen, gerade diesen Kerl, der schon einmal wegen Brandstiftung gesessen habe, zur Bedienung des Holzstoßes heranzuziehen. „Grad b r e n n e n sieht er gern!" versicherte die Theres Mathilde mit aufgerissenen Augen, als diese müde ins „Herzogsschild" heimkehrte. Zurückgekommen war er nicht von seiner nächtlichen Beschäftigung. Im Stall brüllte das Vieh, der Wirt schimpfte, und niedergedrückt von den Befürchtungen wegen der Folgen, die dieser Ausgang des Festes für Wendelin haben könnte, hatte Mathilde sich zur Ruhe begeben. Nun also wachte sie und dachte nichts als dieses, Joie d'été sei tot. Das Erwachen war von quälender körperlicher Beängstigung begleitet gewesen. Alle ihre eigenen Erlebnisse des vergangenen Abends, wie sie sich in einer Folge zuckender Bilder filmartig in ihren Träumen abgerollt hatten, umstanden sie nun drohend, alle nicht abgeschlossen, alle wie vom Zaun gebrochene Herausforderungen des Schicksals. Sie war sich auf einmal klar darüber, daß sie innerhalb weniger Stunden zweimal sich selbst mit Leib und Seele verschenkt habe, mit einem Anerbieten, ja mit einem Versprechen, das eine — mit der Tat bis an die Grenzen körperlicher Hingabe gehend, das andere Mal. Und dies, wie sie jetzt ernüchtert und mit einem kalten, klaren Erschrecken erkannte, nach Jahren strenger Selbstbewahrung, in denen ein Traum von Treue genügt hatte, sehnsüchtige Wünsche zu bändigen, daß sie ihrer kaum gewahr geworden war. Immer wieder von diesen unerklärlichen körperlichen Schauern überrieselt, erkannte sie staunend, daß sie sich fürchtete, nicht vor irgendeinem Menschen, aber vor einem Zustand des Zwiespaltes und der Unentschiedenheit, ja, daß sie schon inmitten dieses Zustandes war und nach Atem rang wie ein Ertrinkender. Sie erhob sich. Es gibt nur eine Rettung, dachte sie verstört, daß ich zu einem dieser beiden Menschen gehe und ihm sage . . . Aber was wollte sie sagen? Daß sie den einen nicht liebe, sondern den andern? Liebte sie denn einen von beiden? Mein Gott, habe ich denn Wendelin nicht geliebt all die Jahre hindurch, und was trieb mich gestern zu Roubroucq als die Enttäuschung, daß jener Zaudernde mich nicht in seine Arme riß? Aufseufzend meinte sie hier die Lösung des Rätsels gefunden zu haben. Ja, Wendelin, nicht Roubroucq! Und sonderbar erschöpft ablassend von aller Grübelei, sich begnügend mit diesem Schluß, mit dieser Beruhigung, wie ein Kind, das sich ohne eigene Verantwortlichkeit fügt, zog sie sich hastig an und ging hinunter, um zu frühstücken.

Übrigens regnete es. Die jenseitigen Ufer des Sees waren in Nebel gehüllt, die Wasserfläche in ein Gewander unruhiger, zackiger Wellen zerfurcht. In den großen Baumkronen des Gartens wühlte der nasse Wind. Am Fenster der Gaststube sitzend, starrte Mathilde darauf hin und dachte, daß es gut sein müsse, so nachgeben zu können, sich zu beugen, ohne zu zerbrechen. Ringsum war von nichts andrem die Rede, als von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

diesem Wetterumschlag und vom Mondwechsel, von der verregneten Heuernte und davon, daß der Regen den Brand gelöscht, also doch eine gute Tat getan habe. Aage erschien, blasser noch als sonst, und setzte sich Mathilde mit einem stummen Gruß gegenüber. Sie unterließ es, zu fragen, was ihn so früh hierherführte. Seine Hand zitterte, als er sich Kaffee einschenkte, er aß schweigend und starrte vor sich hin. Mathilde betrachtete sein schmales, längliches Gesicht und das Hantieren seiner Hände mit unbewußtem Wohlgefallen, sie dachte an die lichthaarigen Jünglinge auf Gemälden von Erler, denen er glich, nur daß durch sein blondes Barbarentum ein Unterstrom von kranker Süße floß, daß da jene kleine Schmerzlichkeit im Heben der Augenlider, jene leidvolle Zärtlichkeit um den Mund war, die seinem Ausdruck einen Zug von Wissen gaben, wie ihn die Bilder von Jakobsen und Hermann Bang tragen. Mathilde sah dies, was sie doch zu kennen glaubte, heute mit einer sonderbaren Spannung, und plötzlich wurde sie sich klar, daß sie diesen, den Knaben Aage, nicht mit dem Interesse des Malers, nicht einmal mit rein menschlicher Teilnahme betrachtete.

Sie erschrak ein wenig.

Aage, zum Fenster gewandt und geistesabwesend essend, sagte zwischen zwei Bissen: „Sie sollten doch zusehen, daß sie den Kerl kriegten!“ Und dann, Mathilde voll ansehend:

„Sonst passiert noch ein Unglück. Das ist ja ein Tobsüchtiger!“

„Wer denn, Aage? Der Alois?“

„Nun ja. Er ist mit dem Messer auf Pieter losgegangen. Aber das weiß keiner.“

„Ach, Aage, er wird einen kleinen Schwips gehabt haben. Und ich glaube nicht, daß Pieter sich so ohne weiteres totstechen ließe, wie?“

Aage sagte finster:

„Es war nicht das. Er hat gar nichts getrunken. Es war — wegen Frau Binz ...“

„Dann hat sie Schuld daran, Aage. Aage!“

„Was denn?“

„Aage, diese Frau ist nicht gerade wählerisch.“

Aage sagte: „Ach, mein Gott!“ und rief nach einem Kognak.

„Sie sollten auch etwas dergleichen trinken, Mathilde!“

„Mir ist gar nicht danach, Aage. Aber geben Sie mir doch eine Zigarette! So. Und nun wollen wir den gestrigen Abend durchhecheln, wie es sich gehört. Wie fanden Sie die Aufführung?“

„Ich kenne Besseres von Roubroucq,“ sagte Aage mürrisch; „hat er es nötig, sentimental zu werden?“

„Oh!“ machte Mathilde betreten. „Sie sollten nicht so früh schon scharfe Getränke zu sich nehmen, Aage!“

Aage bastelte an einer kurzen Pfeife herum und grinste, ohne zu antworten.

„Seit wann rauchen Sie Pfeife?“ fragte Mathilde mißvergnügt.

„Die ist von Wolf — — — von Pieter Steenbock. Er hat einen Tabaksbeutel aus einem indianischen Mokassin.“

„So. Dann würde ich freilich auch Pfeife rauchen. Wie gefällt Ihnen denn Tatjana, Aage?“

„Die gefällt Roubroucq besser als mir.“

„Mit Ihnen ist heute nichts anzufangen. Und Erdmuthe?“

„Erdmuthe ist ein Kind.“ —

„Du bist selbst ein Kind,“ dachte Mathilde jetzt ärgerlich und sann darauf, das Thema zu wechseln. Aage, der dem Gastzimmer zugedreht dasaß, die langen Beine übereinandergeschlagen, ein wenig in sich zusammengeduckt, die gekreuzten Unterarme auf dem Knie ruhend, sagte plötzlich grüblerisch: „Für mich kommen überhaupt nur zwei

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frauentypen in Betracht. Und glücklich werde ich erst sein, wenn sie mir beide in eins verschmolzen begegnen, der höhere und der niedere."

„Aage," sagte Mathilde — „ich glaube, wir gehen ein wenig an die frische Luft!"

Der Regen hatte ausgesetzt, mit dem Vorbehalt, nachher wieder anfangen zu dürfen. Vor der Tür des „Herzogsschilds" stand Herr Palmer in einem Gummimantel und beobachtete unzufrieden das Treiben des Geflügels in den Pfützen.

„Enten sind Schweine!" sagte er vorwurfsvoll und deutete mit einem prächtig gepflegten Zeigefinger auf einige wunderschöne, blaugrün glänzende Exemplare dieser Gattung, die der Nahrungssuche oblagen. Aage erwiderte, es käme nicht darauf an, was einer esse, sondern was er daraus mache, und von diesem Gesichtspunkt aus seien Enten doch erstens sehr schön und zweitens sehr wohlschmeckend.

„Wenn ich", sagte dieser morgenfrische Philosoph, „die Stoffe zum Aufbau eines Kunstwerks dem Rinnstein entnehmen muß, und das Kunstwerk wird schön, wer wird den Rinnstein dann noch schelten?"

„Das ist dekadent!" sagte Herr Palmer streng. „So dachte Oskar Wilde. So dachten Paul Verlaine und Huysmans."

„Enten sind nicht dekadent", erwiderte Aage schlicht.

„Gleichviel!" brummte Herr Palmer. Er war zerstreut. Er wandelte neben Mathilde und Aage die nasse Landstraße entlang.

„Für den Ort wird nichts getan!" sagte er und machte zweimal hintereinander hastige, lange Schritte, um nicht auf rostrote Nacktschnecken zu treten, die in unbefangener Regenseligkeit dahinzogen. „Ein gepflasterter Fußsteig müßte hier sein. Einen Verschönerungsverein sollte man gründen. Und dann noch ein wenig Reklame, da sollten Sie einmal sehen. Der Grundstückmarkt ist auch noch gar nicht entwickelt . . ."

„Sie werden hier doch nicht reformatorisch auftreten wollen, Herr Palmer?" fragte Mathilde besorgt.

„Kleine Einfamilienhäuser, die würden reißend abgehen. Einen geschickten Unternehmer möchte ich hier am Werk sehen! Der alte Herr da unten, bei dem Ihr Freund wohnt, ist doch Baumeister, aber, lieber Gott, keine Spur von praktischem Sinn, obgleich er in Amerika war, und was weiß ich. Ich heiße das ästhetischen Quietismus, und er mag sein Gutes haben, aber Deutschland wieder hochbringen, das wird er nicht."

„Ästhetischer Quietismus?" fragte Mathilde interessiert. „Ach, Sie schreiben gewiß auch, Herr Palmer!"

„Sie haben, meine Gnädigste, das feine Ahnungsvermögen der sensiblen geistigen Frau. Allerdings schreibe ich auch, allerdings. Aber ich setze das Praktische nicht hintenan. Und ich hab' einen Blick dafür, wo Geld herausschaut, Tatjana nennt es meine Wünschelrutenbegabung, und darum eigne ich mich auch zum Impresario. Aber ich muß schon sagen, anderes wäre mir lieber."

Er blieb stehen.

„Seine Villa, seine Jacht und sein Auto müßte man sich schaffen!" sagte er begeistert. „Dann wäre es hier auszuhalten. Aber so . . ."

Er stapfte weiter. Seine Überschuhe glänzten. Sein Mantel raschelte trocken, wie die weite Haut eines weisen Elefanten. Aage schnupperte.

„Sie sind ganz Gummi", sagte er fast zärtlich. „Ich meine nicht nur Ihren Anzug. Ich meine: Elastikum. Sie würden immer wieder hochschnellen, jeder Lage gewachsen sein — ist es nicht so?"

„Wie meinen?" fragte Herr Palmer etwas argwöhnisch.

„Im besten Sinne!" sagte Aage feierlich.

Herr Palmer schmunzelte. „Wie denken die Herrschaften über ein Katerfrühstück in der Villa Wingart? Ich gab der Dame diese Anregung, sie war entzückt. Ich habe die Erlaubnis, mitzubringen, wen ich will . . ."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Eine reizende Dame!“ bemerkte Kage harmlos in die Luft hinein.

„Echte deutsche Gastfreiheit, nicht wahr?“ rief Herr Palmer begeistert.

„Entzückende Töchter!“ steigerte sich Kage.

„Und — ein ganz solider Wohlstand!“ sagte Herr Palmer ernst-vertraulich.

„Den Mörder zieht's zum Orte seiner Tat und uns zu den Ruinen von Joie d'été!“ sagte plötzlich Roubroucqs Stimme hinter ihnen. Und von neuem überrieselt von jenen Schauern des Widerstrebens, mit denen sie erwacht war, sah Mathilde sich einen Augenblick später hinter Kage und Palmer an Roubroucqs Seite den Park betreten und unter den stilltropfenden Bäumen hingehen. Indessen sprach keines von ihnen ein anderes Wort als etwa darüber, wie gut die nasse Erde rieche oder wie wenig gut der Gummimantel des erhitzten Herrn Palmer vor ihnen. Diese armseligen Bemerkungen erstarben, als die beiden anderen zur Brandstätte abbogen. Mathilde, die ihnen folgen wollte, ward durch irgendeinen lautlosen, inbrünstigen Wunsch des Menschen neben ihr gezwungen, einen entgegengesetzten Seitenpfad einzuschlagen, der sie im Bogen zum Tor zurückführte. Sie sah von der Seite auf Roubroucq, sie sah sein zerquältes Gesicht mit einem bangen Schuldgefühl und fühlte doch gleichzeitig einen dunklen Trotz, einen Zustand der Selbstverteidigung, von dem sie sich keine Rechenschaft gab. Sie schlugen einen Wiesenweg ein, der bei dem Grundstück des alten Meisters von der Landstraße abzweigte, und der, sanft ansteigend, über die Höhe des Johannisberges zum Johannishof hinüberführte, das Dorf in schönem Bogen umschwingend. Mathilde, die das Schweigen nicht länger ertrug, fragte endlich mit einem unruhigen Auflachen:

„Gehe ich eigentlich freiwillig oder werde ich geführt, Roubroucq?“

„Gehen wir nicht miteinander?“ fragte er trübe.

„So gehen Sie mit mir, weil ich — scheinbar — zum Johannishof will!“

„Ich will mit dir auf die Höhe — sonst nichts.“

„Also gehen wir jeder seinen eigenen Weg, und er läuft zufällig eine Strecke in einem.“

„Ja. Denn du willst ja von der Höhe wieder hinuntergehen.“

Mathilde, aus der Fassung gebracht von seinem unbeweglichen Gesicht, seinem rätselhaft bedeutungsschweren Ton, sagte hastig: „Roubroucq, ich bin deine Freundin. Aber ich will nicht, daß du an gestern abend anknüpfst.“

„Gut. Ich werde also das Erlebnis mit dir zu den anderen schreiben — mit Tatjana — mit — der Binz . . .“

„Roubroucq!“

Er wandte ihr das Gesicht zu, das wie beschlagen war von einem wilden, traurigen Hohn:

„Ich h a t t e noch andere Erlebnisse. Bist du nicht Oberhofs Braut?“

Mathilde atmete schwer.

„Du weißt nicht, wer ich bin. Ich bin nicht die Frau, für die du mich jetzt hältst. Ich bin immer ganz ich, und ich tue nie etwas, was ich nicht im Augenblick auch mit meinem ganzen Herzen vertrete.“

„Ja,“ sagte er böse, „im Augenblick! Aber du kannst nichts dafür. Ich weiß ganz gut, wer du bist — besser wahrscheinlich, als du es selbst weißt. Und ich will jetzt, daß du zwischen mir und Oberhof wählst!“

Sie waren auf halber Höhe des langgestreckten Hügelrückens und blieben stehen. See und Land lagen weit aufgetan vor ihnen in der blauweißen Himmelswölbung. In der feuchtigkeitsgeklärten, windigen Luft war alles Bewegung, Spiel und Wanderschaft, die Wolken, die Wellen, die Wipfel und die geneigten Halme des raschelnden Korns, das in schmalen Bändern von Roggen- und Haferfeldern bis an den steinigen Weg herankam. Sonne kämpfte mit Wolkenschatten, der Mittag zog lachend und siegreich herauf. Ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wilder Rosenstrauch stand am Rain, rankende weiße Winden mischten sich mit den blaßroten Blüten. Roubroucq riß eine Rose ab, sie entblätterte in seiner Hand.

„Der Regen . . .“ sagte er tonlos.

„Ich habe gewählt, du weißt es ja.“ Mathilde sah ihn fast flehend an. „Kann ich zehn Jahre aus meinem Leben streichen? Und noch eins . . .“

„Was?“

„Ich will keine Kinder von dir“, sagte sie leise und hart. „Aber ich brauche Kinder.“

Roubroucq warf ihr die entblätterte Rose vor die Füße.

„Du liebst weder ihn noch mich!“ rief er leidenschaftlich und verließ sie. Nach ein paar Schritten wandte er um und kehrte zurück. Mathilde sah ihm trostlos entgegen, und Verwunderung überkam sie: Zorn und Verzweiflung hatten sein Antlitz verlassen, als seien sie ausgelöscht, und erschüttert wie zu Anfang erkannte sie die ungemeine, die hohe Einfachheit dieses Gesichtes, wie die einer asiatischen Göttermaske. Sich unbewußt noch sträubend gegen die seltsame Überlegenheit, die von dem ausging, den sie soeben, ohne es freilich zu wollen, gedemütigt zu haben meinte, legte sie Abwehr in ihren Blick. Aber er lächelte nur.

„Komm,“ sagte er, „komm, Schwester, komm. Ich will doch nicht von dir gehn, ohne meine ganze Botschaft gesagt zu haben.“

Sie gingen eine Weile stumm.

„Wir sind immer Botenträger des Schicksals“, sagte Roubroucq dann halblaut, beiläufig, als führte er ein Gespräch fort; „meist sind wir's wohl so ahnungslos wie Brieftauben oder kluge Hunde, die den Zettel um den Hals tragen, den sie selber nicht lesen können — aber zuweilen erkennen wir doch mitten in einem Erleben, daß wir nicht nur das blindlings dem Magneten folgende Metall — nicht nur unseres eigenen Herzens Spielball sind . . . Vielleicht ist uns diese Hellsicht nur einmal im Leben vergönnt. Vielleicht — haben wir nur da, wo wir sie hatten, wirklich geliebt . . .“

Mathilde, im Innersten von seinem Ton betroffen, blickte ihn an. Er wandte den Kopf, um ein bitterliches Lächeln zu verbergen, das seine Mundwinkel abwärts zog, seine Hand strich über die Ähren am Weg.

„Ich muß dir dieses sagen, Mathilde, daß ich weiß, du gehst dunklen und harten Jahren entgegen — so oder so — ob du Oberhof heiratest oder nicht. Ich sagte dir gestern von den unausgesprochenen Gelübden, zu denen der Geist uns verpflichtet — nun wohl, ich selbst versuchte, dich abwendig zu machen, ich selbst mochte nicht glauben, daß eine Frau so tief . . .“

Er brach ab, und mit seinen übernächtig brennenden Augen sah er sie jetzt schwermütig-mitleidig an.

„Gibt es auch einen Inzest der Seele?“ fragte er dunkel. „Sollten auch Geschwister im Geist einander nicht fleischlich begehren?“

Dann fuhr er sanftmütig fort: „Wir, die wir uns zu irgendeiner frühen Stunde unseres Lebens dem Geist hingaben und der Kunst, wir haben ein schlimmes, ein unverbrüchliches Gelübde getan, das Gelübde zu uns selbst. Wir können uns selbst nicht aufgeben, Mathilde. Verstehst du nun, warum du nicht lieben kannst?“

„Ich sollte nicht lieben können?“ fragte Mathilde ungläubig.

„Wir sind nur der Sehnsucht fähig und der Ekstasen der Sehnsucht, und solange die Sehnsucht anhält, lieben wir vielleicht. Wer unsere Sehnsucht stillt und überstillt, der verliert uns.“

„Was wolltest du dann von mir?“

„Frage mich nicht! Heimat und ewige Sehnsucht zugleich . . .“

„Gibt es das?“

„Nein“, sagte er hart. „Aber du suchst das auch.“

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du quälst mich", sagte Mathilde elend. „Du bist ein Mann. Für mich gelten andere Gesetze."

„Der Geist ist geschlechtslos, und die Kunst hat nur einerlei Gesetz", sagte Roubroucq unerbittlich. „Weißt du, was für eine Leidenschaft zur Wesenheit, was für eine Sucht nach Vollkommenheit aus der kleinsten deiner Skizzen spricht?"

„Ja!" rief Mathilde, „ja! Wie sollte ich anders können?"

Roubroucq blickte sie still an.

„Warum betrügst du dann dich selbst? Es gibt keinen anderen Weg der Vollendung für dich. Und wo du liebst, wirst du die Menschen an dich reißen und sie wieder verlassen."

Mathilde atmete tief auf.

„Nein", flüsterte sie. Und dann lauter, sicherer: „Nein, Roubroucq, nein!" Die Worte suchend in mühsamer Selbstbehauptung redete sie:

„Du irrst dich, du sprichst von dir selbst. Vieles gilt auch für mich, vieles, aber nicht alles. Der Fluch ist gesprochen, auch über mich — der Bannfluch aus den Gefilden beruhigter, menschlicher Glückseligkeit. Aber . . ." sie sprach lächelnd in der Überzeugung eines göttlichen Geheimnisses — „aber ich kann mich erlösen, Roubroucq! Du hast es mir bei unserer ersten Begegnung gesagt, und heute gebe ich es dir zurück: ich bin nicht deinesgleichen. Ich bin eine Frau. Und was du dir dienend erzwingen müßtest, das Leiden um die Geliebten, dem du dich entziehen kannst — mir ist es angeborene Verpflichtung — und Gelübde — und Fluch — wie das andere. Ich muß sie beide erfüllen, als wären sie eins, Roubroucq — Roubroucq — und so werde ich leiden . . ."

„Du wirst es," sprach er erschüttert, „du wirst es, Frau, und so segne dich Gott."

Sie gingen schweigend und näherten sich der Höhe, von wo aus der Weg hinab ins Dorf führte. Roubroucq blieb stehen. Er sah Mathilde an. Er lächelte.

„Ich glaube dir", sagte er. „Ich glaube, daß du glaubst. Und so habe ich dir nichts mehr zu sagen. Nur eins noch — Geliebte — ja — du wirst Kinder haben — und nicht von mir. Aber irre dich doch nicht. Immer, immer werden Kinder von dir — mir gleichen . . ."

Er war gegangen, ehe sie antworten konnte. Was hätte sie auch antworten können! Sie schritt weiter, erlöst und verlassen zugleich, eine Schwere lag ihr in den Gliedern, als ginge sie unter einer Last. Da stand der bunte, heilige Johannes in seiner Haselgrotte und lächelte sein mildes, hölzernes Götzenlächeln auf sie hin. Erschöpft setzte sie sich zu seinen Füßen nieder. Es war dies nun geschehen, dachte sie, sie hatte gewählt. Aber es schien plötzlich so unendlich mühselig, weiter zu gehen auf dem erwählten Wege. Sie fühlte eine niemals zuvor empfundene Müdigkeit der Seele, ein triebhaftes Bedürfnis, unterzugehn in Schlaf. Eine Weile noch blickte sie auf ihre Hände, die sanft und still, schöne gebräunte Schwestern, ihr im Schoße ruhten, und sonderbar bekümmert dachte sie: warum liebt euch denn keiner? Dann verschränkte sie die Arme auf den Knien und legte die Stirn darauf; minutenlang stand noch das sommerliche Getön der Bienen im Klee in ihren Ohren und das fanatische Jubilieren der Lerchen. Dann wußte sie nichts mehr von sich, bis ein Geräusch, bis die unklare Empfindung einer menschlichen Nähe sie weckten. Sie hob den Kopf. Wendelin stand vor ihr und lächelte stumm auf sie nieder.

Das mochte ein Traum sein, dachte sie und sah ihn schlaftrunken an. Sie entsann sich, ja. Sie hatte Roubroucq fortgeschickt, und nun kam Wendelin. Wendelin kam, um sie heimzuholen, endlich — er würde das Wort sagen, das er gestern nicht gefunden hatte, und dann war sie sein, und das Heimweh hatte ein Ende. Die ganze unselige Qual und Unrast der letzten Tage lösten sich. Sie rückte ein wenig zur Seite, er stützte den Ellbogen auf die obere Lehne der Betbank, legte die Wange in die Hand und blickte immer noch schweigend auf sie nieder.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du hast mich gesucht?“ fragte sie.

Er nickte. „Ich suchte dich,“ sagte er etwas mühsam, „ich mußte doch sehen, wie dir der Abend bekommen war. Und da traf ich eben Roubroucq, der sagte mir, wo du seiest.“

Er schwieg wieder und suchte augenscheinlich nach Worten. Mathilde fühlte sich plötzlich seltsam wach. Sie richtete sich ein wenig auf und lehnte den Kopf zurück an das harte Holz, als müßte sie sich eine Stütze geben.

„Du und Roubroucq!“ sagte Wendelin in demselben unfreien Tone — „ich freue mich so, daß ihr Freunde seid.“

Mathilde schwieg, bis sie den Inhalt dieser Worte voll begriff. Dann sagte sie langsam: „Ja — Freunde sind wir wohl.“ Sie sah über das mittagglänzende Land, wo lauerte denn der Blitz, dessen Drohen sie fühlte?

„Mathilde,“ sagte Wendelin schwer, „ich muß dir doch etwas sagen.“

„Ja?“ sagte sie still.

Wendelin ließ sich neben ihr nieder, er nahm ihre linke Hand und betrachtete sie.

„Ach, du hast so gute, starke Frauenhände, ach, Mathilde, und Erdmuthens sind wie die eines Kindes — denke dir, sie hat Grübchen vor jedem ihrer Finger.“ Er verstummte. Sanft, ganz sanft zog Mathilde die Hand fort.

„Ach, Mathilde, und ich habe die Jahre an dich gedacht wie an das Beste, was die Heimat für mich hatte, aber doch auch wie an eine Schwester — und sieh, ich kannte ja die kleine Erdmuthe nicht, ich wußte nichts von ihr. Und nun hast du mir gestern so gute Worte gesagt, ach, auf meinen Knien möchte ich dir danken, dir danken, Mathilde, aber weißt du denn, wie mir ist? Ich kann doch nichts dafür . . .“

Mathilde lächelte plötzlich. „Wofür kannst du nichts, Wendelin? Daß die kleine Erdmuthe auf der Welt ist, und daß du sie lieb haben mußt?“

Er legte sein Gesicht auf ihre Hand, und sie fühlte, daß er weinte. Und während sie mit der Rechten über sein Haar strich, langsam, mütterlich, als gelte es, ein Kind zu beruhigen, starrte sie in namenloser Verwunderung trockenen Auges vor sich hin ins Leere. — —

Wolfgang

IX

Indessen war Aage neben Herrn Palmer weitergegangen, von einem schwermütigen Groll gegen den seiner selbst Frohen erfüllt und geneigt, ihm Grobheiten zu erwidern, da es sich nicht mehr lohnte, hübsche, kleine Ungezogenheiten zu erfinden. Er gab sich zu, daß er gerne noch lange spazieren gegangen wäre, Mathilde zwischen sich und Augustus Palmer, und über sie hinweg diesem Augustus doppelsinnige Antworten zuwerfend, um dann in ihren Augen und um ihren schönen, guten Mund das Lächeln zucken zu sehen und ihr belustigtes, unterdrücktes: „Aber Aage!“ zu hören. Er gab sich zu, etwas verwundert, aber ganz beglückt, daß die Gegenwart Mathildens ihn heute irgendwie steigerte, daß er sie nicht brüderlich ruhig kommen und gehen sah, er meinte nachträglich zu wissen, daß er eine Veränderung an ihr gefühlt habe, und sann staunend über diese Entdeckung nach. Gleichzeitig war er sehr unzufrieden, daß Mathilde mit Roubroucq und darüber, daß Roubroucq mit Mathilde ging, und ganz unglücklich ward er, als er nun, ohne sich umzusehen, wahrnahm, daß die beiden einen Seitenpfad einschlugen und sich entfernten. Er wollte heute Mathilde für sich — um ihr sein Herz über Coulou auszuschütten, um mit ihr über Pieter zu sprechen, wie er meinte — und er wollte einmal diesen Roubroucq allein haben, sich von ihm malträtieren lassen und dabei beseligt die Atmosphäre des Abenteuers, der Wanderschaft und des Wunders atmen, die diesen Menschen umgab, der sich so gar nicht um ihn, um Aage, kümmern wollte, der seine Bücher doch gelesen hatte wie Offenbarungen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An der Brandstätte fanden sie den Bürgermeister vor, ferner den Ortsgeistlichen, ferner die Frau Äbtissin des Herz-Jesu-Klosters, die mit würdevoll über dem stattlichen Leib zusammengelegten Händen auf die leise qualmenden Mauerreste blickte, wie die gesättigte Klosterseele, die das seit Jahrhunderten vorausgesehen und gesagt hatte, es würde einmal ein böses Ende nehmen mit Joie d'été. Erdmuthe stand daneben, lieblich und schuldbewußt, sie lächelte Aage scheu entgegen, aber Aage hatte kein Auge für sie. Sobald Herr Palmer seinen Übertritt in die leidtragende Gruppe vollzogen hatte, was unter ein paar sachkundigen Worten über die Höhe des angerichteten Schadens mühelos geschah, stahl Aage sich davon und eilte den Weg zum Parktor zurück. Er wollte Mathilde und Roubroucq nicht folgen — nein. Nur sehen wollte er, wohin sie gingen, die schmerzvolle, aber süße Unruhe seines Herzens verlangte diese Steigerung. Er stand an der Mauer und blickte den beiden Gestalten nach, die durch die Wiese dahingingen, vom Wind umspielt, der Mathildens Mantel hob und sie gegen Roubroucq zu drängen schien. Aus einer blühenden Linde über ihm schauerten Tropfen herab auf sein unbedecktes Haar, er fröstelte, fühlte plötzlich die Nachwirkung der durchwachten Nacht, schwankte einen Augenblick, ob er Pieter aufsuchen solle, und wandte sich dann in die entgegengesetzte Richtung, ziellos, traurig und von einer Abneigung überfallen, überhaupt Menschen zu sehen. So begegnete er Loulou, die ihm kurz vor dem „Herzogsschild" entgegenkam, in schilfgrünes Loden gekleidet, einen Spazierstock in der Hand und außerordentlich zielbewußt und ausgeschlafen ihre Straße ziehend. Sie sagte: „Geh, Herr von Rungström, wo kommen denn Sie schon her?" womit sie an ihm vorüberwollte. Indessen machte Aage, von einer plötzlichen Regung bezwungen, kehrt. „Du erlaubst, daß ich dich begleite", sagte er mit zusammengebissenen Zähnen. Sein ganzer Unmut, seine ganze Verzweiflung sammelte sich auf einmal in dem Gefühl gegen diese Frau. „Wohin willst du?" fragte er schroff. „Zu Pieter? Du, laß dir raten . . ."

Loulou lachte ungezwungen.

Bis zum Parktor gingen sie schweigend. Loulou sah zögernd auf die durchweichten Wege, wo das Wasser in den tiefen Furchen stand, die die Wagen der Feuerwehr hinterlassen hatten.

„Ob der Herr Roubroucq dort ist?" fragte sie mit einem harmlosen Aufblick zu Aage.

„Nein!"

„Also du weißt, wo er ist?"

Aage zauderte. Dann sagte er: „Ich weiß es. Und ich bringe dich zu ihm, wenn — wenn du Pieter in Ruh' läßt!"

Sie gingen schon weiter und bogen in den Wiesenweg ein. Loulou sagte gereizt: „Ich muß doch schon bitten! Meinst du, ich hab' eine Kinderbewahranstalt? Hast du mir Vorschriften zu machen? Kann ich dafür, daß er mir nachläuft?"

Aage ballte einen Augenblick die Hände und holte tief Atem.

„Ich will dir etwas sagen."

„Bitte!"

„Sei still! Jetzt spreche ich. Er ist dir nicht nachgelaufen. Du hast dich ihm in den Weg gestellt. Schamlos. Du hast ihn verrückt gemacht — wie mich. Du willst ihn so weit bringen wie mich . . ."

Er hörte Loulou auflachen und brach jählings ab. Er zitterte. Ach Gott, da war das Land so wild und weit vor ihm, blau, grün, von großen weißen Wolken überflügelt, ihre Schatten wälzten sich über das Gelände, über den metallgrauen, flutend bewegten See. Da waren vor ihm auf dem Weg die Fußspuren Mathildens und Roubroucqs, zuweilen sichtbar, wo der Boden weicher war. Da lag in der Luft noch geisterhaft ihr Gespräch als der letzte geformte Laut, der hier die schrillende, sausende Ein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:28 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tönigkeit des Grillenzirpens und des Windes durchbrochen hatte — ach, und der Geist dieses Gesprächs, er mochte klar und lächelnd hier verschweben, wo jetzt aus dumpfer, trüber Tiefe haßvolle Worte quollen. So dachte Aage, gequält, bitter, verzweifelt. Er beugte sich über den wilden Rosenbusch am Wege. „Du bist eifersüchtig!" hatte Loulou gerade erheitert gesagt. Im selben Augenblick kreischte sie schrill auf und packte ihn am Arm. Er fuhr herum, unwillig sie abschüttelnd, und erstarrte wie sie im Anblick einer Gestalt, die dort über ihnen auf der Halde stand — nein, nicht stand — sprang, tanzte, die Arme schwenkte, den Mund stumm aufgerissen zu einem lautlosen, scheußlichen Schrei, und nun verschwand, in einer Erdfalte versank, nicht mehr da war, um gleich darauf gebückt, verkrümmt bergauf zu laufen, dem Walde zu, in den sie einbrach wie ein flüchtendes Tier . . .

„Der Alois . . .", flüsterte Loulou mit einem leeren Lächeln und löste ihre Hand von Aages Arm.

Der Alois, in der Tat, er war es gewesen, sein roter Schopf, seine kobaltblaue Hose, sie waren unverkennbar. Der Alois — aber warum zittere ich so? dachte Aage. Ein Dorftrottel und wahrscheinlich ein Brandstifter, nun ja — aber waren das Gründe zu zittern, waren das Gründe, sich zu fürchten, ja, sich zu fürchten mit der alten schauderhaften Bangigkeit der Kinderjahre, die einen zuweilen in der Einsamkeit mittäglicher Wiesen, im unerklärlichen Schweigen eines Waldes überfallen hatte? Mit dieser Bangigkeit, die einen hatte laufen lassen und laufen, ohne sich umzusehen, bis man wieder Häuser gesehen hatte, menschliche Nähe, Schutz, Wärme, Heimatlichkeit gefühlt? Und während sie in stummem Einverständnis eine Strecke vorwärts hasteten, machte Aage es sich klar, daß eine geheimnisvolle Bedrohung, eine schauerliche und obszöne Frechheit in den lautlosen Bewegungen des Burschen gelegen hatte, eine unwägbare Furchtbarkeit, wie die eines Alptraums. Doch sagte er jetzt, indem er seinen Schritt mäßigte, mit ruhiger Stimme, als hätte ihm der Zwischenfall seine Fassung wiedergegeben:

„Du traust dir viel zu. Ich bin aber nicht eifersüchtig. Nicht auf Roubroucq und auch nicht — auf den roten Alois. Aber Pieter will ich vor dir schützen, verstehst du?!"

„Seid ihr eine Gesellschaft mit gegenseitiger Schutzpflicht?"

„Ich verbitte mir deine fortwährenden Schnoddrigkeiten."

„Die gibt's nur in Norddeutschland. Ich meine nur, da erklärt euch doch gleich für eine G. m. b. H.!"

„Ich will nichts mehr hören — nichts mehr hören will ich von deinen Frivolitäten!" Aage war stehen geblieben und sah, bebend vor Erregung, hinab in das kleine, flache, bräunliche Gesicht, das ihm neugierig zugewandt war. „Jetzt will ich dir einmal etwas sagen. Jetzt aber einmal deutlich. Ich bin ein anderer Mensch hier geworden, jawohl, in drei Tagen ein anderer Mensch. Was hattest du denn aus mir gemacht im Winter — was war denn aus mir geworden?! Ich kannte ja nichts anderes mehr als dich und — und — das parfümierte Behagen mit dir! Du hast mich gefüttert, du hast mich angezogen und herumgeschleppt wie eine Puppe — ja, du hast mich verwandelt, du — du hast mich zu deinem . . ."

Er stampfte auf. Er machte eine Kopfbewegung, daß ihm die langen Haare in die Stirn flogen. Sein Gesicht war gerötet, seine Augen schienen dunkelblau, von Blut durchglüht. Loulou sah angeregt zu ihm auf.

„Ach — geh'!" sagte sie zerstreut.

„Also mit uns hat es jetzt ein Ende! Aber vollkommen! Ich war immer so dumm, ich habe gedacht, vielleicht brauchtest du mich wirklich irgendwie. Davon bin ich geheilt, ganz gründlich geheilt. Wir zwei sind fertig. Jetzt gibst du mir meine Briefe zurück, und ich gebe dir deine Geschenke zurück und dann . . ."

Loulou legte plötzlich ihre Hand auf seinen Arm.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aage," sagte sie gedämpft und lächelte ein bißchen, „Aage, das blaue Jackerl behältst mir aber! Es steht dir gar so gut — grad jetzt, wenn du ein bisserl Farbe hast . . ."

Aage sah fassungslos auf die kleine Hand herunter, die da auf seinem blauen Ärmel lag — diese wunderlich plumpe, weiche, kleine Hand, auf deren durchdringende Wärme sein Blut antwortete wie auf einen elektrischen Strom. Er war erblaßt. Er ließ die Arme sinken — die kleine Hand glitt von ihm ab. Er wandte sich, er legte die Hand über die Augen, eine jähe Ermattung ließ seine Knie wanken. Und plötzlich schwankte er, machte eine taumelnde Bewegung auf sie zu, seine Hand griff nach ihr. „Du . . .," murmelte er mit geschlossenen Augen — „du . . ."

Übrigens kam er sofort wieder zur Besinnung, es hätte kaum des kurzen Lachtones bedurft, den Loulou ausgestoßen hatte. Schritte erklangen, ein Mensch kam hinter ihnen hergehastet, es war Pieter.

Sie hatten nur noch wenige Schritte bis zur vollen Höhe. Pieter näherte sich ihnen rasch, er sah erhitzt und gerötet aus, sein Atem ging schnell, er war gelaufen, um die beiden einzuholen, aber nun sollten sie denken, er käme zufällig des Weges. Er wollte Loulou frech und Aage verächtlich ansehen, es wurde eine sonderbare Verzerrung seines Gesichtes daraus. Er zuckte mit der Schulter und machte eine betonte Bewegung des Ausweichens. „So, so!" sagte er heiser — nein, er blieb durchaus nicht stehen.

„Haben Sie's aber eilig!" rief Loulou, „Sie, Herr Steenbock! Laufen S' doch nicht so! Ich muß Sie etwas fragen."

Pieter ging noch zwei Schritte. Dann blieb er stehen. Er senkte den Kopf wie ein stößiger junger Stier. Dann kehrte er widerwillig um.

„Warum, Herr Steenbock," fragte Loulou, als er vor ihr stand, wißbegierig — „warum lassen S' sich nur den Bart stehn? Bitt' schön, das ist eine sehr ernste Frage!" fuhr sie fort, als er sie wütend ansah, und berührte mit ihrer Hand vorsichtig das flaumige Haar an Pieters Kinn. „Älter ausschaun tun Sie nämlich deswegen nicht. Sie, Herr Steenbock, was sagen Sie jetzt: der Herr von Rungström will mir verbieten, mit Ihnen zu sprechen! Der ist grantig heut'!"

Pieter warf Aage einen finsteren Blick zu. „Was soll das heißen?" sagte er grob.

„Daß ich dein Bestes will!"

„Sieh' du vor deine Füße, ich weiß, was ich tue!"

„Gelt, Herr Steenbock, S i e sind der ältere?" warf Loulou ein.

„An Erfahrung jedenfalls!" schrie Pieter jetzt herausfordernd, „umsonst kommt man nicht um die halbe Erde."

„Ich habe es gleich gedacht, Sie haben so ein sicheres Auftreten."

Pieter lächelte verschämt. Aage, weiß im Gesicht, murmelte: „Ich kann also gehn . . ." und wandte sich dem Weg ins Dorf hinab zu. In diesem Augenblick trat Mathilde aus dem umbuschten Heiligtum des Johannes, Wendelin folgte ihr, und ein fragwürdiges Lächeln ging über Loulous Gesicht.

„Pieter!" rief Mathilde unbefangen, „mir war doch, als hörte ich Sie schreien? Zanken Sie sich mit jemand? Und da sind Sie wieder Aage — ich hatte Sie ganz verloren. Ja — Roubroucq wollte wohl mit mir sprechen — und da gingen wir hier herauf — verzeihen Sie!"

„Wo ist Herr Roubroucq?" fragte Loulou — „wo ist . . ."

„Ich begegnete ihm, als ich vom Dorf heraufkam", sagte Wendelin. „Er wollte mich im „Herzogsschild" erwarten . . ."

„Ich bleibe noch ein wenig im Freien", sagte Mathilde, seinen fragenden Blick ruhig lächelnd erwidernd.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich komme mit Ihnen, Herr Oberhof!“ rief Loulou, „den beiden jungen Herren ist der gestrige Abend schlecht bekommen. Nehmen Sie sich ihrer an, Gnädigste!“

Beide, Pieter sowohl als Aage, machten eine Bewegung, als wollten sie ohne Zögern hinterdrein. Gleichzeitig aber besannen sie sich, und mit gesenkten Köpfen folgten sie Mathilde, die voranschritt, die schmale Straße weiter, die von der Höhe des Johannisberges auf einer moorigen Hochfläche den Bergen zulief.

„Kinder,“ sagte Mathilde, „sind wir nicht schon einmal so miteinander gegangen, oder hab' ich's geträumt — so zwischen Wiesen, Aage und Pieter und ich? Mein Gott, wo war das nur? Und da waren nicht Berge vor uns — aber wenn man weit genug ging, sah man die See aufglänzen wie einen silbernen Schild . . .“

Keiner antwortete. Pieter starrte finster geradeaus. Mathilde murmelte:

„Es war daheim auf unsrem Meeresdeich . . . Es war in der Heimat, Aage, in Lohme war es, ich weiß es. Aber Pieter war nicht dabei, Pieter doch nicht. Es war einer Ihrer Brüder, Aage, ich glaube, es war Wolf . . .“

„Er heißt Pieter Steenbock und ist Architekt. Er heißt Pieter Steenbock und ist aus Edam. Aus Edam in Holland“, sagte Aage, als wiederholte er Auswendiggelerntes.

„Was soll das heißen?“

„Ich repetiere deine Personalien.“

„Ich rate dir . . .“

Mathilde sagte müde: „Ihr seid so angreifend heute. Seht doch die Berge, wie dunkelblau. Wie nah' ist alle Ferne heut'. — Pieter, wenn Sie es denn wollen, so bleiben Sie Pieter, auch für uns — heute noch, morgen, übermorgen, meinetwegen. Aber glauben Sie nicht, daß ich dann noch Ihre Mutter lange über meine Vermutung im Unklaren lasse!“

Pieter sagte mit zusammengebissenen Zähnen: „Wer sich in meine Angelegenheiten mischt, übernimmt die Verantwortung für mein Schicksal.“ Er wandte sich brüsk um und ging davon.

„Gehen Sie ihm nach, Aage,“ sagte Mathilde, „gehen Sie — ich habe heute keine glückliche Hand.“

Einsam, ein wenig gebeugt, schritt sie weiter, dem Winde entgegen, den Bergen zu.

X

Am Nachmittag desselben Tages erhob sich Pieter von seinem zerwühlten Bett, auf dem er stundenlang brütend gelegen hatte. Barfuß, in Hemd und Hose, tappte er hinüber zum Waschtisch und steckte den Kopf ins Wasser, tauchte prustend wieder hervor und wiederholte das mehrmals. Während er sich trocken rieb, blickte er böse in den kleinen Spiegel, aus dem ihn das eigene Gesicht mit verzweifelten Augen unter dem feuchten, nach allen Seiten starrenden Haar ansah, und meinte, daß er diese grünblauen Augen und dies rötlichbraune unbändige Haar gehaßt habe, solange er denken könnte. Gleich darauf aber behandelte er sich sorgfältig mit Kamm und Bürste, und schließlich zupfte er nachdenklich an seinem Bartwuchs, nahm das Handtuch, verdeckte seine untere Gesichtshälfte und betrachtete sich noch einmal prüfend. Er murmelte: „Es ist ja egal — sie wissen es ja doch“, und dann wieder sehr wild und dem Spiegelbild die Zähne zeigend: „Verdammtes Frauenzimmer!“ Nun schlich er zum Tisch, suchte Pfeife und Tabaksbeutel in dem Durcheinander von Papieren, Zeichnungen, Büchern und Arbeitsgeräten, stopfte die Pfeife, brachte sie in Brand, suchte sich einen Platz am Fußende des Bettes, wo er in sich zusammensank — rauchte, und in blauen Qualm gehüllt, mit den Gegenständen des Zimmers zu einer regungslosen Einheit verschwamm.

Es war ein großes, helles Mansardenzimmer, aufs einfachste eingerichtet, Arbeitsraum und Schlafkammer zugleich. An dem breiten, nach Norden gehenden Fenster

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stand das große Reißbrett, auf dem eine architektonische Zeichnung befestigt war: der Grundriß einer gotischen Kirche. Kleinere Zeichnungen baulicher Einzelheiten, von Fialen, Pfeilern, Fenstern, Portalen bedeckten, flüchtig angeheftet, den oberen geweißten Teil der zur Hälfte mit Zirbelholz getäfelten Wände. Dazwischen fand sich die Skizze einer Landschaft, eines Tieres. Da waren, in Wasserfarben und mit einer gewissen Leidenschaft ausgeführt, vor allem drei Bilder: die Wiedergabe eines Baumes, einer riesigen alten Buche, die, über ihrem silbergrauen Stamm inbrünstig grünend, gegen einen brennend blauen Himmel stand. Dann das fast lyrisch hingepinselte Aquarell eines Hauses, eines weißgrauen Rokokohauses mit einem Beischlag vor der Tür, wie sie in den Städten an der Seeküste zu finden sind, in Danzig etwa, aber auch in Lübeck, in Wismar, vielleicht auch in dem Marlin, der Heimatstadt Aage von Rungströms. Und endlich ein Frauenkopf, o, kein schönes Gesicht, es war blaß, hatte einen großen, aufgeworfenen Mund und eine zu kurze, breite Nase, aber es stand in einer Gloriole schimmernden goldroten Haares und blickte aus großen, fast veilchenfarbenen Augen. Es war ein Porträt, aber unwägbare Kennzeichen wiesen darauf hin, daß es aus dem Gedächtnis gemalt war, es lag irgendein Schimmer des Phantastischen, des Unwirklichen, ja des Mythischen über diesen fast formlosen Zügen, der Widerschein eines Schmerzes, einer Sehnsucht, der es über alles Gewöhnliche hinaushob, ihm den Rang von etwas Heilig-Symbolischem zuwies . . .

Übrigens herrschte eine wüste Unordnung in der Kammer. Die Fächer eines alten Sekretärs waren aufgerissen, und ihr Inhalt an Wäsche und Kleidungsstücken lag auf Tisch und Stühlen umher. Und jetzt erhob sich Pieter, klopfte die Pfeife an dem eisernen Ofen aus, und, lautlos umhergehend, begann er, eine große, eisenbeschlagene Kiste, die mit aufgeschlagenem Deckel in einer Ecke stand, mit seinem Eigentum zu füllen. Dazwischen klopfte es einmal, er ging an die Tür, fragte grob: „Was ist los?", lauschte finster, sagte: „Nein, ich will nichts essen! Ist Post für mich da? So — nicht . . . Wie soll ich das wissen, wie oft am Tage dieses lahme Institut funktioniert . . . Was ich erwarte? Einen Brief, verstehst du! Ja, immer denselben wie seit acht Tagen . . . Nein, du kannst nicht herein. Ich bin beim Anziehn. Komm in zehn Minuten wieder . . ." Stopfte hierauf mit größter Geschwindigkeit das Letzte in den Koffer und legte obenauf die drei Bilder, die er mit einer behutsamen Zärtlichkeit von der Wand nahm. Dann verschloß er die Kiste, stieß die Schiebladen zu, fuhr in Strümpfe und Schuhe, band sich einen weichen, violetten Schlips um, behandelte noch einmal sein Haar, das, jetzt getrocknet, einen seidigen, kupfrigen Schimmer hatte, fuhr in seine Jacke und saß über das Reißbrett gebeugt, als es zum zweiten Mal klopfte und auf sein geknurrtes „Herein!" Erdmuthe ins Zimmer trat.

„Oh! Bei dir sieht es aber heute ordentlich aus! Beinah kahl! Fast wie in einer Mönchszelle. Nur — das Bett!"

Pieter drehte sich auf dem Stuhl um und ließ einen Blick stirnrunzelnder Befriedigung über das auf- oder ausgeräumte Zimmer gleiten. Erdmuthe war an das Bett getreten und hatte es mit ein paar Handgriffen in Ordnung gebracht. Nun kam sie zu ihm in die tiefe Fensternische und lehnte neben seinem Arbeitstisch an der Wand. Sie hatte das Kleid von gestern an, ein weißes, kindliches Kleid, aber ihre Zöpfe waren aufgesteckt, und auf ihrem weichen Gesicht lag ein neuer Zug, ein Lächeln, das nicht vergehen wollte und doch von sich selbst nichts zu wissen schien. Mit diesem Lächeln blickte sie durch das Fenster: hier sah man über die Wipfel des Obstgartens hinaus auf die blanke Fläche des Sees und weit ins Land. Pieter fuhr fort, bestimmte Linien auf seinem Grundriß mit roter Tusche nachzuziehen, aber seine Hand war unsicher. Er warf die Feder hin und fing an, einen Bleistift zu spitzen. „Was willst du eigentlich?" fragte er unfreundlich.

„Bei dir sieht es heute so kahl aus," sagte Erdmuthe wieder und sah sich nachdenk-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich im Zimmer um — „ach so, die Bilder sind weg — die drei. Ach so — Aage soll dich heut' wohl besuchen, ich habe mich schon gewundert, daß er noch nie hier oben war."

„Nun — und . . .?"

Erdmuthe lachte ein bißchen.

„Er soll die Bilder nicht sehen, sonst weiß er es ganz sicher."

„Was weiß er?"

„Daß du sein Bruder bist . . ."

Pieter sprang auf, stieß dabei den Stuhl zurück, daß er polternd umfiel, und schrie: „Ihr seid alle miteinander vom Teufel besessen! Ich habe keinen Bruder! Ich habe keine Mutter! Und, damit du's weißt, heut' nacht geh' ich davon und werde Maurer oder Steinklopfer, nur um eurer widerwärtigen Neugier und Geschwätzigkeit zu entkommen."

Er rannte mit großen Schritten auf und ab.

„Ihr könnt ja nichts abwarten — nichts!"

„Pieter!" sagte Erdmuthe demütig und erschrocken, „ich bin doch nicht neugierig! Ich bin doch auch nicht geschwätzig! Ich habe es doch nur gleich von Anfang an gewußt, denn Aage kam und fragte nach seinem Bruder. Und dann verbesserte er sich ganz schnell und tat, als ob er sich versprochen hätte, und ich merkte ja dann auch, daß du es nicht wahr haben wolltest. Und ich habe zu keinem Menschen davon gesprochen, ganz sicher nicht, Pieter, aber ich glaube, der Großvater weiß es und Fräulein Mackens weiß es auch — und die andern wissen es nur nicht, weil sie nicht aufpassen — und, Pieter, es ist doch auch wunderschön, daß du nicht nur ein Findelkind von Großvater bist wie ich . . ."

Pieter starrte sie an.

„Der Meister weiß es auch?" stammelte er ratlos. „Aber woher denn? Wir sehen uns doch nicht die Spur ähnlich . . ."

„Aber ihr sprecht so ähnlich, Pieter," sagte Erdmuthe sanft, „das wißt ihr vielleicht gar nicht. Wer zuhört, weiß, daß ihr aus einer Heimat kommt. Ist es denn nicht wunderschön, eine Heimat wiederzufinden, Pieter? Ich verstehe dich gar nicht . . ."

Pieter war tief erblaßt. Er lehnte an der Tür und starrte mit verzweifelten Augen ins Leere. „Nein. Ihr könnt es nicht verstehen", murmelte er. „Aber ich will dir sagen, wie es ist: ich bin weggelaufen wie ein junger Hund und will nicht wiederkommen wie ein hungriger Hund, der weiß, daß er Prügel verdient hat, und der die Prügel einstecken wird, um sich wieder auszufüttern und — wieder wegzulaufen."

„Ach, Pieter!" flüsterte Erdmuthe. Dann sagte sie, immer noch leise und sehr schüchtern:

„Darum also das — mit dem Preisausschreiben . . .?"

Pieter ging hin und hob den umgestürzten Stuhl auf. Er setzte sich. „Das wißt ihr also auch?" sagte er ganz gebrochen.

Erdmuthe legte sich über den Tisch und stützte den Kopf in beide Hände, ihr Gesicht war Pieter ganz nahe, und er blickte verstört in ihre reinen, lächelnden Augen.

„Du hast doch nie Geheimnisse gehabt, Pieter — und ich räume doch deine Kammer immer auf. Das Preisausschreiben lag doch immer auf deinem Tisch, und dann hast du die beiden letzten Monate gearbeitet wie noch nie. Ich habe doch deine Zeichnungen auch gesehen, Pieter."

„Was verstehst du denn davon?"

„Aber, Pieter — wenn man mit dem Großvater lebt . . ."

„Ach du lieber Gott! — Weiß er es denn auch?"

„Mit dem Preisausschreiben? Daß du dich beteiligt hast?"

„Ja, ja! Was denn sonst!"

Erdmuthe sagte zögernd:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich glaube es nicht. Ich habe ihm nichts gesagt, Pieter, kein Wort!"

„Woher sollte er dann! Er schnüffelt doch nicht hier herum!"

„Ich habe auch nicht geschnüffelt, Pieter", sagte Erdmuthe vorwurfsvoll. „Es lag doch alles offen da! Sogar das Paket mit der Aufschrift lag zwei Tage lang auf deinem Tisch, als du fertig warst. Du hältst mich wohl für blind — oder dumm?"

Hierzu äußerte Pieter sich nicht. Die Farbe war in sein Gesicht zurückgekehrt, er saß plötzlich rittlings auf seinem Stuhl, verschränkte die Arme auf der Lehne, legte das Kinn darauf und, mit überhellen Augen ins Weite sehend, sagte er inbrünstig hoffnungsvoll:

„Es ist die beste Arbeit, die ich je gemacht habe. Es wird etwas, Erdmuthe, du kannst dich drauf verlassen! Ich habe dabei immer an eine alte Kirche in meiner Heimatstadt gedacht, weißt du, in die ich als Junge jeden Sonntag geschickt wurde, um mich zu langweilen. Nun auf einmal merkte ich, daß ich mich nicht nur gelangweilt habe, sondern daß ich die ganze Architektur in mich aufgesogen hatte, während Pastor Müller da oben blies."

„Eine Dröhnlade!" setzte er nach einer Pause tiefgefühlt hinzu.

„Wer?"

„Pastor Müller! Donnerwetter, Erdmuthe, ich m u ß ja einen Preis bekommen, und wenn es auch nicht der erste ist. Und dann — steht nichts mehr im Wege . . ."

Das letzte flüsterte er und lächelte verschämt vor sich hin. Dann schlug er die Augen groß auf.

„Ja — aber Pieter . . .", hatte Erdmuthe gemurmelt.

„Na — was denn?"

„Ja, ich dachte nur — du bist doch noch ein Anfänger — es haben sich vielleicht auch ältere Künstler beteiligt — und berühmte Leute . . ."

„Oh," sagte Pieter hochmütig, „der Name spielt da keine Rolle. Den erfahren die Preisrichter gar nicht. Und sonst — sei ganz ruhig — ich kann auch etwas. Ich habe beim Meister gelernt."

Er stand auf und reckte sich. Dann ließ er die Arme sinken, und in seine Augen trat für eine Sekunde wieder der unruhige, gehetzte Ausdruck. „Ich weiß nur nicht," murmelte er, „warum die Nachricht noch nicht da ist, sie müßte längst . . ."

Erdmuthe, die ihn betrübt und unschlüssig angesehen hatte, sagte hastig: „Ich muß hinunter, die Gäste müssen gleich kommen."

„Wer?"

„Die Gäste von gestern abend. Der Großvater hat doch alle eingeladen. Pieter, willst du denn wirklich fort?"

Er wandte sich ab.

„Einen Tag noch, vielleicht," sagte er undeutlich, „einen Tag — oder zwei — vielleicht, daß der Brief doch noch kommt . . ." Er stand mit gesenktem Kopf am Zeichentisch, sein Mund zuckte.

„Ach, Pieter," sagte Erdmuthe leise, „Pieter, geht es denn nicht auch so?" —

In diesem Augenblick klopfte es an die Tür, und Hage trat ein.

„Oberhof und Roubroucq sind da," meldete er vergnügt, „ihr sollt herunterkommen. Ist das hier deine Bude, Pieter? Mensch, hier ist es ja fürstlich — und du sprachst immer nur von einer Schlafkammer!" —

Es war Hage am Vormittag nicht gelungen, Pieter einzuholen, oder vielmehr, er hatte keine Lust gehabt, sich noch einmal mit ihm einzulassen, und er hatte die Verfolgung aufgegeben, als er sah, daß Pieter nach Hause ging und nicht etwa in den See oder geradewegs in die weite Welt. Jetzt ließ Pieter Erdmuthe und ihn die schmale Treppe hinunter vorangehen und folgte langsam, dumpf benommen von der andern Richtung, die seine Absichten genommen hatten, ohne daß er sich veränderter Entschlüsse

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bewußt geworden wäre. Er hatte freilich fortgewollt, weit fort; er hatte den unklaren Wunsch gehabt, noch in der letzten Stunde seine Maske zu retten, sich diesen Menschen zu entziehen, die eine Identität antasteten, mit der er in sieben heimatlosen Jahren auf eine phantastische Weise verschmolzen war, so daß er selbst in seinen Träumen kaum noch zurückfand in die Individualität Wolfgang ten Maans. Blickte dieser breitschultrige und harthändige junge Mensch einmal zurück, so sah er am Ausgangspunkt seiner Wanderjahre einen Knaben stehen, den er verwundert betrachtete und mit dem er nichts gemein zu haben glaubte. Es war ein gepflegter, ein wohlgekleideter Knabe, er hatte fünf regelmäßige Mahlzeiten am Tage und Abend für Abend ein reinliches Bett. Man unterrichtete ihn sorgfältig und bemühte sich eindringlich um seine moralische Entwicklung. Pieter Steenbock hatte durchaus kein sentimentales Verhältnis zu dieser verwöhnten Erscheinung. Er betrachtete sie manchmal von allen Seiten, er durchschritt in der Erinnerung die Räume zweier alter Häuser, von denen er wußte, daß der Knabe sie bewohnte, er betrachtete die Besitztümer des Fremden und verspürte eine ferne Sympathie, wenn er auf Gegenstände stieß, die diesem besonders lieb waren — einen kleinen Globus etwa, einen beschmierten Malkasten, eine Sammlung bunter Halbedelsteine. Übte er dieses Spiel einer leidenschaftslosen, fast neugierigen Rückschau abends vor dem Einschlafen, so kreiste sein Gedächtnis zuweilen, und aus Nebeln, ähnlich denjenigen, die den Geist bei seinem Versinken in den Schlaf aufnahmen, tauchte, hinter dem Knaben stehend, eine zweite Gestalt auf, über deren Kopf, massig sich auftürmend, aber nur undeutlich erkennbar, Haupt und Schultern einer dritten wuchsen. Die zweite war eine Frau; sie hatte den Arm um des Knaben Schulter gelegt, der unbekümmert in die Ferne sah, und lächelte Pieter hohnvoll an. Auf ihr selbst aber lastete der schwere Schatten des Mannes hinter ihr, und sie flüsterte: „Du sollst meine Unrast erben, bis du mich erlöst!“ Pieter wußte: Dies war Wolfgang ten Maans Base Elsabe und deren Vater, Wolfgangs Oheim Robert ten Maan, der Schiffskapitän, der jung und einsam auf Samoa gestorben war. Dies war Elsabe, die Wolfgangs Vater zu seiner ersten Frau gemacht hatte und die jenes Testament hinterließ, in dem sie mit wahnsinniger Kühnheit über ihr unsterbliches Teil verfügte, indem sie, eine Sterbende, ihre Seele einem Ungeborenen verschrieb . . .

„Es wird ein Knabe sein, und ihr sollt ihn Wolfgang nennen . . .“

Pieter Steenbock liebte diese Spiele der Erinnerung vor dem Einschlafen nicht. Er empfand sie als einen Wahnsinn, als eine Versuchung des Teufels. Er pflegte Licht zu machen, wenn sie im Halbschlaf Herr über seine Vorstellung geworden waren, er stöhnte, er zitterte, er lag stundenlang, starrte in die Flamme der Kerze und versicherte sich, daß er Pieter Steenbock hieß, Pieter Steenbock sei und kein anderer. Er wußte es gut: für den Knaben Wolfgang ten Maan hatte das Wissen um das Vermächtnis Elsabens keine Bedeutung gehabt. Gleichmütig hatte er von seinem Vorhandensein gehört, bei Gott, dieser Kerl hatte darüber gelacht und sich den Teufel um die Möglichkeit geschert, daß die Seele, die seinen Körper bewegte, unheimlich beladen mit dunklen Energien sein könnte, die durch ihn ihre Befreiung wollten. Erst dem Verirrten, dem Heimatlosen, dem Preisgegebenen, war in den Nächten der Ernüchterung, der Fremde, des Elends die trostlose Frage gekommen, welcher dunkle Drang es denn gewesen sei, der ihn blind hatte hinaustreiben lassen ins Uferlose, welcher Fluch ihn jage? Und damals erst — damals war die Erinnerung an das Testament Elsabe ten Maans auf die Schultern des Erben gefallen, wie Kindern erst im Dunklen ein Schauermärchen wirklich zum Schauer gereicht.

Glaubte er daran? O nein, am hellen Tage nicht. Nicht, wenn er Obdach, Nahrung und Arbeit hatte, dies alles, was sein gesunder, junger Körper brauchte, um nachts in die pflanzenhafte Bewußtlosigkeit des Schlafs eingehen zu können. Nein, die Jahre hatten ihn nicht zum Grübler gemacht, auch diese unerhört harten Jahre

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht. Ähnlich dem Knaben Wolfgang ten Haan war Pieter Steenbock ein Nachtwandler des Lebens. Er ging seinen Weg, er tat, was die Stunde forderte, er hatte nie einen Plan, aber er hatte eine Bestimmung. Es war ihm noch nie ins Bewußtsein getreten, daß in ihm Gaben lagen, die verpflichteten, vielleicht zum Höchsten verpflichteten. Er hielt etwas von sich, allerdings, aber er war nicht von irgendeinem Ehrgeiz angefressen, dieser Braune, Helläugige, von heimlicher Kraft Strotzende, der seine Zeichnungen mit der festen arbeitstüchtigen Hand machte, wie ein Baum Blätter und Blüten treibt, der leise flötend oder vor sich hinsummend an seinem Reißbrett arbeitete wie ein Matrose im Takelwerk oder ein junger Bauer hinter dem Pfluge. Aber dann kamen Zeiten, in denen die unsichtbare Flut wieder stieg, mit der sein Blut durch rätselhafte, unterirdische Kanäle verbunden war. Die Zeiten, in denen dunkle Gewalten mit ihm taten, was er nicht wollte, da er, arglos und sich selbst vertrauend, sich von allen Instinkten verlassen fühlte, ausgeliefert irgendeinem unberechenbaren Trieb, der ihn aus der Bahn warf, ihn an ein ungeahntes Ziel schleuderte, oder der sich seiner bemächtigte und in ihm raste mit irgendeinem wahnsinnigen Begehren, mit einer Wut, mit dem Wunsch, zerstörend sich selbst und eine immer neue, nie gestillte Qual in sich zu betäuben. —

Jetzt, da er Aage und Erdmuthe leichtfüßig die Treppe hinunterlaufen sah, getragen vom Rhythmus rein gestimmter Jugend, blieb er oben stehen und bewegte gepeinigt den Kopf, als fühlte er eine unsichtbare Hand im Nacken. „Ich wollte doch fort," flüsterte er sich selbst zu — „ich wollte doch fort . . ." Langsam, schwerfällig folgte er den anderen. In seinen Augen stand ein fragender, ein angstvoll zuwartender Blick. —

Die drei jungen Menschen traten aus dem kühlen, dämmerigen Flur hinaus in den Grasgarten und sahen durch die Pforte am Ende des schattengesprenkelten Pfades ein paar helle Gestalten eintreten: Mathilde, Mütterchen, Tatjana und Loulou. Herr Palmer folgte ihnen in der Verkleidung eines ostindischen Plantagenbesitzers, er klappte einen riesigen hellgelben Sonnenschirm zu, lüftete den Panamahut und trocknete sich die Stirn mit einem weithin leuchtenden buntseidenen Tuch. Erdmuthe sagte vor sich hin: „Frau Binz war aber nicht eingeladen . . ." zögerte einen Augenblick und ging dann den Ankömmlingen lächelnd entgegen. Aage folgte ihr. Pieter, nach ihnen aus dem Hause tretend, warf einen finstern, gleichsam blinden Blick in die Richtung der Pforte und schob sich dann seitwärts, dem runden Platz an der Schmalseite des Hauses zu, wo unter den alten Linden der gedeckte Tisch stand. Hier saß Roubroucq. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und starrte müde vor sich hin. Vor dem Hause ging der Meister mit Wendelin auf und nieder und zeigte ihm die hochstämmigen Rosen, die den Rand der zum See hin sanft abfallenden Wiese säumten. Pieter blieb unschlüssig stehen und blickte auf den Sitzenden, der ihn nicht beachtete. Die andern kamen plaudernd um die Ecke, Loulou löste sich von ihnen und ging sehr schnell auf Roubroucq zu, sie streifte Pieter im Vorübereilen, ohne ihn scheinbar zu bemerken, er sah in ihrem unbeherrschten Gesicht einen ihm fremden Ausdruck, fern von der fast tierhaften Unbeirrtheit, die sonst dort herrschte, fern auch aller Herausforderung. Was nun folgte, ging sehr schnell vor sich, so daß später kaum ein Mensch wußte, was eigentlich geschehen war. Man hörte Loulou irgendetwas sagen, wie etwa: „Finde ich dich endlich? Den ganzen Tag schon such' ich dich . . ." und sah, daß Roubroucq, völlig ohne sie zu beachten, ja, mit einer Kopfbewegung, als sei ihm eine Fliege gegen die Stirn geflogen, sich erhob und den andern entgegentrat. Er reichte allen die Hand und sagte mit unnötig lauter Stimme zu Tatjana: „Wo säumtest du, Gefährtin aus der Nacht?" worauf Tatjana sorglos lachend ihr: „Hier bin ich, Benvenuto, sei gegrüßt!" von gestern abend erwiderte, ohne daß vielleicht ein Mensch außer Pieter ihr tiefes Erblassen bemerkt hätte. Denn Pieter, immer noch mit vorgeschobenem Kopf an der weinberankten Wand des Hauses stehend, nahm in diesen Minuten mit überwachen Sinnen die äußeren Dor-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gänge wahr und begriff mit der instinktiven Hellsicht eines Hundes, der seinen Herrn angegriffen sieht. Er sah, daß Coulou versteinert stillstand und Roubroucq nachblickte, daß die Ratlosigkeit ihres Ausdrucks in Zorn überging, in Wut . . . daß sie plötzlich die Fäuste ballte, kleine, braune, drollige Kinderfäuste, die sie schüttelte, daß sie mit den hübsch beschuhten winzigen Füßen zu trampeln anfing und Laute ausstieß, die keine Worte mehr waren — daß sie plötzlich auf Roubroucqs verlassenem Stuhl saß, den Oberkörper über den Tisch geworfen, und schluchzte, von kleinen spitzen Schreien unterbrochen — schluchzte . . .

Pieter fühlte etwas wie eine heiße Welle, die ihn hob und vorwärts trug, es ging glühend durch seinen ganzen Körper, es verdunkelte seine Augen, er war bei Roubroucq und wußte nicht, wie, er packte ihn bei den Schultern, er brüllte: „Verfluchter Lyriker du!" fühlte sich zurückgestoßen, als sei er gegen eine stählerne Feder geprallt, und sah, wie Roubroucq mit der Hand ausholte. Indessen schlug er nicht zu. Er ließ die Hand sinken, lachte Pieter ins Gesicht und sagte: „Lyriker als Schimpfwort ist sehr gut!" worauf er sich abwandte.

„Herr!" hörte Pieter jetzt Aage rufen und fühlte dumpf und dankbar, daß er nicht allein war. „Herr! Was fällt Ihnen ein? Diese — diese Dame steht unter unserm Schutz. Ich — fordere Genugtuung für sie!"

Lachte irgend jemand? Roubroucq drehte sich um, sein Gesicht war gelangweilt. „Ach Sie, junger Herr!" sagte er, „entschuldigen Sie, wie war doch Ihr Name?"

Aage sah ihn verblüfft an und stammelte: „Don Rungström", wozu er sich ein wenig verbeugte.

„Ein dänischer Name?" fragte Roubroucq.

„Das tut nichts zur Sache", sagte Aage finster.

„Freilich," erwiderte Roubroucq zerstreut und fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, „nun aber, ich meine, Sie überlegen es sich noch einmal. Ich bin natürlich immer für Sie zu sprechen. Pistolen habe ich auch. Zwei hübsche kleine Brownings, ich würde Ihnen dann eine leihen . . ." Er nahm Tatjana unter den Arm und zog sie mit sich fort zu dem Rasen, wo der Meister mit Wendelin unentwegt auf und nieder ging.

Pieter sah alles wie einen abrollenden Film, sah, daß Mathilde sich mit Coulou beschäftigte, auf sie einsprach und sie endlich fortführte, während Coulou haltlos weiter schluchzte. Ein paar Schritte weiter entzog sie sich plötzlich Mathildes Arm, trocknete ihr Gesicht und entfernte sich mit zurückgeworfenem Kopf und kurzen schnellen Schritten, wobei sie sich sonderbar in den Hüften hin und her drehte. Dann sah Pieter Herrn Palmer mit Aage auf sich zukommen. Jener hatte die Hand auf Aages Schultern gelegt und redete väterlich auf ihn ein, Pieter hörte ihn sagen: „Wegen einer Dame aus dieser — Gesellschaftssphäre macht man sich keine Ungelegenheiten, lieber junger Freund, Sie sollten sich beruhigen!" Dann sah er sich mit Aage allein stehen und fühlte plötzlich mit ihm gemeinsam den Drang, sich zu entfernen — jawohl, sich still und unauffällig zu entfernen. Ohne ein Zeichen des Einverständnisses auszutauschen, zogen sie sich um die Ecke des Hauses zurück und gingen langsam mit gesenkten Köpfen dem Obstgarten zu.

„Wir wollen aufs Wasser!" sagte Aage.

Pieter war es recht. — —

„Werden Sie nicht langweilig, Palmer," sagte indessen Tatjana am Kaffeetisch, „nein, Sie hätten gewiß nicht mit zwanzig Jahren einem berühmten Dichter, der Ihrer Herzensdame zu nahegetreten wäre, Ohrfeigen angeboten oder dergleichen. Gute Erziehung hat Ihr leidenschaftliches Temperament von jeher im Zaum gehalten. Wir wissen es! Wir glauben es! Moralisieren Sie nicht! — Wie meinen Sie? Sie hätten auch nie eine Person wie Frau Binz in einen Kreis eingeführt? Lassen Sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich belehren: Frau Binz ist keine Person. Sie ist die ehrbare Kriegerswitwe eines für das Vaterland gefallenen Autoreifenfabrikanten, sie ist eine Waise, sie steht nun allein in der Welt und ist darum nach M. . .stadt gezogen. Sie hat das Unternehmen ihres Mannes in eine Aktiengesellschaft verwandelt, sie hat eine Villa am Augarten gekauft, aber sie hat keinen Anschluß, sie ist vereinsamt, sie ist eine unglückliche Frau. Sie hat sich Kages angenommen wie eine Mutter . . ."

„Erbarme dich, Tatjana! Hör' auf!" rief Mütterchen und bewegte beschwörend die Hände.

„Er handelt undankbar an ihr, aber sie hat es gar nicht anders erwartet, denn sie weiß, edle Menschen fallen immer herein. Ich soll sie in M. . .stadt besuchen, ich soll ihr junge Künstler zuführen, aber keine Dichter, lieber Schauspieler, sie will ein Haus machen, offene Abende haben, und es soll künstlerisch bei ihr zugehen, ganz, ganz künstlerisch!"

„Kage hat sie auf dem Presseball kennen gelernt, wenn ich nicht irre", sagte Mathilde mit leisem Lächeln.

„Sehen Sie wohl! Unter literarischen Auspizien. Ach, die Frau wird verkannt!"

„Sie scheinen ihr Vertrauen zu besitzen," sagte Augustus Palmer verschnupft, „es ist seltsam, welche Anziehung — verfahrene Existenzen auf Sie ausüben."

„Palmer!" sagte Tatjana scharf, „geben Sie mir einmal Feuer und schwatzen Sie nicht!"

Zu Mathilde sprach sie dann weiter: „Am ersten Abend hat sie mir ihr Herz ausgeschüttet. Dann — ist etwas zwischen uns getreten . . ." Sie lachte nervös, ihre Augen gingen unruhig zu Roubroucq hinüber, der im Gespräch mit dem alten Meister nichts von ihren Worten zu hören schien.

Palmer ging mit einem verachtungsvollen Räuspern über den Verweis hinweg, den er erhalten hatte, und hub an: „Verehrter Gastgeber!" Das allgemeine Schweigen, das auf diese feierliche Anrede folgte, veranlaßte ihn, für eine halbe Minute selbstgefällig vor sich hinschmunzelnd zu verstummen. Dann richtete er seine Brillengläser wieder auf den alten Herrn: „Verehrter Gastgeber — es ist mir nur durch einen Zufall in Erfahrung gekommen, daß ich das Glück habe, in Ihnen dem großen Adam Lermoser begegnet zu sein."

Roubroucq sah überrascht auf, Mathilde stieß ein leises „Ach!" aus. Die übrigen sahen ein wenig ratlos aus, nur Erdmuthe blickte strahlend auf den alten Mann, der eine unwillige Handbewegung gemacht hatte.

„Man pflegt Sie in diesem Kreise immer nur den Meister oder den Großvater zu nennen, und sich damit zu beruhigen. Ihren Namen hörte ich heute früh zum ersten Mal durch den Bürgermeister, der gute Mann hatte natürlich keine Ahnung — hm, hm, na, ländlich — ländlich! Ich aber ruhte nicht, scharf gemacht durch die Zeitungsnachricht von Ihrem letzten großen Erfolg — ich grübelte, ich kombinierte, ich dachte: aha! Es stimmte alles, und ich habe jetzt gar keinen Zweifel mehr: Sie sind unser großer Architekt und Kunsthistoriker, der nach seiner ruhmreichen Künstler- und Dozentenlaufbahn vor zwanzig Jahren für Europa verscholl, der für tot galt und nun plötzlich strahlend aus dem Nebel hervorgetreten ist und in der Gloriole des Siegers in dem großen Wettbewerb um die National-Gedächtnishalle für die gefallenen Krieger vor uns steht. Und ich gestatte mir . . ."

Herrn Palmer versagten die Worte. Er erhob sich und verneigte sich außerordentlich tief.

Wendelin schlug sich mit der Faust vor die Stirn und rief: „Das habe ich doch auch irgendwo gelesen . . ."

Mütterchen hatte etwas zweifellos sehr Passendes auf der Zunge, konnte aber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur ein erschrockenes: „Aber, Tatjana!“ ausstoßen, denn Tatjana hatte gesagt: „So viel Berühmtheiten, pfui! Es ist nicht zum Aushalten!“

Mathilde und Roubroucq blickten mit stiller Freude auf den alten Mann. Der sagte gleichmütig, ohne seine Haltung zu verändern, ohne den blauen Blick von der heitern Vielfältigkeit der Ferne zurückkehren zu lassen und in Herrn Palmers erwartungsvoll spiegelnde Brille zu sehen: „Sie sind der erste Mensch, durch den ich höre, daß mein Name in Deutschland doch nicht ganz vergessen war. Die Zeitungen — so, so — stand es in den Zeitungen? Nun, ich pflege keine mehr zu lesen. Freilich, man hat mir geschrieben, daß die Wahl der Preisrichter auf meinen Entwurf gefallen ist, und es ist mir eine Freude, zu denken, daß Deutschland nun sehen wird, der Vaterlandsflüchtige hatte es nicht vergessen. O, nein, — das tat er nie.“

Ein Lächeln lag um seinen Mund, als er jetzt seine Gäste ansah. Er legte die Hand auf Erdmuthes Kopf und fuhr fort: „Ich habe Deutschland einmal verlassen, Bitterkeit und Überdruß im Herzen, denn es schien mir sterbend an Überfütterung, es schien mir geil und frech, von Fäulnis aufgebläht. Ich bin, vielleicht ein sonderbarer Schwärmer, gegangen, mir das Deutschland zu suchen oder zu schaffen, das ich im Herzen trug, und mag sein, daß es nun in der Welt einen Ort gibt, der die Spuren meiner sehnsüchtigen Arbeit zeigt, wie — nun etwa wie ein vieltausendjähriges, steinernes Werkzeug die Spuren schaffender Menschenhand trägt, nicht ganz Stein mehr ist, schon ein wenig angepaßt dem Ideal des Dinges, das dem Geiste vorschwebte . . .“

Er blickte Erdmuthe in die Augen und lächelte wieder, als er sie strahlend nicken sah.

„Es ist aber eins, das ich lernen mußte — ich, damals schon ein alter Mann, als meine Wanderung anfing: es gilt nicht, zu suchen, es gilt, zu werden. Nicht Heimat suchen, sondern Heimat werden sollen wir!“

Er erhob sich, und seine Gäste folgten seinem Beispiel. „Gehen wir ein wenig durch den Garten!“ sagte er und bot Mathilde den Arm, „kommen Sie, liebe Freundin, der Zentifolienbusch blüht, und Sie sollen ein paar Rosen haben.“

Vor ihnen gingen Wendelin und Erdmuthe, und dort stand Roubroucq und beugte sich zu Tatjana nieder, die sich ins Gras geworfen hatte. Mathilde schritt neben dem alten Mann und fühlte seine Nähe wie Anhauch der oberen Welt; eine Hand hatte an ihr Herz gerührt und es still gemacht. „Meine Liebe,“ hörte sie Lermoser sagen, „ich weiß, daß Sie Anteil an meinem Schüler Pieter nehmen, ich vermute, daß Sie sogar mehr von ihm wissen, als ich, und daß Ihnen Bestimmtes über seine Beziehung zu dem jungen Rungström bekannt ist, deren Bedeutung ich nur ahne . . .“

„Sie sind Brüder,“ sagte Mathilde, „oder vielmehr Stiefbrüder. Pieter heißt Wolfgang ten Maan, seine Mutter lebt noch. Er wird seit sieben Jahren auf das schmerzlichste vermißt und jetzt, da der Bruder ihn gefunden, da auch ich ihn erkannt habe, weigert er sich rätselhafterweise, sich zu erkennen zu geben — macht dies vielmehr abhängig von einer uns unbekannten Bedingung, die sich in allernächster Zeit erfüllen soll.“

Lermoser blieb vor dem rosenüberblühten Strauch stehen und berührte zart einige der vollen Blumen, in denen noch das Regensilber des Vormittags perlte. Dann zog er ein Messer und klappte es auf.

„Ich glaube, diese Bedingung zu kennen,“ sagte er und schnitt behutsam ein paar Rosen ab, „er hat sich nämlich an dem Wettbewerb beteiligt und hofft mit dem Optimismus seines Alters auf eine Entscheidung, die ihm eine ehrenvolle Heimkehr ermöglichen würde. Nun, es wird ihn ein wenig trösten, wenn er hört, daß es sein alter Meister ist, der ihm den Rang abgelaufen hat.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er lächelte ein wenig und neigte sich über den Rosenstrauß.

„Seine Entwürfe sind zurückgekommen, Erdmuthe hat mir das Paket gebracht und mir gesagt, daß sie um seine Bewerbung gewußt habe, ohne daß er es gemerkt hätte. Ich — nun, ich habe noch nicht die rechte Stunde gefunden, mit Pieter darüber zu sprechen. Ich habe diesen Jungen neben mir wachsen lassen, wie eine harte, verschlossene Frucht, auf deren vielleicht sehr süßen Kern ich keinen Anspruch hatte. Ich hatte ihm Schutz zum Reifen zu geben, das war meine Aufgabe an ihm. Ich fühle, daß er jetzt vor einer Entscheidung steht, die außerhalb meines Einflußbereiches liegt."

„Ich wollte seine Mutter benachrichtigen," sagte Mathilde, „aber ich zögerte immer noch . . ."

„Lassen Sie es noch — warten Sie noch heute — noch morgen," sagte Lermoser lebhaft, „lassen Sie ihn selbst handeln. Er wird von den andern das Fehlschlagen seiner Hoffnung und die Umstände dieses Fehlschlags erfahren. Wenn er sich dann unbesonnen benimmt, ist es für uns immer noch Zeit, zu handeln. Bei Menschen seiner Art muß alles aus ihrem eigenen Innern entschieden werden, und meist bricht die Entscheidung aus ihnen hervor wie durch blinde Naturkraft."

Mathilde stimmte ihm nachdenklich zu. Auf und niedergehend an der Seite des Alten sprach sie noch eine Weile von Wolfgang, von seinem Elternhause und schließlich auch von dem letzten Willen Elsabe ten Maans. Sie wußte nicht, ob ihr Begleiter zuhörte; ihr aber tat es wohl, die eigenen Gedanken zu betäuben. —

Aage hatte sich im Kahn ausgestreckt, und Pieter hatte das Ruder ergriffen. Es war ein hochschnäbeliger, breitgebauter Fischerkahn, grau und rissig vor Alter. Wenn er nicht gebraucht wurde, lag er umgekippt auf der flachen Uferböschung, damit er sich nicht allzusehr voll Wasser sog. Der Rudernde stand aufrecht hinten am Heck und tauchte das kurze, breite Ruder bald rechts, bald links in die Flut. Pieter hatte Jacke und Schlips abgeworfen, er stand mit offener Brust und arbeitete, schweigsam ins Weite blickend. Aage, den Kopf in die Hand gestützt, sah schwermütig zu ihm auf; er sah die schöne Bewegung des andern, der den Körper dem Rhythmus seiner Tätigkeit überließ, wie etwa der Mäher dem Schwung seiner Sense folgt. Aber er sah auch die Röte in seinem Gesicht und die Augen, die von der Aufwallung der letzten Stunde getrübt waren, selber noch heiß von ratloser Beschämung. Schilf raschelte und surrte um sie her, schloß sich sacht rauschend hinter ihnen wieder zusammen, und der Kahn schoß auf die freie Wasserfläche hinaus. Der See lag glatt und ruhig, ein Spiegel des sommerlichen Himmels, in dem sich südlich die Berge fast veilchenblau, von schimmerndem Neuschnee gekrönt, türmten. Irgendwo quoll dickes, weißes Gewölk und zog mit fliehenden Schatten über die heiteren Ufergelände.

Aage, nun auf dem Rücken liegend, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, stammelte: „Wie blau, wie blau . . ." Er richtete sich auf. „Übermorgen ist Johannistag, Pieter — wenn wir die blaue Blume fänden, wäre uns beiden geholfen!"

Pieter aber hatte die Kleider abgeworfen und stieg über ihn hinweg. Er stand eine kurze Weile mit erhobenen Armen am Bug, schön, wie die Gestalt eines jungen, erzenen Gladiatoren. Dann stürzte er sich kopfüber ins Wasser, um, wiederauftauchend, mit großen, ruhigen Stößen weiterzuschwimmen. Aage entkleidete sich eilig, glitt aus dem schwankenden Kahn und folgte seinem Beispiel.

Die laue Flut nahm ihre jungen Körper auf und umspülte sie, sanft wie das Blut der mütterlichen Erde. Kältere Wasserschichten mischten sich von unten her mit denen der durchsonnten Oberfläche, Kühlung drang ins Mark. Sie wurden froh, sie wurden übermütig, sie begannen miteinander zu spielen, sich zu verfolgen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu tauchen; ruhten endlich wassertretend oder auf dem Rücken liegend unter der ungeheuern Himmelskuppel wie zwischen den Elementen schwebend und kletterten schließlich müde und glücklich in ihr Boot zurück. Die heiße Nachmittagssonne legte sich fast körperhaft wie mit heißen, saugenden Lippen an ihre nasse, kühle Haut, der Wind umfächelte sie wie zärtlicher Atem. Jetzt lag Pieter ausgestreckt, und Aage hockte zu seinen Häupten. Er blickte stumm auf ihn nieder. Pieter war so braun wie er selbst weiß, so fest und gedrungen in jedem Muskel, wie er selbst gleichmäßig und gestreckt. Das tropfende Haar gab ihm das Ansehen eines prangenden, jungen Flußgottes. Aage fand ihn schön. Er sah eine kleine Narbe über Pieters Knie, und Tränen kamen ihm in die Augen.

Jetzt wälzte sich Pieter auf dem Bauch herum, lag eine Weile grübelnd mit aufgestütztem Kopf und sah dann zu Aage auf: „Was ist eigentlich an ihr?“ fragte er mit hochgezogenen Brauen. Aage starrte ihn an. Plötzlich lachten sie beide und wurden gleichzeitig wieder sehr ernst. Aage, die Arme um die Knie verschränkt, das Kinn auf den Knien ruhend, murmelte: „Eine verfahrene Geschichte! Was meinst du — hat — hat Roubroucq das ernst genommen vorher?“

„Blech!“ sagte Pieter.

„Er ist im Grunde ein feiner Kerl.“ Aage legte die Stirn auf die Knie, daß nichts mehr von seinem Gesicht zu sehen war. Pieter wiederholte hartnäckig: „Was ist eigentlich an ihr? Du mußt es doch wissen.“

Aage untersuchte seine Zehen. Er sah verdrießlich aus. „Ich bin ja fertig mit ihr. Ich weiß nicht, wie das vorher kam. Ich glaube, es war deinetwegen. Was mich an ihr so verrückt gemacht hat, weiß ich nicht. In der ersten Zeit liebte ich sie wirklich. Und dann lernte ich sie besser kennen und wußte — nein, nie und nimmer! Nie!“

Er stöhnte auf.

„Aber dann kam das Schlimme, weißt du — ich konnte nicht los von ihr. Ich konnte nicht. Ich kam immer tiefer in etwas hinein, was ich vorher nicht gekannt hatte. Sie hatte sich an mir festgesogen wie ein Polyp. Ich war ihr verfallen. Sie war mein Laster geworden. Ich haßte sie. Aber ich konnte nicht ohne sie leben. Und dabei war etwas, das mich marterte und quälte, und das doch dazu gehörte . . .“

Er war blaß gewesen, aber jetzt wurde er rot, und in seine Augen trat ein schwimmender Glanz. Er blickte in die Ferne. „Eine Ähnlichkeit,“ stammelte er, wie unter einem Zwang, etwas aussprechen zu müssen, was er eigentlich nicht wollte, „eine rein körperliche Ähnlichkeit . . .“

Pieter hatte sich aufgerichtet und sah ihn starr an. Er stieß hervor: „Also das war es auch bei dir . . .?“

„Mit — Mutter . . .“ vollendete Aage, und seine Stirn sank wieder auf seine Knie.

„Ja,“ murmelte Pieter — „ja — das ist es auch. Das mit dem andern vereinigt . . .“

„Aber, Pieter,“ sagte Aage plötzlich aufblickend zaghaft — „Pieter — du gibst es also zu?“

Pieter setzte sich auf und langte nach seinem Hemd. Dann sah er Aage an. Er lächelte. Aage lächelte auch. Er streckte die Hand aus, behutsam, und streichelte einmal über Pieters Wange. Tränen liefen über sein Gesicht.

Pieter Steenbock sprang auf, daß der Kahn ins Schwanken geriet, er fuhr in seine Kleider, er ergriff das Ruder und trieb den Kahn hinaus bis auf die Mitte des Sees. „Zieh dich an!“ sagte er ziemlich grob, „du willst dich wohl mit Gewalt erkälten!“

Aage gehorchte schweigend. Pieter ruderte langsam weiter und pfiff dazu —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ach, das war der alte Pfiff, mit dem sich die Brüder im Garten von Lohme gerufen hatten:

„Die Reise nach Jütland, die wird uns so schwer . . .“

„Aage!“ Pieter warf das Ruder hin und setzte sich auf den Rand des Kahns, daß dieser sich bedenklich auf die Seite legte — „Aage! Du wirst weiter schweigen.“ Er richtete seine grüngrauen Augen drohend auf den anderen. Dann senkte er den Kopf. „Vielleicht weiß ich morgen schon, daß ich nach Hause zurück kann, ohne wie ein hungriger Vagabund vor Mutter zu treten. Ich warte auf eine Nachricht.“

Er ließ sich auf den Boden des Kahns gleiten, halb sitzend, halb liegend, er sagte rauh und leise: „Ich bin nicht aus freiem Willen fortgelaufen, merk' es dir! Es war etwas über mir, das mich trieb — es ist immer von Zeit zu Zeit etwas über mir, das ist stärker als ich. Manchmal sauf' ich, manchmal tu' ich Schlimmeres — jetzt ist es diese Frau. Höre, ich wollte fort — ich komme nicht fort, nach einer halben Meile müßte ich zurück. Was ist das? Sag' es mir! Es ist eine Wut in mir, wenn ich etwas wünsche, eine Wut . . .“

Er bewegte den Kopf wie ein gehetztes Tier. „Irgendwann einmal auf hoher See ist sie mir eingefallen, dieses Weib, diese Elsabe, die mir ihre Seele in den Leib hat jagen wollen. Gut! das wäre eine Erklärung, wie? Was meinst du? Rede doch!“

Aage sah ihn verzweifelnd an. „Der alte Aberglaube, Wolf!“

„Nicht doch, Wolf! Ich bin nicht Wolf! Denn sie wollte Wolf, aber nicht Pieter Steenbock. Pieter Steenbock ist stärker als sie, Pieter Steenbock lacht über sie . . .“ Er lachte Aage mit verwirrten Augen an und umklammerte seine Hand. Unsägliche Heimatlosigkeit lag in seinem Gesicht.

„Wolf!“ schrie Aage, „komm doch nach Hause, Wolf!“

Wolf lag am Boden des Kahns, das Gesicht auf den Arm gebettet.

„Ich will ja!“ schluchzte er, „ich will ja! Nur heut noch, nur noch morgen laß mich Pieter sein! Ich fürchte mich.“

„Wovor?“ fragte Aage von Schauern überrieselt.

„Vor mir selbst.“

(Schluß folgt.)

Goethes Sehen

Von

Paul Fechter

Man kann das Thema „Goethes Sehen“ nicht ohne eine Art entschuldigender Vorbemerkung behandeln: indem man nämlich von vornherein eine auch nur annähernde Vollständigkeit der Betrachtung ablehnt. In Goethes Lebenswerk findet sich eine solche Fülle von Aufzeichnungen, Anmerkungen, Berichten, die sich mehr oder weniger mit dem Problem des Sehens, der Farben, der ganzen visuellen Seite der Sinnenwelt beschäftigen, daß es unmöglich ist, auch nur näherungsweise alle in den Kreis der Betrachtung hineinzuziehen. Man kann lediglich von einer bestimmten Einstellungsrichtung aus die wesentlichsten Aufzeichnungen herausheben und alles übrige, und sei es noch so reizvoll, rücksichtslos fallen lassen, um dafür

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus den anderen so weit wie möglich Schlußfolgerungen zu ziehen, die immerhin vielleicht einigen Aufschluß über die Besonderheit von Goethes Augen und seinem Sehen zu geben geeignet sind.

* * *

Voraussetzung aller Fähigkeiten und Besonderheiten des menschlichen Sehens ist der physiologische Bau des Auges. Goethe hat selbst eine ganze Reihe von Aufzeichnungen über seine Augen- und Sehanlage hinterlassen, so daß ein ziemlich sicherer Ausgangspunkt für das Weitere gegeben ist. Die wichtigste Stelle scheint die Notiz in der Skizze seines naturwissenschaftlichen Entwicklungsgangs zu sein: „Sehr bald gegen die sichtbare Natur gewendet. Kein eigentlich scharfes Gesicht. Daher die Gabe, die Gegenstände anmutig zu sehen. Wachsende Objektivität. Aufmerksamkeit auf Sonnenuntergang. Die farbig abklingende Helle. Farbige Schatten. Regenbogen.". In diesen knappen Stichworten ist bereits Wesentliches gegeben: eine gewisse Kurzsichtigkeit schon des Knaben — und eine starke Empfänglichkeit für Farben, die mit diesem „nicht eigentlich scharfen Gesicht" im engen Zusammenhang steht. Es ist eine bekannte Erscheinung, daß Kurzsichtige die Farbigkeit der Welt viel stärker auffassen als Menschen mit normalen Augen, weil die farbigen Flächen des Gesichtsbildes bei ihnen nicht durch die Fülle der Einzelheiten, wie das normalsichtige Auge sie aufnimmt, in Bruchstücke zerlegt werden. Goethes oft geäußerter Haß gegen die Brillen hat wahrscheinlich auch in einem Gefühl für diese Tatsache eine wenn auch unbewußt gebliebene Wurzel. Er selbst deutet diese Abneigung menschlich um: „Sowie ein Fremder", heißt es aus dem Jahre 1830 einmal bei Eckermann, „mit der Brille auf der Nase zu mir hereintritt, kommt sogleich eine Verstimmung über mich, der ich nicht Herr werden kann. Es macht mir immer den Eindruck des Desobligeanten, ungefähr so, als wollte ein Fremder mir bei der ersten Begrüßung sogleich eine Grobheit sagen. Es kommt mir immer vor, als sollte ich dem Fremden zum Gegenstand genauer Untersuchung dienen und als wollten sie durch ihre gewaffneten Blicke in mein geheimstes Innere dringen und jedes Fältchen meines alten Gesichts erspähen. Während sie aber so meine Bekanntschaft zu machen suchen, stören sie alle billige Gleichheit zwischen uns, indem sie mich hindern, zu meiner Entschädigung auch die ihrige zu machen. Denn was habe ich von einem Menschen, dem ich bei seinen mündlichen Äußerungen nicht ins Auge sehen kann, und dessen Seelenspiegel durch ein paar Gläser, die mich blenden, verschleiert ist."

Das ist gewiß sehr fein und für das menschliche Verhältnis zwischen Bebrillten und Unbebrillten sehr zutreffend bemerkt: sicherlich spricht aber im Untergrund die Tatsache mit, die der selbst kurzsichtige Dichter offenbar erlebt hat, daß eben die Brille die Welt auch viel weniger schön, nämlich farbloser macht. Einmal durch die Verschärfung des Bildes und die Zerlegung der Flächen in Einzelheiten, dann auch durch eine nicht zu leugnende Absorption der Wirkungskraft der Farben durch das Glas. Brillenträger können die Richtigkeit dieser Behauptung mühelos durch vergleichende Versuche nachprüfen. Und beide Eigenschaften des Glases waren Goethe so wenig angenehm, daß er die Brille zuletzt sogar jener Zerstörung der Verbindlichkeit von Mensch zu Mensch beschuldigte.

Es gibt Äußerungen von ihm, die diese Vermutung durchaus bestätigen, weil sie sich ganz offen gegen die allzu große Sehschärfe wenden: „Wir würden gar vieles besser kennen," heißt es einmal in den Sprüchen in Prosa, „wenn wir es nicht zu genau erkennen wollten. Wird uns doch ein Gegenstand unter einem Winkel von 45° erst faßlich. Mikroskope und Fernrohre verwirren eigentlich den reinen Menschensinn." Und in den Gesprächen mit Eckermann findet sich auch die Anwendung auf die Farben. „Überall muß man sich hüten, bei den Farben zu zarte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Unterscheidungen und Bestimmungen zu machen, indem man gar leicht der Gefahr ausgesetzt wird, vom Wesentlichen ins Unwesentliche, vom Wahren in die Irre und vom Einfachen in die Verwicklung geführt zu werden."

Man sieht hier sehr deutlich das ursprüngliche Gefühlsverhältnis zu den Farben, den Willen nicht zur Beobachtung, sondern zur Empfindung, mit dem Goethe ihnen gegenüber steht. Er nimmt sie ganz in sein Gefühl auf und läßt sie dort, ungehindert und ungebrochen, sich auswirken: „Und gehört die Farbe nicht ganz eigentlich dem Gesicht an?" heißt es in den Sprüchen in Prosa. „Ich habe nichts dagegen, wenn man sie sogar zu fühlen glaubt; ihr eigenes Eigenschaftliche würde nur dadurch noch mehr bestätigt. — Auch zu schmecken ist sie. Blau wird alkalisch, gelbrot sauer schmecken." Das vor ein paar Jahren noch in der deutschen Dichtung grassierende Inbeziehungsetzen der verschiedenen Sinnesqualitäten ist hier bereits vorweggenommen — allerdings nur als Feststellung der Möglichkeit, ohne praktische literarische Nutzanwendung.

Wie stark Goethe auf Grund dieser physiologischen Voraussetzungen „des gewaltigsten Sinnes, des Auges", die Welt auffaßte — dafür finden sich nun überall zahllose Belege. Das Kind Goethe scheint sich den Eindrücken fast passiv überlassen zu haben. „Ich, der ich an den Gegenständen der Kunst und Natur nur hindämmerte", heißt es einmal in der Selbstbiographie; der Mann aber gibt Beschreibungen farbiger Naturphänomene, die in dem Jahrhundert seit ihrer Aufzeichnung noch kaum etwas von ihrer Leuchtkraft verloren haben. „Die Farben sind Taten des Lichts, Taten und Leiden" — von diesem Satz der Farbenlehre aus sind seine Berichte zuweilen hinreißende Heldenlieder dieser Taten geworden. Ich will aus vielen ein Beispiel geben, ebenfalls aus dem didaktischen Teil der Farbenlehre:

„Auf einer Harzreise im Winter stieg ich gegen Abend vom Brocken herunter. Die weiten Flächen auf- und abwärts waren beschneit, die Heide von Schnee bedeckt, alle zerstreut stehenden Bäume und vorragenden Klippen, auch alle Baum- und Felsmassen völlig bereift: die Sonne senkte sich eben gegen die Oberteiche hinunter.

Waren den Tag über, bei dem gelblichen Ton des Schnees schon leise violette Schatten bemerklich gewesen, so mußte man sie nun für hochblau ansprechen, als ein gesteigertes Gelb von den beleuchteten Teichen widerschien.

Als aber die Sonne sich endlich ihrem Niedergang näherte und ihr durch die stärkeren Dünste gemäßigter Strahl die ganze Welt mit der schönsten Purpurfarbe überzog, da verwandelte sich die Schattenfarbe in ein Grün, das nach seiner Klarheit einem Meergrün, nach seiner Schönheit einem Smaragdgrün verglichen werden konnte. Die Erscheinung ward immer lebhafter, man glaubte sich in einer Feenwelt zu befinden, denn alles hatte sich in die zwei lebhaften und so schön übereinstimmenden Farben gekleidet, bis endlich mit dem Sonnenuntergang die Prachterscheinung sich in eine graue Dämmerung und nach und nach in eine mond- und sternhelle Nacht verlor."

* * *

Ein Mann mit diesen Fähigkeiten hingebenden Sehens und Erlebens ist nun zugleich Träger einer ganz starken dichterischen Beziehung zur Welt, einer drängenden, quellenden Produktivität aus der Tiefe. In unzähligen Werken, Gedichten, Dramen, Romanen formt er immer erneut sein Lebensgefühl, setzt er Empfundenes in Sicht- und Hörbares um. Man sollte meinen, daß auf Grund dieser starken visuellen Veranlagung die Welt der goethischen Dichtung nun von einer starken Farbigkeit und unmittelbaren Anschauungskraft sein müßte, gegen die aller bewußte Impressionismus etwa der Liliencronzeit wie später Nachklang wirkt. Sieht man aber einmal näher zu, so ergibt sich etwas sehr Merkwürdiges: daß nämlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Gegenteil der Fall ist. Derselbe Mann, der zu der Welt der Farben in einem so intimen unmittelbaren Verhältnis stand, daß er Jahre seines Lebens der theoretischen Begründung seiner aktivistischen Farbenlehre widmete: der Mann, der, sobald er bewußt beschrieb, farbige Bilder von der Schönheit des eben Gezeigten erschuf, dieser Mann ist in seiner Dichtung durchaus nicht das, was man farbig nennen könnte. Vergleicht man beispielsweise einmal Goethesche Gedichte mit denen irgendeines beliebigen modernen Lyrikers der vorletzten Generation, etwa von Bierbaum oder Dehmel oder Liliencron, so stellt sich heraus, daß, was Farbigkeit angeht, der Moderne den Klassiker erheblich hinter sich zurückläßt.

Man hat verschiedentlich dieses Verhältnis des Dichters Goethe zu den Farben näher untersucht. Herr von Carlowitz hat sich einmal in einem sehr instruktiven Aufsatz: „Das Impressionistische bei Goethe", im III. Band des Goethe-Jahrbuchs, die Mühe gemacht, die ganze Farbenpalette Goethes in seinen Gedichten mit möglichst allen Anwendungsfällen aufzuzeichnen. Er stellt zunächst einmal fest, daß die Farbenskala der Goetheschen Lyrik nur folgende Farben bzw. Töne umfaßt: Weiß, Schwarz, Grau, Braun, Gelb, Blau, Grün, Rot, Gold und Silber, wozu die zusammenfassenden Begriffe Bunt und Farbig kommen. Fünf dieser Reihe sind keine eigentlichen Farben — bleiben somit nur fünf übrig. Violett fehlt überhaupt, an seiner Stelle steht Grau (erst in der italienischen Reise tritt es als Bezeichnung einer Blumenfarbe auf). Herr von Carlowitz, der im übrigen seine Arbeit darauf angelegt hat, in Goethe den Anfang des Impressionismus nachzuweisen, stellt denn auch ausdrücklich für die Gedichte, gemessen etwa an Liliencron, die Einfachheit des Goetheschen Farbenkreises und die Sparsamkeit seiner Verwendung fest.

Die Ursachen dieser Erscheinung sind verschiedener Art. Zunächst eine rein künstlerische: Goethe wußte aus Instinkt wie aus Einsicht, daß das Material eines Gedichts nicht lediglich aus Anleihen bei der Wirklichkeit bestehen durfte, welche Meinung wir seitdem so oft erlebt haben. Sein Gefühl wie sein Kunstwissen sagten ihm, daß das erlebte Anschauungsmaterial nicht ohne weiteres Baustoff in einer von sehr anderen Voraussetzungen ausgehenden Kunstform sein konnte. Er wußte, daß das Empfundene, das Geschaute erst in ein anderes Medium eingehen, seine Wirklichkeitsreste im Abstrakten lösen mußte, bevor es in die neue geistige Form eingehend ein neuer, aus seinem Gesetz lebender Organismus werden konnte. Der Mensch Goethe sah die Welt in strahlender Farbigkeit — der Künstler aber nahm von dieser Farbe nur, was er für seinen neuen, geistig, nicht mehr nur visuell bestimmten Zweck brauchen konnte. Oder wie er es einmal Eckermann gegenüber einfacher formulierte: Der Dichter soll kein Maler sein wollen, sondern sich begnügen, die Welt durch das Wort wiederzugeben.

Goethe übte diese Zurückhaltung nicht immer. Es gibt eine sehr einfache Probe: man lese einmal den Anfang von „Dichtung und Wahrheit", etwa die ersten fünfzig Seiten. Ein Sechzigjähriger schildert hier seine Jugend — mit der gleichen sparsamen Farbenverwendung wie in seiner Lyrik. Wenn er einmal von blauen Augen spricht, von einem blauen, mit Gold verbrämten Mantel, so fällt das geradezu auf in der gleichmäßig episch berichtenden, nicht schildernden Haltung des Ganzen. Bis das Knabenmärchen vom neuen Paris kommt. Da gibt es auf einmal auf einer Seite mehr Farben und farbige Szenen als bis dahin in dem ganzen Buch. Bisher empfing man Erzählung, jetzt sieht man auf einmal Bilder. Mit dem Anzug in silber, schwarz, grün, gold fängt es an; es folgen der rote, grüne, gelbe Apfel, die ebenso gefärbten drei Frauenzimmerchen, dann der Garten mit den bunten Beeten und den grünen Einfassungen, zwischen denen sich die Wege aus blauem Sande wie ein dunklerer Himmel hinziehen, die bunten Frauen unter der Kuppel usw. In die geistige Welt des Alternden ragt hier auf einmal ein Stück seiner Jugend: diese

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschichte ist eines der Märchen, die der Knabe seinen Gespielen erzählte. Goethe fügt es als Musterstück bei, welches ihm, wie er sagt, da er es seinen Gespielen oft wiederholen mußte, noch ganz wohl vor der Einbildungskraft und im Gedächtnis schwebte. Es hat bei dieser Wiedergabe natürlich sicherlich manches von der Abgerücktheit des alten Goethe bekommen: ein Rest der farbigen Welt, die das Kind Goethe sah und spielend wiedergab, hat sich hier aber wie ein Stückchen Jugend im Rahmen des Gereiften erhalten und läßt den Wandel vermuten, den Goethes Sehen offenbar im Laufe der Jahre durchgemacht hat.

Dieser Wandel ist nun aber nicht etwa nur ein einfaches Verblassen der Eindrücke, ein Nachlassen der Jugendfrische des Erlebens, mit dessen Farbigkeit auch die des gestalteten Widerscheins im Werk versinkt. Er ist vielmehr von zwei Seiten her in der geistigen Situation bedingt — in der allgemeinen wie in der persönlichen. Das Kind stand noch rein für sich da; der heranreifende Goethe ward als Mensch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ergriffen von der großen steigenden Welle reiner Geistigkeit, die um 1800 etwa ihren Höhepunkt erreicht. Sein Aufstieg fiel in die Zeit, deren geistige Niveaufläche durch Männer wie Kant, Lessing, Herder später Hegel, Fichte, d. h. durch geistige Zentren sehr abstrakter Art bestimmt war, deren Wirkung sich auch die mit anschaulichem Material Arbeitenden, die Künstler und Dichter, nicht entziehen konnten. Es ist selten so abstrakt gedichtet worden in Deutschland wie damals — trotz unserer heutigen Revolutionsdichtung — und selbst die Maler glitten ins Philosophische hinüber, man braucht nur an Philipp Otto Runge zu denken. Die abstrakte Geistigkeit stand für den Gesamtgeist der Zeit wie ein Schleier vor dem nur Anschaulichen: die Empirie, die bloße anschauliche Erfahrung, mußte sich noch die bittersten Grobheiten gefallen lassen. Goethe aber war bei aller persönlichen Freiheit und Selbständigkeit dieser überpersönlichen Geistigkeit dem Logos seiner Zeit, wenn man so will, so eng verbunden, daß er trotz seines immer stärkeren Hinauswachsens über die Mitlebenden sich von den Bindungen der Epoche doch nicht völlig lösen konnte. Als sehr empfindliches Barometer für das geistig Nahende empfand er deutlich die kommende Wendung vom Geist zur Welt, vom Denken zur Anschauung. die das 19. Jahrhundert erfüllt und ihm seinen Sinn gibt: die immer stärkere Neigung des Alternden zu den Naturwissenschaften ist ein sicheres Anzeichen für diese Witterung. Der Greis stand schon durchaus im Beginn des neuen, das auch der Mann mit seiner instinktiven Scheu vor der Begrifflichkeit des rein Philosophischen geahnt hatte; völlig herauslösen aus seiner Zeit aber konnte er sich nicht, so daß er auch von hier aus zeitschicksalsmäßig das sinnlich Erlebte zugleich dem Abstrakten einfügen und beiordnen mußte.

Er mußte dieses um so mehr, als seine persönliche Veranlagung in der gleichen Richtung wirkte. Denn Goethe ist der große Antispezialist der Sinne und der geistigen Energien, weder ein bloßer Augen-, noch ein bloßer Ohrenmensch, und ebenso weder ein bloßer Sinnen-, noch ein bloßer Begriffs- oder Geistesmensch. Er war ein Mensch der gesamten Sinnlichkeit; nicht umsonst hatte schon der junge Herder den Bann gegen die bloßen „Ophthalmisten", die bloßen Augenmenschen geschleudert und das Glück des gesamten körperlichen Erfühlens und Ertastens gepriesen. Goethe brauchte nicht zu verneinen oder zu preisen: er besaß noch von Natur aus die Gemeinsamkeit aller lieben Sinne, die ohne Sonderung in ihm irgendwie harmonisch aufeinander abgestimmt zusammenwirkten. Er spezialisierte sich nicht auf den einen auf Kosten der andern — und er sonderte ebensowenig im weiteren die sinnlichen von den geistigen Energien. Der junge Goethe ist, wie das Märchen und manche der jungen Gedichte zeigen, zunächst mehr sensuell betont; je älter er wird, desto mehr vollzieht sich aber der Ausgleich zwischen Sinnlichem und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geistigem, zwischen Sehen und Denken, durchdringt die jeweilige denkerische Einstellung das Erlebte der Sinne.

Man kann dies leicht an irgendeinem beliebigen Stück seiner Dichtung erweisen: der Ritt nach Sesenheim beispielsweise, „Willkommen und Abschied", gibt in seinen beiden ersten Strophen ausgezeichnete Belege für diese ganz intime Durchdringung der reinen Anschauung mit einer ebenso starken dichterischen Abstraktion. Darüber hinaus besitzen wir von Goethe selbst eine ausdrückliche Bestätigung dieser Tatsache. In den Schriften zur Naturwissenschaft im allgemeinen findet sich unter dem Titel „Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort" folgende Aufzeichnung: „Herr Dr. Heinroth in seiner Anthropologie spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigentümliche, daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei, womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen, in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden; daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will."

Goethe stimmt dieser Ansicht gerne zu, und in der Tat ist hier das Besondere der ständigen Verflechtung von Geist und Sinnen, Anschauung und Denken in ihm auf eine klare und knappe Formel gebracht, deren Gültigkeit sich an Beispielen aus dem Schaffen des Dichters wie des Denkers Goethe leicht nach Belieben nachweisen läßt.

* * *

So etwa stellen sich in andeutendem Umriß die Auswirkungen dar, die sich von der Besonderheit des Goetheschen Sehens aus für seine Dichtung ergeben. Die wirkenden Energien dieses Lebens aber sind so reich, daß eine Betätigung in nur einer Richtung ihrem Besitzer wie vergeudende Beschränkung erscheinen mußte. Das Auge ist, wenn anders die Bildnisse recht haben, die wir von Goethe besitzen, in diesem Gesicht trotz allem übrigen so sehr Hauptsache, daß es zuletzt die tätige Verwirklichung und Verfestigung seines besonderen Anteils am Weltbilde direkt verlangt — in der Betätigung auf dem Gebiet der bildenden Kunst. Sie zieht sich von früher Jugend an durch Goethes ganzes Leben, bis in die späte Zeit und gibt in ihren Resultaten und den Anmerkungen des Autors zu ihnen sehr wesentliche weitere Aufschlüsse über die Besonderheit seines Sehens und über die Art, wie seine Seele das empfangene Material des Auges im Bilde nachher wandelt.

Denn das muß von vornherein bemerkt werden: Bilder und Zeichnungen lassen zunächst direkt keinen Schluß zu auf das Sehen eines Malers. Es ist trotz aller populären impressionistischen Kunsttheorie doch nicht so, daß der Maler sieht und dann malt, „wie er es sieht". Er möchte wohl oft, aber es geht nicht: denn vom Auge zur Hand geht der innere Weg nun einmal durch den Schädel und einen Teil des Körpers, und da sitzt immerhin einiges vom menschlichen Wesen drin, das sich in diesen Weg einschaltet und gewollt oder nicht sich Darstellung im Bild erzwingt. Die innerste Art des Menschen, was rein oder unrein, klar oder unklar an ihm ist, mischt sich hier ein, wandelt Farben und Linien, ergreift Erinnerungen an Gesehenes, heimliche Vorbilder und Erfahrungen — und macht das Resultat zu ganz etwas anderem, als was der Verfertiger ursprünglich vielleicht sah oder wollte. Das gilt nicht nur vom Künstler, sondern fast noch mehr vom Dilettanten; das Groteske und Skurrile ihrer Leistungen ergibt sich zum großen Teil aus eben der Tatsache, daß sie, ohne es zu ahnen, im Gestammel ihrer Hände vom Wesen ihrer Seele viel mehr enthüllen, als ihnen lieb wäre, wenn sie es wüßten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Falle Goethes sind seine Leistungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst ein vortrefflicher Beleg für dieses Faktum. Wir haben gesehen, wie stark seine Augen auf Farben reagierten: seine Betätigung als Künstler aber wirkt sich fast durchweg unfarbig und linear aus. Nicht nur, weil er im wesentlichen zeichnet und nur selten zum Pinsel greift: auch sein Zeichnen ist durchaus unmalerisch, geht auf Darstellung von Grenzlinien der Dinge, nicht der Farben, geht auf gegenständliche Klarheit aus. Der Mann, der Brille und Fernrohr verwirft, weil ihn die Exaktheit stört, ist, sobald er zu zeichnen beginnt, durchaus exakt: die Farbigkeit seines Augenweltbildes erlebt in der künstlerischen Arbeit eine nicht fortzuleugnende Umbildung in ganz andere Richtungen.

Die Ursachen sind auch hier verschiedener Art, und zwar wiederum allgemein zeitlicher und persönlicher. Die Jugendschilderung Goethes in „Dichtung und Wahrheit" gibt über das Persönliche allerhand wertvolle Aufschlüsse. Einer der wesentlichsten und bestimmenden scheint mir die Notiz zu sein, in der er berichtet: „Ich hatte früh gelernt, mit Zirkel und Lineal umzugehen, indem ich den ganzen Unterricht, den man uns in der Geometrie erteilte, sogleich in das Thätige verwandte, und Pappenarbeiten konnten mich höchlich beschäftigen. Doch blieb ich nicht bei geometrischen Körpern, bei Kästchen und solchen Dingen stehen, sondern ersann mir artige Lusthäuser, welche mit Pilastern, Freitreppen und flachen Dächern ausgeschmückt wurden." Goethe fügt dieser Mitteilung die Einschränkung hinzu: „Wovon jedoch wenig zustande kam": das Entscheidende bleibt aber, daß schon der Knabe sich gewöhnt hat, mit scharfen Linien, geometrisch und vor allem architektonisch zu zeichnen. Wer selbst in jungen Jahren die erste zeichnerische Ausbildung auf diesem Weg empfangen hat, weiß, wie stark gerade dies Abstrakte der architektonischen Form nicht das Sehen, aber immer wieder vom Unbewußten aus den Versuch der Wiedergabe bestimmt, das Zeichnen und sogar das Malen und nur mit zähem Dagegenarbeiten, oft überhaupt nicht mehr auszurotten ist. Und wenn die Lusthäuser Goethes auch oft nicht geklebt wurden: sie wurden aufgezeichnet, mit Zirkel und Lineal, und dieses erste lineare Formen setzt sich sehr schnell dauernd fest. Es bestimmt unbewußt die frühe zeichnerische Phantasie des Kindes und wird damit auch das Bestimmende für den Mann. Die spätere bewußte Ausbildung der zeichnerischen Talente bestärkt nun überdies diese anfängliche Einstellung. Goethe radiert bei Stock, lernt in Holz schneiden — und wenn er auch aus Furcht vor den Schwierigkeiten der menschlichen Figur die Landschaft vorzieht: die saubere Zeichnung des Lehrers wird ihn ebenfalls kaum in andere Richtung gedrängt haben. Die Linie, die zeichnerische Auswertung des Gesehenen bleibt das Bestimmende.

Dazu kommt ferner, daß die frühen Eindrücke des Knaben von Kunstwerken ebenfalls im gleichen Sinne gewirkt haben werden. Er empfängt sie von römischen Stichen von Vorgängern des Piranesi, also ebenfalls von architektonischen Deuten; er studiert mit der Schwester den Orbis pictus des Comenius und betrachtet häufig die große Foliobibel mit den Kupfern von Merian, Gottfrieds Chronik, mit Blättern ebenfalls von Merian. Alle diese Werke müssen seine Sehgewohnheiten im Bildnerischen und seine eigene Betätigung in demselben Sinne beeinflußt haben. Um so mehr als eine Gegenwirkung von starken malerischen Eindrücken aus fehlte. Denn die Maler des Vaters, die Hirt, Trautmann, Schütz, Junker, Seekatz, die einzigen, die der junge Goethe zu Gesicht bekommt, waren mit ihrer bescheidenen Farbigkeit, die von vornherein auf den Ton hin gebunden war, kaum ein Gegengewicht gegen die überwiegende Hinführung zum Linearen. Goethe selbst war freilich mehr geneigt, die ihn umgebende Natur als die Kunst für schuldig zu erklären. „Es ist offenbar," schreibt er in der Italienischen Reise, „daß sich das Auge nach den Gegenständen bildet, die es von Jugend auf erblickt, und so muß der venetianische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Maler alles klarer und heiterer sehen als andere Menschen. Wir, die wir auf einem bald schmutzigkotigen, bald staubigen farblosen, die Widerscheine verdüsternden Boden und vielleicht gar in engen Gemächern leben, können einen solchen Frohblick aus uns selbst nicht entwickeln." Goethes Gefühl in allen Ehren; wir sind aber heute, nach einem halben Jahrhundert scharfer Seh-Erziehung, diesem Satz gegenüber insofern doch zu einiger Skepsis verpflichtet, als sogar unsere Maler inzwischen herausbekommen haben, daß unsere nordische Welt in Wirklichkeit viel farbiger oder farbenreicher ist, als zum mindesten die norditalienische bis Rom hinunter. Wer mit offenen Augen einmal die ganze Herbheit Toscanas auf sich hat wirken lassen, oder die Landschaft zwischen Rom und Arezzo und daneben in Gedanken die glühende Farbigkeit eines norddeutschen Sommers und Herbstes stellt, der bekommt eine Ahnung von der fälschenden Wirkung einer ewigen Konvention, wie es die von der stärkeren Farbigkeit des Südens ist. Es gibt wohl einzelne Farben, wie das Blau des Himmels, die dort zuweilen stärker sind: in der Totalität aber, in der gesamten Farbigkeit ist der Norden erheblich reicher. Es ist bezeichnend, daß Goethe den zitierten Satz in Venedig, d. h. in der Region des Seeklimas, schreibt; vor der römischen und florentinischen Malerei wäre er ihm wahrscheinlich kaum noch eingefallen.

Des weiteren wurde der Gegensatz zwischen seinem Sehen und seiner manuellen Betätigung noch dadurch vertieft, daß mit der Zeit neben das passive Aufnehmen des Sichtbaren sich eine aktive Tendenz seiner Seele einschob: der Wille zur Beobachtung. Weil seine Augen, von Hause aus nicht eben scharf, ihm ein angenehm anmutiges Bild der Dinge darboten, scheint seine eingeborene Sachlichkeit, der Respekt vor den Dingen, in seinem Darstellen in entgegengesetzter Richtung gewirkt zu haben. Bei Eckermann findet sich wenigstens eine Stelle, die man wohl in diesem Sinne auslegen darf: „Ich habe niemals die Natur poetischer Zwecke wegen betrachtet. Aber weil mein frühes Landschaftszeichnen und dann mein späteres Naturforschen mich zu einem beständigen genauen Ansehen der natürlichen Gegenstände trieb, so habe ich die Natur bis in ihre kleinsten Details nach und nach auswendig gelernt, dergestalt, daß, wenn ich als Poet etwas brauche, es mir zu Gebote steht, und ich nicht leicht gegen die Wahrheit fehle." Blickt man von hier auf die eingangs zitierte Schilderung der ursprünglichen Sehanlage zurück, so wird der Gegensatz zwischen Selbsterziehung und Natur ziemlich deutlich.

Die Richtung dieser Erziehung auf das gegenständlich Lineare hin war nun selbstverständlich nicht Willkür, sondern Schicksal, insofern sie sich nicht nur aus den Bedingungen der Jugend, sondern ähnlich wie die Vergeistigung des Anschaulichen in der Dichtung aus der Gesamttendenz der Zeit ergab. Es ist das Zeitalter Winckelmanns, in das Goethes Aufstieg fällt, eine Zeit, die zum Malerischen und zum Farbigen in der Malerei überhaupt kein Verhältnis hat, sondern fast nur zum Dinglich-Linearen und allein von ihm aus Werke der Kunst zu werten sucht. Die Gesamttendenz der Zeit zur abstrakten Geistigkeit, von der ich vorhin sprach, offenbart sich auch hier: und es gibt wieder gerade bei Goethe sehr eigentümliche Belege dafür. Er hat oft und gerne Bilder beschrieben und zergliedert — man braucht nur an die berühmte Analyse des Abendmahls von Leonardo zu denken — auch die Italienische Reise enthält zahlreiche Beispiele. Alle diese Schilderungen beschränken sich aber vollkommen auf die Darstellung des Vorgangs und der Komposition; die Farbe wird fast nirgends erwähnt und wenn überhaupt, dann nur beiläufig. Sie wird als Zutat, nicht als wesentliches Mittel des Bildbaus empfunden. Diese Zeit sieht, in Deutschland wenigstens, in dieser Beziehung durchaus abstrakt — wenn man will, unsinnlich. Und soviel Gefühl für Reiz, Wesen und Bedeutung der Farbe, für ihre Symbolik und Psychologie Goethe vor der Natur auch besaß (der didaktische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Teil der Farbenlehre ist eine Fundgrube der feinsten Anmerkungen über diese Themen): vor der Kunst setzt etwas vollkommen anderes ein. Derselbe Mann, der die Farben der Natur ganz unmittelbar aufnimmt, reagiert hier nur noch indirekt: die Zeit ist stärker als er.

Der ältere Goethe hat denn auch ein sehr starkes Gefühl dafür gehabt, daß in seiner Beziehung zur bildenden Kunst, vor allem in seiner tätigen, irgend etwas nicht ganz richtig war. An verschiedenen Stellen finden sich ziemlich skeptische Anmerkungen über sein eigenes Malen und Zeichnen, eine der einsichtigsten in den Gesprächen mit Eckermann vom Jahre 1825: „So war meine praktische Tendenz zur bildenden Kunst eigentlich eine falsche, denn ich hatte keine Naturanlage dazu und konnte sich also dergleichen nicht aus mir entwickeln. Eine gewisse Zärtlichkeit gegen die landschaftlichen Umgebungen war mir eigen und daher meine ersten Anfänge eigentlich hoffnungsvoll. Die Reise nach Italien zerstörte dieses praktische Behagen; eine weite Aussicht trat an die Stelle, aber die liebevolle Fähigkeit ging verloren, und da sich ein künstlerisches Talent weder technisch noch ästhetisch entwickeln konnte, so zerfloß mein Bestreben zu nichts." Er ahnte selbst den Grund, den Widerstreit zwischen der eingeborenen Anschauung, die durchaus auf das sinnlich Farbige, man darf hier wirklich vielleicht sagen, das Impressionistische, ging — und der durch Zeit und Erziehung bestimmten Ausdrucksgewöhnung, die ihn immer wieder auf das unfarbig Lineare, das Anti-Impressionistisch-haptische, Greifbare, die Kontur und zugleich das Abstrakte hinleitete. In den Materialien zur Geschichte der Farbenlehre, in der „Konfession des Verfassers" hat er den entscheidenden Mangel klar und unverhüllt ausgesprochen: „Manches war mir im einzelnen deutlich," heißt es dort, „manches im ganzen Zusammenhang klar. Von einem einzigen Punkte wußte ich mir nicht die mindeste Rechenschaft zu geben: es war das K o l o r i t.

Mehrere Gemälde waren in meiner Gegenwart erfunden, komponiert, die Teile, der Stellung und Form nach, sorgfältig durchstudiert worden und über alles dieses konnten die Künstler, konnte ich mir und ihnen Rechenschaft, ja sogar manchmal Rat erteilen. Kam es aber an die Färbung, so schien alles dem Zufall überlassen zu sein, dem Zufall, der durch einen gewissen Geschmack, einen Geschmack, der durch Gewohnheit, eine Gewohnheit, die durch Vorurteil, ein Vorurteil, das durch Eigenheiten des Künstlers, des Kenners, des Liebhabers bestimmt wurde . . . Was man ausübte, sprach man als technischen Kunstgriff, nicht als Grundsatz aus." In diesen Worten ist der entscheidende Mangel in seinem Verhältnis zur bildenden Kunst klar erkannt — und auch die leichte Tragik des Widerspruchs zwischen persönlicher Sehanlage und zeitlicher Gebundenheit sehr fein formuliert. Wäre Goethe den Weg des Malers weitergegangen, so hätte sich von hier aus der Bruch ergeben müssen: er vermied ihn, indem er mit sicherem Instinkt das Zeichnen aufgab und sich daran machte, den Farben erst einmal von der Seite der Natur beizukommen — eben in seiner Farbenlehre.

Fast bedeutsamer aber als diese später versinkende Neigung zur eigenen dilettierenden Betätigung auf einem ihm zuletzt doch wesensfremden Gebiet erscheint eine andere halb passive, halb produktive Besonderheit seines Sehens, die wie eine Art Vermittlung seiner Betrachtung von Dingen der Kunst und Dingen der Natur wirkt. Er kommt des öfteren auf sie zu sprechen; entdeckt hat er diese Fähigkeit, nach dem Bericht von „Dichtung und Wahrheit", zuerst in Dresden, als er nach dem Besuch der Galerie zu seinem Schuster heimkehrte. Er berichtet dort: „Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum: denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, alles was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit. Es war das erste Mal, daß ich auf einen so hohen Grad die Gabe gewahr wurde, die ich nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, die Natur nämlich mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken ich soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit", fügt Goethe hinzu, „hat mir viel Genuß gewährt, aber auch die Begierde vermehrt, der Ausübung eines Talents, das mir die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen."

Immer wieder tauchen an anderen Stellen die Hinweise auf diese eigentümliche Fähigkeit auf: im Etschtal sieht er bei nächtlicher Fahrt lauter Bilder von Everdingen, in Venedig erblickt er auf der Gondelfahrt durch die Lagunen „das beste frischeste Bild der venetianischen Schule"; in Rom folgen Claude und andere. Nur vor einem versagt, wie Goethe ausdrücklich selbst feststellt, diese Fähigkeit: vor Michelangelo. „Ich bin in diesem Augenblick so für Michelangelo eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann." Was ihm bei Tizian, bei Veronese noch mühelos gelungen war, das verweht hier: vor der Decke der Sixtina — denn um die handelt es sich bei diesen Worten — setzt diese Fähigkeit aus. Sie ist recht eine Goethesche Fähigkeit, erstens wegen ihrer Vermittlerstellung zwischen Welt und Kunst; sodann aber, weil sie über das bloß Visuelle bereits hinausgreift ins Visionäre. Was Goethe bei diesem Übernehmen einer fremden Betrachtungsweise tut, das ist eigentlich ein Eingehenlassen der eigenen in die fremde Vision oder besser noch umgekehrt: ein Herübernehmen der Visionskraft eines andern in die eigene Visionsenergie, die bei seinen Versuchen eigener malerischer Behandlung der Welt zuletzt doch passiv bleibt, nicht eigentlich produktiv sich auswirkt. Sein eigenes Sehschema ist nicht aktiv genug, um die Welt danach zu vergewaltigen, wie es der geborene Maler tut: es bezieht hier aber auf eine wunderliche Weise Energie von der Vision anderer und paßt sich dieser an — ohne seine Visionsqualität dabei aufzugeben.

* * *

Denn diese Visionsqualität, die nun über das normale, sozusagen physiologische Sehen erheblich hinausführt, wird keineswegs nur gewissermaßen durch fremde Induktion in Goethe erzeugt oder von ihm als Anleihe übernommen: sie ist das entscheidende Merkmal der künstlerischen Besonderheit dieser Augen überhaupt, weil das, was jenseits der allgemeinen visuellen Fähigkeiten recht eigentlich das unterscheidende Merkmal des produktiven Menschen gegenüber den anderen ausmacht. Man braucht dabei das Wort Vision gar nicht besonders romantisch oder poetisch aufzufassen, wie es der Mißbrauch des Tages gemeinhin tut, sondern zunächst rein als eine Fähigkeit mehr oder weniger visueller Zusammenfassung sinnlichen Materials, die durchaus eine Augenanlage ist und erst im weiteren geistige Qualität und Tätigkeit wird. Das Mystische, was dem Wort anhaftet, bekommt erst bei den letzten Ausläufern dieser visionären Fähigkeit eine gewisse Berechtigung — bei Goethe in diesem Fall sogar eine sehr bedeutsame.

Es ist nicht ganz leicht, eine halbwegs anschauliche Vorstellung von diesen Vorgängen zu vermitteln, da der normal begabte Mensch im allgemeinen visionäre Anlagen der hier gemeinten Art gar nicht oder nur in ganz seltenen Fällen zu haben pflegt. In ihrer einfachsten Form ist sie durchaus an die Realität gebunden: wir brauchen uns nur der eben erwähnten Vision des Malers zu erinnern, die durchaus an den Dingen verhaftet ist und von Goethe sogar auf dem Umweg vom Bild über sein Auge wiederum auf die Dinge übertragen wird. Beim Maler handelt es sich um eine rein visuelle Fähigkeit; die Welt blitzt gewissermaßen, in einer be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmten Weise farbig formal gegliedert, auf und enthüllt im Aufleuchten in dieser bisher noch nicht erlebten Weise ihr Wesen ganz unmittelbar. Diese eigentlich produktive Fähigkeit des visionshaften anschaulichen Auffassens der Welt besaß Goethe nicht. Er blieb dem gemeinen Sehen näher und wuchs darüber erst hinaus, wenn sich in das reine schauende Betrachten — wie bei seinem Dichten — ein Geistiges mischte: wenn er von der reinen zur mit Denken durchsetzten Anschauung überging. Solange er nur vor den Dingen selbst stand, siegten die, und er vermochte sie nicht seiner Sehgewalt unterzuordnen: wenn er über die unmittelbare Anschaulichkeit hinaus konnte und nicht mehr nur die Realität der Welt, sondern ein Begriffliches zugleich mit dazu überschauen konnte, dann wurde er zum Herrn. Das verdünnte Material, das schon in das Denkerische eingegangen ist, das fügte sich ihm und fügte sich ihm nun, zunächst rein im Geiste, zu etwas wie Bildern von ganz großen Zusammenhängen, die wie eine Art Vorstufe des eigentlich Visionären wirken. Man hat beim Lesen heute zuweilen das Gefühl, daß Goethe bei der Konzeption und beim ersten Erleben dieser Zusammenhangsbilder selbst halb anschauliche Begleitvorstellungen gehabt hat, die allerdings nicht eigentlich Vorstellungen wurden, sondern im Innern des Kopfs verblieben, hinter den Augen, da, wo etwa die Rudimente von Erinnerungsbildern oder Begriffsbegleitbildern bei uns allen ihr Wesen treiben.

Ich will ein Beispiel von dem geben, um das es sich hier handelt. Es findet sich bei Eckermann und wird vielleicht eine Andeutung von dem vermitteln, was ich mit dieser Vorstufe des eigentlich Visionären meine. Goethe spricht mit Eckermann über den alten Volksglauben vom Einfluß des Mondes auf das Wetter, lehnt ihn ab — und fährt dann fort: „Ich denke mir die Erde mit ihrem Dunstkreis gleichnisweise als ein großes lebendiges Wesen, das im ewigen Ein- und Ausatmen begriffen ist. Atmet die Erde ein, so zieht sie den Dunstkreis an sich, so daß er in die Nähe ihrer Oberfläche herankommt und sich verdichtet bis zu Wolken und Regen. Diesen Zustand nenne ich Wasserbejahung; dauerte er über alle Ordnung fort, so würde er die Erde ersäufen. Dies aber gibt sie nicht zu: sie atmet wieder aus und entläßt die Wasserdünste nach oben, daß sie sich in den ganzen Raum der hohen Atmosphäre ausbreiten und sich dergestalt verdünnen, daß nicht allein die Sonne glänzend herdurchgeht, sondern auch sogar die ewige Finsternis des unendlichen Raumes als frisches Blau herdurchgesehen wird. Diesen Zustand der Atmosphäre nenne ich die Wasserverneinung. Denn wie bei dem Entgegengesetzten nicht allein häufiges Wasser von oben kommt, sondern auch die Feuchtigkeit der Erde nicht verdunsten und abtrocknen will, so kommt dagegen bei diesem Zustande nicht allein keine Feuchtigkeit von oben, sondern auch die Nässe der Erde selbst verfliegt und geht aufwärts, so daß bei einer Dauer über alle Ordnung hinaus die Erde, auch ohne Sonnenschein, zu vertrocknen und zu verdorren Gefahr liefe."

In dieser Betrachtung ist nicht ein Stück irdischer Realität, sondern ein nur dem Gedanken noch völlig Faßbares, ein Überanschauliches, trotzdem mit einem großen Blick überschaut, und zugleich einem großen Gedanken untergeordnet und eingefügt, unter Ausgleich der Qualitäten des Anschaulichen und des Gedanklichen. Die Anschauung der großen atmenden Erde, die nach bildhafter Vorstellung drängt, wird dem Gedanken des rhythmischen Bejahens und Verneinens unterstellt: die Anschauung wird entrealisiert, das Gedankliche aber seinerseits dem anschaulichen Bild des Aus- und Einatmens eingefügt. Das Ganze wird beim Lesen oder Hören als bildhaft empfunden — wie Goethe es denn wahrscheinlich selbst ebenso empfunden hat. Dieses Bildhafte aber wird in diesem Fall, wie gesagt, noch nicht Vorstellung — wir sehen es nicht als Bild vor uns, so wenig wie Goethe selbst es wahrscheinlich vor sich gesehen hat: es bleibt im Inneren, in dem Reich hinter den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen, wo die Kommunionsprovinz von Denken, Anschauen und allen „Er-Innerungen“ liegt.

Beispiele dieser Art lassen sich in Menge bei Goethe nachweisen. Seine seelische Konstitution, die sich immer wieder gegen zergliederndes Spezialisieren der einzelnen seelischen Kräfte zur Wehr setzt, führt ihn ganz von selbst in seinem Dichten wie in seinem Denken zu diesem Zusammenarbeiten der sinnlichen und geistigen Energien, wie es sich hier äußert. Aber seine geistige Produktivität bleibt nicht bei dieser inneren Vermählung von Denken und Sehen stehen, sondern drängt weiter, treibt den inneren Vorgang aus dem Stadium der halb gedachten Anschaulichkeit hinaus in die wirkliche. Das Schauen, das zunächst ein innerer Vorgang ist, steigert sich in besonderen Fällen zu wirklichem Sehen — die gedankliche Umwandlung des gesehenen empirischen Materials wird zu einer wirklichen Vorstellung, die er für sich anschaulich sichtbar vor sich hinstellt. Sie wird für den Dichter eine wirkliche Anschauung, ein Bild, das er vor sich sieht, wie andere das Abbild der Wirklichkeit.

* * *

Ich muß hier einen Augenblick abschweifen. Es handelt sich hier nicht um eine ganz exzeptionelle dichterische Besonderheit des Sehens, sondern um eine Fähigkeit, die sich in etwas modifizierter Form auch bei anderen Menschen, am häufigsten bei Kindern findet. Wenn man des Abends vor dem Einschlafen, aber noch vollkommen wach, im Dunkeln liegt, so hat man bei geschlossenen Augen nicht eine dunkle, mehr oder weniger schwarze Fläche, beziehungsweise Kugelschale um sich, sondern man kann, wenn man einmal seine Aufmerksamkeit darauf konzentriert (viele brauchen selbst das nicht) feststellen, daß auf dieser dunklen Schale allerhand vorgeht. Bei dem einen bewegen sich hellere und dunklere Kreise, allerhand Streifen und Schichten bei den anderen stellen sich farbige Erscheinungen ein, rote, blaue, grüne Flecken, und Figuren gleiten durcheinander — und noch andere sehen, ohne irgendwie bewußt mit dem Willen beteiligt zu sein, auf einmal ganze Bilder vor sich. Landschaften, Menschen, die sich bewegen, Straßenzüge, alles Mögliche. Und zwar sehen sie diese Dinge nicht etwa wie Erinnerungsbilder gewissermaßen in sich, hinter den Augen, sondern klar und deutlich wie objektiv gegebene Bilder außerhalb von sich, auf dem dunklen Untergrunde ihrer nächtlichen Umwelt. Wenn man einmal bei Kindern vorsichtig fragt, so wird man feststellen, daß sehr viele diese Fähigkeit haben, ohne darauf näher zu achten: ebenso wird man bei sich selbst die eine oder andere Abart dieser Kraft des unwillkürlichen „Vorstellens“ im wörtlichen Sinne konstatieren können.

Die moderne Psychologie hat diese Fähigkeit des menschlichen Auges als Eidetik bezeichnet, vom griechischen Eidos — Bild — (von dem bezeichnenderweise auch die Idee sich herleitet) und hat sie in den psychologischen Instituten eingehend untersucht. Und da hat sich herausgestellt, daß dieses Vorstellenkönnen bei Kindern wie bei Erwachsenen zuweilen noch viel weiter geht. Erstens einmal gibt es Menschen, die nicht immer, aber unter günstigen Umständen ihre Erinnerungen willentlich als solche anschaulichen Vorstellungen heraufbeschwören können — so weit, daß sie unter Umständen, wenn sie eine äußere Situation, den Aufbau einer Landschaft, z. B. vergessen haben, von dieser für sie objektiv sichtbaren Reproduktion das Vergessene in aller Ruhe wieder ablesen, wie auf einer Photographie allerhand nachsehen können. Und ferner gibt es Menschen, welche die Fähigkeit besitzen, auch am Tage diese farbigen Vorstellungen heraufzurufen oder auch sie ohne Mitwirkung des Willens zu haben — und die diese Bilder selbst sozusagen wie lebende Projektionsapparate auf eine Wand werfen können, wo dann der Untersuchende nach ihren Angaben mit Zirkel und Lineal die Größe der jeweils ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehenen Gegenstände feststellen kann. Ich besitze diese Fähigkeit nicht, kenne nur zuweilen die abendlichen Bilder, aber ohne Farben; ich habe aber vor kurzem, als ich mit einem bekannten Berliner Maler und Zeichner über dieses Thema sprach, erlebt, daß er das ohne weiteres als eine ganz selbstverständliche Sache aufnahm und u. a. plötzlich sagte: „Jetzt sehe ich z. B. eine römische Arena dort an der Wand, von Menschen wimmelnd — hier" — er ging hin und zeigte mit dem Finger — „hier beginnt das Rund der Sitzreihen, hier oben ist es zu Ende: dort ist der Eingang." Maler werden diese Fähigkeiten überhaupt wohl neben einzelnen Dichtern am häufigsten haben — und unter Umständen ihre Bilder nicht nur auf d e r Leinwand, sondern in der Tat wie ein Skioptikon direkt auf d i e Leinwand vor sich sehen — und das Gesehene dann dort wenigstens im Umriß fixieren.

Diese Fähigkeit der Eidetik nun, um diesen Ausdruck der Kürze wegen beizubehalten, hat Goethe in sehr besonderer Weise auch besessen. „Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen", heißt es knapp und klar in seiner Einleitung zur Farbenlehre. Nach einer anderen Stelle desselben Werks könnte man schließen, er habe nur die primitiven Formen der Eidetik gekannt: „Wenn man das Auge", heißt es dort, „von dem inneren Augenwinkel her nur ein wenig drückt, so entstehen dunklere oder hellere Kreise. Man kann bei Nachtzeit manchmal auch ohne Druck eine Sukzession solcher Kreise gewahr werden, von denen sich der eine aus dem andern entwickelt, einer vom andern verschlungen wird." Andere Stellen beweisen aber, daß er auch farbige Vorstellungen hatte — und darüber hinaus ganz deutliche Bilder sah. Als er von Sizilien zurückfährt, in der unangenehmen Situation, da das Schiff bei Windstille den Felsen zutreibt, legt er sich seekrank in seiner Kajüte nieder, „halb betäubt, doch aber mit einer gewissen angenehmen Empfindung, die sich vom See Tiberias herzuschreiben schien: denn ganz deutlich schwebte mir das Bild aus Merians Kupferbibel (die der Knabe oft durchblättert hatte) vor Augen." Es ist bezeichnenderweise ein Werk der Kunst, in der Jugend aufgenommen, von dem in dieser gefahrvollen Lebenssituation die Beruhigung ausgeht. Und noch viel weiter ins Seltsame und hier sogar tief Geheimnisvolle führt die berühmte Erzählung von seinem letzten Ritt von Sesenheim und dem Abschied von Friederike. „Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen, und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst, denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen: es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist es jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern als Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederike noch einmal zu besuchen." Goethe lehnt hier zwar selbst das Sehen mit den Augen des Leibes ab; es scheint sich aber doch um einen Fall von Eidetik gehandelt zu haben, an jener wunderlichen Grenze, wo die geheimnisvolle Gabe des zweiten Gesichts die an sich natürlichen Fähigkeiten der anschaulichen Vorstellung aufnimmt und ein Reich neuer Probleme sich auftut.

Von diesen natürlichen schauenden Fähigkeiten des Eidetikers zweigt sich nun bei Goethe — und damit kommen wir auf das vorhin Entwickelte zurück — eine neue ab, geistig gewendet: die Fähigkeit, die gedankliche, geistige Gliederung und Ordnung des empirisch gesehenen Materials ebenfalls anschaulich zu erleben. In dem älteren Goethe vor allem entwickelte sich mehr und mehr die Fähigkeit, gedankliche Zusammenhänge, Formen geistiger Ordnung der Erfahrungstatsachen, das, was man gewöhnlich Idee nennt, nicht zu denken, sondern in einer der eidetischen Funktion des Auges offenbar

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ähnlichen Art zu sehen. Die Beispiele dieser Veranschaulichung eines rein abstrakten Denkvorgangs finden sich vor allem in seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten — namentlich in den Untersuchungen über die Pflanze. Goethe ist bekanntlich lange der Idee der Urpflanze nachgegangen, dem einen Muster, dem alle andern Pflanzengebilde nachgeformt sind. In Palermo steigt die alte Grille wieder auf — wächst sich zur Idee der Pflanzenmetamorphose aus — und zum anschaulichen visuellen Erlebnis. Goethe hat selbst einmal geschildert, wie er bei niedergesenktem Haupt und geschlossenen Augen in der Mitte des Gesichtsfeldes eine Blume schauen konnte, aus der sich andere blumenartige Gebilde in „hervorquellender Schöpfung" immer neu entfalteten. Ein Seitenstück dazu ist die Stelle in der Morphologie, wo er von der Anschauung der Verwandtschaft aller Pflanzen untereinander spricht, die noch auf eine höhere Weise belebt werden könnte — „eine Forderung, die mir damals unter der sinnlichen Form einer übersinnlichen Urpflanze vorschwebte". Hier ist die Vision der Idee mit dürren Worten formuliert.

Ein verwandtes Erlebnis schildert Goethes Bericht über seine Wirbelknochenidee, die er im Anschluß an das schon zitierte Wort von Heinroth gibt; dort heißt es: „Welche Reihen von Anschauung und Nachdenken verfolgt' ich nicht, bis die Idee der Pflanzenmetamorphose in mir aufging, wie solches meine italienische Reise den Freunden vertraute. Ebenso war es mit dem Begriff, daß der Schädel aus Wirbelknochen bestehe. Die drei hintersten erkannt' ich bald, aber erst im Jahre 1790, als ich aus dem Sande des dünenhaften Judenkirchhofs von Venedig einen zerschlagenen Schöpsenkopf aufhob, gewahrt' ich augenblicklich, daß die Gesichtsknochen gleichfalls aus Wirbeln abzuleiten seien, indem ich den Übergang vom ersten Flügelbeine zum Siebbeine und den Muscheln ganz deutlich vor Augen sah: da hatt' ich denn das Ganze im allgemeinsten beisammen."

In den Annalen von 1794 hat Goethe anschaulich berichtet, wie er das erste größere Gespräch mit Schiller auf diese Dinge brachte. „Ich trug die Metamorphose der Pflanzen lebhaft vor und ließ, mit manchen charakteristischen Federstrichen, eine symbolische Pflanze vor seinen Augen entstehen. Er vernahm und schaute das alles mit großer Teilnahme, mit entschiedener Fassungskraft; als ich aber geendet, schüttelte er den Kopf und sagte: Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee! Ich stutzte, verdrießlich einigermaßen; denn der Punkt, der uns trennte, war dadurch aufs strengste bezeichnet. Die Behauptung aus ‚Anmut und Würde' fiel mir wieder ein; der alte Groll wollte sich regen, ich nahm mich aber zusammen und versetzte: das kann mir sehr lieb sein, daß ich Ideen habe, ohne es zu wissen, und sie sogar mit Augen sehe."

In diesem Gespräch ist die klarste Formulierung dieser seltsamsten Besonderheit des Goetheschen Sehens gegeben. Die geistige Produktivität dieser Seele ist an diesem Punkt so weit vorgetrieben, daß sie über das Reich der Erfahrung hinausgreift, etwas Ideelles aus dem Bereich des nur Geistigen hinausträgt und zu einer wenn auch nur subjektiven Erfahrung macht. Wir erleben das seltene Schauspiel, daß ein Mensch aus sich heraus eine Vision in seine persönliche Anschauung hinauszustellen vermag, der wie etwa im Falle der Urpflanze keinerlei anschauliche Erfahrung entspricht, sondern die nur wie durch Ausschaltung der Zeit und inneres Zusammenschauen von Erfahrungen entstehen kann, die den Kreis nur eines Lebens weit überschreiten. Es ist, als ob Goethe hier die Gabe besessen hat, über den Bereich dessen, was er selbst an Erfahrung und Erinnerung gesammelt hatte, hinauszugehen und das, was er als Erfahrungserbe von langen Ahnenreihen in der dunklen Tiefe seiner Seele mitbekommen hatte, aus dem Gestaltlosen heraufzurufen in das Licht seines sehenden Bewußtseins. Man braucht diesen Vorgang gar nicht theosophisch mystisch zu fassen, sondern kann ihn ganz nüchtern wissenschaftlich ansehen — als eine zwar seltene, aber durchaus nicht übernatürliche Fähigkeit. Was vielleicht Generationen vor ihm mit Augen gesehen, als Erinnerung in der Seele niedergelegt und so als ihr wesentliches Erbe gesammelt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und im tiefen Unterbewußtsein dem späten Enkel weitergegeben haben — das scheint bei Goethe eine geheimnisvolle Kraft des Rückschauens, eine Fähigkeit des Sich-Erinnerns über den kleinen Ring nur seines Lebens hinaus, zuweilen vor seinen Augen in seltsamen Visionen als anschaubares Bild aufgerichtet zu haben. Goethe muß selbst eine Ahnung gehabt haben von dieser Möglichkeit, durch die oberen Schichten der Seele, in denen sich das eigene Erleben als Erfahrung und Erinnerung abgelagert hat, hindurchzusteigen in die darunter lagernden, von den Ahnen ererbten Regionen, in denen vielleicht Reste von Jahrtausenderfahrungen uns als unbewußtes Erbteil mitgegeben sind. Der normale Mensch kommt nie bewußt zu diesem Erbe in Beziehung — höchstens daß einmal in einem undeutbaren Traum solch ein Stück präexistentieller, ererbter Ahnenerinnerung seltsam zeit- und raumlos geworden aufsteigt: Goethe aber hat ganz offenbar mit Bewußtsein sehend Zugänge zu diesen uralten Untergründen der Seele gehabt, die den Kategorien des anschaulichen Lebens längst wieder entzogen sind. Man braucht nur an Mephistos Schilderung des Abstiegs zu den Müttern zu denken, deren geheimnisvolle Unwirklichkeit sehr wohl in diesem Sinne deutbar ist. Fausts Weg geht dort ins Unbetretene, nicht zu Betretende, in ewig leere Ferne, in der die Kategorien Raum und Zeit schon längst keine Geltungskraft mehr haben; wo Versinken oder Steigen eins wird, und er dem Entstandenen entflieht — in der Gebilde losgebundene Räume. Dort soll er sich „am längst nicht mehr vorhandenen ergötzen" — und auf dem tiefsten Grund dieses gestaltlosen Seins trifft er dann die Mütter — „umschwebt von Bildern aller Kreatur". Die Mütter, deren Erbe wir alle gestaltlos und doch wirklich in uns tragen, nur daß unsere weniger beweglichen Seelen den dunklen Zugang zu diesem raum- und zeitlos sich ewig weitererbenden Reich menschlicher Seelengeschichte nicht finden und mit Recht im lichten Tag verbleiben. Faust konnte sich den mephistophelischen Befehl geben lassen: „Dein Wesen strebe nieder" — weil die Seele seines Dichters die Kraft besaß, dies gestaltlos Grauende schauend wieder Gestalt, Vision, Bild — anschauliches Vorstellen und Erleben werden zu lassen. Goethe löste bei diesem Abstieg nicht sich selbst im Gestaltlosen, Raum- und Zeitfernen auf, sondern er löste, oder vielmehr die geheimnisvolle dichterische Visionskraft in ihm löste das Ahnenerbe aus der latenten Gebundenheit des Formlosen und gab ihm in seiner Vision für Augenblicke neue Wirklichkeit in unserer Welt — wenn auch nur für ihn selber. Es ist, so gedeutet, wohl die weiteste Spannung menschlich-seelischen Erlebens, an die hier gerührt wird — und es hat einen guten Sinn, wenn Faust immer von neuem bei dem Worte ‚Mütter' ein Schauder ergreift. Auch Goethe selbst kannte dieses Grauen; es gibt ein sehr merkwürdiges Geständnis von ihm, daß nämlich schon die visionäre Erkenntnis der Urphänomene bei ihm mit einem Gefühl von Angst verbunden ist. Dieses Geständnis findet sich zweimal: zunächst in den Sprüchen in Prosa, wo es gegen das Ende hin heißt: „Vor den Urphänomenen, wenn sie unsern Sinnen enthüllt erscheinen, fühlen wir eine Art von Scheu, bis zur Angst" — und ganz ähnlich an einer anderen Stelle, die Helmholtz in einem Vortrag über Goethes Vorahnungen naturwissenschaftlicher Ideen zitiert, den er vor 30 Jahren in der Goethe-Gesellschaft hielt (abgedruckt in der „Deutschen Rundschau"): „Das unmittelbare Gewahrwerden von Urphänomenen versetzt uns in eine Art von Angst. Wir fühlen unsere Unzulänglichkeit; nur durch das ewige Spiel der Empirie belebt, erfreuen sie uns." Hinter der farbigen Welt, die das leibliche Auge dem Menschen Goethe spiegelte, wächst hier geheimnisvoll schattenhaft, aber nicht minder anschaulich für ihn, ein Reich von Visionen; über der Welt des Menschen baut sich, nur ihm sichtbar, das Reich des dichtenden schaffenden Geistes auf:

„Gestaltung, Umgestaltung
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung —"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es bleibt im tiefsten fremd noch ihm selber, dem die Gnade diese Gabe mitgab, also daß er, voll leiser Scheu vor den eigenen Fähigkeiten, von einer halben Angst erfüllt vor allzu tiefem Abstieg zu den Müttern ins längst nicht mehr Vorhandene, sich in die Welt der bunten Empirie flüchtete — obwohl er diese im Grunde wie sein ganzes eigenes Leben immer und immer — dürfen wir sagen: Nur? — symbolisch genommen hat.

* * *

Wir sind am Ende. Unendlich vieles ließe sich noch beibringen, vieles unendlich erweitern: die wesentlichen Züge sind vielleicht gegeben. Daß es sich bei dem ganzen Unternehmen nur um Hinweise auf Äußeres handeln kann, versteht sich von selbst: wie Goethe zuletzt wirklich gesehen, wie er sehend innerlich das Bild der Welt erfaßt hat — darüber können wir heute trotz aller Zeugnisse gar nichts mehr sagen. Denn das, was begleitendes Gefühl und damit das Wesentlichste an seinem Sehen war — das entzieht sich jeder Feststellung, der zeitgenössischen wie der historischen. Das können wir vielleicht da und dort einmal ahnen, wenn ein Stück Goetheschen Welt in seiner Dichtung besonders herrlich aufblüht, uns im Mitleben ein Stück von seinem Glück vor dieser wunderbaren rätselvollen Welt mitfühlen läßt. Da kann es wohl geschehen, daß wir unter seinem Bann, selbst wenn wir sonst kein Talent dazu haben, für Augenblicke selber Eidetiker werden, wie er, und in halber Vision ein Stückchen von seiner Welt und seiner Art, sie fühlend zu sehen, zu schauen glauben. Um das zu erleben, muß man aber zu ganz andern Dingen greifen, als die es sind, von denen hier die Rede war: von Goethes Sehen wird in den Gebilden, die uns sein Sehen am klarsten und lebendigsten erleben lassen, bestimmt nicht die Rede sein. Viel eher von seinem Leben und Lieben — das am Ende auch viel, viel wichtiger für ihn war als alles übrige.

Die Auflösung der Materie

Von

O. G. von Wesendonk

Wie zwei feindliche Brüder standen sich Naturwissenschaft und Philosophie gegenüber, als mit dem Materialismus das Geistige in den Hintergrund gedrängt wurde. Das Ende der Philosophie konnte im Anfange der neunziger Jahre verkündet werden. Nur die exakte Wissenschaft schien bestehen zu bleiben, und deren Vertreter beriefen sich auf Kant, der jede Metaphysik als ein der menschlichen Einsicht verschlossenes Gebiet abgelehnt hatte. Alle Spekulation war endgültig verbannt oder wurde als müßige Phantasterei abgetan. Das 19. Jahrhundert, das bei seinem Beginn noch vom Glanze der Kantschen Sonne bestrahlt worden war und in seinem ersten Abschnitt die großen Systembildner Hegel, Fichte, Schelling und Schopenhauer sich hatte entfalten sehen, nahm in immer ausgeprägterem Maße naturwissenschaftlichen Charakter an. Es war wie eine Reaktion gegen den namentlich in den Hochschulen herrschenden Hegelschen Geist, wenn die Männer der Naturwissenschaft auf den Plan traten und die Philosophen aus dem Feld trieben, die neben liebenswürdigen Gestalten wie Lotze und Fechner hauptsächlich im Pessimismus sich ausließen. Dieser war mit den hoffnungslosen Ausblicken, die ein Mainauer oder Hartmann eröffneten, schon ein gewisses Abdanken der

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

resignierenden Philosophie, die den in der Naturwissenschaft wirkenden frischeren Kräften das Feld überließ. So konnte die Naturwissenschaft triumphieren. Die Philosophie, die sich noch zu behaupten wagte, eignete sich die äußeren Formen der exakten Wissenschaft an: die Experimentalpsychologie trat damals auf den Plan.

Geistige Bewegungen, zu denen bei seiner dem Geistigen abgewandten Haltung auch der Materialismus gehört, benötigen lange Zeit, ehe der von ihnen ausgehende Anstoß sich weiter überträgt und ins praktische Leben eingreift. In politischen Bestrebungen, wie sie sich in der Sozialdemokratie geltend machen, lebt heute noch jener Materialismus fort, der zur Zeit eines Karl Marx herrschte, gegenwärtig aber bereits einer überwundenen Vergangenheit angehört. Sehr lehrreich ist die Entwicklung in Frankreich, wo Auguste Comte den Sieg davonzutragen schien, als die Comtes Namen tragende Trennung von Kirche und Staat zustande kam. Die gleichen Männer, die damals nicht genug ihre Freigeisterei und ihr Freimaurertum betonen konnten, erklären heute Johanna von Orléans zur Nationalheiligen und segeln im Fahrwasser eines mehr oder weniger verhüllten Klerikalismus. Am ehesten beeinflußt eine Weltanschauung die Kunst. Als Folge des Materialismus trat der Realismus in Erscheinung. In künstlerischer Hinsicht ist im vergangenen Jahrhundert Frankreich tonangebend gewesen und hat den übrigen Völkern die Wege vorgezeichnet. Daß es auf diesem Gebiete bahnweisend sein konnte, mußte jedem einigermaßen überlegten Beobachter andeuten, wie unsinnig die Behauptung vom Verfall der Franzosen war. Gerade der Gegner, der in der heutigen Haltung Frankreichs den zwecklosen Machtrausch mit den drohenden Zeichen der Verausgabung seiner Kräfte für unwürdige Ziele sieht, darf anerkennen, daß der zähe Selbstbehauptungstrieb der Franzosen während des Weltkrieges ihren bisherigen schöpferischen Leistungen in Kunst und Literatur entsprach. In der Gegenwart scheint dieser Drang im wesentlichen freilich erloschen zu sein. Jener Realismus, wie er in der Literatur bei manchen Werken Balzacs einsetzt und über Flaubert und Zola zu Maupassant führt, wie er in der Malerei von Delacroix zu den Impressionisten leitet, hatte jedoch immer mit einer Gegenströmung zu kämpfen. Die Gedanken Schopenhauers, der aus dem zu seiner Zeit noch wenig erschlossenen Indien im wesentlichen das Verneinende übernommen hatte, ohne die in diesem typischen Orientlande ebenfalls vorhandenen lebendigen Kräfte genügend auszuwerten, fanden bei Wagner ihren Ausdruck. Romantische Gesinnung hielt sich bei Feuerbach, Marées und Böcklin inmitten einer Periode künstlerischer Verödung. Als der Sieg des Mechanismus gesichert aussah, da legte ein Nietzsche die erste Bresche in das Gebäude. Auch er entstammt dem Lande der Romantik. Als dichterischer Seher öffnete er neue Ausblicke. Zarathustra-Dionysos ward ein Markstein der Wendung. Mißverstanden und verzerrt wurden seine Lehren. Vielfach nahm gerade der Materialismus sie zum Symbol. So sehr Nietzsche auch im Grunde künstlerisch zu betrachten ist und nicht in streng spekulativem Sinne das Denken bereichert hat, er gab der Philosophie wieder Mut. Sie schritt von nun an ihren Pfad, betonte ihr Recht, auf dem Gebiete des Geistes zu herrschen und überließ der Naturwissenschaft deren eigenstes Gebiet. Was deren Verfechter gegen den Wert philosophischer Betrachtung vorzubringen hatten, berührte die Philosophen nicht mehr. Fördernd war der Kampf mit dem Materialismus insofern gewesen, als er zu scharfer kritischer Selbstzucht nötigte, um dem Gegner keine Blößen zu geben. Aber die Philosophie beschränkte sich nun nicht mehr darauf, hinter der Naturwissenschaft herzuhinken und sich ihr anzupassen, wie es etwa Herbert Spencer versucht hatte. Die Wege waren geschieden. Was Thomas von Aquino einst für Glauben und Wissenschaft gefordert hatte, trat jetzt bei den Reichen der Philosophie und der Naturwissenschaft in Erscheinung. Eine jede Disziplin beschränkt sich auf ihr Gebiet. Eine Philosophie jedoch, die ihrer selbst würdig bleiben will, muß eine Zusammenfassung aller Gebiete menschlicher Erkenntnis bleiben und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihre Wurzeln in jedes einzelne Revier menschlicher Geistesbetätigung senken. Hier klaffte der Riß. Wer mit der mathematischen Methode nicht vertraut ist, wage sich nicht an die Philosophie, so warnte die platonische Akademie Wißbegierige. Im 17. Jahrhundert, das, wie das 19., ein Zeitalter der Mechanik und der Mathematik war, suchte Spinoza an die letzten Wahrheiten mit mathematisch aufgebauten Schlüssen heranzugelangen, mußte für die höchsten Erkenntnisse aber die Intuition heranziehen; im gleichen Jahrhundert schreitet Descartes mit mathematischen Methoden auf dem Pfade zur Aufhellung des Dunkels voran. Gründliche naturwissenschaftliche Kenntnisse ebneten Kant die Wege. Ohne Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Grundlagen kann philosophische Spekulation zwar bestehen, aber sie gerät leicht in die Gefahr, ins Uferlose sich zu verlieren. Das indische Denken ist zum Teil ein Beispiel hierfür, wenn auch nicht übersehen werden darf, daß der Hang zu dem alles Maß übersteigenden nur eine, freilich sehr charakteristische Seite des indischen Wesens ausmacht. Zu der Zeit, als in Hellas die ersten Spuren philosophischer Tätigkeit sich zu zeigen begannen, da entstand im Buddhismus mit seiner Abweisung des Grüblerisch-Spekulativen und seiner Einstellung auf das praktische Ziel der Überwindung des Leidens bereits eine ausgesprochene Gegenwirkung gegen die Auswüchse einer schrankenlosen Metaphysik.

Umgekehrt bedarf jedoch die Naturwissenschaft nur dann der Philosophie, wenn sie allgemein gültige Sätze aufstellen will. Für die Untersuchung im einzelnen kann sie selbständig ihre Wege gehen, darf dann aber nicht darauf verfallen, der Philosophie Vorschriften machen zu wollen. Alle wahrhaft großen Geister im Reiche der Naturwissenschaft haben das Verhältnis ihres Forschungsgebietes zu der Philosophie richtig abzugrenzen gewußt, so ein Helmholtz. Nur die Epigonen glaubten herabsehen zu können auf die Wissenschaft, die aus den Ergebnissen aller Teilbezirke der Erkenntnis die Summe zieht, und die den Zusammenhang betonen soll, gedenkt sie ihrer hohen Aufgabe gerecht zu werden. Noch für die Blütezeit der islamischen Kultur war die Bezeichnung für Arzt, Naturforscher und Philosoph dieselbe; nur wer alle Disziplinen meisterte, durfte Anspruch auf Anerkennung erheben, was genau so für das mittelalterliche Abendland galt. Ein Goethe konnte sich auf allen Gebieten menschlicher Erkenntnis zu betätigen wagen. In unserer auf Spezialisierung bis ins Einzelnste angewiesenen Epoche ist kaum etwas schwieriger, als einen Gesamtüberblick zu erlangen. Jede Frage ist derart verwickelt und setzt solche Vorkenntnisse und dauerndes Verfolgen der wissenschaftlichen Arbeit voraus, daß man zurückschreckt vor dem Versuch, die große Linie verfolgen zu können. Die Zerrissenheit der Gegenwart hängt hiervon teilweise ab, ein jeder sieht vor sich nur sein Revier und weiß nicht mehr, was beim Nachbarn vorgeht. Um so stärker wird die Verpflichtung, sich Rechenschaft zu geben über den Verlauf des Ganzen.

Im krassesten Materialismus schien die naturwissenschaftliche Forschung enden zu müssen. Sie beherrscht durch die von ihren Ergebnissen abhängige Technik das Dasein. So erfreuliche Fortschritte die Verwertung der Naturkräfte und die zunehmende Überwindung von Raum und Zeit auch bedeuteten, die unheilvollste Mechanisierung griff um sich. Immerhin war es ein Gewinn, daß die philosophische Betrachtung sich freizumachen anfing, indem sie ihren eigenen Zielen nachging. In den Reihen der Naturwissenschaftler vollzog sich währenddessen eine Umwandlung. Schon in den Zeiten der schärfsten Hervorhebung des materialistischen Standpunktes war ein Hang zum Übersinnlichen in diesen Kreisen bemerkbar gewesen. Zöllners spiritistische Neigungen gehören etwa hierher oder Flammarions Hang zum Okkulten, das in den von der Kälte des Materialismus mit seinen Schlagworten zwar leicht gewonnenen, aber ebenso schnell auch verschüchterten Massen an Boden gewann.

Gewaltige Geister haben in den letzten Jahren die Kenntnis von der uns umgebenden Welt auf völlig neue Grundlagen gestellt. Was noch vor kurzem als un-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

umstößliches Dogma galt, ist heute überholt. Der Naturwissenschaftler läßt, sobald er den bisherigen Standpunkt als überwunden ansehen muß, alles fallen und richtet seine Gedankenwerkstatt neu ein. Theorien und Hypothesen, die ihm vorher gewohntes Rüstzeug waren, werden beiseite geschoben und machen neuen Anschauungen Platz. Diese Beweglichkeit des Geistes ist ein großer Vorteil, der ein Versteinern im Althergebrachten verhindert. Sie öffnet aber zugleich die Augen darüber, auf wie schwankendem Untergrunde sich auch die exakte Forschung bewegt. Genau wie die kühnste Spekulation tappt sie im Dunkeln. Nur in den Einzelheiten vermögen das Experiment und die Berechnung Gewißheit zu schaffen, die allerdings wieder nur gilt, solange die grundsätzlichen Probleme unerschüttert bleiben. Fallen diese, so stürzt das ganze stolze Gebäude zusammen. Diese Tatsachen muß im Auge behalten, wer die angebliche Gewißheit der Naturwissenschaft und ihrer Methoden beurteilen will. Die Voraussetzungen, mit denen die exakte Forschung operiert, sind nicht weniger schwankend als die, von denen die philosophische Betrachtungsweise ausgeht. Auf jedem Betätigungsfelde menschlichen Geistes sind die höchsten Ziele nicht dem Verstande, sondern allein der Intuition erreichbar. So wenig etwa der Gottesbegriff errechnet oder rationalistisch erfaßt werden kann, so wenig vermag z. B. die Naturforschung das Wesen des Lebens zu erklären. Das ganz große naturwissenschaftliche Genie kommt den Lösungen in der gleichen Weise wie der Künstler, Philosoph oder Dichter näher. Wie der Verstand und das Gefühl, jedes in seiner Weise, zum Ziel führen können, das illustriert treffend eine Anekdote über die Begegnung des großen islamischen Aristotelikers Avicenna (Abu Ali ibn Sina) mit einem der hervorragendsten Mystiker seiner Zeit. Der Philosoph erklärte, er sieht, was ich weiß, während der Gottsucher, der alle Buchkenntnis von sich abgetan hatte und nur die Versenkung in die göttliche Einheit anstrebte, das Ergebnis seiner Unterredung mit Avicenna in den Worten ausdrückte: er weiß, was ich sehe.

Nun haben sich durch die Tätigkeit einiger führenden Geister die Begriffe in einer Weise verschoben, daß sich die Ansichten der Naturwissenschaft und Philosophie in weitgehendstem Maße einander angenähert haben. Innerhalb der Naturwissenschaft ist alles in Fluß. Die einzelnen Disziplinen gehen ineinander über, und die Grenzgebiete erringen immer höhere Beachtung. Biologie, Chemie und Physik beschäftigen sich vielfach mit den gleichen Problemen von verschiedenen Seiten her. Die Mathematik wird zur Funktion der Physik, diese wieder zur Funktion der Mathematik. Die Auffassung der Materie, wie sie den materialistischen Systemen zugrunde lag, ist völlig umgewälzt worden. Das Starre, Feste schwand dahin. Der Stoff, der so greifbar erschienen war und allein festen Halt bot zum Weitertasten, löste sich auf. Er vergeistigte sich gewissermaßen. Der Dualismus zwischen träger Masse und Geist hatte keine Daseinsberechtigung mehr. Denn die Materie zerfloß in Energie, in Wärme oder Elektrizität. Nur Spannungszustände und Bewegung blieben übrig. Herakleitos deutete diese Lösung bereits an, als er den ewigen Fluß der Dinge erkannte und von seiner noch primitiven Naturbeobachtung aus das Feuer als das beweglichste Element zum Urprinzip erheben wollte. Aber des Ephesiers Ansicht drang hinsichtlich der Materie nicht durch. Statt des Satzes *πάντα ῥεῖ* wurde die eleatische Annahme einer starren Masse maßgebend, wie sie am schärfsten bei Parmenides ihren Ausdruck findet. Auch Leukipp-Demokrit mit ihrer Atomtheorie glaubten an eine feste Materie, der sich jedoch der Begriff der Bewegung hinzufügte. Denn in ewigem Wirbel drehen sich nach der Darstellung Demokrits die Atome durch den Raum. Beim Weiterbildner der demokritischen Lehre, Epikur, der den Atomen außer Größe und Gestalt noch die Eigenschaft der Schwere beilegte, wird aus dieser Drehbewegung ein Sturz. Aus dem Zusammenprall der Atome und ihrer Stellung entsteht die sichtbare Welt. Lucretius beschreibt in De rerum natura, wie diese ständige Bewegung der Atome unter dem äußeren Schein des Beharrens rastlos vor sich geht. Plato wird die Materie zur *Ἀνάγκη*, zum herab-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ziehenden Zwang, der die lichte Welt der Ideen für die Menschheit verhüllt und entstellt. Schon in altorientalischen Überlieferungen erscheint die Materie so, vielfach unter dem Einfluß iranischer Anschauungen, als ein die gute Welt des Geistes befehdendes Unwesen. Die Trägheit stellt sie auch dar, die sich der Bewegung entgegenstemmt und diese, wo nicht ganz aufhebt, so doch ablenkt von ihrer Bahn. Diese Materie, die von den Anfängen des Denkens an die Menschheit beschwerte, ist nun dahin, versunken im Nichts. Bewegung bleibt übrig, jenes ewige Dahinströmen, das Bergson in den Mittelpunkt seines Systems stellt. Als Zeit bezeichnet er auch dieses Prinzip, das nicht mit dem Nacheinander der Dinge identisch ist, sondern nur eine Bezeichnung der Bewegung ist. Ohne Anfang und Ende breitet sie sich aus. Diese einmal gegebene Menge an Energie kann nicht vermehrt oder verringert, nur umgewandelt werden. Hierin weist die Energie die Eigenschaften der Materie auf, wie sie früher verstanden wurde. An das Robert Maiersche Gesetz von der Erhaltung der Kraft erinnert übrigens die indische, namentlich buddhistische Lehre vom Karma, von der in alle Ewigkeit fortwirkenden Folge jedweder Tat. Nach Einsteins Theorie und nach gewissen, seine Annahme bestätigenden Berechnungen verändert sich die Masse eines Gegenstandes mit der Schnelligkeit seiner Bewegung. Sein äußerer Umfang nimmt ab, und die Masse nimmt zu. Die Konstanz der Masse, diese Grundlage des Newtonschen Systems, ist endgültig aufgegeben. Mit der Materie verflüchtigen sich auch die Atome. Sie werden aus Partikeln des Stoffes zu Systemen kreisender Elektronen, aufgebaut wie die Planetensysteme. Von einfachen Doppelgestirnen, wie sie das Wasserstoffatom aufweist, bis zur verwickelten Reihenfolge vieler Planeten sind in den kleinsten Bestandteilen der sichtbaren Welt alle Erscheinungen vertreten, die der Himmel aufweist. Die uralte, zuerst in Mesopotamien auftauchende Doktrin von der Entsprechung des Makrokosmos und des Mikrokosmos wird so von der modernsten Wissenschaft wieder aufgenommen. Die als kindliche Phantasterei abgetane Astrologie, deren Versuche, die Zukunft aus den Konstellationen des Himmels abzulesen, auch heute Träumerei bleiben, findet ihren Ausgangspunkt bestätigt, daß die Sternenwelt im großen ein Abbild des Menschen und des Kleinsten in der Natur darstellt. Das pythagoraeische Weltbild dämmert auf, wonach die Gestirne in ewiger Harmonie kreisen, die alle Dinge beherrscht, und feste Zahlenverhältnisse alles regeln.

Sieghaft erheben sich über der verschwundenen Materie, deren dumpfe Trägheit nun nicht mehr den Schwung des Geistes zu ketten vermag, die Begriffe der Energie und des Lebens, das selbst nur eine Form der Energie ist. Auch damit erledigt sich freilich nicht die Frage, was letzten Endes hinter den Dingen steckt. Dieses Problem bleibt bestehen, und der menschliche Sinn wird sich auch weiterhin bemühen, Lösungen zu suchen. Kant hielt dieses metaphysische Streben zwar für hoffnungslos, und ein Buddha lehnte Erklärungen über die letzten Dinge ab, weil damit nichts gewonnen werde für die Erlösung vom Leiden, in dem die blinde Menschheit befangen ist. Aber der Drang der Erkenntnis bleibt ununterdrückbar, und wenn heute, nachdem die starre Materie in ewig bewegte Energien verwandelt ist, Einstein Raum und Zeit verflüchtigt, so besagt er damit eigentlich nur, was derselbe Kant lehrte, daß nämlich Raum und Zeit nur die Formen sind, unter denen der menschliche Beobachter die Dinge zu erfassen vermag. Bei der Relativitätslehre, die so unendlich viel Staub aufgewirbelt hat, muß wieder die Erinnerung an Herakleitos kommen, der einst neben der unaufhörlichen Bewegung die Relativität alles Seienden durchschaute: Der Weg nach oben und nach unten ist der gleiche. Jedes Feste versinkt, nur ewiger Strom ist vorhanden, in dem kein Haltepunkt ist, denn, was den Menschen als unerschütterlich galt, Stoff, Raum und Zeit sind aufgelöst und nur eine Frage des Standpunktes geworden. Platos Ideen, leuchtend in strahlender geistiger Ferne, haben mehr Wirklichkeit als das, was den Menschen bislang handgreiflich erschien. Die Naturwissenschaft selber,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einst die Feindin der Spekulation, gibt dieser die Bestätigung des von ihr Erschauten. Harmonie kann also wieder in den Hallen der Wissenschaft herrschen, gemeinsam können alle ihre Zweige an das Werk gehen, den in Platos tiefsinnigem Mythos von der Höhlenwand gefesselten Menschen das lastende Dunkel zu erhellen. Was für das müßige Spiel überspannter Einbildungskraft angesehen wurde, beginnt sich als möglich zu erweisen. Das rätselhafte Radium ließ bereits ahnen, was der englische Physiker Rutherford zur Tatsache machte: die Umwandlung eines Elementes in ein anderes, denn es gelang ihm, unter der Einwirkung der Radiumstrahlen von Stickstoffatomen Wasserstoffatome zu lösen. Die Sehnsucht der Alchemisten wird hierdurch zur Wahrheit: Was ein Paracelsus oder ein Agrippa von Nettesheim erträumten, war der Stein der Weisen, der es gestattete, aus einem Grundstoffe andere zu machen. Dem Gold jagten diese Alchemisten nach. Bei dem Bemühen, es zu erlangen, entdeckte Boettcher, der vom goldbedürftigen Kurfürsten August von Sachsen festgesetzt worden war, das sorgsam gehütete Geheimnis der Chinesen, Porzellan zu erzeugen. Manche praktische Erkenntnis verdankt so die Menschheit dem Trachten der Alchemisten. Ihr Forschen beruht auf dem Gedanken, daß das Wesen der Welt einheitlich sei. Der Urstoff konnte in mannigfachen Gestalten sich verkörpern, wie der Kohlenstoff als Diamant und als Kohle erscheint, er mußte im Grunde bleiben, was er war, und dem menschlichen Geiste war es daher gegeben, hinter das Geheimnis der verschiedenartigen äußeren Gestaltung zu dringen. Der Stoff blieb derselbe, nur die Form wechselte, und sie gab dem ursprünglichen Stoff neuen Wert, so daß er zu anderem Stoff für weitere Formen wurde in der Stufenleiter des aristotelischen Weltaufbaus. Alchemie und Astrologie, Kinder der Anfangszeiten der Menschheit, finden, entkleidet ihres mythologisch-mystischen äußeren Ausdrucks, in den Ergebnissen neuester Wissenschaft ein Auferstehen. Im Walten der Geschichte und der Kultur vermeinen neuere Forscher einen Kreislauf wie in der Natur zu erblicken. Was Spengler unter Hinweis auf Thukydides, Vico und Machiavelli vorgebracht hat, das hat der große arabische Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts, Ibn Chaldun *), bereits dargestellt. Neben die Auffassung von den Zyklen, die der organischen Natur entlehnt ist, kann bei der Betrachtung der Menschheitsgeschichte auch die Analogie mit dem Anorganischen herangezogen werden. Dann gelangt man zu Wellenlinien mit einer ständigen Abwechslung von Auf und Nieder. Einen Kreislauf in Verbindung mit einer Wellenbewegung stellt für das Leben der Staaten bereits das System des Aristoteles dar mit seinen drei guten Staatsformen und deren Entartungen. Wieder triumphiert der Geist über die Trägheit der Masse, über angebliche rationalistische Aufklärung. „Alles, was du siehst, ist der Ausfluß der Handlung eines einzigen", sagt der ägyptische Mystiker Ibn ul Farid. Die Energie der modernen Naturerkenntnis ist ein solches aktives einheitliches Urprinzip.

*) Siehe „Deutsche Rundschau" XXXXIX, 4. Januar 1923.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:29 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berufsgemeinschaft? [1])

Die Kernfrage der Arbeitsrechtssoziologie

Von

Eugen Meyer

I

Ein altes griechisches Wort bezeichnet den Menschen als geselliges Lebewesen. Er hält es allein ohne Gefahr für geistige und leibliche Gesundheit nicht aus, er muß mit anderen Menschen zusammensein. Streit aber herrscht, was die Menschen zusammenführe und beieinanderhalte. Die Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung nennen als das Bindungsmittel die zweckrationale Rücksicht auf die Erhaltung der Existenz und die Förderung körperlichen Wohlseins. Eine idealistischere Meinung, der Aufklärung angehörig, bezeichnet die wertrationale Erwägung seelischer Befriedigung — immer intellektuell begründet — die „Vernunft" als gesellschaftliches Ferment. Das reine Gefühl als die intuitive Erkenntnis der Zusammengehörigkeit, ist von dem klassischen, deutschen Idealismus und christlichen Romantikern bejaht worden. Nach Max Weber und Tönnies sind beide rationalistischen — ideellen und mechanischen — Zusammengehörigkeitsideen in der „Gesellschaft" verwirklicht, die intuitive, gefühlsmäßige — pneumatische — reale und organische — aber in der „Gemeinschaft". Weber faßt die Begriffe des „Kampfes" und der „Gemeinschaft" als „normalerweise ... radikalsten Gegensatz" auf [2]). Das mag „normalerweise" zutreffen, nicht aber in den entscheidenden Augenblicken der Menschheitsgeschichte. So stand das jüdische Volk im schärfsten Kampfe mit seinen drei größten Genies, mit Moses, gegen den es murrte, mit Jesus, den es kreuzigen ließ, und mit Spinoza, den es verfluchte. Und doch befanden sich alle drei in engster, gefühlsmäßiger und pneumatischer Gemeinschaft mit ihrer Nation! Daß „Kampf" und „Gemeinschaft" einander ausschließen, wäre eine Durchschnittsweisheit, der z. B. schon jede glückliche Ehe widerspricht. „Kampf" und „Gemeinschaft" sind polare Gegensätze, sind zwei entgegengesetzte Pole eines und desselben Dinges auch in dem Augenblicke, in welchem eine Krisis es mit Hochspannung erfüllt und seinen Bestand erschüttert.

In einer solchen kritischen Lage befindet, wie Sinzheimer meint und auch ich annehme, sich in diesem zeitgeschichtlichen Momente die deutsche beruflich gegliederte Arbeit [3]), „Unsere soziale Entwicklung ist stürmisch und gespalten". Es sind dafür hauptsächlich drei Ursachen erkennbar: Erstens die aus den besonderen Entwicklungsgängen des deutschen Geisteslebens erwachsene tiefe Zerklüftung des Volkes.

[1]) Dieser Aufsatz enthält die Grundgedanken eines vom Verfasser in der Sitzung der Staatswissenschaftlichen Vereinigung in Berlin vom 14. Novbr. 1922 gehaltenen Vortrags.
[2]) Weber, Soziologische Grundbegriffe in die Wirtschaft und die gesellschaftliche Ordnung und Mächte, S. 22 Ziffer 3.
[3]) Sinzheimer, Ein Arbeitstarifgesetz, 1916, S. 188.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meines Wissens war es zuerst Buckle, der 1857 in der History of the civilisation in England auf diese Ursache deutscher Zerklüftung aufmerksam gemacht hat: Dem überirdisch hohen Stande deutscher Bildung, den das Zeitalter des klassischen Idealismus nur auf 1—2 Prozent der Bevölkerung vererbte, konnte die Masse nicht folgen. Sie blieb weit zurück. Schulbildung und Technik sollten die Kluft ausfüllen. Sie schufen die Halbbildung, und diese machte unbelehrbar. Unbelehrbarkeit ist das Kennzeichen der halbgebildeten bürgerlichen und proletarischen Schichten. Bei gleichen politischen Rechten mußte eine Kampfhochspannung daraus erwachsen. Sie steht auf dem Höhepunkte oder hat ihn eben überschritten.

Die zweite Ursache der Zerklüftung ist die Industrialisierung mit ihrer Atomisierung und Mechanisierung der Arbeit, begleitet von der Betrachtung des Menschen als Ware und hoffnungslos erbitterter Stimmung der Massen. Nur die Zerstörung alles Bestehenden, auch an Geistes- und Kulturgütern, soll nach dem Wahne dieser Verbitterten zu einer Besserung führen können. Intellektualismus half die dadurch herbeigeführten Kämpfe vertiefen und verewigen.

Endlich brachte der Verlust des Weltkrieges und die Revolution mit der Verminderung an Staatsgesinnung auch eine Schwächung des Gemeinschaftsbewußtseins. Die Sucht des sinkenden Staats, alles zu regeln, führte zur Gesetzesverachtung.

In dem so entstandenen Höhepunkt des Klassenkampfes gibt es keine allgemeine Überzeugung der sittlichen Berechtigung alltäglich sich wiederholender Vorgänge [4]). Weder Streikrecht noch Streikverbot werden allgemein als ethisch zulässig anerkannt. Die Tarifschöpfung ist ein Machtstreit statt einer Rechtsangelegenheit, die Arbeiterschutzmaßnahmen werden dynamisch, aber nicht sittlich motiviert, die Arbeitsteilung (Taylorsystem) rein utilitarisch. Der Schutz der geistigen Arbeit ist höchst mangelhaft (Eisenacher Tagung des Vereins für Sozialpolitik). Die Erholung, auch der Jugendlichen, wird in der nutzlosen Halbbildungsmühe politischer Erörterungen verunreinigt. Die hochgespannte Maschinerie staatlicher Verwaltung und Gesetzgebung kann über den Mangel echter Rechtsschöpfung nicht hinwegtäuschen.

Im Jahre 1916 warf Sinzheimer den Gedanken der „sozialen Autonomie des Rechts" auf [5]). Zu den Ausführungen von Vorgängern [6]) fügte er die Idee der außerstaatlichen, drängenden rechtsschöpferischen sozialen Macht. Diese Idee stammt aber nicht von ihm. Das Volk selbst als Schöpfer des Rechts ist ja ein uraltes verfassungsrechtliches Postulat, das Jellinek „eine noch nicht zum rechtlichen Dasein gelangte, aber unleugbar vorhandene, praktische Volksinitiative" [7]) nennt. Soweit ist der Ansicht Sinzheimers zuzustimmen. Es ist anzuerkennen, daß es eine nicht staatliche Selbstbestimmung im Rechte gibt. Aber Sinzheimer meint, daß die allgemeine Überzeugung der sittlichen Berechtigung der Gewohnheit als Rechtsquelle nötig sei und nur in ruhigen, friedlichen Zeiten, nicht aber in Krisen Platz finde, am wenigsten in Spannungshöhepunkten wie dem jetzigen. — Vom Standpunkte naturrechtlicher Betrachtung ist diese Meinung nicht zu billigen. Ohne allgemeine Überzeugung seiner sittlichen Berechtigung kann kein „Rechts"satz entstehen, weder durch Übung, noch durch Gesetz, weder in friedlichen Zeiten noch in stürmischen. Hierfür ein weltgeschichtliches

[4]) Meyer, Die Zukunft deutscher Arbeitsgerichte, 1922, S. 24 ff. zu VII.
[5]) Sinzheimer a. a. O. S. 181 bis 209.
[6]) Bernhard, Unerwünschte Folgen der Soz.-Pol. S. 112. Jastrow, Was ist Arbeiterschutz? Arch. f. Rechtsph. VI, S. 512.
[7]) Jellinek, Verfassungsänderung und Verfassungswandlung, S. 74/75.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beispiel: Die gewaltigste arbeitsrechtliche Umwälzung der Menschheitsgeschichte ist die Abschaffung der Sklaverei. Sie vollzog sich durch Verträge (Freilassungen), geschriebenes Recht (Verfassungen und Gesetze), endlich auch gewohnheitsmäßigen Nichtgebrauch des Herrenrechts. Wir besitzen eine allbekannte Urkunde, die uns über die Grundlage dieser Umwälzung Aufschluß gibt. Es ist der Brief des Apostels Paulus an Philemon. Paulus war als römischer Bürger in Rom — wohl in ehrenhafter Detention. — Da fand sich bei ihm der seinem Herrn entlaufene Sklave Onesimos ein. Dem Gebot des römischen Rechtes gehorsam schickte Paulus ihn zu seinem Herrn zurück; aber naturrechtlich nicht mehr als Sklaven; denn so schrieb er dem Philemon:

> „Vielleicht ist er darum eine Zeit von Dir gekommen, daß Du ihn ewig wiederhättest; nun nicht mehr als einen Sklaven, sondern als mehr denn einen Sklaven, als einen lieben Bruder." (ep. ad Phil. v. 15/16.) [8])

Hier ist eine außerstaatliche, autonome rechtschöpferische Initiative erkennbar, die schließlich auf allen drei Wegen die Sklaverei abgeschafft hat. Es ist die Autonomie der christlichen Religionsgemeinschaft in der intuitiven Erkenntnis des Persönlichkeitswertes alles dessen, was Menschenantlitz trägt, der Bruderschaft aller — wie Paulus es ausdrückt: „in Jesus zur Freiheit erlösten Gotteskinder" [9]). Diese pneumatische Quelle der Arbeitsrechtsschöpfung ist Sinzheimer entgangen. Ohne sie kann keine Berufsvereinigung die Selbstbestimmung im Recht verwirklichen. Ohne sie können Unternehmerverbände und Gewerkschaften im Kampfe gegeneinander siegen oder unterliegen, einander den Tarifvertrag nach Versailler Muster diktieren, „Recht" aber kann aus solchem Diktat nicht hervorgehen.

Wir stellen also an eine Berufsvereinigung, wenn anders sie Recht schaffen soll, die Forderung, daß sie eine sittlich-religiöse Gemeinschaft sei, keine zweckrationale und keine wertrationale, sondern eine gefühlsmäßige. Von den Religionsgemeinschaften unterscheidet sie sich durch den Mangel eines Bekenntnisses und ihre Beschränkung auf Berufsangehörige, von Berufsverbänden dadurch, daß sie Unternehmer und Arbeiter vereinigt, von den politischen Parteien durch ihr Absehen von der Staatskunst, von gelehrten Gesellschaften durch deren wertrationale, von den technischen durch deren zweckrationale Umgrenzung des Gegenstandes. Sie ist aber trotz dieser Unterschiede von den anderen bestehenden Gesellschaftsformen nichts völlig Neues.

II

Von ihren zahlreichen geschichtlichen Vorstufen: Zünften, Universiäten, Hansen und anderen kommerziellen Bünden, Ritterorden, Geschlechtergilden, klösterlichen Bruderschaften, Agrargemeinden behandeln wir nur einige:

Die Zunft war keineswegs, wie Bücher und ältere Rechtshistoriker annehmen, nur für die „Nahrung" der Zunftmeister da [10]). Sie war vielmehr ein Schulbeispiel einer pneumatischen Bruderschaft, wenigstens in ihrer Blütezeit. Damals erfaßte sie den ganzen Menschen, ohne die Persönlichkeit zu erdrücken. Sie zeitigte rechtgläubige geistliche Brüderschaften und reformatorische Gemeinschaften von weltumgestaltendem Eifer wie die heute unter dem Namen „Freimaurer" wirkende. Im engen Zusammenhange mit der großen Kulturgemeinschaft der Kirche

[8]) Discher, Die Paulusbriefe, 1904, S. 64.
[9]) Max Weber, Relig. Soziologie, § 11, S. 329. v. Dobschütz, Das apostolische Zeitalter, 1904, S. 33.
[10]) Bücher, Volkswirtsch. Entwicklungsstufen, § 6b, Grundriß I, S. 13. Max Weber: Die Stadt, Grundriß III [3], S. 540, ähnlich wie ich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

flocht sie ein ökumenisches Band, das sich hoch über den Utilitarismus erhob [11]), im Meistergesang und in der bildenden Kunst setzte sie sich unsterbliche Denkmäler. Erst nach und infolge der Kirchenspaltung versandete ihr Betätigungsfeld im Zweckrationalismus, in „jeglicher ehrlichen Nahrung und Hantierung" der Liturgie.

Wie kann man die arbeitsrechtliche Auswirkung der Zunft am besten kennzeichnen? Rein gesellschaftlich betrachtet war das Arbeitsrecht sozial-oligarchisch. Die geschlossene Zahl der Meister hielt die Gestaltung des in hohem Maße als Naturalentgelt sich darstellenden Lohnes (freie Station, Gewährung von Kleidung) in fester Hand. In der Meisterstube der Zunft waren Obermeister und Altmeister die ersten. Die Befugnisse der Gesellenstube waren nicht groß. Die Zunft selbst bestimmte die Tagesdauer der Arbeit, die freilich nach unseren Begriffen oft nicht hoch war. Die Zucht über die Lehrlinge war streng. Das Meisterrecht gab dem Meister fast alle väterliche Gewalt über den Lehrling, auch dem Gesellen hatte der Lehrbursch unweigerlich zu gehorsamen. Es besteht aber eine eigentümliche Wechselwirkung in der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Genossenschaftsrechts zwischen der religiösen Gemeinschaft und der ständischen des deutschen Mittelalters [12]). Die hierarchische Gliederung der katholischen Kirche ruft seit der Zeit des Frankenreiches die Stichworte: Herrschaft, Ehrfurcht, Gehorsam in den Wald der ständischen Gemeinschaften hinein, die Stichworte bleiben in dem Walde, dieser aber tönt als Echo wieder: Freiheit, Kraft, Persönlichkeit, und dieses Echo bleibt der Kirche. So erklärten sich die hohen christlichen Kunstwerke der deutschen Zunftmeister, deren höchster Albrecht Dürer wurde. In dieser Gesinnung ehrt Kraft seine Gesellen durch ihre bildhauerischen Porträts.

Die Religionsgemeinschaft schenkt dem arbeitenden Volke die Idee der Ehrfurcht und empfängt vom arbeitenden Volke die Idee der Freiheit.

Ähnliche Erscheinungen sind die gelehrten Gemeinden der ersten Universitäten und manche kaufmännischen Gemeinschaften [13]). Es kann nicht verschwiegen werden, daß letztere nicht selten sich zweckrational bis zu bedenklichen, ja sittenverderblichen Einrichtungen ausgebildet haben [14]).

Von den arbeitsrechtlichen Klosterstatuten läßt sich sagen: Die absolute Gleichheit jeglicher Naturalleistung an die Mönche, ob sie Handarbeiter, Gelehrte oder Künstler waren, in Verbindung mit der alles beherrschenden Regel und meist vorhandener echter Religiosität wirkten auch nach außen gemeinschaftbildend. So erklärten sich die ungeheuren erzieherischen und friedenschaffenden Einflüsse der Mönche, die sie auf eine rohe und unwissende, von ihnen zu jeglicher Arbeit angelernte Bevölkerung ausübten. Sie schufen keine Klassengegensätze, sondern waren selbst Vorbilder einer klassenversöhnenden Lebenshaltung. Unsere „höheren" Stände könnten aus manchem Heiligenleben jener Zeit sehr viel lernen [15])!

Eine besondere Gruppe arbeitsrechtlicher und beruflicher Art bildet das Verhältnis der Hörigen und Leibeigenen zur Herrschaft. Gierke stellt den Herrschaftsgedanken, dem er fremde Herkunft zuzuschreiben scheint, der

[11]) Otto v. Gierke, Rechtsgeschichte der deutschen Genossenschaft, I, § 38, S. 383 ff.; § 42, S. 439 ff., auch S. 359 zu I [1], Berlin 1868. Hirsch, Das Handwerk in der christlichen Gesellschaft, Berlin 1854. Tönnies, Gemeinsch. u. Gesellsch., S. 31, nennt sie: eine „religiöse Gemeinde" geradezu.

[12]) Gierke a. a. O. § 16, I, S. 144 ff. Dresdner, Geschichte der Kunstkritik, I, S. 60.

[13]) Keineswegs alle. v. Gierke a. a. O. § 37, S. 348, und § 45, I, S. 463.

[14]) Heiratsverbote der nordischen Hansen unter Förderung außerehelicher Verhältnisse.

[15]) Achleitner, Reisen nach dem slawischen Süden, 1919, über die Handarbeitsschulen der Trappisten, S. 57 ff. Berlin, Gebr. Paetel.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Idee der deutschen Genossenschaft gegenüber [16]). Andere Forscher nennen den Herrschaftsgedanken urdeutsch. Aber es fand eine gegenseitige Annäherung der Masse der gemeinfreien und der hörigen Bauerschaft statt, die beiden Teilen die Fortsetzung der Markgemeinde ermöglichte. Selbst unter Fronarbeit und grundherrlicher Gerichtsbarkeit erhielt sich die Dorfgemeinschaft als echte Gefühlsgemeinschaft, insbesondere auch als religiöse Gemeinschaft. Es gab stets eine Dorfregierung mit Pastor und Kantor, mit Schultheiß und Schöffen und einer der gemeinsamen Nutzung unterliegenden Allmende. Politische und Religionsgemeinde sind identisch. Das Schultheißenamt wurde sehr oft vererblich, das Dorfgericht in manchen Angelegenheiten autonom. Zu diesen Angelegenheiten gehörten insbesondere die Arbeitsstreitigkeiten. Nur unter den blutigsten Kämpfen entwand man die Ordnung der Arbeit der Zuständigkeit der Dorfgemeinde [17]). Die Gemeinschaft der Bauern als Schöpferin ihres Arbeitsrechts starb erst in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Ihre Erlösungshoffnung mußte die Höllenfahrt zum aufgeklärten Despotismus durchmachen, ehe sie die Befreiung von härtester Fronarbeit fand.

Die Kirchenerneuerung war den pneumatischen Berufsgemeinschaften abhold. Nicht nur die Calvinisten und Puritaner, deren Gedankenkreis zur manchesterlichen Bourgeoisie führte, sondern auch die gegenreformatorischen katholischen Kongregationen, die das Pneumatische kirchlich monopolisierten. Erst Zinzendorf, Baudelaire, Fourier [18]), St. Simon, wie der ältere französische Kommunismus überhaupt, Mystiker und Romantiker haben wieder Gemeinschaftssinn. Der Ausgang des Zeitalters der Aufklärung fällt mit den Anfängen des Industrialismus zusammen. Max Weber sagt mit Recht: „Jeder Intellektualismus trägt die Chance einer mystischen Wendung in sich." Aufklärung, klassisches Wesen, Romantik.

Die deutsche Sozialdemokratie verwirklichte eine solche mystische Wendung nicht. Sie organisierte den Klassenkampf. Die verkehrte Führung der Berliner Gegenbewegung [19]) erleichterte ihr das. Der deutsche Brüderschaftsgedanke fand und nutzte leider Unterschlupf bei den klassenkämpferischen Arbeitnehmerverbänden. Ihre Mitglieder nennen sich „Genossen", halten zueinander gleich Brüdern, bringen im Kampfe für einander die schwersten Opfer und sehen den Marxismus als Evangelium an.

Die vorwiegend katholischen christlichen Gewerkschaften verstärken die soziale Brüderschaft noch durch den im ökumenischen Prinzip der Kirche liegenden weltumspannenden Gemeinschaftsgedanken.

Ich will die schweren Unterlassungssünden des gewerblichen Bürgertums gegenüber diesen beiden mächtigen Bewegungen hier nicht darstellen. Es hat an den Herreneigenschaften der Großmut und Hochherzigkeit manches nachzuholen, wenn es wirklich daran denkt, irrende Brüder wieder auf den rechten Weg zu bringen.

Dann kam die mangelhafte Schützengrabengemeinschaft im Weltkriege. Endlich die Stinnes- und Legiensche Arbeitsgemeinschaft. Ihre ideelle große Bedeutung wird im Auslande manchmal als Änderung der gesamten Unternehmensverfassung geschildert. Die Veröffentlichung der Vereinbarungen vom 15. November/4. Dezember 1918 [20]) im „Deutschen Reichsanzeiger" unterstrich diese Bedeutung noch. Eine echte Berufsgemeinschaft aller Angehörigen der betroffenen Berufskreise bildete sich aber

[16]) Gierke a. a. O. §§ 19—25, I, S. 153 ff. Wittich, Epochen der Agrargeschichte, Grundriß der Soz.-Ök., Bd. VII. Tübingen 1922.
[17]) Gierke a. a. O. § 53, S. 634 ff.
[18]) Max Weber, Relig. Soziologie a. a. O. III³, § 11, S. 337.
[19]) Bismarck, Gedanken und Erinnerungen, III, S. 17 ff.
[20]) Sitzler, Tarifsvertragsrecht, S. 55 und 60.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht. Im Gegenteil: der Klassenkampf verstärkte sich. Und doch sind einzelne Erscheinungen hoffnungsreich. Hierzu rechne ich das Reichsgesetz vom 15. Februar 1922 über die Entsendung von Betriebsratsmitgliedern in den Aufsichtsrat. Hoffentlich entwickelt sich die Ausübung des Gesetzes im Sinne seines Urhebers und Kommentators, so daß die entsendeten Mitglieder „echte" Mitglieder des Aufsichtsrates mit allen Rechten und Pflichten solcher tatsächlich werden[21]). Wenn beide Teile an der höchsten Stelle der bedeutendsten Unternehmungen miteinander an demselben Tische raten und taten, so dürfte es schwer sein, sich vorzustellen, daß sie nicht aus der Kampfstellung gegeneinander zur Gemeinschaft miteinander gelangen sollten. Weniger günstig muß ich leider über die Einrichtung der Betriebsräte selbst urteilen. Zu zahlreich sind in ihnen nicht nur Fälle disziplinlosen, radikalen Eingreifens, sondern auch Korruptionserscheinungen.

Es bleibt die Forderung nach allen diesen Erfahrungen der jüngsten Zeit bestehen, daß die Berufsgemeinschaft nicht nur konkrete Arbeits- und Interessengemeinschaft sein darf, sondern den ganzen Umfang des Berufskreises ausfüllen muß.

III

Eine rechtsschöpferische deutsche Berufsgemeinschaft ist ihrer Natur nach nicht oligarchisch. Denn die deutsche Gemeinfreiheit, d. h. der Rechtszustand, der nicht die Gleichheit, sondern die Differenziertheit aller persönlichen Rechte, aber den sittlich und gefühlsmäßig gleichen Rang aller Arten dieser Rechte in sich schließt, ist uns von altersher eigen. Sie widerspricht der égalité ebenso wie der Klassenherrschaft. Ich halte die in der Gemeinfreiheit begründete Gemeinschaft, wie eingangs ausgeführt, auch im Kampfe für möglich. Wenn ein Kampf sich mit einer Gemeinschaft verbinden soll, so muß dies an einer Ausgleichsstelle geschehen, genau so — wie jede polare Einheit ihren Indifferenzpunkt haben muß. Wo ist er zu finden? Sinzheimer will ihn in einer von ihm vorgeschlagenen „Tarifbehörde"[22]) herstellen. Damit bricht er nach meiner Überzeugung der Autonomie des Arbeitsrechts das Genick. Bildet der Staat die Ausgleichsstelle, so liegt sie außerhalb des Berufskomplexes. Ich erkläre diese Inkonsequenz aus einer rückständigen Klassentheorie. Die meisten Arbeitsrechtssoziologen unterscheiden nur zwei Klassen: Unternehmer und Arbeiter. Das ist nicht mehr zutreffend und war eigentlich niemals richtig. Einige Beispiele: In den Innungen stecken nur wenige kapitalistische Unternehmer und neben zahlreichen selbständigen Meistern fast ebenso viele gegen Lohn für dritte arbeitende Kleinmeister. Unter den selbständigen Landwirten befinden sich kapitalistisch wirtschaftende Großbesitzer, mittlere und kleinere Bauern, aber auch Zwergbauern, die den größeren Teil ihres Einkommens aus Lohnarbeit für dritte ziehen, weil ihre Einkünfte aus Grund und Boden das Existenzminimum nicht erbringen. Juristisch sind leitende Angestellte wie Generaldirektoren, Betriebschefs usw. Arbeitnehmer, die man soziologisch zu den Unternehmern rechnen muß. Industrielle Meister, Techniker, Prokuristen, andere leitende Angestellte erheben sich gesellschaftlich über die Schicht der Lohnarbeiter. Von jeher hat das deutsche Volk sich horizontal in drei Klassen mindestens geschichtet. In eine von diesen wurde man im Mittelalter hineingeboren. Die — übrigens nicht bedeutungslose — Geburt ist heute nicht entscheidend. Aber auch heute noch muß man horizontal mindestens dreigliedrig schichten. Gliedert man nach diesen Grundsätzen, so zerfällt jeder Berufskreis in drei Verbandsschichten:

[21]) § 3 des Ges., Reichsgesetzbl. 1922, S. 209, und Feigs Kommentar, Anm. 1 zu § 3, S. 14.

[22]) Sinzheimer a. a. O., S. 225 f.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1. die kapitalistische Unternehmergilde,
2. den Mittelstandsbund (Meister- und Führerbund) und
3. die Arbeiter- und Angestelltengewerkschaft.

Diese Gliederung durchsetzt dann das ganze Volk, auch den Beamten- und Wehrstand (höhere, mittlere, Unterbeamte; Offiziere, Wachtmeister, Soldaten). Jede Klasse hat ihre eigenartige Arbeit, aber keine Arbeitsart hat den Vorrang vor der anderen. Sie sind „differenziert", jetzt sagt man: „paritätisch" in ihrem Berufskreise geordnet. Wir werden nun sehen, daß gerade diese horizontale Dreigliederung nötig ist, um eine Gefühlsgemeinschaft des Berufes zu erwecken. — Der Schwabe Eduard Mörike sang das Lied:

„Herr, schicke, was du willt,
Ein Liebes oder Leides.
Ich bin vergnügt, daß beides
Aus deinen Händen quillt,
Wollest mit Freuden,
Wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten,
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden."

Das ist der deutsche Widerspruch gegen die aus dem Westen kommende râge gigantesque de nombres. Unter sie fallen die auri sacra fames und auch die Überschätzung zahlenmäßiger Mehrheiten, die Rekordsucht auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiet; die Agglomerationstendenzen des schrankenlosen Kapitalismus, wie die ehrfurchtslose Majoritätsidee. Kriegsverlust, Versailler Friede und Revolution haben uns „holdes Bescheiden" wieder schätzen gelehrt. In gemeinschaftsbildender Fruchtbarmachung dieses holden Bescheidens hat der moderne Mittelstand seine höchste Aufgabe. Aber ich will sofort einem Mißverständnis vorbeugen: Er hat seine Aufgabe nicht in der Bekämpfung großer Unternehmerpersönlichkeiten oder bedeutender Unternehmungen an sich. Die Vertrustung wird vielfach sogar zur Vergemeinschaftung beitragen. Aber der neue Mittelstand liebt nicht die Zahl der Zahl halber, sondern nur dann, wenn sie qualitativ förderlich und kein Mittel zur „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen" ist [23]). Die Kennzeichen des falschen Zahlenwahnsinns wird er bekämpfen, aber nicht natürliche und notwendige Entwicklungen.

Leitender Angestellter, Prokurist, Techniker, Werkmeister — — was haben sie gemeinsam? Ihnen liegt sehr oft die Kalkulation des Erzeugnisses als Teilarbeit oder gemeinschaftlich ob. Sie sind mit dem Arbeiter verbündet, wenn der Unternehmer ihnen nicht den gebührenden Anteil am Nutzen abgeben will, und mit dem Unternehmer gegen den kalkulationsunfähigen Arbeiter, wenn seine Lohnforderung so hoch ist, daß die Erzeugung durch die Lohnhöhe unrentabel, also gefährdet wurde.

Sie haben dasselbe Interesse wie der Arbeiter an einer die Kräfte des Arbeiters schonenden und erhaltenden Bemessung des Arbeitstages. Andererseits müssen sie, wie der Unternehmer, Fleiß, Aufmerksamkeit und Einordnung des Einzelnen in das Ganze — eine genaue und straffe Arbeitsordnung fordern.

Die Intelligenz ist ihnen als Machtfaktor stets gegenwärtig. Unverstand ist ihnen beim Unternehmer fast noch widerwärtiger als beim Arbeiter. Kommen sie, wie meistens, aus der Unterschicht, so sind sie lebende Beispiele dafür, daß intelligente, tüchtige Arbeit auch ohne Kapital nicht hoffnungslos ist. Sind sie in Bünden vereinigt, so kann der Unternehmerkapitalismus ihrer niemals Herr werden, weil

[23]) Bazard, Exposition de la doctrine de St. Simon, S. 176.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ſie einen Lohnkampf ſehr viel länger ertragen können, als die Unterſchicht. — In vielen Fällen hat der einzelne Werkmeiſter Macht und Recht für ſich, wenn er Teilhaberſchaft am Unternehmen fordert. Aber das Riſiko, das der Unternehmer zu tragen hat, iſt ihm klarer als dem Arbeiter. Es mahnt ihn zur ernſten Sparſamkeit.

Im Arbeitsleben iſt das wichtigſte für den Arbeiter die Hoffnung, für den Unternehmer die Liebe. Der hoffnungsloſe Arbeiter wird zum aufrühreriſchen Sklaven, der liebloſe Unternehmer zum Gewaltmenſchen, deſſen Stellung niemals ſicher iſt. Sieht der Arbeiter und kleine Angeſtellte die Möglichkeit vor Augen, auf dem Wege durch den modernen Mittelſtand emporzukommen, ſo geht ihm die Hoffnung nicht ſo leicht verloren wie jetzt. Iſt der Unternehmer genötigt, auf die Mittelſtandsbünde unabläſſig feinfühlige Rückſicht zu nehmen, ſo verliert er allmählich die im harten Geſchäftsgeiſt begründete Liebloſigkeit. Das ſind Erwartungen, die ich an die Herſtellung eines ſtarken, modernen Mittelſtandes knüpfe.

IV

Die wichtigſte poſitiv-rechtliche Wirkung eines neuen ſtarken Mittelſtandes iſt die Möglichkeit, den Staat von ſeiner jetzigen faſt ausſchließlichen Belaſtung mit den Aufgaben des Arbeitsrechts zu befreien. Er iſt als einzige unparteiliche Schiedsſtelle zwiſchen nur zwei Gegnern nicht mehr anzuſehen. Die Meiſter- und Führerſchaft iſt in vielen Dingen ebenſo unparteilich wie der Staat. Man wird die „Tarifbehörde“ Sinzheimers in weitem Umfange entbehren können, auch den Tarifanwalt [24]). Auch die Verbindlichkeitserklärung des § 2 der Reichsverordnungen vom 23. Dezember 1918/31. Mai 1920 (Reichsgeſetzbl. S. 1436/1128) wird man den Berufsgemeinſchaften überlaſſen müſſen. Ich will verſuchen, mit ſo wenig juriſtiſcher Trockenheit wie möglich den erhofften künftigen Rechtszuſtand zu ſchildern.

Die Berufsgemeinſchaft umfaßt:

1. Gilden — kapitaliſtiſche Unternehmer —
2. Bünde — Meiſter und Führer —
3. Gewerkſchaften — Angeſtellte und Arbeiter.

Die Mitgliederſchaft nicht einer dieſer drei Schichten deckt ſich mit der jetzigen Schichtung. Zur Gilde gehören z. B. die juriſtiſch als Arbeitnehmer anzuſehenden Generaldirektoren, zu den Bünden zahlreiche Zwiſchenmeiſter, zu den Gewerkſchaften für Lohn arbeitende Kleinmeiſter und Zwergbauern. Alle drei Verbände ſind untereinander tariffähig.

Die tariffähigen Verbände jedes Einzelgewerbes bilden für jeden höheren Verwaltungsbezirk die Berufsgemeinſchaft des Bezirkes, und zwar hat jeder Verband gleich viele Vertreter in die Berufsgemeinſchaft zu ſenden. Alle Berufsgemeinſchaften des Bezirks ſetzen die Berufskammer (Arbeitskammer) zuſammen.

Die Berufskammer wählt die Arbeitsrichter erſter Inſtanz und die Ausſchüſſe zur Abordnung und Schöpfung von Tarifverträgen, für Jugendarbeit und Lehrlingsweſen, für Fragen des Einkaufs und Abſatzes, insbeſondere des Wettbewerbs. Sie ſetzt Schiedsgerichte zuſammen für einzelne, beſondere Fälle, beſtellt die Beamten der Arbeitsnachweiſe und der Erwerbsloſenfürſorge und die Abgeordneten für die Reichsberufsgemeinſchaft (Reichsarbeitskammer).

Die Reichsarbeitskammer wählt die Abgeordneten für den Reichswirtſchaftsrat und ſchlägt die Reichsarbeitsgerichtsräte vor. Von je drei vorgeſchlagenen Perſonen iſt eine zu ernennen. Sie hat ſtändige Ausſchüſſe für dieſelben Angelegenheiten, die die Berufskammerausſchüſſe bearbeiten.

Die Zuſtändigkeiten der Berufskammern und der Reichsarbeitskammern er-

[24]) §§ 4 Abſ. 2, 18 ff. des Sinzheimerſchen Entwurfs a. a. O., S. 213, 217 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

streckt sich also weiter als auf die im Gesetzesvorschlag von 1918 den damals geplanten Kammern übertragenen Angelegenheiten.

Überdies aber errichten sie die Einigungsämter für alle Gesamtarbeitsstreitigkeiten, die den Arbeitsgerichten entzogen bleiben.

Die Einigungsämter der Berufskammern erklären Tarifverträge für allgemeingültig und sind befugt, Streiks und Aussperrungen bei Strafe zu untersagen, sobald sie einen vorläufigen oder endgültigen Schiedsspruch erlassen haben. Gegen diesen gibt es die Beschwerde an die Reichsarbeitskammer. Welche Aufgaben hiernach noch dem Staate oder einzelnen Behörden verbleiben, insbesondere der Inhalt der Staatsaufsicht und des staatlichen Sozialstraf- und Arbeiterschutzrechts, werden wir weiter unten zu erörtern haben.

Bei allen Wahlen steht jeder der drei Schichten die gleiche Zahl der zu wählenden Personen zu. Es ist eine innere Angelegenheit der Gilden, Bünde und Gewerkschaften, welche Personen und nach welcher Wahlordnung sie wählen. Auch die Berufskammern und die Reichsarbeitskammer wählt nach eigener Wahl- und Abstimmungsordnung, deren einzige zwingende Norm jene Gleichberechtigung der drei Verbandsarten ist („Parität"). Alle solche Rechtssätze, mit welcher gesetzgeberischen Feinheit sie auch ausgedacht sein mögen, erfüllen nicht das eigentliche Wesen der Berufsgemeinschaft, sondern dienen nur der Abstellung des Mißstandes der staatsgesetzgeberischen Hypertrophie, sie sichern die Autonomie der Gemeinschaft. Verkennt man das und meint, das sei selbst „die" Arbeitsrechtsschöpfung, so bringen sie eine gewaltige Gefahr mit sich:

Seit der Rezeption des römischen Rechtes und dem Zeitalter der Aufklärung ist eine verhängnisvolle Abwandlung der Vergesellschaftungsbegriffe in Deutschland in wachsendem Umfange eingetreten [25]). Die alten ständischen Gegensätze verblaßten. Die Bruderschaft verlor ihre rechtliche Bedeutung und behielt allenfalls noch eine vage, ethische Allgemeingültigkeit. Dagegen bildeten sich die Begriffe der „juristischen" Person und die „Fiktionstheorie"; erstere sollte so angesehen werden, „als ob" sie eine physische wäre: so Korporation, Verein, Gesellschaft, Staat, Kommune usw. Seit dem Zeitalter der Aufklärung war das physische Individuum der Träger der „Menschenrechte". Nur ihm vindiziert das revolutionäre Naturrecht die Grundrechte des modernen Staatsbürgers. Das ist eine Bevorzugung des sinnlich wahrnehmbaren vor dem geistigen, die in letzter Konsequenz zur Zersetzung des Staats und des Rechts führen muß. Soll das vermieden werden, so bedarf es eines alle Verbände und Berufe unter sich und mit der Volksgemeinschaft verknüpfenden Mittels. Dieses Mittel ist die Arbeit. Letzten Endes ist also die Arbeit selbst Gemeinschaft und Recht bildend, aber nicht in jeder Auffassung ihres Sinnes: der schärfste Gegensatz herrscht zwischen Karl Marx und Immanuel Kant.

Kant in seiner vornehm zurückhaltenden Weise sagt — wenn ich mich nicht irre — in der Kritik der Urteilskraft: Wenn man nach dem Sinn der Mühe und Arbeit, die ein Menschenleben erfüllen, frage, so schienen ihm diejenigen der Wahrheit am nächsten zu kommen, die da meinen, die Arbeit geschehe „zum höheren Ruhme Gottes".

Marx nennt die Arbeit einen „Aufwand menschlicher Energie, . . . eine ewige Naturnotwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben zu vermitteln".

Man sollte zwischen dem kritischen Idealismus und der materialistischen Geschichtsauffassung für den Arbeitsbegriff die Mitte wählen und ihn für eine „sinn-

[25]) v. Gierke, Genossensch.-Recht, Bd. 4.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

volle Anwendung menschlicher Energie" erklären [26]). Welcher ist aber ihr Sinn? Worin unterscheidet sie sich von dem Spiel der Naturkräfte, bei deren Gesetz von der Erhaltung der Energie nichts verloren geht in der Einheit des Krafthaushaltes? Diese ist ein erfahrungsgemäßes Sein, der Sinn der Arbeit aber ist ein Sollen! Im Sinne Kants der Sphäre der intelligiblen Welt angehörig, ein Postulat. Die praktische Vernunft stellt die Forderung sinnvoller Arbeit ethisch auf, und zwar:

a) religionsethisch,
b) ethisch-politisch,
c) ethisch-sozial.

Für das Berufsgemeinschaftsproblem ist die Forderung nach allen drei Richtungen bedeutungsvoll.

Ich beginne absichtlich mit dem religionsethischen Sinn der Arbeit: Es muß endlich einmal den Marxisten ins Gesicht gesagt werden, daß die Religion es gewesen ist, welche der Arbeit einen Sinn über alle anderen menschlichen Handlungen hinaus gegeben hat, den Sinn der Unsterblichkeit, des Wirkens in die Ewigkeit.

(Schluß folgt.)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Franzosen und Belgier an Saar, Rhein und Ruhr. — Der Geist des Grenzdeutschtums. — Die Wandlung im deutschen Volke. — Anteilnahme des Auslanddeutschtums.

Seit Frankreich den Kampf um die Vorherrschaft in Europa anstrebte, seit den Zeiten Richelieus und Mazarins, rückte es seine Grenzen nach Osten vor: Burgund, Teile der Niederlande, und das Elsaß, ferner Lothringen wurden erobert. In immer wiederkehrenden Kriegen verheerten die Franzosen jene östlichen Grenzlande von Savoyen bis zur niederländischen Küste. Die Schweiz, Belgien, Holland, Westfalen, ja die Küsten der Nordsee bis Hamburg sind schon einmal Teile Frankreichs gewesen. 1812 war Frankreichs Macht auf dem Zenit. Dann folgte die erste Wandlung. 1813, 1814, 1815 waren Stufen des Rückganges. Die Schweiz wurde wieder frei, ebenso die Niederlande. Das Elsaß und Deutsch-Lothringen blieben bei Frankreich.

1830 besetzten französische Heere Brüssel und Antwerpen wieder, der Herzog von Nemours, Sohn des französischen Königs, sollte das Land erhalten. Damals drohte England mit Krieg, und ein Koburger, der am englischen Hofe lebte, bestieg den Thron „Belgiens". Frankreich unterlag zwar äußerlich, in Wirklichkeit aber war das Jahr 1830 mit der Vertreibung der Holländer ein französischer Erfolg über das Germanentum, eine Wandlung. Denn die Anstifter der Brüsseler Revolution von 1830 — meist Franzosen oder Französlinge — sorgten dafür, daß Frankreichs Einfluß übermächtig wurde.

England war damals wie auch später damit einverstanden, daß von dem jungen belgischen Staat alle germanischen Einflüsse ferngehalten werden sollten. Die Errichtung eines französisch regierten Belgiens war, trotzdem es dort keine „Belgier",

[26]) Marx, Kapital, I, 1. Kautsky, S. 11/12. Meyer, Die zukünftigen Arbeitsgerichte, 1922, S. 35.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur sehr wenige Franzosen, dafür aber drei Millionen romanische Wallonen und 4½ Millionen germanische Vlamen gibt, im Laufe der letzten 90 Jahre ein überwältigender Sieg Frankreichs und des Franzosentums.

Noch einmal im 19. Jahrhundert sollte Frankreich einen Schritt zurück tun müssen. Der Krieg, den Napoleon III. aus Rache für Sadowa vom Zaune gebrochen hatte, ging verloren. Das Deutsche Reich entstand in Versailles. So wurde das Jahr 1871 ein Jahr der Wandlung. Das Elsaß und Deutsch-Lothringen traten in den Verband des neuen Reiches und wuchsen allmählich in die neue Volksgemeinschaft hinein. In der Schweiz wurde Konrad Ferdinand Meyer, der im Begriffe stand, ein Dichter französischer Zunge zu werden, zum deutschen Dichter. Das gleiche Ereignis löste an der Schelde die gleiche Wirkung aus, wie am Oberrhein. Deutschlands glänzende Siege, die Greuel der Pariser Kommune und der zeitweilige Verfall Frankreichs versetzten auch in Belgien der Franzosenabgötterei der höheren Stände einen gewaltigen Stoß.

Dies alles sah man in Frankreich. Man legte nicht die Hände in den Schoß, sondern arbeitete mit kulturellen und politischen Mitteln.

Fast 50 Jahre hat Frankreich so die Wiederaufnahme seiner Pläne in der Stille vorbereitet, im Innern des Landes, im Elsaß, in Lothringen, in der Schweiz, in Belgien. Sogar Luxemburg, dessen politische Führer 1867—1868 noch leidenschaftlich einer Einverleibung in Frankreich entgegengearbeitet hatten, wurde zwar nicht unmerkbar, aber von der reichsdeutschen Öffentlichkeit unbemerkt während der nächsten Jahrzehnte in seiner politisch führenden Oberschicht französiert. Dem ferneren Auslande wurden politische Märchen erzählt. England vergaß schließlich, daß Frankreich seit Jahrhunderten stets der Angreifer gegen England und Deutschland gewesen war, was den „Times" am 18. November 1870 noch deutlich bewußt war:

„Niemals hat eine Nation einen so schlimmen Nachbarn gehabt wie Deutschland an Frankreich während der letzten 400 Jahre, schlimm in jeder Beziehung. Anmaßend, räuberisch, unersättlich, unversöhnlich, ständig aggressiv. Es gibt kein Gesetz der Natur, keinen Parlamentsbeschluß des Himmels, wonach Frankreich allein unter allen irdischen Wesen nicht einen Teil seines geraubten Gutes zurückgeben sollte, wenn die Eigentümer, denen es entrissen wurde, Gelegenheit haben, es zurückzunehmen. Niemand außer Frankreich glaubt im gegenwärtigen Augenblick, daß ein solches Naturgesetz existiert. Weder Elsaß noch Lothringen sind in so göttlicher Weise gewonnen worden, daß das wahrscheinlich wäre. Die Ränke Richelieus und das grandiose „lange Schwert" Ludwigs XIV. sind die einzigen Rechtstitel Frankreichs auf diese beiden Länder."

Carlyle, der diesen Aufsatz verfaßte, schließt seine Betrachtungen über Frankreichs Raubpolitik mit den Worten:

„Ich erachte es für durchaus gerecht, vernünftig und weise, daß Deutschland nach seinem Feldzug diese beiden Provinzen zurücknimmt und durch gute Befestigung des alten Wasgau, des Hunsrück, sowie der drei Bischofsitze und anderer militärischer Punkte sich für die Zukunft gegen französischen Besuch sichert."

25 Jahre später war das alles vergessen, wozu die Furcht vor Deutschlands Handel und seiner Kriegsflotte beitrug.

Die öffentliche Meinung Deutschlands vergaß gleichfalls und versäumte jene unvergleichlichen Gelegenheiten, die sich als Folgeerscheinungen der Siege von 1870/71 ergeben hatten. Binnenländischer Geist kleindeutscher Prägung wußte nichts von Kulturpropaganda; man fühlte sich saturiert, ja man entbehrte sogar die gesunden Selbsterhaltungsinstinkte. Über der alles ausfüllenden Beschäftigung mit innerdeutschen Problemen, Kulturkämpfen, sozialen Auseinandersetzungen und wirtschaftlicher Expansion gingen sie verloren. Deutschland hatte zwar ein achtunggebietendes Heer, eine mächtige äußere Rüstung, innerlich aber, in geistiger Beziehung war es wehrlos, ein Krebs ohne fest angewachsenen Panzer. Die Kreise,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die das Schwert in der Hand hatten, und jene, die geistig das Volk führten — sie wurden einander immer fremder. 1806 bis 1813 waren um Stein und Scharnhorst auch die geistigen Führer: Arndt, Schenkendorf, Jahn, Fichte und wie sie alle heißen. Offiziere und hohe Beamte lebten damals in der geistigen Kultur Preußen-Deutschlands. Seit 1870 wurde der Zwiespalt, die Trennung offenbar. Deutschlands Literatur und Kunst entfernten sich ebenso von den Wurzeln des Volkes, wie die Führer des anderen Kreises. Was Wunder, daß dies Deutschland, bestehend aus tüchtigsten Spezialisten in Heer und Verwaltung, glänzenden Artisten in Literatur und Wissenschaft, der Welt gedanklich und politisch nichts zu geben hatte, so sehr die Ergebnisse seiner Einzelarbeit auch ausgenutzt wurden. Daß es der französischen Kulturbeeinflussung, ihrer politischen Werbekraft, hinter der ein bewußter Wille und die planmäßige Zusammenfassung der Gaben einer alternden Kultur standen, nichts gegenüberzustellen hatte.

Dann kam der Krieg. Eine Welt griff für Frankreich, für die Rettung der Zivilisation vor den „Barbarenhorden" zu den Waffen. Der Zusammenbruch Deutschlands erfolgte erst nach 4½jährigem, schwerstem Ringen. Durch die Verträge von Versailles, St. Germain und Grand Trianon hat Frankreich jene Höhe europäischer Macht durch Klugheit und Willensstärke erlangt, welche die des Jahres 1812 übertraf. Die große Wandlung, an der man fünfzig Jahre gearbeitet hatte, war vollendet. Deutschland mußte sein Heer auf 100 000 Mann einschränken, seine Flotte auf 145 000 Tonnen. 5,9 Millionen Gewehre und Karabiner, 190 000 Maschinengewehre, Geschütze und Minenwerfer, 38,3 Millionen Artilleriegeschosse, 16,5 Millionen Handgranaten, 472 Millionen Patronen, 37 600 Tonnen Pulver wurden der Entente abgeliefert oder zerstört, während Frankreich Heer und Flotte vermehrte.

Es besaß:

1913/14	1922/23	
468	1256	mittlere und schwere Geschütze,
200	4200	Flugzeuge,
35	85	Tauchboote,
0	2000	Tanks.

Seine Rüstung kostete 1913/14 nur 1,8, 1922/23 aber 5,24 Milliarden Franken. Jede Rüstungsmöglichkeit Deutschlands wurde vernichtet. Es verlor seine wertvollsten Grenzländer und Millionen von Grenzdeutschen gegen deren Willen, es wurde unersetzlicher Bodenschätze beraubt. Frankreich gewann das Elsaß und Deutsch-Lothringen, Belgien Eupen und Malmédy. Die Schweiz und Luxemburg büßten viel von ihrer Unabhängigkeit ein, das Saargebiet wurde, wenn auch nicht der Form, so doch den Tatsachen nach Frankreich ausgeliefert, dessen Heere auf 5, 10 und 15 Jahre das linke Rheinufer und die rechtsrheinischen Brückenköpfe, zunächst noch im Verein mit den übrigen alliierten Heeren, besetzen durften. Im Norden und Osten Deutschlands wurden reichste Gebiete fremden Staaten ausgeliefert. Dort, auf dem Boden Alt-Rußlands, Österreich-Ungarns und dem Balkan entstand ein Doppelkranz französischer Satrapenstaaten, deren Heere von französischen Offizieren ausgebildet und mit französischem Gelde ausgerüstet wurden.

Die Jahre 1918/19 wandelten Frankreichs Geschicke von neuem. Aus einer Macht, die nach mehreren Jahrhunderten des Aufstiegs seit 1813 äußerlich an Boden immer mehr verloren hatte, die innerlich an Kraftentfaltung zurückblieb, weil ihre Bevölkerung sich nicht vermehrte, die also den Tag immer bedrohlicher heranrücken sah, an dem sie zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken würde, war es Europas mächtigste Nation mit einem stehenden Heere von 880 000 Mann und einer Million

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Truppen der belgischen, ost- und südosteuropäischen Hilfsvölker geworden. Verbündet mit England, Italien und den Vereinigten Staaten, hochgeehrt, im Besitze der größten Eisenlager Europas und einer Generalhypothek auf Deutschlands Arbeit: so schien uns Frankreich den Gipfel seiner Macht — fast über Nacht, aber nicht ohne härtestes Zielstreben und große eigene Opfer — erreicht zu haben.

Und doch war es unzufrieden. Statt das Erworbene zu erhalten und immer im Innern wieder aufzubauen, strebte es weiter nach äußeren Gewinnen und erreichte noch manches. Der Völkerbund wurde immer mehr sein Instrument. Oberschlesiens Bergwerke wurden Polen und damit Frankreichs Kapitalisten ausgeliefert! In der Schweiz erlangte Frankreich die Suprematie, Düsseldorf wurde besetzt, Deutschland wurde in Spaa und London zu neuen ungeheuerlichen Zugeständnissen gezwungen, ohne daß man genötigt gewesen wäre, dem Schuldner nun endlich einmal die Gesamthöhe seiner Schuld bekanntzugeben und damit ein Ende der Forderungsschraube zu zeigen. Deutschland gab immer wieder nach: wie es im Kriege einer Welt von Feinden einen schier unbegreiflichen Widerstand entgegengesetzt und damit verstärkten Haß, aber doch eine scheinbar unlöschbare Achtung errungen hatte, so war es jetzt widerstandslos. Es weigerte sich zwar jedesmal mit Worten und Beschwörungen, um jedoch immer wieder nachzugeben, bis Verachtung sein Los ward.

Frankreich blieb unzufrieden. Denn das Werk von Versailles schien, je weiter es zurücklag, um so unzulänglicher. Der Land-, vor allem der Menschenzuwachs durch den Versailler Vertrag erschien zu klein. Foch hatte bereits 1919 das ganze linke Rheinufer mit der Begründung gefordert, Frankreich brauche es zu Rekrutierungszwecken. Nur so könne es, noch dazu mit Belgien und Luxemburg, den rechtsrheinischen Deutschen halbwegs mit gleichen Kräften begegnen. Wenn die Franzosen auch in Versailles viel, sehr viel erreicht haben: diese Forderung war damals nicht durchzubringen, und mit atemloser Spannung erwartete Frankreich daher die Volkszählung von 1920, welche den Kräftezuwachs durch die Erwerbung Elsaß-Lothringens mit seinen 1 800 000 Einwohnern nachweisen sollte. Die Enttäuschung war grenzenlos, denn die Gesamteinwohnerzahl Großfrankreichs von 1920 war geringer als die Kleinfrankreichs von 1914. So hatten Krieg, Alkohol und Volksseuchen gehaust. Die Ehestatistik *) mit ihren geringen Kinderzahlen war vielleicht noch erschreckender. 68 vom Hundert aller Ehen hatten 0—2 Kinder, also nicht genügend Nachkommen zur Erhaltung der Rasse, nur 32 vom Hundert mehr als zwei Kinder. Fast zwei Millionen Ehen, 16 v. H., waren kinderlos, dazu die Hagestolze und alten Jungfern!

Sollte man sich bei diesem offenkundigen Bankerott der eigenen Rasse auf die Kolonialheere verlassen? Man konnte doch nicht gut das menschenleerer werdende Frankreich mit Negern oder Chinesen besiedeln. Statt dessen glaubte man es bequemer zu haben, die benachbarte germanische Rasse abzuzapfen. Das vlämische Dünkirchen war ja schon seit 200 Jahren romanisiert worden, um Belfort und um Metz hatte die französische Rasse durch Assimilierung Fortschritte gemacht. Im Elsaß, in Luxemburg und vor allem in Flandern war die Oberschicht etwa seit 100 Jahren in einem langsamen, einmal auf einige Jahre unterbrochenen, aber schließlich doch recht erfolgreichen Französierungsprozeß. Diesen zu fördern war das Ziel der fran-

*) 1 830 000 Ehen = 16 v. H. waren kinderlos,
3 268 000 „ = 28 v. H. hatten 1 Kind,
2 776 000 „ = 24 v. H. „ 2 Kinder,
1 646 000 „ = 14 v. H. „ 3 Kinder,
2 176 000 „ = 18 v. H. „ mehr als 3 Kinder,
11 696 000 100 %.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zösischen Kulturpropaganda in Belgien und im Elsaß seit 1830, an der Saar und am Rhein seit 1918. Die germanische Seele sollte der Bevölkerung durch freundliche Überredung, gesellschaftliche Bevorzugung und wirtschaftliche Vorteile wegeskamotiert werden, an Stelle des deutschen ein politisch und kulturell französisches Ideal gesetzt werden.

Aber dieser Prozeß brauchte Zeit: das war eine Erfahrung, die man seit 1918 im Elsaß, an der Saar und am Mittelrhein gemacht hatte. Wieviel Zeit? Diese Frage war nicht zu beantworten; die Ergebnisse waren nicht allzu ermutigend, wenn auch ein heftiger Widerstand nicht zutage trat. So sah man mit Sorge den Tag der Abstimmung im Saargebiet und die Räumungsfristen am linken Rheinufer immer näher rücken. Um so williger schenkte man den Forderungen der Großindustrie — Poincaré war früher Syndikus des Comité des Forges — Gehör. Dariacs Geheimbericht ist dafür ein klassisches Zeugnis. So sollte denn am linken Rheinufer und über dieses noch nach Osten übergreifend ein von Frankreich abhängiger Pufferstaat geschaffen, sollten Ruhrkohle und lothringisches Erz in Frankreichs Zollgürtel vereinigt, sollte das Reich zugunsten eines neuen Rheinbundes zertrümmert werden. Alizé und Dard, Frankreichs Gesandte in München, bauten eifrig an einer frankophil-katholischen süddeutschen Monarchie, die Österreich einschließen sollte. Ein Polen, das Litauen angliederte, bei Memel und Danzig die Ostsee erreichte, und dem Ostpreußen als reife Frucht dann in den Schoß fiel, würde jeden Widerstand der verhaßten Preußen unmöglich machen. England, das so nett gewesen war, 1919 gründlich abzurüsten, könnte vor Türkensorgen und wegen Frankreichs Tauchboot- und Luftgeschwadern nichts anderes tun, als mit saurer Miene der Neuregelung der europäisch-kontinentalen Verhältnisse der Verbesserung des Versailler Vertrages zuzustimmen. Und Deutschland? Es hatte seit 1919 unzählige Male leidenschaftlich protestiert. Es würde zwar wieder protestieren, aber sich mit seinem Protest abfinden.

* * *

Am 11. Januar trat das jahrhundertelange Ringen Frankreichs um deutsche Grenzlande wiederum in eine neue Wandlung. Frankreichs und Belgiens Heere überschritten die neutrale Zone und traten den Vormarsch nach Osten an. Alea jacta . . . .

Das rheinisch-westfälische Kohlengebiet wurde besetzt. Die Rheinhäfen von Karlsruhe und Mannheim, der Bahnhof von Darmstadt folgten, der Brückenkopf von Kehl wurde erweitert, die schmale Zone zwischen den Brückenköpfen von Köln und Koblenz in die Besetzung einbezogen. Endlich wurde um das von den Engländern gehaltene Kölner Gebiet ein Gürtel mit französischen Soldaten und Zöllnern geschlungen. Belgien beteiligte sich, ja es feuerte sogar die Franzosen an. Italien machte auch mit, aber nur ein klein wenig und ohne Soldaten. Es entsandte zwei Ingenieure. Und doch ist damit Deutschland ein großer Schaden zugefügt worden. Denn Italien stellte sich so, als glaube es an den Vorwand des französisch-belgischen Einmarsches, der mit der Nichterfüllung der Kohlen- und Holzlieferungen begründet wurde. Die Ingenieurkommission, die im ganzen aus 40 Ingenieuren bestand, wurde dadurch äußerlich sanktioniert. Anders war Englands Haltung. Wie es von Frankreich richtig erwartet worden war, mißbilligte die englische Regierung das bewaffnete Vorgehen Frankreichs und Belgiens. Aber es beobachtete eine für beide Mächte wohlwollende Neutralität. Nach einigem Schwanken entschloß es sich — während die letzten amerikanischen Truppen des französischen Vormarsches wegen zurückberufen wurden — seine Heeresmacht in Köln zu belassen. Dieser Entschluß wurde von Frankreich wohl im allgemeinen bedauert: man hätte gern ganz freie Hand gegen die Deutschen gehabt und dafür einen demonstrativen Abzug der Engländer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gern in Kauf genommen. In Deutschland aber wurde er nicht nur gebilligt, sondern sogar von durchaus nationalen und ernsthaften Politikern dankbar begrüßt. So eigentümlich haben sich im Jahre 1923 die Verhältnisse entwickelt. Freilich fehlt es nicht an entgegengesetzten Stimmen.

Die Welt tat, als glaube sie an jene Vorwände. Gewiß, Deutschland war mit der Lieferung von Holz und Kohlen im Rückstande. Statt 13,8 hatte es nur 12,7 Millionen Tonnen Kohle geliefert. Sehen wir uns diese Zahl näher an, so bemerken wir, daß es mit noch nicht 13 v. H. im Verzuge war, also einer, wenn man die Lieferdauer in Betracht zieht, sehr geringen Menge, die z. B. im kaufmännischen Verkehr, der für solche Sachlieferungen vergleichsweise herangezogen werden muß, keineswegs als Nichterfüllung, sondern in Anbetracht der wirtschaftlichen und Verkehrsschwierigkeiten des Reiches als Erfüllung mit unbeträchtlichen Resten bezeichnet werden muß. Die Gesamtminderleistung des Reiches für Holz und Kohlen betrug in bar umgerechnet am 31. Dezember 1922 nur 24 Millionen Goldmark. Nach den Bestimmungen der Sachlieferungsverträge hätten Frankreich und Belgien nun diese Summe in bar fordern müssen, und das Reich bot an, sie zu bezahlen.

Statt dessen ließ man Heere — Verzeihung! eine von militärischen Schützern begleitete Ingenieurkommission — ins Ruhrgebiet einrücken.

Dies war nicht nur ein flagranter Rechtsbruch, sondern auch — wirtschaftlich gesehen — eine Ungeheuerlichkeit. Deutschlands Leistungen aus dem Versailler Vertrage betrugen am 31. Dezember 1922 46 018 Millionen Goldmark *).

			Goldmark
*) Aus eigenen Beständen und Abtretung von Eigentum im In- und Auslande:	Reichs- und Staatseigentum ausschl. Elsaß-Lothringens und den deutschen Kolonien		5 657 616 000
	Saargruben, Privat- und Staatskabel . .		1 096 980 000
	Nichtmilitärische Rücklaßgüter in den geräumten Gebieten		1 897 150 000
	Eisenbahn- und Schiffbrücken über den Rhein		9 611 000
	Aktien der Marokkanischen Staatsbank und Wert der gemäß Art. 260 des Friedensvertrages abgelieferten Wertpapiere		392 643 000
	In den alliierten Staaten liquidiertes deutsches Eigentum		11 740 000 000
	Abgetretene Forderungen des Deutschen Reiches gegen seine ehemaligen Kriegsverbündeten		8 600 000 000
Aus volkswirtschaftlichem Vermögen und laufender Erzeugung:	Waffenstillstands - Eisenbahnmaterial usw.	2 238 433 000	
	Schiffe	6 020 391 000	
	Kohlen ohne Nebenprodukte .	2 333 600 000	
	Waffenstillstands- und sonstige Wiederaufbaulieferungen .	520 576 000	11 113 000 000
Aus Barzahlungen:	Devisenzahlungen	1 580 000 000	
	Verkauf von zerstörtem und unbrauchbar gemachtem Kriegsmaterial	200 000 000	
	Rheinlandzölle und sonstige Einnahmen aus wirtschaftlichen Sanktionen	69 337 000	
	Englische Sanktionsabgabe .	126 295 000	
	Verschiedenes (elsaß-lothring. Kriegsausgaben, deutsch-französisches Pensionsabkommen)	164 368 000	2 140 000 000
			42 647 000 000

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die strittige Summe, wegen deren die „Ingenieurkommission" einmarschierte, betrug 24 Millionen Goldmark, also 1/2000!!! Um diese 24 Millionen Goldmark einzutreiben, die man durch Barzahlung sofort erhalten hätte, entsandte man eine Besatzungsarmee zur Begleitung der Ingenieurkommission nach der Ruhr, deren Kosten nach acht Wochen bereits über 100 Millionen Franken betrugen. Die Schäden aber, die sie dort anrichteten durch Beschlagnahme, Zerstörungen und Behinderungen der Erzeugung, betrugen ein Vielfaches. Daß Frankreich und Belgien mit Entsendung der Ingenieurkommission so gut wie keine Kohle mehr erhielten, daß also die wirtschaftliche Seite der Ruhrexpedition ein völliger Fehlschlag war, ist ein anderes Kapitel.

Der Brückenkopf von Kehl wurde ausgedehnt, weil Deutschland nach der Ruhrbesetzung, um Kohlen zu sparen, seinen Zugverkehr einschränkte und dementsprechend auch den Schnellzug Paris—Prag ausfallen ließ. Deutschland war dazu nach dem Versailler Vertrag berechtigt. Die Rheinhäfen wurden von den Franzosen besetzt, weil irgendein Schiffer im Ruhrgebiet seinen Kahn lieber versenkte, als ihn den Franzosen in die Hände zu liefern. Dieser Vorwand ist so fadenscheinig, daß man ihn überhaupt nicht ernsthaft erwägen kann. Wie kann das Reich für eine solche

		Übertrag:	42 647 000 000
Aus sonstigen Leistungen:	Ausgleichszahlungen . . .	603 000 000	
	Innere Besatzungskosten einschließlich Markvorschüsse (die äußeren Besatzungskosten, d. h. die von den Besatzungsmächten selbst bestrittenen Ausgaben ohne Markvorschüsse, werden von Deutschland durch Sachleistungen abgetragen. Jene Kosten beliefen sich bis 30. April 1922 bereits auf 3,4 Millionen Goldmark) .	861 000 000	
	Kosten der Reparationskommission und der sonstigen interalliiert. Kommissionen	90 000 000	
	Rück- und Ersatzlieferungen von Maschinen, Geräten, Tieren	400 000 000	
	Abgelieferte Kriegsschiffe . .	1 417 000 000	3 371 000 000
	Insgesamt Goldmark		46 018 000 000

Diese Zahl ist in vielen Beziehungen aufschlußreich. 1871 hatte Frankreich in drei Jahren noch nicht ein Zehntel, nämlich 5 000 000 000 Fr. = 4 000 000 000 Goldmark zu zahlen.

Die Gesamtleistung Deutschlands, zu der auch Deutschlands Verluste gehören, ist übrigens wesentlich höher.

Das an die Reparationskommission unversehrt oder zerstört abgelieferte Heeres-, Marine- und Luftkampfgerät, dessen Erlös (Schrotterlös) Deutschland gutgeschrieben wurde, ist mit	6 250 000 000
Deutschlands industrielle Abrüstung mit	2 700 000 000
der nicht militärische Rücklaß der deutschen Truppen an der Ostfront, schätzungsweise mit	1 050 000 000
die Kosten der Abstimmung, Grenzregulierung, Überleitung, Flüchtlingsfürsorge usw. sind mit	482 000 000
insgesamt also mit	10 482 000 000 Goldmark

zu beziffern. Berücksichtigt man den Wert Elsaß-Lothringens und der deutschen Kolonien, sowie den rein militärischen Rücklaß in sämtlichen Räumungsgebieten, so gelangt man zu einer Gesamtleistung von mehr als 100 Milliarden Goldmark.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tat verantwortlich gemacht werden, die es überhaupt nicht angeordnet hatte, von der es nichts wußte? Für die übrigen Besetzungen Gründe anzugeben, hielt Frankreich nicht mehr für nötig.

Die neue Wandlung, die Frankreich am 11. Januar 1923 — diesem Schicksalstage beider Völker — hervorrief, hat Deutschland die Augen darüber geöffnet, daß es allein stand: waffenlos einem über eine ungeheure weiße und farbige Armee und zahlreiche Hilfsheere seiner Bundesgenossen verfügendem Gegner gegenüber.

* * *

Die Rechtslage, wie die deutsche Regierung sie feststellte, war einfach genug. Frankreich und Belgien hätten den Vertrag von Versailles gebrochen; Deutschland stehe aber nach wie vor auf dem Boden dieses Vertrages und sei auch fernerhin gewillt, die Kriegszerstörungen zu ersetzen. Die deutsche Reichsregierung stelle jedoch während der Besetzungsdauer die Zahlungen an diese beiden Staaten ein. Sicherlich ein korrekter Standpunkt, um so bedeutsamer, weil Deutschland ja wenige Tage vor der Ruhrbesetzung in Paris einen neuen Finanzplan ankündigte, der das ganze Reparationsproblem stabilisieren und aus der Atmosphäre der Ultimaten und Bajonette herausheben sollte. Poincaré hatte sich geweigert, diesen Plan entgegenzunehmen und statt dessen die Besetzung angeordnet.

* * *

Es ist noch nicht drei Jahre her, da sagte eine tapfere deutsche Frau, die Führerin der katholischen Frauen in Köln: „Wir Rheinländer sind keine Grenzdeutschen. Wir sind ganz und gar deutsch." Sie glaubte, daß grenzdeutsch etwas Minderes sei; sie vermeinte, daß man vielleicht Zweifel daran setzen könnte, ob ein Mensch, der als Grenzdeutscher bezeichnet würde, wirklich ein voller Deutscher sei. Sie dachte an die Grenze, die zwei Staaten scheidet, und nicht, wie wir, wenn wir vom Grenzdeutschtum sprechen, an die Völkergrenze. Sie wußte nicht, daß uns das grenzdeutsche Erlebnis das größte unseres Lebens geworden war, und daß auch sie eines Tages fühlen würde wie wir. Nach noch nicht drei Jahren konnte Cuno von einem Geist der Grenzmarken sprechen, der von Saar, Rhein und Ruhr stark und stärker herüberdringen sollte ins Binnenland.

Das ist die Wandlung, die der 11. Januar den deutschen Stämmen der Westgrenze an Saar, Rhein und Ruhr brachte.

Das grenzdeutsche Erlebnis Nordschleswigs, Ost- und Westpreußens, Oberschlesiens, der abgetretenen Gebiete und des Deutschtums auf dem Boden der ehemaligen k. u. k. Monarchie, es vollendete im Januar 1923 den Ring der erwachten deutschen Grenzstämme. Seine Losung heißt Selbsthilfe.

1918, als sich in Italien die Heere Österreich-Ungarns auflösten, wurde er zum ersten Male offenbar. Damals flutete durch Kärnten eine mehr oder weniger zügellose Soldateska. In Villach und Klagenfurt herrschten die Soldatenräte. Tausende und aber Tausende verließen ihre Verbände, verkauften ihre Pferde und stürmten die Eisenbahnzüge, um das heimatliche Dorf zu erreichen. Währenddessen bildete sich jenseits der Berge der südslawische Staat. Strebsame Offiziere erkannten, daß es zweckmäßig wäre, zu entdecken, man wäre ja eigentlich ein Südslawe. Der k. u. k. Major Meister, der im Kriege tapfer ein Magazin in Marburg mitten in der Steiermark kommandiert hatte, schrieb seinen Namen von jetzt an Majstr. Er erklärte Marburg für besetzt im Namen des südslawischen Staates und wurde General. Seine Truppen rückten ins Kärntner Unterland ein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Kärntner, oder wenn wir es richtig sagen wollen, ein paar beherzte Männer in Kärnten waren nicht gesonnen, sich dies alles gefallen zu lassen. Trotz aller Verbote der Soldatenräte in Villach, Klagenfurt und Wien riefen sie die Bauern zu den Waffen und kämpften mit wechselndem Erfolge sechs Monate lang, unterstützt durch ein paar steirische und tiroler Freiwillige, ohne daß das Reich überhaupt davon Notiz genommen hätte. Man vollbrachte Taten, größer und weit erfolgreicher, als die Andreas Hofers, und erzwang der Heimat die Volksabstimmung. Die gleichen Männer, die mit der Flinte in der Hand den Slawen entgegengetreten waren, die gleichen Frauen, welche die Gespanne der Geschütze geführt hatten, wurden zu Organisatoren des Volkswillens. Wiederum auf eigene Kraft gestellt, ohne Hilfe vom Reiche her und nur lässig unterstützt von Wien, war es der trotzige Freiheitswille des Volkes, der Mittel und Wege finden ließ, einem übermächtigen, im Lande stehenden Gegner entgegenzutreten. Am 10. Oktober 1920 bekannten sich zwei Drittel der Kärntner nicht nur zu ihrem Heimatlande, sondern zur großen deutschen Nation. Der Geist der Grenzmarken hatte Mittel und Wege gefunden, und immer stärker drang er herüber ins Hinterland.

* * *

Der Geist der Grenzmark lebt und webt heute an der Saar, am Rhein und an der Ruhr. Nie sind Befehle der deutschen Regierung freudiger ausgeführt worden, als in jenen Tagen, wo Bajonettstöße, Geldstrafen und Gefängnis auf der Befolgung der vaterländischen Pflicht standen, wo jeder einzelne in diesen Zeiten der Wohnungsnot erwarten mußte, das Dach über dem Haupt, den Herd, das Heim der Familie zu verlieren.

* * *

Im tausendjährigen Ringen der Franzosen um die Vortragung ihrer Grenzen an den Rhein und darüber hinaus ist eine neue Wandlung eingetreten. Seit 1918 lag ein schwerer Bann auf den Alemannen und Franken des linken Rheinufers, Elsaß und Lothringen war scheinbar auf ewig verloren: man verstand das Reich nicht mehr und wollte sein Kähnlein vom Reichsschiff losketten. Schien sich doch in Deutschland unter der roten Fahne der Arbeiter- und Soldatenräte der Bolschewismus vorzubereiten. Viele liebedienerten vor den Franzosen: auch am Rhein und an der Saar fanden sich Männer wie Hector, Dorten und Smeets, Glücksjäger, welche im Anschluß ihrer Heimat an die französische Republik persönliche Vorteile suchten. Freilich haben die Franzosen an diesen fragwürdigen Existenzen auf die Dauer nicht die rechte Freude gehabt. 1918 bis 1920 war es Dorten, auf den man setzte. Als seinen Nachfolger erkor man sich Herrn Smeets, einen ehemaligen USPD.-Mann, der seinen Sitz in Köln hat. Ihn hat vor kurzem sein Schicksal erreicht.

Welcher Art die Separatisten im Rheinland sind, bezeichnet ein Schreiben, das der „Telegraaf" kürzlich von ihnen erhielt und natürlich veröffentlichte. Es warnt die Holländer vor Spenden für die Ruhrhilfe. Diese sei ein nationales Machwerk schlimmster Art. Der Name Ruhrhilfe sei nur eine andere Bezeichnung für die berüchtigte Organisation des preußischen Heimatdienstes, der nationalistische und zum Kriege aufreizende Propaganda treibe. Zum Schluß heißt es: „Wie würde es sein, wenn in Holland einmal Sammlungen veranstaltet würden für den schweren Kampf, die die rheinische Freiheitsbewegung führt, die verfolgt und geknebelt durch die preußisch-deutsche militärische Autokratie keine guten Zeiten erlebt? Alle Erzählungen über eine finanzielle Unterstützung der rheinischen Freiheitsbewegung durch Frankreich sind gemeine Lügen des preußischen Heimatdienstes. Holländer! Ihr habt jahrhundertelang für eure Freiheit gestritten, ihr habt während des Welt-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

krieges gezittert vor einem Einrücken der deutschen Gewalttäter, und jetzt solltet ihr dazu beitragen, daß diese Leute in Deutschland wieder ans Ruder kommen? Das kann nicht sein! Keinen Cent mehr für die deutsche Ruhrhilfe!"

Dieses Schreiben ist unterzeichnet von Herrn Schloßmacher, Vorsitzendem des Rheinischen Volksbundes, Aktionsausschuß Köln. Diesen Volksbund, von dem nur sehr wenige Menschen bisher im Rheinland etwas gehört hatten, bezeichnet das Organ des Herrn Joseph Smeets, die „Rheinische Republik", am 18. Januar erstaunlicherweise als eine Schöpfung des Heimatdienstes und — was bei Separatisten weniger erstaunlich ist — seinen Vorstand, Herrn Leonhard Schloßmacher, als schwer vorbestraft. Er sei ein typischer politischer Hochstapler, er spioniere im besetzten Gebiet und könne, wenn er intelligenter und gewitzter wäre, sogar gefährlich werden. Diese Vorwürfe sind unter Separatisten, wenn sie sich verfeindet haben, sozusagen kommentmäßig. Warum bewerfen sich Joseph Smeets und Leonhard Schloßmacher mit Schmutz, obwohl sie doch offenbar in dasselbe Lager gehören und beide Kreaturen der französischen Propaganda sind? Des Rätsels Lösung ist sehr einfach. Schloßmacher war monatelang für Smeets tätig und schrieb für ihn Artikel; Smeets wußte, wie Schloßmacher mit edler Offenheit ausplauderte, um sein Vorleben und seine schweren Eigentumsdelikte, für die Schloßmacher vor dem Kriege zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden war. Beide veruneinigten sich wohl, weil Smeets nicht hinreichend zahlte. Nunmehr machte Herr Schloßmacher sich selbständig und unterbot Herrn Smeets, indem er unmittelbar den französischen Agenten Dienste leistete. Smeets, den mancherlei Mißerfolge, nicht zuletzt die mächtig aufgeflammte Volksbewegung in letzter Zeit, nervös gemacht haben, sieht natürlich in diesem Vorgehen Schloßmachers eine Schmutzkonkurrenz und denunziert diesen bei seinen Brotgebern. So erleben wir, daß in dieser Zeit schwerer Not von der Gegenseite noch immer etwas für unsere Erheiterung getan wird.

Im Ruhrgebiet hat sich niemand gefunden, der für eine „Freiheitsbewegung" nach französischem Geschmack eingetreten sei. Der Boden für Kreaturen solcher Art ist dort nicht gut, ihre Zeit scheint überhaupt vorbei zu sein.

* * *

Es regt sich grenzdeutscher Geist an Saar, Rhein und Ruhr. So entwickelt sich aus dem Volke heraus und nicht von oben her die Abwehr gegen den Feind. So werden täglich neue Waffen dieses Kampfes ausgebildet: passiver Widerstand, d. h. Dulden unter Protest und ohne Gehorsam ungerechten Befehlen gegenüber, strenge Wahrung deutscher Sitte und Strafung solcher, die sich etwas gegen ihren Geist zuschulden kommen ließen. Eine Fülle von Liedern, von Witzen, von Schlagworten sprießt auf. Es ist, wie wenn ein befruchtender Regen über winterdürre Steppe niedergegangen wäre: so sprießt es nun plötzlich an allen Orten. Der Geist, der das Böse wollte, hat das Gute geschafft mit seinen Schergen und Bajonetten, mit Kanonen und Tanks, mit Kontributionen und Plünderungen, mit der Vertreibung der Kranken aus den Spitälern, der Obdachlosen aus ihren Asylen, der Kinder aus den Waisenhäusern und Ferienzügen, mit den Kerkerstrafen der Kriegsgerichte, mit den Amtsentsetzungen, Vertreibungen vom heimatlichen Herde, mit Revolver und Peitsche, mit Schändung und Mord. Er erreichte das Gegenteil von dem, was er wollte.

Unser Volk beginnt zu gesunden. Poincaré heißt der Arzt. Seine Kur ist brutal, aber wirksam. Es gehen vom Rhein, von der Saar, von der Ruhr Ströme frischen Lebens in die binnendeutschen Massen. Sie begegnen den Strömen, die vom Grenz- und Auslanddeutschtum kommen, aus Österreich, vom Sudetendeutschtum, vom Osten und Norden her.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht durch fremde Staaten und äußere Hilfe, aber von außen — vom Geiste der Grenzmarken — her wird das deutsche Volk genesen. Die äußere Not seiner Grenzlande bringt ihm, was es dringend braucht: einfache, ungekünstelte Instinkte der Selbsterhaltung, die Einigkeit, Befreiung von der Phrase, dem gedankenlosen Hurra übernationalistischer Gefühlspolitik und dem „Seid umschlungen Millionen" eines unverständigen Internationalismus.

* * *

„Der Geist der Grenzmark wird stärker und stärker ins Binnenland dringen", sagte Cuno. Ins Auslanddeutschtum braucht er nicht erst zu dringen. Er ist da. Grenz- und Auslanddeutschtum sind in ihren Gefühlen eins: der Widerhall, den die Not des Vaterlandes beim Auslanddeutschtum fand, war schier überwältigend. Die Stimmen des Auslanddeutschtums zur Ruhrbesetzung offenbarten ihn aufs glänzendste. Aber nicht nur die Stimmen, auch die Tat: es ist vielleicht mehr aus dem Auslande, als aus dem Reiche gespendet worden. In der Tschechei haben die Sudetendeutschen rund 1 Million Tschechenkronen aufgebracht, in Deutschösterreich kamen bisher über ¼ Milliarde deutschösterreichischer Kronen zusammen. Ein einziger Verein, die Südmark, sammelte 150 Millionen. Aus Mexiko kam eine gewaltige Summe, aus Yokohama 2350 Yen. Die wieder ausgereisten Chinadeutschen, welche 1919 sämtlich ausgewiesen waren und ihr Hab und Gut verschleudern oder im Stich lassen und entwurzelt nach Deutschland zurück mußten, haben das Vaterland beschämt. Obwohl die deutsche Regierung ihnen Beihilfen oder Vorschüsse auf die Entschädigungen oft nur von 1500 bis 2000 Papiermark gewährt hatte. „Der Dank hierfür", so schreibt die „Auslandswarte", das offizielle Organ des Bundes der Auslandsdeutschen, e. V., in dessen Zentrale allein 412 750 Mark gesammelt worden sind, „bestand aus rund 700 Millionen Papiermark für die Ruhrspende!" Täglich werden neue Spenden gemeldet. Leider zersplittern sie auf die vielen reichsdeutschen Sammlungen, auf das Volksopfer, auf die verschiedenen Ruhrhilfen usw. Neuerdings hat sehr verständigerweise der Deutsche Schutzbund den Versuch gemacht, die vom Grenz- und Auslanddeutschtum gesammelten Geldmittel zusammenzufassen, um dem deutschen Volke einmal vor Augen zu führen, wie groß in dieser schweren Stunde die Hilfe war, die von dort kam: von jenem Drittel der Nation, welches außerhalb des Reiches oft in schwersten politischen oder wirtschaftlichen Sorgen lebt, und das nichts als das Gefühl, nichts als ihr Herz an das Mutterland kettet. Den Brüdern am Rhein, an der Saar und an der Ruhr sollte dieses Gefühl der Einheit zum Ausdruck gebracht, sollte die Solidarität des Grenz- und Auslanddeutschtums durch Taten bewiesen werden! Das ist glänzend gelungen. Sylvanus.

Aus dem Musikleben

Im vergangenen Halbjahr hatten wir Gelegenheit, viele neue Werke kennen zu lernen und anderes, schon Bekanntes, zu überprüfen. Einige Entwicklungslinien zeichneten sich deutlicher ab. Und vor manchen Schlußfolgerungen, deren Prämissen man noch vor einem Jahre unbedenklich zugegeben hatte, ergriff einen ein leises Grauen. Man erlebte aber auch Überraschendes, Schönes und Beglückendes. Und im ganzen genommen ist das Musikleben in Berlin immer noch vielfältiger, kurz-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiliger, abwechslungsreicher als anderswo: es wird hier wenigstens Neues gewagt, man bewegt sich nicht immer im selben alten Gleise und bekommt nicht seit Jahrzehnten immer wieder die gleichen „Lieblingswerke" des großen Publikums vorgesetzt. Außerdem wird aber auch noch anderes geleistet. Man erhält wenigstens einen ungefähren Überblick über das, was die musikalischen Schöpferkräfte unserer Zeit hervorbringen.

Die Buntheit und Bewegtheit unseres Musiklebens ändert natürlich nichts an der Tatsache, daß es völlig desorganisiert und uneinheitlich erscheint, daß ihm nach wie vor eine zielbewußte, von einem starken und geistigen Kulturwillen beseelte Führung fehlt, und daß es nach wie vor in der Hauptsache von den merkantilen Interessen der Verleger, Agenten und Konzertbüros abhängig ist, denen es naturgemäß nur um einen klingenden Erfolg, im nichtmusikalischen Sinne dieses Wortes, zu tun sein kann, so daß sie sich, wie es sich von selbst versteht, mit Händen und Füßen gegen jeden Versuch sträuben müssen, den musikalischen Marktbetrieb auszuschalten und das Musikleben unter anders gearteten Gesichtspunkten zu organisieren.

Übrigens gilt, was oben über das Interessante und Bewegte unseres Musiklebens gesagt wurde, nur für das Gebiet der Konzerte und nicht für das der Oper, von der überhaupt nichts Erfreuliches zu berichten ist. Es werden immer wieder die gleichen Werke gegeben, und das Niveau der Aufführungen sinkt langsam, aber unaufhaltsam immer tiefer. Das ist auch nicht weiter verwunderlich. Unsere besten Künstler ziehen es unter den obwaltenden Umständen bedauerlicher- aber verständlicherweise vor, in Valutarien Gastspiele zu geben. Und der „demokratische" Probenbetrieb ist nicht sehr geeignet, makellose und vollwertige Aufführungen zustande zu bringen.

An Uraufführungen hat das Charlottenburger Deutsche Opernhaus im verflossenen Halbjahr nichts Wesentliches herausgebracht. Dafür bekamen wir aber eine recht gute Neueinstudierung der Verdischen „Aïda" zu hören. Es ist erstaunlich, wie jung die Verdische Musik geblieben ist. Ja, wir beginnen sie eigentlich erst jetzt, nachdem wir des nachwagnerischen Musikbreis herzlich überdrüssig geworden sind, richtig zu schätzen. Welch ein Sprudeln ursprünglicher Quellen! Welcher wunderbare Reichtum! Welch unbedenkliche Musikseligkeit! Was verschlägt's, daß manches allzu unbedenklich gefügt ist, daß nicht alle Einfälle gleichwertig sind? Im nächsten Augenblick sind wir schon wieder versöhnt, entzückt, hingerissen von diesem jugendlichen Feuersturm leidenschaftlicher Hingabe an das Leben.

Die Staatsoper beschenkte uns lediglich mit Schrekers zweifelhaftem „Schatzgräber" und mit Schmidts indiskutabler „Fredegundis". Über die „Fredegundis" — ein zwischen parfürmierter Volkstümlichkeit, pathetischem Historienpomp und kinoseligem Salonsadismus hin- und herschwankendes Machwerk — auch nur ein weiteres Wort zu verlieren wäre Zeitverschwendung. Mit Schrekers „Schatzgräber" gilt es sich indessen etwas näher zu befassen, denn wir haben es in ihm mit einem Schulbeispiel der Oper, wie sie nicht sein sollte, zu tun. Es ist, im Grunde genommen, ein typisches nachwagnerisches Musikdrama, das so tut, als sei es keines, das seine Leitmotive schamhaft versteckt und seine Tristanharmonien solange pfeffert und parfümiert, daß man diese Musik beinahe schmeckt und riecht, um so mehr, als sich die Ohren ihr hartnäckig verschließen. Denn was sollen sie mit einer Musik beginnen, die, in ihrem Wesen, rein illustrativ ist, aber so scheinen will, als sei sie um ihrer selbst willen da, die so stark glitzert und flimmert, daß einem die Augen weh tun, die, mit einem Wort, verlogen ist? Und die „Dichtung"? Sie steht der „Fredegundis" bedenklich nahe. Ein Mädchen, in dessen Brust die Liebes-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

freuden Mordgelüste entfachen; eine Liebesnacht auf mondbeschienener Bühne hinter geschlossenen Alkovenvorhängen; ein Galgen im Morgengrauen; ein ritterliches Hochzeitsmahl: alles wie im Ufapalast; nur, daß über das Ganze noch ein Schleier von tieferem Sinn, symbolischer Bedeutsamkeit und tragischer Weltanschauung geworfen ist. Schwüle, brutal-sentimentale Brünstigkeit in einem Brokatgewande aus dem „Warenhaus für kleines Glück".

Und das war alles, was wir an neuen Opern zu sehen bekamen! Um Hindemiths (von Kokoschka gedichtete) Oper „Mörder, Hoffnung der Frauen" kennen zu lernen, mußte man schon nach Dresden fahren, obgleich Hindemiths Musik ungleich interessanter als die Schrekers ist, ganz zu schweigen vom lendenlahmen Getön Schmidts.

Setzen wir uns zunächst mit Kokoschkas Opernbuch auseinander. Ein typischer Romantikertext: die auftretenden Gestalten sind nicht Personen, sondern Seelenkräfte; der Schauplatz ist weder die wirkliche Welt, noch irgendeine Märchen- und Zauberwelt, sondern die von innen gesehene Seele eines sehr absonderlichen Individuums; und, im Widerspruch dazu, erhebt die Handlung den Anspruch, typische und allgemeine Vorgänge zur Darstellung zu bringen. Unter dem Schein einer tragischen Auseinandersetzung zwischen typisierten Individuen findet also eine Auseinandersetzung sich gegenseitig bekämpfender Seelenkräfte innerhalb eines einzigen durchaus nicht typischen, sondern höchst abnormen Individuums statt. Zugrunde liegt eine wirre Folge ungeordneter, aber ursprünglicher visionärer Bluterlebnisse, teils dem mystischen Urboden allen Menschentums, dem Reiche der „Mütter", teils einer übernervösen, krankhaften Reizbarkeit entstammend. Eingeordnet sind diese Vorgänge aber in eine ihnen wesensfremde logisch-abstrakte Konstruktion aus der Strindbergisch-Weiningerischen Gedankenwelt: „das" männliche Element kämpft auf Tod und Leben mit „dem" weiblichen, wird von ihm angezogen, umgarnt, in seiner Wesenheit erschüttert und erwehrt sich seiner in höchster Not durch eine grausame Brandmarkung; vom gebrandmarkten weiblichen Element wird es dann aber doch auf magische Weise aller seiner Kräfte beraubt, in Fesseln geschlagen und in einen Käfig getan, den „das" Weib in ekstatischem Triumphe umkreist, bis es, vom männlichen Geiste überwältigt, den Käfig öffnet und vom also befreiten Manne in entfesseltem Rausche erwürgt wird.

Diese Konstruktion versucht, in ihrem Streben nach antiker Monumentalität, vergebens, die glühende chaotische Traumwelt Kokoschkas in den Bann einer dramatischen Form zu schlagen. Die Folge davon ist, daß wir weder lebendige Menschen noch Traumgestalten auf der Bühne vor uns sehen, sondern trockene, rationale, allegorische Begriffe; diese Abstrakta nun sind mit den ursprünglichen und echten Traumelementen behängt, die zu ihnen passen, wie ein Königsmantel nebst Zepter und Krone zu einem mürrischen Hämorrhoidalrat.

Und das alles sollte nun zum Erklingen gebracht werden? Es ist im vorhinein klar, daß Hindemith an dieser unmöglichen und paradoxen Aufgabe scheitern mußte. Denn von einer Sphärenmusik der abstrakten Begriffe schwärmt vielleicht die Philosophie, in der Kunst aber gibt es keine derartige „Musik", es gibt keine klingenden Begriffe. Es galt mithin, auf eine wirkliche Einheit von Drama und Musik zu verzichten und nur das Traumhafte (also in diesem Falle das dem konstruierten Begriffsdrama Wesensfremde, dem Dichter selbst zwar einzig Eigentümliche) ertönen zu lassen. Aber auch hier mußte Hindemith versagen. Denn in diesen mystischen Tiefen ist seine helle, kraftvolle, mitunter noch etwas allzu jugendliche, ja gassenbubenhafte Natur nicht zu Hause, ebensowenig, wie er mit den krankhaften, überreizten, „sensationellen" Seiten dieser Dichtung etwas zu tun hat. Und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so blieb ihm, dem in einer verhängnisvollen Selbsttäuschung Befangenen, nichts anderes übrig, als äußerlich zu illustrieren, als eine Art sadistischen „Tristan" zu komponieren. Hindemith hat den „überwagnerischen" Opernstil modernisiert, zugespitzt, umgebogen, übertrieben, bleibt aber von Anfang bis Ende in ihm befangen. Und nur zuweilen, an wenigen Stellen, wo er sich augenscheinlich vom Zwange der Textdichtung befreit hat, gelingen ihm Einzelheiten, die ihm ganz aus dem Herzen kommen, die indessen in keiner Weise der Dichtung verwandt oder kongenial, sondern eben durchaus hindemithisch sind.

Am selben Abend erschien auch Busonis uns schon bekannter „Arlecchino" auf den Brettern der Dresdner Staatsoper: das Gegenbeispiel zum mißglückten Versuch Hindemiths, die Oper neu zu gestalten. Dem „Arlecchino" folgte, ebenfalls am selben Abend, ein Ballett, das der Russe Igor Strawinski komponiert hat, der heute vielen als neuer musikalischer Heiland gilt. Es erübrigt sich, vom Tänzerischen dieses Balletts zu reden, da die Dresdner Aufführung in dieser Hinsicht eine unbeabsichtigte Karikatur des Werkes bot. Was die Musik betrifft, so komme ich später auf sie zurück, da wir ein anderes Werk Strawinskis auch in Berlin in einem Konzert zu hören bekamen.

Wie man sich zu diesen Werken im einzelnen auch stellen mag — jedenfalls hat die Dresdner Oper mit dieser Aufführung Ehre eingelegt und das Publikum mit drei der charakteristischsten musikalischen Erscheinungen unserer Zeit bekannt gemacht. Auch waren die Aufführungen (bis auf das indiskutable und völlig versagende Ballett) ausgezeichnet.

Übrigens — eine Bemerkung soll, anläßlich des Kokoschkaschen Opernbuches, nicht unterdrückt werden: was treibt einen großen Teil der heutigen Komponisten zum „Vertonen" von sadistischen Exzessen, Greueln, Folterungen, Hinrichtungen usw.? Seit der „Salome" hört's damit nicht auf: Puccinis „Toska", Straußens „Elektra", d'Alberts „Tote Augen" und „Stier von Olivera", Hindemiths „Mörder, Hoffnung der Frauen", Schmidts „Fredegundis", Schrekers „Schatzgräber" u. a. m., — in ihnen allen geht's im Sinne der Psychopathia sexualis hoch her: meistens steht irgendeine „dämonische" Frau im Mittelpunkte, an der die Männer zugrundegehen, da sie sich von ihr in verzückter Qual auf langsamem Feuer zu Tode braten lassen, woran die Frau ein mit pikanter Qual vermischtes Entzücken hat; und dieses Entzücken wird gemeinhin zu einer mystischen Verklärung durch die Musik ausgenützt. Vielleicht werden sich die betreffenden Autoren gegen eine derartige „vulgäre" Ausdeutung sträuben; vielleicht empfinden sie sich à la Strindberg als moderne Kirchenväter, die der Welt über die teuflische Natur des Weibes ein Licht aufstecken wollen, um eine allgemeine Abkehr von dieser Teufelei in die Wege zu leiten; oder sie sehen in dieser Art Grausamkeit (weil sie Nietzsche mißverstanden haben) ein schöpferisches, lebenssteigerndes Element. Aber sie würden dabei vergessen, daß gerade das Kirchenväterlich-Strindbergsche Verhältnis zum Weibe, nicht minder als die Salongrausamkeit einer „lebenssteigernden" Übersättigtheit, zu den Hauptkapiteln der Psychopathia sexualis gehören. Wahrscheinlich war es ihnen indessen weder um das eine noch um das andere zu tun, sondern um „starken Pfeffer". Was starker Pfeffer mit Kunst gemeinsam hat, ist allerdings unklar. Zugegeben, daß dem keine Tendenz zugrunde zu liegen braucht, daß es nur auf die künstlerische Formung ankomme. Aber das ist es ja gerade: in diesen Werken handelt es sich durchaus um eine Tendenz — nämlich um die Verklärung des starken Pfeffers, als der geheimen und geheimnisvollen Quintessenz des Lebens. Und das ist Falschmünzerei. Was gehn uns hymnische Verklärungen schief und einseitig gestellter Probleme an? Warum soll die Sensationslüsternheit brünstiger Unfähigkeit uns als Krone der Kultur aufgedrängt werden? Gewiß, es gibt auch eine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebenssteigernde Grausamkeit, aber ihr haftet dann nicht das Parfüm des Boudoirs einer gefälligen Dame mit heiteren Sitten an. Gewiß, es gibt Blutrausch, Qual, Selbstzerfleischung als Äußerung menschlicher Tiefen und nach Höherem verlangender Selbstzersprengung — aber nicht im Gewande Hanns Heinz Ewerscher Gefühlsakrobatik oder äußerlicher Kinodramatik. Und das ist es, worauf diese Bemerkungen hindeuten wollen: auf den Einbruch des Kinos in die Oper.

Doch genug von der Oper, die uns in der letzten Zeit so wenig Erfreuliches geboten hat. In dem Chaos unseres sonst interessanten und bewegten Musiklebens beginnen sich allmählich feste Kristallisationszentren zu bilden, die dem sinnlosen Konzertgetriebe entgegenarbeiten und vom langsam erstarkenden allgemeinen Kulturwillen in der Musikerschaft Zeugnis ablegen.

Das Donaueschinger Kammermusikfest, das im vergangenen Sommer zum zweiten Male stattfand und hoffentlich zu einer dauernden Einrichtung wird, verdankt sein Zustandekommen dem Fürsten von Fürstenberg und der zielbewußten Tätigkeit des engeren Arbeitsausschusses (Joseph Haas, Eduard Erdmann und Max Burckhardt). Der Zweck der Donaueschinger Musikfeste ist, denjenigen, denen die Entwicklung der neuen Tonkunst am Herzen liegt, einen Überblick über das Beste zu geben, was von jungen schöpferischen Kräften in der Kammermusik geleistet worden ist, ohne Rücksicht auf irgendeine festgelegte Richtung. Die Wirkung solcher Feste kann eine unabsehbare sein. Hier flammen mitunter zum ersten Male Namen auf, die durch das moralische Gewicht der Stimmen der echten Kunstfreunde, entgegen den herrschenden Publikumsströmungen, sich dann auch draußen durchzusetzen vermögen; Künstler und Zuhörer lernen einander näher kennen; Verbindungen und Gemeinschaften entstehen, die, unabhängig von der kulturellen Zerrissenheit unserer Zeit, sich hohe und ferne Ziele setzen, in deren Lichte dann auch das Nächstliegende und Geringe mit einem ganz anderen Schwung verwirklicht werden kann. In diesem Sinne hat der Fürst von Fürstenberg sich ein bleibendes Verdienst um unsere musikalische Kultur und damit um die Kultur überhaupt erworben. Er knüpfte damit an alte Traditionen von Donaueschingen an. Ohne seinen persönlichen musikalischen Geschmack in der Leitung des Festes irgendwie hervortreten zu lassen, stellte er seinen Einfluß ganz in den Dienst der gegenwärtig ans Licht drängenden Kräfte und erwies sich so als echter und hochherziger Helfer und Förderer der Kunst. Und das nächtige Gartenfest im Park, das nach den Konzerten die Festtage mit Mozartscher Musik und Pan- und Nymphentanz auf stillen Wiesen beschloß und das, wie in einer Hoffmannschen Novelle, allen unvergeßlich, dank plötzlich einsetzendem Gewitterschauer spukhaft auseinanderstob, verband das Heute geisterhaft mit allem Großen vergangener Zeiten. Wie eigenmächtig und traditionslos manchen die heutige Musik auch scheinen mag — sie setzt doch nur fort, was einst begonnen wurde, und zeugt von der ungebrochenen Kraft des schöpferischen Kernes deutscher Kultur. Man unterschätze nicht den Wert und die Bedeutung solch eines bunten Gartenfestes — es gehörte aufs engste mit dem ganzen Musikfest zusammen, ebenso wie das feierliche Hochamt im Dom, mit dem die schönen Tage ihren Anfang nahmen. Gerade dadurch erhielten die Darbietungen den ihnen gemäßen Rahmen und wurden in andere unalltägliche Regionen der Seele erhoben.

Und das vorläufige Ergebnis dieses zweiten Donaueschinger Festes?

Vor allem: die Musik für neun Soloinstrumente von Ernst Krenek. Kreneks Symphonie, die wir im vergangenen Winter in Berlin zu hören bekamen, ist in diesem kleinen Werk durch Straffung, Vertiefung und Verfeinerung übertroffen; die gleiche Schroffheit, Herbigkeit und Unmittelbarkeit, die uns damals in der Symphonie hinriß, findet sich auch in dieser Kammermusik, nur beseelter und durchgeistigter, innerlicher und schlackenloser. Mitunter allerdings auch von einer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seltsamen Kühle durchweht, zur Abstraktion erstarrt. Und das ist überhaupt eine Gefahr für ihn: die von ihm selbst geschaffene Form wird Herr über ihn, anstatt daß er ihr Herr bleibt.

Das überraschendste Werk, das in Donaueschingen zum Vortrag gelangte, war der Liederzyklus aus der „Edda" von Hans Jürgen von der Wente: ein primitives Gefüge heroischer Urmelodien, trotzig und starr, wie ragendes Felsgestein am nordischen Meer, von naturhafter Schlichtheit und Monumentalität, jeden Schmuckes, jeder Ausführung, jeder Durcharbeitung bar; diese Lieder stehen nackt da, sie sind kunstlos im selben Sinne, wie die Hymnen Walt Whitmans kunstlos sind; gleich ihm läßt der Sänger sein „barbarisches Geschrei erschallen über die Dächer der Welt". Und so wirkten sie denn auch auf einen großen Teil der Zuhörer, der keinen Zugang zu diesen sakralen Naturlauten hatte, befremdend oder erschreckend oder kindlich-primitiv. Für die Wenigen aber, in deren Brust sie ein Echo fanden, bedeuten sie ein köstliches und unverlierbares Erlebnis.

Im denkbar schärfsten Gegensatz zu ihnen stehen die Michelangelo-Lieder Edmund Schröders — eine späte und reiche Nachblüte der edelsten Tradition des deutschen Kunstliedes, meisterlich und vielgliedrig aufgebaut, in großen, feierlichen Bögen und Schwüngen, von schwerblütiger, einsamer Glut erfüllt. Es ist verwunderlich, daß diese längst schon gedruckten Lieder des nicht mehr jungen Komponisten (der in Berlin lebt) dem musikalischen Publikum so gut wie unbekannt geblieben sind, um so mehr, als Edmund Schröder noch eine Reihe anderer beachtenswerter Werke veröffentlicht hat, die zwar abseits von dem stehen, was von der heutigen Musik angestrebt wird, aber echt und aufrichtig empfunden und großzügig gestaltet sind.

In unfruchtbare, regerisch beeinflußte Formspielereien verlor sich die Triosonate Hermann Grabers. Spitzfindig und überkonstruiert wirkte auch das nervöse und farbenreiche Quartett von Bernhard van Dieren, dessen Ausmaße in einem Mißverhältnis zur Dürftigkeit des Gehaltes stehen. Weniger gekünstelt, dafür aber auch reichlich harmlos, klangen die sauber und sicher gearbeiteten Musiken von Söllner, Butting und Finke. Anspruchslos und schlicht, aber edel, rein und wohlproportioniert war die schwärmerisch-schwermütige Klarinettensonate des Schweizers Reinold Laquai. — Das Sextett des Schrekerschülers Felix Petyrek ist eine technisch einwandfreie Arbeit, interessant und gut gebaut, von tänzelndem Tiefsinn und wehmütiger Leichtigkeit. Und doch will einen die Verquickung von Tristan-Melancholie mit Wiener-Walzer-Sentimentalität und modernsten Klangausschweifungen nicht überzeugen. Was haben diese drei einander widerstrebenden Elemente miteinander zu schaffen? Sie sind bei Petyrek äußerlich-formal verbunden. Diese Verbindung ist aber keine organische. Sie erweckt den Anschein, als habe der Wille, unter allen Umständen modern zu sein, den ursprünglichen Einfall zu einem übersteigerten Gehalt ausgeweitet und ihm außerdem eine ihm nicht gemäße Form aufgezwungen; es ist, als verlange die Seele dieser Musik nach einem andersartigen Ausdruck und sei von den „Überzeugungen" des Komponisten vergewaltigt worden.

Den Beschluß machten in Donaueschingen zwei Werke Paul Hindemiths: ein Liederzyklus zu Traklschen Versen und eine Suite für kleines Orchester. Der Liederzyklus bietet eine harmonisch interessante, sonst aber durchaus traditionell geratene Untermalung und Illustrierung der Dichtungen. Bedeutender ist die Suite, besonders in ihrem langsamen Satze, dessen zartes, reines und wundersames Gesinge zum Besten gehört, was Hindemith gelungen ist; leider ist dem Werke ein letzter Satz, „1921" betitelt, angehängt, der, wenn auch nicht ohne Können gefügt, doch nur ein besserer Caféhausscherz ist.

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von einer gewissen Bedeutung sind die Veranstaltungen der Internationalen Gesellschaft für neue Musik. Diese Veranstaltungen haben nicht etwa den Zweck, eine „internationale" Musik zu pflegen, sondern die neuen nationalen Schöpfungen der verschiedenen Völker in allen Ländern zu Gehör zu bringen und so, jenseits aller Politik, einen „Weltbund zu gegenseitiger Pflege der Musik" zustande zu bringen. Geplant sind alljährlich große Musikfeste und einzelne Konzerte in den Hauptstädten der verschiedenen Völker. In London sind inzwischen schon Werke junger deutscher Komponisten mit großem Erfolge aufgeführt worden. In Berlin haben zwei Konzerte stattgefunden, deren erstes den französischen Impressionisten und dem Russen Strawinski und deren zweites der neuen englischen Musik gewidmet war. Über die Engländer zu berichten, erübrigt sich: es bleibt einem so gut wie nichts im Gedächtnis haften, keine Persönlichkeit prägt sich einem tiefer ein, wenn auch zuzugestehen ist, daß das meiste einen wohlerzogenen und kultivierten, ach, allzukultivierten, Eindruck macht. Von den Franzosen bleibt immer noch Claude Debussy der beachtenswerteste. Wir bekamen seine drei Nachtstücke zu hören, die uns zwar schon längst bekannt sind, aber nach wie vor den gleichen, fast hypnotisierenden, einlullenden, verträumten Zauber ausüben: sie sind nicht so sehr illustrativ und malerisch empfunden (wie Richard Strauß sie vielleicht gestalten würde), als schwingend, geisternd, an- und abschwellend, wogend, verwehend, entschwindend. Allerdings ist diese Musik nur für kurze Augenblicke ertragbar; wenn Debussy sie durch eine ganze Oper (wie in „Pelleas und Melisande") erklingen läßt, ermüdet sie unsäglich, weil sie nie feste Gestalt gewinnt, weil sie gleichsam Musik noch vor der Musik ist.

Dieser opalisierenden, verfliegenden Musik folgte ein Konzert Igor Strawinskis „Frühlingsopfer". Von desselben Komponisten „Petruschka", den ich in Dresden hörte, unterscheidet sich das „Frühlingsopfer" nur durch noch größere Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, durch größere Unmittelbarkeit und Brutalität. Im Programmbuch zum Konzert wurde von dieser Musik als von einer „panischen" gesprochen. Zugegeben, daß es wirklich panische Musik sei — jedenfalls leuchten diesem Pan bös funkelnde, grausam glitzernde Augen aus dem gelben Gesicht; er schwingt eine dreigeschwänzte Peitsche in der Hand, watet in Blut, und, wo er hintritt, geht alles Land in Flammen auf, um nach dem Brande als Wüste zurückzubleiben. Das ist nicht mehr Boudoirgrausamkeit, die sich in sensationellen Spielen ergeht, das ist in Wahrheit erdgebundene, dämonische, besessene Grausamkeit entfesselter, zügelloser Horden. Eine erschreckende Musik. Nur noch Brunst, Schrei, Rausch, Raserei. Keine Kunst mehr.

* * *

Nach zehnjähriger Pause wieder einmal Schönbergs „Pierrot lunaire". Und es ist erstaunlich, daß er die Gemüter ebenso sehr in Wallung brachte, wie damals bei der Uraufführung. Wie damals entspannen sich heftige Kämpfe zwischen begeisterten Anhängern und wütenden Gegnern. Seltsam. Denn dieses spinnwebzarte Werk ist nicht kämpferisch, könnte niemals in die Massen dringen, um für sich zu werben. Und die vor zehn Jahren noch so ungewohnten Harmonien sind ja heute auch schon dem großen Publikum, das sich inzwischen noch an ganz anderes gewöhnt hat, längst vertraut, ja sie sind große Mode geworden. Wie kommt es also, daß dieses weltferne, in sich versponnene Werk, das zwar seinem Wesen nach nichts mit der Tagesmode zu tun hat, dem sie aber aus äußeren Gründen günstig gesinnt sein müßte, trotzdem so heftig bekämpft wird, vielfach sogar von denselben Menschen, die einem Strawinski, einem Hindemith zujubeln? Vielleicht, weil Schönbergs Kunst nicht mit Heilandsgebärden, mit Revolutionspathos dahergeschritten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kommt, wodurch in den Augen des heutigen Kunstmobs auch das Verkehrteste noch geheiligt wird? Vielleicht, weil er es aufrichtig und ehrlich meint? Vielleicht, weil es gar keine Sensationen bringt, nichts Äußerliches bietet, an das der unmusikalische Teil der Musikverehrer sich halten könnte, so daß ihm das meiste völlig unverständlich geblieben sein dürfte?

Eine Solosonate für Geige von Philipp Jarnach wurde uns von dem tüchtigen Geiger Frenkel vorgeführt. Jarnach, ursprünglich Spanier, hat bei uns seine Wahlheimat gefunden und ist einer der unseren geworden. Die Klarheit und Kühnheit seiner Kunst, ihre keusche Herbigkeit und Innerlichkeit, ihre formale Bestimmtheit und ihr freier Schwung gehören zum Reifsten, was die neue Musik uns geschenkt hat. Die Geigensonate tut das von neuem dar: sie ist originell und neu, ohne es sein zu wollen, denn sie ist organisch aus sich selber erwachsen und kein Exempel für ein mathematisch konstruiertes Experiment; scheinbar barock und willkürlich, gehorcht sie verborgenen, in ihr liegenden Gesetzen; nach außen hin leichtfüßig, sprühend und witzig, ist sie im Tiefsten fast schwerblütig, von einer geheimen, eindringlichen Wucht. Und mit seiner Vertonung des Heineschen „Wunden Ritters" hat Jarnach eine der besten deutschen Balladen geschaffen — ein Werk aus einem Guß, von zwingender Rhythmik und dunkel glühender Melancholie.

Bruno Goetz.

Literarische Rundschau

Der Goethe des Volksverbandes der Bücherfreunde

Es mag auf den ersten Blick vermessen erscheinen, die zahlreichen Ausgaben der gesammelten Werke Goethes um eine zu vermehren, namentlich in Zeiten, die dem Geisteshungrigen unfreundlich genug durch leiblichen Hunger zu einem unerwünschten Einklang von Leib und Seele verhelfen. Der Besitz der Werke unserer Klassiker in einer würdigen Gestalt scheint den jungen Generationen eine ungestillte Sehnsucht bleiben zu müssen, eine Sehnsucht freilich, die vielleicht zu einer tieferen Verlebendigung ihres Geistes führen könnte, als es die konventionell-selbstverständliche Hinnahme ihres äußeren Besitzes in den vergangenen Zeiten mit sich brachte. Mit dem vorliegenden Unternehmen allerdings wird ein Weg gewiesen, auf dem noch heute auch der in seinen Mitteln Begrenzte mit einigem guten Willen zu einer Goethe-Ausgabe gelangen kann, die durch äußere und innere Gestaltung auf das glücklichste zur würdigen Mittlerin Goetheschen Wesens berufen ist.

Schon auf die erste Frage, die sich ängstlich einem solchen Werke gegenüber aufdrängt, ob nämlich der Herausgeber zu den unvermeidlichen Goethedeutlern oder den Goethemikroskopikern zähle, wird man auf das angenehmste beruhigt: Richard Müller-Freienfels, der ausgezeichnete Psychologe unter den Literaturforschern, zeichnet für diese Ausgabe. Eine gewisse Abneigung den psychologischen Methoden gegenüber, die einem vielleicht durch die psychoanalytischen Triebschnüffeleien aufgezwungen wurde, und welche die kluge Untersuchung Müller-Freienfels über „Persönlichkeit und Weltanschauung *)" in vorsichtige Anerkennung wandelte, muß zur freudigen Bejahung werden, wenn man seine Goethe-Ausgabe betrachtet. Die Hauptgefahr nämlich, der jede psychologische Betrachtung ausgesetzt ist, die der sub-

*) Leipzig 1922, B. G. Teubner.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jektiven Aufdringlichkeit, ist überwunden: ein Taktgefühl des Intellekts, das für den psychologischen Forscher ebenso wichtig ist wie das Taktgefühl des Herzens, bewahrt den Herausgeber vor allen Übersteigerungen und Vergewaltigungen. Mit seiner Erkenntnis der Möglichkeiten und Grenzen seiner Methode läßt er typenpsychologisch aus der menschlichen Erscheinung Goethes seine Werke und aus der Mannigfaltigkeit seines Schaffens das Seinsereignis Goethe erstehen als eine wundersam geschlossene, in allen ihren verwirrenden Erscheinungen notwendige und organisch erwachsene Welt.

Den Weg zu diesem Gelingen wollen wir kurz andeuten. Es ist erklärlich, daß eine chronologische Anordnung der Werke als Grundlage zu einem so universalen Gebäude nicht geeignet ist. Ebenso hat die neue historisch-philologische Betrachtungsweise genugsam gezeigt, daß sie über ein stark mosaikartiges Bildgefüge nicht hinauszukommen vermag. Über die Unmöglichkeit einer zeitlich folgerechten und entwicklungsgeschichtlichen Tendenz spricht sich Goethe selber am deutlichsten in der Selbstanzeige der zwanzigbändigen Ausgabe seiner Werke aus: „Die Goethischen Arbeiten hingegen sind Erzeugnisse eines Talents, das sich nicht stufenweis entwickelt und auch nicht umherschwärmt, sondern gleichzeitig, aus einem gewissen Mittelpunkte, sich nach allen Seiten hin versucht . . ., woraus denn hervorgehen dürfte, daß eine Zusammenstellung nach Jahren und Epochen keineswegs zu leisten sei . . . denn alles, was von meinen Bemühungen erschienen, sind nur Einzelheiten, die auf einem Lebensboden wurzelten und wuchsen, wo Tun und Lernen, Reden und Schreiben unablässig wirkend einen schwer zu entwirrenden Knaul bildeten." Diese Worte, die von der ganzen früheren Goetheforschung im letzten Grunde unbeachtet geblieben sind, die nur von einer Kausalität des Nebeneinander wußte, haben wir in dieser Ausführlichkeit zitiert, weil sie uns die schönste Anerkennung der von Müller-Freienfels neuerfaßten „Kausalität des Nebeneinander" zu sein scheint.

Denn gerade die gleichzeitig scheinbar unbeteiligt neben- und durcheinander wirkenden und webenden Erscheinungen und Gestalten geben in ihrer Gesamtheit das lebendige Bild des Lebens und lassen dem Forschenden — das verleiht dieser Betrachtung ihre wesentliche Bedeutung — alles in fruchtbarer Wechselwirkung als unbedingt notwendig erscheinen. So strömt das Ganze eine eigene ethische Kraft tiefen Naturgeschehens aus, die fruchtbarer, weil unbeabsichtigt, auf den Leser auswirkt, als es tiefsinnige Symbolisierung und Mythologisierung bewirken könnte. Und das wird erreicht durch eine Einfachheit des Wortes und durch liebenswürdig unaufdringliche Gedankenführung, ohne den lärmenden Ehrgeiz moderner Geistesakrobaten. Nachdem er mit einigen klaren Strichen den Grundriß des gesamten Gebäudes klug aufgezeichnet hat, überläßt er zur biographischen Einführung dem Meister selber das Wort. Die ersten acht Bände enthalten die autobiographischen Schriften. Mit seiner Zurückhaltung läßt der Herausgeber die Einzelheiten dieses köstlichen Lebenskunstwerkes aus einem gemeinsamen Untergrunde in vertiefterem Zusammenhange hervortreten. Die zweite Abteilung, Band 9 bis 13, umfaßt die lyrischen Werke, die dritte bis zum 21. Bande die dramatische Dichtung, der 22. bis 30. Band endlich umfaßt die epischen Werke. Auf das lebhafteste ist es zu begrüßen, daß der Verlag sich entschlossen hat, diese Ausgabe durch eine besondere Abteilung, die Goethes wissenschaftliche Schriften enthalten soll, zu vervollkommnen, und es ist zu hoffen, daß es dem Herausgeber gelingen wird, dieses Gebiet des Goetheschen Schaffens so als lebendigen Teil dem Lebensganzen einzufügen und in schöpferischer Schau bedeutend zu erfassen.

Die Ausstattung des Werkes zeichnet sich durch die gleichen Vorzüge aus, die der Herausgabe eigen sind: Ehrfurcht und liebevolle Sorgfalt; gefällige olivgrüne Leinen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bände, gutes Papier und eine feine Auswahl geschickt in den Werken verteilter Bildtafeln, die noch zu wenig bekannte Handzeichnungen Goethes und einiger Zeitgenossen wiedergeben, macht die Ausgabe auch für den Verwöhnten wertvoll.

Dem Volksverband der Bücherfreunde gebührt für dieses Unternehmen volle Anerkennung, und die kluge Auswahl der anderen bei ihm erschienenen Werke (die sämtlich nur an Mitglieder abgegeben werden), und von denen auch an dieser Stelle noch zu berichten ist, zeigt, daß der Verband der sich gestellten Aufgabe mit den edelsten Gütern des Schrifttums das deutsche Volk in immer weiteren Kreisen vertraut zu machen, durchaus gerecht zu werden verspricht. Werner Fiedler.

Faustisches

Die Jünger F. A. Louviers erscheinen wieder einmal: „Über die Ergebnisse der rationellen Methode der Faustforschung" und „Der Weimarische Park und Goethes Faust" (Hamburg, Faustforschung, F. A. Louvier). Sie wollen uns durchaus beweisen, daß der Faust eine Geheimschrift sei. Ihre Beweisführung ist nun aber leider derart, daß man mit dieser Methode ohne Zweifel auch aus den Werken der Hedwig Courths-Mahler die tiefsten Geheimnisse herausklügeln kann. Eine Kritiklosigkeit ohnegleichen; daneben stehen auch ganz einleuchtende Gedanken, wie etwa der Pygmäen-Generalissimus recht witzig auf Chr. Gottfr. Schütz gedeutet wird. Hierzu bedarf es jedoch keiner Kabbala. — Unvergleichlich fruchtbarer ist ein sehr liebenswürdiges Büchlein, das R. Schwemann über „Dunkle Stellen aus Goethes Faust" geschrieben hat (Münster i. Westf., Kommissionsverlag Franz Coppenrath). Ein kluger und feiner Kopf, ein scharfer Jurist, macht sich allerlei Gedanken und legt sie auf eigene Weise dar. Es ist gleichgültig, ob man überall mit ihm übereinstimmt, diese kleinen und dennoch fülligen Bemerkungen — man könnte sie Faust-Andachten nennen — zwingen auf jeden Fall den Leser, sich mit den aufgeworfenen Fragen auseinanderzusetzen, um so mehr, als der Verfasser ganz anspruchslos nur als ein stiller Diener am Wort wirken will. — Aus Frankreich liegt eine neue Übersetzung und Bühnenbearbeitung vor: Alfred Mortier, Faust de Goethe, essai d'aptation scénique intégrale précédé d'une étude critique et d'une bibliographie dramatique. Paris. Editions Sansot R. Chiberre. Die Arbeit ist vom besten Willen beseelt. Mortier ist ein begeisterter goethéen, und er macht mit den grotesken Urteilen eines Dumas fils oder Barbey d'Aurevilly kurzen Prozeß. Er versucht mit allem Fleiß und nicht allzuviel Aufwand von Pathos dem Werke nahe zu kommen. Es wäre ein Leichtes, ihm Fehler nachzuweisen, sich einige Späße zu erlauben, weil er im Faust Elemente des Bovarysmus erschaut oder Goethe katholisiert, denn vom Protestantismus hat er auch nicht den entferntesten Begriff; er zitiert Zwingle (sic). Aber abgesehen von der redlichen Absicht, uns vergeht jede Lust zum Scherzen. Es hat etwas sehr Schmerzliches, zu sehn, wie Mortier sich abmüht, seinen Landsleuten Selbstverständlichstes klar zu machen, wie er gegen einfältige Urteile Front machen muß, deren Respektlosigkeit einem Werke der Weltliteratur gegenüber, auch wenn der Herr Kritikus es durchaus nicht verstehen kann oder will, ohnegleichen ist und, wäre man geneigt, in der Retourkutsche zu fahren, das Wort: barbarisch, aufdrängt. Es ist das alte Lied von der babylonischen Verwirrung. Denn, nachdem Mortier dergestalt abgerechnet und dem reinen Laien einen ganz gesunden Boden für das Faust-Verständnis geschaffen hat, kommt er mit seiner eigenen Bearbeitung. Auch hier muß die gute Absicht restlos anerkannt werden, hier aber klafft der Abgrund zwischen germanischem und romanischem Wesen riesig. Man denke nur etwa an Georges köstliche Übertragungen französischer Verse, man

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

denke an die hingebende zähe Arbeit, die Regis an den Rabelais gewandt hat — und man will doch wohl nicht behaupten, daß der Gargantua mit dem Faust in einem Atem zu nennen sei. Daneben halte man nun diesen ersten Versuch einer adaptation scénique intégrale. Mortier übersetzt bis auf wenige Stellen in Prosa, pour approcher de plus près le texte original, was eine Ausrede ist. Er quetscht das ganze Werk für die Aufführung an einem einzigen Abend zusammen, weil eine Verteilung auf zwei Abende, comme cela se fait en Allemagne, drüben chose impossible ist. Wenn das wahr ist, so stellt es kein sehr gutes Zeugnis für den Geschmack einer Nation dar, die nach zweimal sechs Stunden des dramatisierten Monte Christo — allerdings vor fünfundsiebzig Jahren — beim endgültigen Fallen des Vorhangs bedauernd seufzte. Das Ende also ist Theater. (Übrigens scheint Mortier die bei Reclam erschienene Bühnenbearbeitung Witkowskis zu kennen; nennen tut er ihn jedoch nicht.) Mortier ist nicht nur gezwungen, zu streichen, er stellt um und verdeutlicht. („Mir geht es wie der Katze mit der Maus" = A cet égard je suis comme le chat, lequel ne se soucie pas des souris mortes. — „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt" = Cet étranger me plait, car il convoite l'Impossibles.) Die Monologe schnurren zur Unkenntlichkeit zusammen, die beiden Mephistopheles-Szenen im Studierzimmer werden in eine gepreßt, und zum Überfluß sieht Faust rasch noch im eigenen Spiegel das schöne Frauenbild. Der zweite Teil umfaßt in dem üblichen französischen Format bei nicht kleinem Druck wenig mehr als hundert Seiten. — So hat man die Empfindung, als seien mutatis mutandis die Zeiten der englischen Komödianten zurückgekehrt. Man stelle sich nur einmal vor, die Franzosen besäßen ein Werk vom Range des Faust seit hundert Jahren: die Fausticule, wie Mortier uns zu nennen beliebt, denn das soll ein Höhnlein sein — hätten längst mit ihren besten Köpfen sich bemüht, diese Schöpfung bis ins Letzte für das Deutsche zu erobern. Der Weg zum Faust geht über die Erkenntnis der deutschen Seele. Anstatt mahnend und klagend sich über den Deutschen von heute zu erheben, was vielleicht notwendig war, um für das Werk eines toten Deutschen Stimmung zu machen, mag Mortier sich bemühen, die Seele dieses Volkes zu erkennen. Er lächelt über Dumas' Worte: „Pour admirer et pour comprendre entièrement le second Faust, il faut être ou avoir été Allemand dans une première existence." Der vermeintliche Witz spricht eine ernste Wahrheit aus. Der Weg zu der Völkerversöhnung geht nicht über die Wolken, sondern drunten durch die Schächte, wo die Brunnen der Tiefe rauschen. Ein Mann wie Mortier, der strebend sich bemüht, sollte den Weg nicht scheuen; er wird sich für ihn und seine Faustfrömmigkeit lohnen.

Wolfgang Goetz.

Das Herz der Natur*)

Der Verlag Brockhaus hat eine besonders glückliche Hand gehabt, als er Younghusbands „Herz der Natur" der deutschen Lesewelt zugänglich machte. Es ist nicht bloß der Inhalt des Buches, sondern auch die Person des Autors, die unser Interesse in hohem Maße zu fesseln geeignet sind.

Der Inhalt des Buches besagt nicht mehr und nicht weniger, als daß der englische „common sense" sich vom Darwinismus losgesagt hat. Ich muß das Wort common sense beibehalten, weil das deutsche Wort „gemeiner Menschenverstand" selbst im Sinne von gesunder oder natürlicher Menschenverstand den Begriff des englischen Wortes nicht deckt. Common sense bedeutet nicht nur die Art des Urteilens,

*) Das Herz der Natur. Von Francis Younghusband. Leipzig 1923, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die allen Leuten mit gesunden Sinnen gemeinsam sein soll, sondern auch eine gewisse Summe von Urteilen, die allen Verständigen in England gemeinsam ist.

Zur Zeit Darwins, in der zum ersten Male die sozialen Fragen in England im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses standen, galt es als allgemein anerkannte Wahrheit, daß der Kampf ums Dasein der Ursprung alles sozialen und politischen Lebens sei. Diese ihm aus seinem bürgerlichen Dasein vertraute Wahrheit hat dann Darwin auf die gesamte lebende Natur übertragen und ihr durch sein umfassendes zoologisches Wissen, das er sich besonders auf seiner Weltreise angeeignet hatte, die breite Unterlage gegeben.

Die notwendige Folgerung aus der Lehre vom Kampf ums Dasein führte dann zur Ableugnung aller Zweckmäßigkeit in der Natur. Sie wurde der eigentliche Angelpunkt des Darwinismus, der von einer ziel- und planlosen Entwicklung der Lebewesen handelt.

Im bewußten Gegensatz zu dieser Allerweltslehre steht Younghusbands Buch. Er stellt die Zielstrebigkeit der Natur als Hauptthese aller Welterkenntnis auf. Die Erkenntnis der Zielstrebigkeit hat nun Younghusband keineswegs wie Karl Ernst von Baer aus dem tiefgründigen Studium der Keimesentwicklung gewonnen, sondern er hat sie, wie einst Darwin seine Lehre, dem englischen common sense entlehnt.

Dem common sense entspricht es heute nicht mehr, in der Natur ein plan- und zielloses Zufallsprodukt aus dem Kampf aller gegen alle zu sehen, seitdem der Krieg die Zusammengehörigkeit des Staates mit den Einzelnen aufs eindringlichste gepredigt hat. Nun wird diese neu aufgelebte Erkenntnis zur Deutung der Natur benutzt. Wieder ist es ein großer Reisender, diesmal kein Zoologe, sondern ein Geograph, der die Wendung herbeiführt. Younghusband ist zum Begründer der aus der Staatsanalogie erwachsenen Naturanschauung besonders geeignet, weil er nicht wie Darwin ein einfacher Privatgelehrter, sondern neben seiner wissenschaftlichen Betätigung ein hoher Staatsbeamter und Politiker ist. An seinen Namen knüpft sich die politische und wirtschaftliche Erschließung von Tibet, die er mit großem Geschick unter Anwendung militärischer Druckmittel erfolgreich durchgeführt hat.

Daß die lebende Natur überall Planmäßigkeit aufweist, ist für jeden aufmerksamen Beobachter der Natur so einleuchtend, daß selbst der Darwinist nicht daran vorübergehen kann. Nur versucht er, sie mit mehr oder weniger Geschick hinwegzudeuteln. Younghusband erkennt die Tatsache der Planmäßigkeit unumschränkt an. Sie ist für ihn auch die Quelle aller Schönheit in der Natur, deren Erforschung er den Geographen besonders ans Herz legt.

Aber wie sollen wir uns dieses planvolle Ineinandergreifen lebloser und lebender Faktoren verständlich machen? Hier setzt Younghusbands Lehre ein. Die Natur ist überall von Zielstrebigkeit erfüllt. Deshalb kann sie kein bloßer Mechanismus sein, der zwar planmäßig, aber ohne Ziel und ohne freie Wahl arbeitet. Die Pflanzen und die Tiere verbringen hingegen ihr ganzes Leben in Auslese und Ablehnung. Wäre die Natur eine Maschine, die sich immer gleich bleiben muß, sie hätte weder Pflanzen noch weniger Tiere und den Menschen erzeugen können.

„Wenn die Natur zielstrebig ist, so betreibt sie Wichtigeres als die Vollendung eines vorbedachten Planes. Wir stellen uns die Natur nicht als Gebäude vor, z. B. als einen im Bau begriffenen Dom, den ein großer Architekt entworfen hat“ . . . „Hat der Architekt den Plan entworfen und ausgeführt, so hat es damit sein Bewenden.“ Die Natur zeigt dagegen im Einzelnen wie im Ganzen ein Weiterstreben. „Hätte der Dom in sich die Kraft, seine Grundmauern immer tiefer, seine Türme immer höher zu bauen, könnte er sich immer erhabener gestalten, dann würden wir auf die Natur wie auf einen Dom schauen.“ Soweit stimmt Younghusbands Beweisführung durchaus mit der biologischen Lehre unserer Tage überein.

Nun geht er aber einen Schritt weiter und behauptet: die Natur ist eine Person,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die von einem inneren Ideal angetrieben wird. Alle Personen sind aus einzelnen Teilen zusammengesetzt und bilden doch ein Ganzes — wie England.

Dem common sense in England ist es offenbar ganz geläufig, in England selbst eine Person zu sehen, die einen bestimmten Charakter besitzt und von einem verborgenen Ideal geleitet wird. An dem Beispiel von England, das aus Millionen von Engländern besteht, die sich alle in einer großen Einheit verbunden fühlen, erläutert Younghusband die Zusammenhänge in der Natur. Ihm wird schließlich England zum Abbild der göttlichen Natur selbst.

Diese Seiten über England sollte jeder Deutsche lesen; er lernt aus ihnen mehr, als er aus einer flüchtigen Reise nach England lernen könnte, weil ihm das Gefühl und damit auch der Blick abgeht, um die Zusammenhänge zwischen dem Einzelnen und seiner Nation zu sehen. Werden doch in Deutschland die wenigen Deutschen, die auch nur eine Spur jenes Nationalgefühls besitzen, das jeder Engländer mit der Muttermilch eingesogen hat, als Alldeutsche beschimpft und verfolgt.

Der Wert des Younghusbandschen Buches für uns liegt überhaupt mehr darin, daß wir aus ihm England kennen lernen, wie es sich in der Seele eines typischen Engländers von sehr großem Verstande wiederspiegelt, als in seinen naturphilosophischen Betrachtungen. Zwar geht Younghusband bereits eine Ahnung davon auf, daß die Umwelt eines Adlers eine durchaus andere ist als die eines Menschen. Aber von der Durchführung dieses Gedankens ist er weit entfernt. Daran hindert ihn vor allem der common sense. Denn wenn jeder Mensch einen sense für sich besitzt — was wird dann aus dem common sense?

Typisch englisch ist bei ihm auch der Mangel ganz bestimmter menschlicher Eigenschaften, auf den O. H. Schmitz in seinem schönen Buch: „Das Land ohne Musik" hingewiesen hat. Younghusband vermag es wohl, mit großer Kraft und Sachlichkeit die Herrlichkeiten des Himalaya und den Sternhimmel der Wüste Gobi zu schildern. Es fehlt ihm aber auch jede Spur eines mystisch-poetischen Einschlages — ein Mitschwingen der Seele mit dem Geheimnis der Welt. Er hat keine Ahnung davon, daß das Leben eines jeden von uns ein höchst gefährliches Spiel ist, das, aus der Zeitlosigkeit stammend, in die Zeitlosigkeit hinüberklingen wird. Die Frage nach der persönlichen Unsterblichkeit wird sorgfältig vermieden.

Sowohl dem philosophischen wie dem poetischen und dem mystischen Werte nach hätte ein Deutscher von den gleichen großen Verstandesgaben ein besseres Buch schreiben können — nicht aber von der unmittelbaren Überzeugungskraft, die dieses Buch auf die englischen Leser ausüben wird. Die breite Straße goldenen Mittelmaßes hat Younghusband eine große Strecke weiter gebaut.

J. von Uexküll.

Politische Rundschau

Die Franzosen behalten Zeit und Muße, da sie niemand daran hindert, an der Ruhr und am Rhein sich einzurichten und nach freiem Ermessen das von ihnen besetzte Gebiet immer besser abzugrenzen. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß sie die Vorstellung vom Rhein als Grenze endgültig überwunden haben, weil sie bei einer solchen Abgrenzung den lebendigen, blühenden Leib der rheinischen Wirtschaft mitten durchschneiden und töten würden. Sie tasten heute das rechte Rheinufer daraufhin ab, wo die wahre Grenze des rheinischen Wirtschaftsgebietes sich hinzieht, damit sie es in seiner Ganzheit als Organismus und mit all seinen Wurzeln aus dem Reiche herausheben können, so wie ein sachkundiger Gärtner wohl einen schon voll

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entwickelten Baum verpflanzt. Es scheint ihnen hinnehmbar, wenn sich das Leben in dem Gebiete jetzt zunächst jäh zurückbildet und heftig erschüttert wird. Denn sie glauben, daß es sich nach einiger Zeit, weil sie seine inneren Lebensbedingungen nicht angetastet zu haben meinen, in die französische Umwelt eingewöhnen und sich seine Wirtschaft dann auch rasch wieder erholen wird.

Im Grunde fehlt den Franzosen vom Rheinlande in dem Augenblicke, da diese Zeilen geschrieben werden, nur noch Frankfurt. Sie schauten nach ihm längst vor dem Ruhrabenteuer aus; seiner Zusammenhänge wegen mit dem linken Ufer des Oberrheins, mit dem Elsaß und der Pfalz. Damit dürfte die Reihe der nachträglichen Berichtigungen ihrer neuen Front wider uns dem Abschlusse nahe sein. Hand in Hand mit der Abrundung des besetzten Gebiets ging die Übernahme der Verwaltung. Die deutschen Zollbeamten sind entfernt, das deutsche Zollerhebungssystem ist durch ein französisches ersetzt worden. Ebenso sind wir aus dem Eisenbahnbetriebe verdrängt, und der Verkehr ist französischen und belgischen Eisenbahnern anvertraut. Es besteht auch keine deutsche Polizei im Ruhrgebiete mehr. Die Zeitungen sind hier wie am Rhein teils unterdrückt, teils geknebelt. Der Oberpräsident der Rheinprovinz, die Regierungspräsidenten sind ausgewiesen, die Rheinlandkommission kann nach eigenem Gutdünken schalten. Die Franzosen verfügen über sie. Sehr rührig, wie fast immer, ist die französische Propaganda.

Die Mühle klappert. Es mangelt ihr nur am Korn. Bisher ist die Bevölkerung durchaus einmütig in ihrer Ablehnung des Franzosentums und in ihrem Widerstande geblieben. Ihre Erbitterung hat den Grad der Siedehitze erreicht. Ginge es nach ihrem Empfinden, so hätte sich das Ruhrgebiet für den Franzmann schon in eine Hölle umgewandelt. Er täuscht sich darüber auch nicht. Warum sonst sollte er verhindern, daß die Kinder der Ruhrbevölkerung aus dem aufgestörten, unruhigen Leben weggeschafft und für die nächsten Monate auf dem Lande in unseren Bauernfamilien untergebracht werden? Sichtlich hofft er durch die Anwendung des entsetzlichen Verfahrens, mit dem Kitchener die Buren niederzwang, durch die unbarmherzige Preisgabe auch der Frauen und Kinder an Hunger und Elend, Notzucht und Todesgefahr, sich zu schützen und die gefolterten Männer und Väter zuletzt doch noch zur Nachgiebigkeit zu bringen. Der Vorsitzende der Rheinlandkommission, Tirard, hätte gern die Verwaltung des ganzen nunmehr besetzten rheinischen Wirtschaftsgebietes für sich beansprucht. Die Regierung aber hat im Ruhrgebiete die Leitung bei dem Kommandierenden General belassen. Auch sie weiß, weshalb.

So sauber wie sich die Franzosen die Grenze des rheinischen Wirtschaftsgebiets auf dem Papier aufgezeichnet und die Übernahme seiner Verwaltung vorbereitet haben, ist ihnen die englische Enklave in Köln begreiflicherweise ein Dorn im Auge. Anfangs kam die englische Stellung dort denn auch derart ins Wanken, daß sie binnen weniger Tage geräumt werden zu müssen schien. Die Engländer besannen sich indessen und blieben. Sie blieben, so gut es ihnen möglich däuchte. So viel gestanden sie den Franzosen doch zu, daß sie das von ihnen gehaltene Gebiet, wenn auch nur unter Vorbehalten, für den französischen Durchgangsverkehr nach der Ruhr freigaben, und daß sie umgekehrt gegen die Zug um Zug durchgeführte eigene Abschnürung vom inneren Deutschland nichts einwandten. Nachdem die Franzosen den Bundesgenossen am Rhein niedergekämpft hatten, bedrohten sie die Engländer sofort in London selbst. Dort regten sich eine Zeitlang lebhafte Gelüste, dem französischen Vorgehen internationale Hemmungen zu bereiten. Mitte März verbat sich die französische Regierung Einmischungen des Auslandes geradezu. England erwies sich bisher auch hierin fügsamer als unsere Volksgenossen am Rhein und an der Ruhr.

Nach wie vor ist der Sitz des Widerstandsgeistes gegen Frankreich ausschließlich das besetzte Gebiet. Nur dort sprudelt der Quell seiner Kräfte. Das gilt nicht nur

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Fremde gegenüber, sondern auch im Vergleich zum nicht besetzten deutschen Lande. Die Reichsregierung beantwortet jede gewaltsame Handlung der Franzosen mit einem „Fetzen Papier", einem schriftlichen Einspruch, bald in Paris, bald bei allen auswärtigen Regierungen. Aber Taten hat sie bisher nicht für angemessen gehalten. Zuletzt beschied sie sich sogar noch dagegen, daß die feindlichen Aufsichtskommissionen ihre Reisen in Deutschland wieder unter Mitwirkung der Franzosen und Belgier aufnehmen, mit einer beschwörenden Gebärde. Nachdem sie einmal das Versailler Friedensgebot durch den Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet nicht für gebrochen erklärt und sowohl ihre Zahlungen für die gemischten feindlichen Ausschüsse als ihren Verkehr mit ihnen fortgesetzt hat, kann sie sich kaum anders verhalten. Auf jede lebenswichtige politische Unternehmung trifft lediglich das Sprichwort: „Ende gut, alles gut" zu. Hoffentlich rechtfertigt sich durch den Ausgang auch die Duldung, womit die Regierung die Störung ihrer Zirkel durch die Führer der Sozialdemokratie im Innern hinnimmt. Die Herren reden nach wie vor, als wenn sie aller außenpolitischen Einsicht bar wären und ihnen im Geiste nichts anderes gegeben ist, als sich willen- und zuchtlos dem Brennen ihres Parteitriebes zu unterwerfen. Sie scheinen nichts, aber auch gar nichts in den letzten Jahren dazugelernt zu haben. Deshalb deuten sie das fortgesetzte angelsächsische Gerede von der Erwünschtheit einer Vermittlung, das nur auf die gleichmäßige Zermürbung beider Gegner im Kampfe um die Ruhr abzielt, als Äußerung einer ernstlichen Vermittlungsabsicht und zeigen sich bloß von der Furcht beherrscht, daß die „Nationalisten" im Reiche wieder „den rechtzeitigen Friedensschluß" verhindern könnten. Unsere auswärtigen Feinde sind rings um uns her stark, die Sozialdemokratie ist es in unserem Lande mit ihnen geworden. Die Reichsregierung ist entsprechend schwach. Jede Vorsicht, die sie nicht aus persönlichem Mangel an Rückgrat, sondern aus politischer Überlegung übt, bleibt verständlich, selbst wenn die Überlegung irregehen sollte. Unsere Überzeugung ist, daß wie die Macht des Franzosen am Rhein nur so weit reicht, wie äußere Gewalt sie aufzurichten vermag, so sich auch die sozialistische Herrschaft über Preußen und Mitteldeutschland und der sozialistische Einfluß im Reichstag nicht tiefer gründet, und daß sich der gute Geist der Nation bei entschlossener Führung hier wieder zu behaupten vermag. Deshalb wünschten wir die Haltung der Regierung fester. Wir vermissen das Fluidum zwischen ihr und der Nation. Wer immer die Gelegenheit dazu hat, sollte der Regierung das Gewissen schärfen und ihr den ganzen Ernst der Lage immer wieder aufweisen. Warum ist nach mehr als zwei Monaten die Abwehr der französischen Propaganda, der Übergang zum eigenen Angriff auch heute noch nicht organisiert? In einem so schlimmen Falle, wie der Fälschung des Brönner-Kargerschen Rundschreibens, die eben um ihrer Beweiskraft willen in der letzten „Rundschau" ausdrücklich namhaft gemacht wurde, ist die Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände in Wahrheit ganz auf ihre Selbsthilfe angewiesen geblieben, die sie Gott sei Dank mit stärkstem Nachdruck wahrgenommen hat. Das Reich versagte vollkommen, weil es noch keine Propagandastelle besaß, die diesen Namen verdient. Man achte sorgsam auf die Wetterecke Bayern! Einerseits ist dort die Wühlarbeit der Franzosen in den partikularistisch gesinnten Kreisen endlich einmal aufgedeckt worden, und in Verbindung damit mußte der Sohn des einstigen Mitarbeiters Hertlings im bayerischen Ministerium, des Innenministers Freiherrn von Soden, aus seiner amtlichen Stellung ausscheiden. Anderseits hat der Vorsitzende der Bayerischen Volkspartei unmittelbar, nachdem sich die von Severing mindestens nicht abgedämmten Angriffe der Kommunisten auf die nationalen Verbände und auf jede Art nicht bloß leidender Hinnahme der französischen Gewalttaten ausgewirkt hatten, einen Vorstoß von schwerlich zu über-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bietender Schärfe gegen Ludendorffs Aufenthalt in München geführt. Glied wird an Glied geschmiedet. Zum Schlusse wird eine Kette daraus!

Erfreulicherweise gebricht es auch in Frankreich nicht mehr an allen Anzeichen dafür, daß dort die inneren Schwierigkeiten wachsen. Poincaré konnte bei der Neuwahl des Senatspräsidenten seinen Kandidaten nicht durchsetzen. Die Radikalen behaupteten die Stelle, obwohl sie in sich uneins waren. Den Katholiken mußte die Regierung einen weiteren, und zwar den Freidenkern besonders unlieben Schritt entgegenkommen, indem sie das Kongregationsgesetz milderte. Der Gegensatz der Weltanschauungsparteien verschärft sich darüber weiter. Aber schwerlich ist die Entwicklung schon so weit, daß sie nunmehr rasch vonstatten gehen wird. Die französische Regierung fühlt sich auch heute noch stark genug, ihre Unterschrift unter das vorjährige Abrüstungsabkommen von Washington hinauszuzögern, dem alle anderen Teilnehmer an der Konferenz inzwischen beigepflichtet haben, und sie erzwang soeben auch, daß im Schoße des Völkerbundsrates die dort vor einigen Monaten in Behandlung genommenen Anträge auf eine Abrüstung zu Lande vertagt und damit abgelehnt wurden.

In Spanien wühlt sich die französische Propaganda näher und näher an ihr Ziel, die Beseitigung Alfons XIII., heran. Es scheint allerdings nicht, als ob der Geist der spanischen Nation, obwohl die Regierung wieder an die Liberalen übergegangen ist, schon erschüttert wäre. Die Regierung hat jetzt die Kammer aufgelöst. Spanien lebt infolge seiner protektionistischen Wirtschaftspolitik zur Zeit mit einer ganzen Anzahl anderer Staaten im Zollkrieg. Seine wirtschaftliche Lage drängt dahin, ihn zu beendigen. Demgemäß haben sich auch die Aussichten verbessert, daß es wieder mit uns trotz des französischen Gegendrucks zu einer Einigung gelangt. Ende April ist als Zeitpunkt für sie vorgesehen.

Die Vereinigten Staaten haben sich bisher aller Zumutungen englischen und deutschen Ursprungs, das Ringen um die Ruhr zu beeinflussen, mit stets derselben Bestimmtheit erwehrt. Auch die Anregung ihres Präsidenten, daß sie sich wenigstens an der bescheidenen Gerichtsbarkeit, die der Völkerbund pflegt, beteiligen möchten, ist durch die Obstruktion, welche die Beschlußtätigkeit des Senats gegen Ende seiner Sitzungen lähmte, abgebogen worden. Das amerikanische Interesse erschöpft sich in der Teilnahme an den amerikanischen Dingen und in der Beobachtung Ostasiens. Noch im März soll der am Schlusse des vorigen Jahres durch eine Konferenz vorbereitete panamerikanische Kongreß in Chile zusammentreten. Die Konferenz hat ihm keine nennenswerte Vorarbeit geleistet. Nunmehr hat Mexiko die Einladung Chiles zur Beteiligung abgelehnt und die Ablehnung mit der völligen Abhängigkeit des Kongresses vom guten Willen der Vereinigten Staaten begründet. Nicht deutlich zu erkennen ist, aber es scheint so, daß die Vereinigten Staaten der im Berichtsmonat erfolgten Kündigung des Vertrages von 1915 zwischen China und Japan durch China nicht fremd sind. Japan hat sich aus seinen ostasiatischen Vorpostenstellungen, zu deren Räumung es sich auf der Washingtoner Konferenz verstehen mußte, nach und nach mindestens einstweilen zurückgezogen. Darauf hat China nunmehr damit geantwortet, daß es auch die Mandschurei von Japan wieder verlassen sehen will. China ist aufs schwerste im Innern zerrüttet. Seine eigene Macht und deshalb vielleicht auch sein eigener Wille ist gering. Die japanische Regierung hat das chinesische Ansuchen kategorisch abgewiesen.

Englands Augen ruhen fest und gewiß nicht mit abnehmender Sorge auf dem Orient. Die Bewegung im Islam brennt auf und nieder; aber sie hat an Stärke noch nichts verloren. Selbst nach China ist sie so gründlich hinübergeschlagen, daß die chinesische Regierung gegenüber dem Willen ihrer von Mohammedanern bewohnten Gebiete im Osten des Reichs, sich mit den übrigen mohammedanischen Gebieten zu

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verbinden, ohnmächtig ist. Auf der jüngsten Tagung der indischen Hindus ist die Richtung, welche die parlamentarische Opposition gegen die Engländer befürwortet, wiederum unterlegen; die Richtung, die für den Boykott ist, obsiegte. Und nun hat auch die Nationalversammlung in Angora, wennschon mit großer Mäßigung, so doch bestimmt die Lausanner Vorschläge verworfen. Die Verhandlungen sollen Ostern in Paris wieder beginnen. England ist zu weiterem Entgegenkommen bereit; es bemüht sich seit dem letzten Abschnitt der Lausanner Besprechungen, die Spitze des türkischen Vorgehens gegen Frankreich zu richten, und die Türken kommen ihm dabei entgegen. Die Einwendungen, die sie in Angora erhoben, betreffen vor allem die Kapitulationen.

Was hofft England damit zu erreichen? Frankreich wird sich schwerlich noch jetzt, wo es am Rhein im vollen Handeln ist, durch Druck auf seine Stellungen im Orient ablenken lassen. Im Gegenteil hat es den Anschein, als wenn es durch seine Rührigkeit selbst im Bereich der durch die türkische Erhebung entfachten Bewegung Rückschläge, die es anfangs erlitt, schon wieder wett machte. Die Staaten des kleinen Verbandes waren, als sich die Türken wieder Konstantinopels bemächtigten, unsicher geworden, ob sie sich mit Frankreich gegen Deutschland oder mit England gegen die Türken kehren sollten. Leitet sie nicht heute doch wieder Frankreich? Der ins Stocken geratene Ausbau des kleinen Verbandes ist daraufhin wieder aufgenommen worden. Bulgarien erhielt für seine Annäherung an ihn eine Ermäßigung seiner Kriegsschulden auf ungefähr den vierten Teil. In Griechenland scheint die Ausrufung der Republik in Vorbereitung. Ungarn dreht sich entschiedener nach Paris hin. Deutschösterreich hat seine Anleihe und hat sich wie mit den Tschechen, so nun auch mit den Jugoslawen verständigt. Überall macht Herr Seipel persönlich den Unterhändler.

Welche Absichten dürfen wir unter diesen Umständen in die plänkelnde diplomatische Tätigkeit der Russen ihr ganzes Randstaatengebiet entlang hineinlegen? Sie haben die Memelfrage, die ostgalizische Frage, den neuen Streit der Polen und Litauer aufgegriffen, aber nur Einsprüche erhoben, Ansprüche angemeldet. Sie fühlen vor, sie warten ab, was in Europa wird, zuletzt hängt es doch vom Verlaufe der Dinge an der Ruhr ab. Die Verantwortung liegt wieder bei dem Volk, das den Beruf der Führerschaft Mitteleuropas hat. Möge sie von uns empfunden und getragen werden!

Pertinacior.

Prof. Dr. G. Francke: Die Großmächte in Ostasien 1894—1914. Hamburger Forschungen, Bd. 10. Braunschweig, Georg Westermann.

Von der Mächtegruppierung der Großmächte in Ostasien um 1894, mit der damals noch von ostasiatischen Besitzungen unbeschwerten Stellung Deutschlands und Amerikas leitet die Darstellung zur sogenannten Sphärenpolitik bis 1900 über, in deren Verlauf sich England von der Isolierung befreit, die eigene ostasiatische Bündnispolitik betreibt und die Einkreisung Deutschlands anbahnt, das sich seinen weltweiten Zielen nicht willig erweist und doch auch keine Gegenzüge finden kann. Wie die Hebel zu diesem Umschwung immer wieder von Ostasien aus angesetzt wurden und von dort aus auf Europa wirkten, wo man das unheimliche Machtspiel der drei Inselreiche unbehaglich fühlte, aber nicht verstand — das, im Zusammenhang, und zwar auch im Licht aller wichtigen russischen, chinesischen und japanischen Quellen einmal ausgebreitet zu haben, ist Franckes große Leistung. Nur eine überlegene Kenntnis nicht nur der Akten und Bücher, sondern auch vieler der handelnden Menschen befähigt ihn dazu.

Das Werk ist ein Lehrbuch angewandter Staatskunst geworden, auch heute noch von größter aktueller politischer Bedeutung: denn alle diese Hebel wirken noch fort — durcheinandergeworfen ist ja nur der kleine europäische Teil des Riesenapparates.

War es zwischen 1894 und 1914, an der Jahrhundertwende, als die Bewegung zur politischen Umstellung der Welt von einem vorwiegend atlantischen zu einem pazifisch mitbestimmten Zeitalter sich mit immer wachsender Beschleunigung vollzog, möglich, die großen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

germanischen Völker mit dem fremdartigen, aber wie sie hochgezüchteten japanischen Inselrassenvolk des Fernen Ostens zu gleichsinnigem politischen Handeln zu bringen? Oder war der Kontinentalblock der alten Welt von Deutschland über Rußland nach China oder Japan durchführbar gewesen — bei dem Charakter Nikolais II. und seiner Ratgeber — auch wenn wir Deutschen seine Zukunftsbedeutung so klar erkannt hätten, wie einige weitsichtige Japaner und der Amerikaner Brooks-Adams z. B. schon 1890 in seinem wirtschaftspolitischen Programmbuch „The New Empire"? Oder war es wirklich unentrinnbares Verhängnis, daß wir zwischen diesen beiden Rettungsmöglichkeiten hindurch im Zickzackkurs ins Verhängnis steuern mußten, wie wir es getan haben, vor allem durch den von Holstein beratenen Bülow und den Zweifler Bethmann? Daß die Staaten des „Inneren Halbmonds" der Alten Welt, wie sie 1904 Mackinder zeichnete, also Mitteleuropa, der Nahe Osten, Indien und China dem Schicksal aller Halbheit verfielen; nämlich, daß sie zwischen den großen Inselreichen, den „See-Nomaden" und dem von Mackinder als geographische „Achse der Geschichte" aufgezeigten großen zentralen Steppenstaat wieder einmal hin- und hergezerrt werden, bis ein neues Wirtschaftszentrum zwischen Pazifik und Atlantik aus dem Wirbel ersteht und neue Handels- und Verkehrswege vorschreibt, neue Kraftlinien der Macht um den Planeten webt?

Auf diese letzten geopolitischen Fragen unserer Zeit sucht einmal jemand von der Seite aus, von der sich ihr Knoten entwirren läßt, wie er von dort aus geschürzt wurde, von Ostasien her Antwort. O. Francke, einer der wenigen Wissenden, legt sie in diesem Bande voll erlesener Diplomatica vor uns. Seine Offenbarungen sind nebenbei zermalmend für einige unserer Ämter, die aus ihren Akten und Notizbüchern die Welt regieren zu können glaubten, die sich doch nur lenken läßt von Männern der Tat, von solchen, die rund um den Erdball durch eigene Anschauung ihr Weltbild erworben haben, und sich nicht begnügen mit einem in Aktenstall oder Arbeitersekretariat von einer internationalen Laterna magica zweckvoll vorgespiegelten! Ist es heute besser geworden? Kleinräumiges Erdanschauen neben kosmopolitischem Träumen, schon immer unser Fluch, ist heute verbreiteter als je bei der Mehrzahl. Sonst müßte ein solches Buch mit seinem scharfen überseeischen Luftzug viele Spinnweben aus Ämtern fegen, und damit auch die Spinnen, die darinnen sitzen. . . . Aber diese Wirkung wird es leider nicht haben, dazu ist es zu maßvoll und verhalten, zu edel im Ton. Es zeichnet wohl unsühnbare Schuld, aber es malt sie nicht aus in jenen derben Farben, mit denen unsere Zeit ihre Armseligkeit überkleckst. So wird es vielleicht zu wenig wirken in unseren Tagen, in denen hochtönende Worte einander überschreien, und doch nicht das fremde Waffengerassel auf dem Heimatboden übertäuben können. Daß Francke als Verkünder lehrreicher Wahrheit — als sinologischer Gelehrter wie als ostasienkundiger Staatsmann dazu gleich berufen — vielleicht zu still und vornehm, zu wenig aufdringlich mit ihr auftritt, das ist der einzige Vorwurf, der ihm etwa zu machen wäre, und diesen mag er lächelnd tragen! Wer die Geschichte von 1894 bis 1914 nicht nur, sondern auch die in ihr vorausgespiegelte bis 1924 verstehend mitleben will, muß ja doch zu seinem Buche greifen!

K. Haushofer.

Die Geschichte der Krupp-Werke. Von Gustav Koepper. Leipzig 1922, Historia-Verlag Paul Schraepler.

Eine lebensvolle Darstellung, die so recht zeigt, wieviel unendliche Hindernisse und wieviel Rückschläge tüchtige, treue und zähe Pflichterfüllung in nahezu 4 Jahrzehnten überwinden mußte, bis nach der Krisis von 1848 der Aufstieg beginnen konnte. Unsere Zeit steht zu sehr unter dem Eindruck der Masse, ihrer Bedeutung und ihrer Notwendigkeiten. Darum ist es gut, einmal an Hand eines solchen Büchleins zu sehen, daß es der Weitblick, der Fleiß und der entsagungsvolle Wille einzelner gewesen ist, die der Masse in unseren Industrieständen erst Arbeitsgelegenheit und Lebensmöglichkeit geschaffen haben. Auch dem im praktischen Wirtschaftsleben stehenden Leser wird die kleine Schrift angeregte Stunden bereiten.

Werner Genzmer.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Weber, Berlin. — Alfred von Wegerer, Berlin. — Dr. Stanislaus von Uzarski, Danzig. — Ina Seidel, Eberswalde. — Dr. Paul Fechter, Berlin. — Legationsrat Dr. O. E. von Wesendonk, Tiflis. — Landgerichtsrat a. D. Dr Eugen Meyer, Berlin.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Geiste der Völker

Das „ewige Frankreich"

„Wir verabscheuen die Gewalt, und wir verdammen sie, wenn sie im Namen der Ordnung und der sozialen Prinzipien gepredigt wird."

Aus einer Ansprache des Präsidenten der französischen Republik, Millerand, am 22. Februar 1923.

Es gab in Deutschland während und nach dem Kriege trotz der Dokumente über die Behandlung deutscher Kriegsgefangener in Frankreich Ideologen, die uns wieder und wieder verkündeten, wenn der Kampflärm vorüber sei, würden wir die Stimme des „ewigen Frankreich" wieder vernehmen, des Frankreich der großen Namen, die auch uns teuer sind, und die wir aus der Geschichte des menschlichen Geistes uns nicht hinwegdenken können.

Nun — auch wir waren bereit, diese Stimme zu hören und ihr zu antworten. Auch wir meinten, in Frankreich würde die Sehnsucht nach einer besseren und reineren Ordnung der Welt auf den Wahnsinn der Jahre des Mordes und Irrsinns durchbrechen. Wir haben sorgfältig jede Äußerung dieser Art von drüben beachtet und verzeichnet, selbst wenn wir wußten, daß Männer wie Demartial, Barbusse, Rolland, Anatole France und wenige andere nicht für Frankreich, sondern für sich allein sprachen.

Wir waren bereit, uns mit den — schwächeren — Nachfahren der Rabelais, Voltaire, Rousseau, Balzac, Flaubert, Taine, Stendhal über die großen Fragen der Menschheit zu unterhalten und mit ihnen auf einer Ebene zusammenzutreffen, an welche die trüben Wogen eines geistig unfreien Nationalismus nicht heranreichen.

Das „ewige Frankreich", von dem deutsche Ideologen träumen, ist tot oder erstarrt. Wir hören und hörten als die berufenen Sprecher des wahren Frankreich die Poincaré, Millerand, Clémenceau, Tardieu, Le Rond, Degoutte, Tirard und den albernen Barrès.

Für geistige Menschen ist eine Unterhaltung mit diesen Vertretern nicht möglich.

Der Irrtum ist gewichen: das „ewige Frankreich" ist nicht das Land großer und freier Denker und Schriftsteller kristallheller Klarheit und beschwingter Menschlichkeit — es ist das Frankreich des Rechtsbrechers Louis XIV., des Mordbrenners Mélac und des Henkerknechts Dandamme.

Das Frankreich, für das wir nur Haß, glühenden, fressenden Haß bis zum Tage unserer Befreiung, dann nur abgrundtiefe Verachtung, bis es sich selbst gereinigt hat, empfinden können. Denn jeder einzelne Franzose ist verantwortlich für das, was seine Soldaten tun.

Dieses Frankreich ist der Mörder des heiligen Rechtsbegriffs, seine Waffen sind Mord, Gewalttat, Schändung, Lüge, gemeiner Hohn gegen Wehrlose, Unterdrückung der freien Meinung, wie sie das Rußland der Zaren nicht kannte.

Man mag es bedauern im Sinne höherer Aufgaben, sich mit den Ausdünstungen dieses Frankreich beschäftigen zu müssen: die äußere und innere Not unserer gemarterten Volksgenossen am Rhein, an der Saar und an der Ruhr schreit seit Jahren gen Himmel! Seit Jahren leiden sie unter dem furchtbaren seelischen Druck der Fremdherrschaft mitten im Frieden, sind weder ihres Lebens noch ihres Eigentums sicher und sind ständig in dem allen Kulturvölkern heiligen Recht des eigenen Hauses und Familienkreises bedroht. Man mag — noch einmal sei es gesagt — bedauern, sich mit den französisch-belgischen Verbrechen im Rahmen der „Deutschen Rundschau" befassen zu müssen, für deren Kennzeichnung der bei uns zugelassene Wortschatz nicht ausreicht. Aber man vergesse nicht, daß es sich nur um notwendige Antworten auf den französisch-belgischen Geist handelt, und daß nicht wir diese Tatsachen geschaffen haben, an denen nur Ehrlose vorübergehen, um sich den angenehmen oder ernsten Beschäftigungen ihres Tages hinzugeben.

Wir werden nicht aufhören, die Taten dieses Frankreich und seiner Reitpeitschenoffiziere, deren persönlicher Mut sie ihr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachtquartier im Kampfwagen an der Ruhr suchen heißt, aufzuzeigen, bis man begriffen hat, daß es sich bei diesen unerhörten Gemeinheiten nicht um Entgleisungen wilder Soldateska, sondern um Äußerungen des wahren Charakters der zum Untergang verurteilten französischen Rasse handelt.

Alle diese Fälle können im Gegensatz zu den Märchen von den anonymen „deutschen Greueln" von jedem, der sich der Wahrheit verpflichtet fühlt, nachgeprüft werden *).

Alle Untaten sind begangen gegen Wehrlose, gegen Frauen und Kinder, gegen Menschen, die ihrem Eid und ihrem Vaterlande die Treue hielten, Eigenschaften, die sonst auch der niedrigste Gegner zu achten pflegt.

Am 16. Februar wurde die berufslose Josefine M. auf Essen-Dellwiger Gebiet, in der Nähe der Kanalbrücke, unter Waffenbedrohung von sechs französischen (weißen) Marinesoldaten vergewaltigt.

In Jünkerath wurde der Lokomotivputzer Elfgen in Ausübung seines Dienstes von einem Belgier ohne jeden Grund erschossen.

In Bischofsheim wurde der Oberbahnmeister Bückert am 12. Februar zu Tode mißhandelt.

In Mainz wurde der 73jährige Wächter Embach grundlos erschossen.

Am 2. Februar wurde der Schuhmacher Stockhorst in Essen von Belgiern in der Straßenbahn erschossen.

In Brechten erschoß ein französischer Posten den Bergmann und Schuldiener Haumann.

In Wiesbaden wurde der Kohlenhändler Schwiebinger von Spahis erschossen.

Das sind einige wenige Fälle aus der furchtbaren Mordchronik der letzten 6 Wochen. Die Zahl viehisch roher Mißhandlungen von Frauen, Schulknaben, Beamten, Arbeitern, Polizisten, Reisenden ist Legion — fast immer unter Duldung, Anwesenheit und zum Teil Anstiftung französisch-belgischer Offiziere.

Dazu kommen die Einbrüche und Diebstähle der Offiziere und Soldaten, die Komödie der Kriegs„gerichte" und die Ausweisungen von Tausenden, die in der rohesten Form durchgeführt wurden.

In Recklinghausen wurde der Eisenbahningenieur Momberg zur Herausgabe der Werkzeuge aufgefordert. Als er sich weigerte, zog der französische Offizier seine Pistole, richtete sie aus nächster Nähe auf den Kopf Mombergs, zählte bis drei und schoß dann dicht neben dem Kopf seines Opfers in die Luft!

In Gelsenkirchen wurde am 17. Februar das Waisenhaus besetzt, die Schwestern und Kinder unter Mißhandlungen, notdürftig bekleidet, in den fußtiefen Schnee der Straße getrieben.

Der Gemüsehändler Borkenstein in Recklinghausen geriet am 8. Februar ahnungslos zwischen sich gegenseitig in ihrer Aufregung beschießende französische Patrouillen, welche die „Strafexpedition" gegen die Stadt durchführten. Der Franzosengeneral Laignelot ließ Borkenstein persönlich verhaften. Dieser wurde dann von 20 bis 30 Offizieren und Soldaten in viehischer Weise durch Kolbenschläge und Fußtritte ins Gesicht und auf den Kopf mißhandelt.

Wir haben nur wenige Fälle hier verzeichnet, weil die Aufzählung des gesamten Materials das ganze Heft füllen würde. Seitdem sind zu den Rachezügen gegen Essen, Bochum, Gelsenkirchen, Recklinghausen die Bluttaten von Buer hinzugekommen, wo am 12. März zwei Polizeibeamte, die Wachtmeister Mohr und Krause, unter Leitung französischer Offiziere auf dem Hofe des Lyzeums totgeschlagen worden sind. Die Herausgabe weiterer Leichen verweigern die Franzosen, weil sie Spuren entsetzlichster Mißhandlungen tragen.

Alle diese Fälle (bis zum 23. Februar im Einbruchsgebiet: 9 Morde, darunter 1 Kind, 13 schwere Verletzungen, 270 Verhaftungen, 395 Ausweisungen usw. usw.; seit dem 23. Februar ist die Zahl, auch der Morde, lawinenhaft angewachsen) stellen wir vor der Welt unter Beweis, wie wir die in den ersten Jahren der Besetzung begangenen 65 Morde, 65 Mißhandlungen und Überfälle und 170 Sittlichkeitsverbrechen der Besatzungstruppen mit beschworenen Aussagen erhärten (Denkschrift des Reichsministeriums des Innern).

In keinem aller Fälle ist ausreichende Genugtuung gegeben, in den meisten überhaupt keine Antwort. Doch einmal wurde eine Antwort erteilt. Sie spricht für sich selbst.

Ende Januar wurden in Trier zwei katholische Geistliche von Spahis mit Säbeln geschlagen. Dem Bischof von Trier antwortete der französische Delegierte auf seine Beschwerde:

„Ihr Schreiben ist mir ein wertvolles Dokument für die wahrhaft vornehme Mäßigung, mit der meine Elitetruppen bei den letzten Vorfällen vorgegangen sind."

Quel sale métier!

Und was sagen dazu die Völker, die für das „Recht" gegen Deutschland ins Feld zogen, und den „Frieden" von Versailles erzwangen und unterzeichneten? Ein Tor wartet auf Antwort. Ringwald.

*) Wir entnehmen einen Teil der Fälle der Broschüre „50 Tage Schreckensregiment an der Ruhr und am Rhein". Mit einem Vorwort von Oberbürgermeister Hamm, Recklinghausen. Berlin 1923, Zentralverlag.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. März zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altenberg. — Dante. Eine Folge von Sonetten. Von Paul Altenberg. 26 S. Ludwigsburg 1922, Chronos-Verlag.

Arnim. — Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott von Arnim von Arnim. Mit 4 farbigen Vollbildern und 17 Textzeichnungen von Karl Harmos. 47 S. Wien 1922, Herz-Verlag.

Auler. — Sieben Waldmärchen von Ellen Auler. Buchschmuck von der Verfasserin, Handscherenschnitte von Ilse Auler. 64 S. Düsseldorf, Max J. Pflaum-Fuchsbau.

Bahr. — Sendung des Künstlers. Von Hermann Bahr. 203 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Bender. — Die Kunst Ferdinand Hodlers. Von Ewald Bender. 1. Band. Mit 279 Bildern im Text. Zürich 1923, Rascher & Cie. (Gbd. GZ. 30.)

Beyer. — Die unendliche Landschaft. Über religiöse Naturmalerei und ihre Meister. Von Oskar Beyer. (4°.) 48 S. mit 34 Bildtafeln. Berlin, Furche-Verlag.

Bleibtreu. — Shakespeares Geheimnis. Von Karl Bleibtreu. 159 S. Bern 1923, Ernst Bircher. (Fr. 3,50.)

Bodelschwingh. — Friedrich von Bodelschwingh. Leben und Lebenswerk, dargestellt von seinem Sohne Gustav von Bodelschwingh. 486 S. Berlin 1923, Furche-Verlag.

Brentano. — Die Schachtel mit der Friedenspuppe. Von Clemens Brentano. Mit Originallithographien von Julius Zimpel. 67 S. Wien 1922, Ed. Strache.

Brey. — Joseph Ben David, der Getreue. Biblische Erzählung aus der Zeit Christi von Henriette Brey. 180 S. Köln, J. P. Bachem.

Christmas. — Schiffskameraden. Von Walter Christmas. 265 S. (Raschers Jugendbücher.) Zürich 1923, Rascher & Cie. (GZ. geh. 5, geb. 7,50.)

Dahlmann. — Japans älteste Beziehungen zum Westen 1542—1614, in zeitgenössischen Denkmälern seiner Kunst. Von Joseph Dahlmann S. J. 72 S. (Ergänzungsheft zu den Stimmen der Zeit, 1. Reihe, Heft 9.) Freiburg 1923, Herder & Co. (GZ. 3,—.)

Deutsche Dichtung, in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben. Eine Geschichte der deutschen Literatur. 1. Teil: Dichtung des Mittelalters von Dr. A. Kahle. 370 S. 2. Teil: Vom Humanismus bis zu Goethes Tod. Von Dr. Fr. Kortz. 260 S. 3. Teil: Von der Romantik bis zur Gegenwart. Von Dr. F. Faßbinder. 600 S. Freiburg 1923, Herder & Co. (GZ. 17,50.)

Dickens. — Das Heimchen am Herd. Ein Hausmärchen von Charles Dickens. Mit 9 ganzseitigen Zeichnungen und reichem Buchschmuck von Bartholomäus Stefferl. 120 S. Wien 1923, Herz-Verlag.

Dominik. — Im Wunderland der Technik: Meisterstücke und neue Errungenschaften, die unsere Jugend kennen sollte. Von Hans Dominik. 365 S. Mit 182 Abbildungen. (Bongs Jugend-Bücherei.) Berlin 1923, Rich. Bong.

Duhamel. — Der Besitz der Welt. Von Georges Duhamel. 220 S. Zürich 1922, Rascher & Cie. (GZ. geh. 4, geb. 6,50.)

Elster. — Helmuth von Moltke. Ein Lebensbild nach seinen Briefen in Tagebüchern. Herausgegeben von Hanns Martin Elster. 380 S. Mit 16 Bildtafeln und einem Faksimile. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder.

Engel. — Die verirrte Magd. Roman von Georg Engel. 377 S. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Escherich. — Quer durch den Urwald von Kamerun. Von Georg Escherich. 293 S. mit 38 Abbild. u. Kartenskizzen auf Tafeln. Berlin 1923, Georg Stilke.

Fischer. — Gedichte von Johann Georg Fischer Ausgewählt und eingeleitet von Ernst Lissauer. 214 S. Stuttgart 1923, J. G. Cotta.

Fulda. — Die Geliebte. Komödie in drei Aufzügen von Ludwig Fulda. 99 S. Stuttgart 1923, J. G. Cotta.

Furche-Almanach. Ein Verlagsbüchlein mit bisher meist unbekannten Beiträgen und Bildern für das Jahr. 97 S. Berlin, Furche-Verlag.

Grau. — Die Diktaturgewalt des Reichspräsidenten und der Landesregierungen auf Grund des Artikels 48 der Reichsverfassung. Von Dr. jur. Richard Grau. (Öffentlich-rechtliche Abhandlungen. 5. Heft.) 172 S. Berlin 1922, Otto Liebmann. (GZ. 2,75.)

Grossek. — Das Leben. 33 Scherenschnitte von Melchior Grossek. Mit Gedanken von Georg Timpe. Lang 4°. Freiburg i. Br. 1923, Herder & Co. (Kart. GZ. 11,—.)

Ghsae. — Die Schwestern Hellwege. Roman von Otto Ghsae. 276 S. Volksverband der Bücherfreunde, Berlin 1923, Wegweiser-Verlag.

Haindl. — Der Bahnwärterbub. Meine Jugendgeschichte. Von Johann Haindl. 134 S. Freiburg i. Br. 1923. Herder & Co. (GZ. gbd. 2,70.).

Hartung. — Das Großherzogtum Sachsen unter der Regierung Carl Augusts 1775—1828. Bearbeitet von Fritz Hartung. 487 S. Weimar 1923, Hermann Böhlaus Nachf.

Hesse. — Das Ruhrrevier in der deutschen Dichtung. Herausgegeben und eingeleitet von Dr. O. E. Hesse. Berlin 1923, Zentral-Verlag.

Hessen. — Die philosophischen Strömungen der Gegenwart. Von Dr. theol. et phil. Johannes Hessen. 118 S. (Sammlung Kösel.) Kempten 1923, J. Kösel & Fr. Pustet.

Jerusalem. — Einleitung in die Philosophie. Von Wilhelm Jerusalem. 9. u. 10. Auflage. 370 S. Mit Bildnis des Verfassers. Wien 1923, Wilhelm Braumüller.

Kaufmann. — Auf den Pfaden nazarenischer und romantischer Kunst. Was meine Bilder erzählen. Von Dr. Paul Kaufmann. 96 S. Mit zahlreichen Abbild. Berlin 1922, Georg Stilke.

Keppler. — Aus Kunst und Leben. Von Dr. Paul Wilhelm von Keppler (Bischof von Rottenburg). 380 S. Mit 6 Tafeln u. 145 Abbild. (6.—8. Aufl.) Freiburg i. Br. 1923, Herder & Co. (GZ. 20,—, gbd. 22,50.)

Klotz. — Vom Nil zum Kap. Reisebilder aus Afrika. Von Dr. Petrus Klotz O. S. B. 152 S. Mit 24 Bildern u. 1 Karte. Freiburg 1923, Herder & Co. (GZ. gbd. 5,50.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der belgisch-französische Eisenbahnkonflikt und die großen Mächte 1868/69

Ein Beitrag zur Vorgeschichte des Krieges von 1870/71
Mit Benutzung unveröffentlichten Materials

von

Kurt Rheindorf

Die Schaffung Belgiens ist ein Denkmal des alten englisch-französischen Gegensatzes. In dem neuen Staate, dessen Namen aus den ältesten Zeiten ausgegraben wurde, verwirklichte sich ein englisches Ideal. Schon längst war an der Themse der Wunsch gehegt worden, durch Schaffung eines intermediären Staatengürtels dem unruhigen Nachbarn jenseits des Kanals die Kandaren anzulegen. Für England war es „von höchster Bedeutung, daß die ganze Küste von Ostende bis zur Nordsee im Besitz blühender Gemeinwesen bleibt, von deren Ehrgeiz, Freiheit und Unabhängigkeit weder England, noch ein anderer Staat bedroht werden kann“ [1]). Es bedurfte keiner großen Prophetengabe, um vorauszusagen, daß Frankreich alles daran setzen würde, um die Nachfolgerin des alten Barrieretraktates in die Hand zu bekommen. Allen Bemühungen dieser Art war indessen kein Erfolg beschieden. Weder die Versuche einer Einverleibung Luxemburgs, die Frankreich als Konzession für die Errichtung Belgiens verlangte, noch die Zollunionspläne des Bürgerkönigs kamen dem Ziel nahe. Die Abweisung französischer Rheingelüste (1840) bewahrte auch Belgien vor einer Annexion. Der aufsteigende Stern des dritten Napoleon deutete für das Patenkind Europas neue Gefahren an. Für den Usurpator war Belgien eine „künstliche Schöpfung, die gegen Frankreichs Größe aufgerichtet ist und kein Recht auf irgendwelche Unverletzlichkeit hat“ [2]). Die Rücksicht auf den Verbündeten des Krimkrieges, auf England, zwangen zwar zur Zurückhaltung, bildeten jedoch kein unüberwindliches Hindernis. Als Bismarck die Führung der preußischen Staatsgeschäfte übernommen hatte, glaubte der Kaiser den geeigneten Partner für seine Annexionspläne gefunden zu haben. Aber weder Nikolsburg, noch der geplante Erwerb Luxemburgs führte die Franzosen nach Brüssel. Alle Hoffnungen auf den preußischen Ministerpräsidenten waren leerer Wahn. Wenn Bismarck scheinbar auf den von Benedetti vorgebrachten Bündnisantrag vom 20. August 1866 einging, der für Frankreich die preußische Hilfe bei einer Okkupation Belgiens vorsah, so unterschätzte er die Bedeutung eines französischen Belgien nicht. Dagegen war die von der Pariser Diplomatie so ängstlich beobachtete Mainlinie ein Schreckgespenst für Kinder. Ein französisches Belgien rückte die „natürliche Grenze Frankreichs“ in

[1]) Moneypenny-Buckle, The life of Benjamin Disraeli (London 1910 ff.) V, S. 127 f.
[2]) E. Ollivier, L'empire libéral (Paris 1895 ff.) III, S. 101. Über die belgische Neutralität zusammenfassend E. v. Reventlow, Zur Vorgeschichte des Weltkrieges (Berlin 1919) S. 157 ff.; A. Schulte, Von der Neutralität Belgiens (Bonn 1915); K. Hampe, Aus Belgiens Vergangenheit und Gegenwart (Leipzig und Berlin 1915); E. Descamps, La neutralité de la Belgique (Brüssel-Paris 1902) u. a.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drohende Nähe, war die letzte Etappe auf dem Wege zur Verwirklichung der Politik Richelieus und Ludwigs XIV.

Die im Innern sich stetig vermehrende Unzufriedenheit mit der Regierung zwang Napoleon zu einer außenpolitischen Tätigkeit, deren erwartete Erfolge die kaiserlichen Gegner aus dem Felde schlagen und gleichzeitig den deutschen Einigungsversuchen den Boden entziehen sollten. Aufs neue richtete sich sein Blick auf Belgien. „Es ist klar," schrieb er an den Rand des erwähnten Benedettischen Vertragsentwurfes, „daß die Ausbreitung der preußischen Vorherrschaft in Deutschland jenseits des Main für uns eine natürliche, beinahe zwingende Gelegenheit sein muß, um uns zum Meister Belgiens zu machen [3])." Marschall Niels Heeresreform, die ihre Spitze gegen Preußen richtete, bereitete auch den Unterbau zu einer Annexion Belgiens vor. Hatte der Umweg über Luxemburg (1867) schließlich in eine Sackgasse gemündet, so griff Napoleon im nächsten Jahre unverzagt zu einem andern Mittel. Analog dem Zollverein in Deutschland beabsichtigte er in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten und eine gleiche Einrichtung für Frankreich mit Luxemburg, Belgien, unter Umständen sogar mit Holland und der Schweiz zu schaffen. In geheimer Mission erschien Prinz Jérome Napoleon im März 1868 in Berlin, um Bismarcks Ansicht zu den Plänen seines Vetters zu hören, kehrte aber „ohne eine neue Provinz in der Tasche zu haben", nach Hause zurück. Bald darauf ließ das Londoner Auswärtige Amt eine vertrauliche Note in Paris überreichen, die warnend darauf hinwies, die Absichten des Kaisers ständen mit der 1839 festgesetzten Neutralität Belgiens nicht im Einklang. Der von Bismarck in Tätigkeit gesetzte englische Abwehrdienst tat seine Schuldigkeit. Die Tuilerienpolitik nahm, vorläufig anderweitig beschäftigt, von ihren Plänen Abstand [4]).

Die Erfolglosigkeit der französischen Diplomatie in der orientalischen und deutschen Frage während des Sommers 1868 und der schleppende Gang der Bündnisverhandlungen mit Österreich und Italien riefen die belgischen Aspirationen Napoleons ins Leben zurück. Es war dieselbe Taktik, die Palmerston schon 1831 bei dem französischen Verlangen nach Luxemburg charakterisiert hatte: „Die Regierungen in Frankreich haben einen sonderbaren Hang; wenn sie von ihren inneren Schwierigkeiten geplagt werden, bilden sie sich ein, daß man ihnen, um sie aufrecht zu erhalten, gestatten müsse, sich in einem äußeren Erfolge eine Stütze zu verschaffen und wäre es auch um den Preis einer ungerechten, unverständigen und vertragswidrigen Tat [5])." Um dem neuen Angriff auf Belgien jeden offiziellen Anstrich zu nehmen, schob Napoleon Strohmänner vor, eine pénétration pacifique in die Wege zu leiten. In harmloser Weise bemühte sich die französische Ostbahngesellschaft unter geheimer kaiserlicher Rückendeckung, von der in finanziellen Schwierigkeiten befindlichen Grand Luxembourg- und der Guillaume-Luxembourg-Compagnie strategisch wichtige belgische und holländische Eisenbahnlinien aufzukaufen. Der Kaufpreis von 5 450 000 Fr. sollte nach dem kaiserlichen Versprechen von der französischen Regierung getragen werden. Am 8. Dezember 1868 wurde der provisorische Vertrag abgeschlossen [6]). Kaum war die Nachricht in die Öffentlichkeit gedrungen, da loderte der seit 1866 lebendige Argwohn der Belgier gegen Frankreich zu hellen Flammen auf. Man gedachte früherer napoleonischer Expektorationen, in denen es hieß: „Eine unwiderstehliche Macht . . . zwingt die Völker, sich zu großen Körpern zusammenzuballen und die Staaten zweiten Ranges verschwinden zu lassen. . . . Die kaiserliche

[3]) P. Dirr, Bismarck und Belgien (1915) S. 17.
[4]) H. von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. (München und Leipzig 1894) VII, S. 82 f.
[5]) G. Rothan, L'affaire de Luxembourg (Paris 1882) S. 115.
[6]) Sybel VII, S. 83; Ollivier XI, S. 363 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Regierung . . . hat die Annexionen erkannt, die von einer absoluten Notwendigkeit befohlen werden [7])." Die „Affaire de Luxembourg" stand noch in frischester Erinnerung. Eine sofort durch den Deputierten van Overloop in der Kammer eingebrachte Interpellation gab dem belgischen Minister der öffentlichen Arbeiten, Jamar, Gelegenheit, am 17. Dezember die Ansicht der Regierung öffentlich kundzutun: die Regierung habe ihre eventuelle Haltung genau geprüft und sei zu dem Resultat gekommen, daß „für die von der Grand Luxembourg geplanten Aktion die Genehmigung der Regierung notwendig ist" [8]). Gestützt auf den Artikel 12 des provisorischen Vertrages, der die Zustimmung der französischen und belgischen Regierung „en tant que de besoin" vorsah, konnte Belgien zu Gegenmaßnahmen schreiten. Jamar schloß mit den Worten: „Die Regierung ist entschlossen, diese Genehmigung zu verweigern, und ich kann der Kammer die Versicherung geben, daß diese Abtretung niemals vollzogen werden wird." Im Auftrage seines Kabinetts bekräftigte der belgische Vertreter in Paris, Baron Beyens, bei der Ostbahngesellschaft die Kundgebung Jamars. Erfolg war ihm nicht beschieden, denn am 9. Januar 1869 ratifizierte die Aktionärversammlung der Ostbahn den Vertrag vom 8. Dezember, am 31. Januar wurde die Konvention endgültig unterzeichnet. Die Welt wurde von Anfang an nicht im unklaren gelassen, daß der Eisenbahnhandel eine verschleierte Annexion bedeutete. In allzu großem Eifer deckte die offizielle Presse Frankreichs das Komplott auf. So schrieb der „Pays" anläßlich des Todes des belgischen Thronfolgers (23. Januar 1869), Frankreich müsse nunmehr zur Okkupation Belgiens schreiten, da dort kein Thronerbe mehr sei. Die Thronrede Napoleons am 18. Januar, in der er u. a. sagte: „Die militärischen Hilfsmittel sind in Zukunft auf der Höhe ihrer Bestimmung in der Welt", gestattete die weitgehendsten Vermutungen. Im Haag sollte sich Frankreich nach einem Bericht des russischen Gesandten in einer Weise ausgesprochen haben, „die fast außer Zweifel läßt, daß man mit der belgischen Eisenbahnsache nicht bloß merkantile und kommerzielle Zwecke verfolgt" [9]). Damals erinnerte Emile Girardin an das Wort Napoleons I.: „Frankreich ohne die Rheindepartements, ohne Belgien, ohne Antwerpen, ohne Ostende wäre nichts", und fügte hinzu: „Wenn für Europa ein Blutbad nötig ist, so muß man es bereiten."

Die Antwort der belgischen Regierung ließ nicht lange auf sich warten. Am 6. Februar brachte der Ministerpräsident Frère Orban in der Kammer einen Gesetzentwurf ein, der nicht nur eine förmliche Abtretung belgischer Eisenbahnen an ausländische Gesellschaften, sondern auch die Beteiligung nichtbelgischen Kapitals von der staatlichen Genehmigung abhängig machte. Wohlerworbene Rechte wurden bei einer Verletzung des neuen Gesetzes annulliert; in diesem Fall übernahm das Ministerium der öffentlichen Arbeiten die Verwaltung der in Betracht kommenden Bahnlinien. Ohne weitere Debatten stimmten Kammer (am 13. Februar) und Senat (am 20. Februar) dem Entwurf zu; am 23. Februar erhielt er Gesetzeskraft [10]). Schon einmal, so erklärte Frère Orban in der Kammer, sei die Genehmigung verweigert worden, als die Nordbahngesellschaft die Strecke von Mons nach Malages erwerben wollte, ohne daß die französische Regierung darin eine unfreundliche Haltung erblickt habe. Gleichwohl betrachtete man in Frankreich das Brüsseler Vorgehen als eine Störung der freundlichen Beziehung zwischen beiden Staaten. Aber der Zorn der öffentlichen Meinung Frankreichs richtete sich entsprechend der ganzen politischen Einstellung des Volkes gegen — Bismarck, der hinter den Belgiern stehen sollte.

[7]) Zirkulardepesche Napoleons vom 16. IX. 1866, Ollivier VIII, S. 566 ff.
[8]) Descamps S. 392.
[9]) Reuß an Bismarck, Petersburg, 23. III. 69 (pr. Berlin, 27. III.).
[10]) Descamps S. 368.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denn ohne diese Rückendeckung, so orakelte man in Paris, würde Frère Orban kaum ein solches Maß an Energie aufgebracht haben. Entrüstet wies der belgische Ministerpräsident derartige beleidigende Behauptungen zurück. Trotzdem wiederholte der französische Außenminister La Valette seine Verdächtigungen dem belgischen Gesandten gegenüber. Vergeblich bemühte sich Frère Orban, dem Vertreter Napoleons klarzumachen, daß solche unberechtigten Äußerungen eine schwere Beleidigung eines befreundeten Staates darstellten [11]). Sein „parole d'honnête d'homme" und die „caution de loyauté" verfehlten La Guerronière gegenüber, der infolge kräftiger Handsalben ein fanatischer Verfechter der Pläne seines Kaisers war [12]), jeden Eindruck.

Gleich beim Aufrollen der Eisenbahnfrage hatte sich König Leopold voll Besorgnis an die Königin Viktoria gewandt, die ihm versichern ließ, daß „England nicht nur durch vertragsmäßige Verpflichtungen, sondern auch durch seine vitalsten Interessen gebunden sei, die Integrität, Unabhängigkeit und Neutralität Belgiens aufrechtzuerhalten". Ihren Außenminister forderte Viktoria auf, in Paris und Berlin keinerlei Zweifel über Englands Absichten zu lassen [13]). Der in seinem Rechtsgefühl gekränkte Außenminister Gladstone griff selbst zur Feder und stellte in einem Memorandum fest, daß Belgien unter dem „besonderen Schutz" Englands stehe [14]). Wenn er auch stets ein englisch-französisches Bündnis als sein Ideal betrachtet hatte, so gab er doch den Franzosen zu verstehen, daß ihr Vorgehen ganz dazu angetan sei, „den guten Beziehungen sowie der nützlichen und harmonischen Zusammenarbeit beider Länder ein Ende zu bereiten" [15]). Clarendon, dessen Franzosenfreundlichkeit dem Kaiser schon manche Unannehmlichkeit erspart hatte, ging in seiner Sprache nicht so weit. Unter Russell und Palmerston wäre der Draht zwischen London und Paris unter Umständen gerissen. Clarendon war vorsichtiger, er tadelte beide Kontrahenten. Belgien habe den Fehler gemacht, sich nicht von vornherein mit Paris in Verbindung zu setzen, sein Widerstand habe die Franzosen beleidigen müssen. Paris bekam zu hören, es habe einem unbestreitbaren Recht Belgiens eine feindliche Absicht untergeschoben und es mit der Verleumdung beleidigt, auf Antrieb eines fremden Staatsmannes zu handeln. Er könne nach eingehender Prüfung aller diplomatischen Noten auch nicht das geringste Anzeichen dafür finden, daß Bismarck irgendwo und irgendwann seine Hand im Spiele gehabt habe [16]). Clarendons Absicht war, die Franzosen zu beruhigen und ihnen jeden Konfliktsgrund mit Belgien und Preußen zu entziehen. Wußte er doch, daß Gladstone entschlossen war, unter das englisch-französische Liebesverhältnis einen Strich zu ziehen, falls Napoleon Belgien angriffe. Das bedeutete den Verlust der einzigen Stütze in Europa, die die Inselnation infolge ihrer No-intervention-Politik noch besaß. Eine Annäherung an Preußen konnte keinen Bestand haben wegen der guten Beziehungen, die sich gerade im letzten Jahre zwischen Berlin und Petersburg besonders eng gestaltet hatten [17]).

Von französischer Seite wurde nichts unversucht gelassen, um eine englisch-preußische Verständigung zu hintertreiben. Es kam den Annexionisten an der Seine gar nicht darauf an, zu den plumpsten Fälschungen zu greifen, um ihren Zweck zu

[11]) Ollivier XI, S. 373 ff.
[12]) Mitteilung Clarendons an Bernstorff im Mai 1870, vgl. K. Rheindorf, England und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 (Bonn 1923) Anlage Nr. 1.
[13]) Lord Lyons, A record of british diplomacy (London 1913) I, S. 211 f.
[14]) Morley, The life of Gladstone (London 1903) II, S. 14 f.
[15]) Lyons I, S. 212.
[16]) Ollivier XI, S. 379 f.
[17]) W. Platzhoff, Die Anfänge des Dreikaiserbundes (1867—1871), Preuß. Jbb. 1922, Juniheft S. 295.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erreichen. Am 22. Februar berichtete die „Indépendance", Bismarck habe durch Solms dem Kaiser ein Schreiben überreichen lassen, in dem er den Wunsch ausdrückte, Preußen und Frankreich sollten gemeinsame Maßregeln ergreifen, um das Festland von einem allzu großen Einfluß des englischen Handels zu befreien. Die Nachricht war so offenkundig gefälscht, daß es eines Dementi der „Neuen Preußischen Zeitung" (Nr. 48 vom 26. II. 69) gar nicht bedurft hätte. Clarendon hielt die napoleonische Taktik für äußerst kurzsichtig; der Tertius gaudens bei dem ganzen Streite sei doch nur Bismarck. „Ich glaube, nichts würde für Preußen angenehmer sein, als wenn das intime Verhältnis zwischen unsern beiden Ländern durch einen unrechtmäßigen Eingriff in das Recht anderer zerstört würde, was mit aller Macht zur Vergrößerung Preußens führt."

So leicht ließ sich Napoleon jedoch nicht von seinem Vorhaben abbringen. Gerade in den Tagen, als Frère Orbans Gesetzentwurf zur Annahme gelangte, fragte er bei Marschall Niel wegen der militärischen Vorbedingungen zu einem Feldzuge an; die Operationen würden sich unter Umständen gegen Belgien u n d Preußen zu richten haben. „Ich wünsche mein Land auf keinen Fall in einen Krieg hineinzutreiben, wenn nicht die öffentliche Meinung, die Vernunft und das Recht auf meiner Seite sind. Sollten jedoch die von mir nicht hervorgerufenen Verhältnisse sich günstig gestalten, dann werde ich auch nicht vor der Verantwortung zurückschrecken, die ich vor der Nachwelt auf mich lade [18])." Napoleon war zum Kampf entschlossen. Er vermeinte in der ihm von Belgien verabreichten „Ohrfeige" Bismarcksche Kraft zu spüren. Nach seiner Ansicht war es höchste Zeit, den Plänen des preußischen Staatsmannes entgegenzutreten, der, wie in Paris geglaubt wurde, auch hinter dem damals erwähnten spanischen Thronkandidaten, dem Prinzen von Hohenzollern, stand. Die Allianzverhandlungen mit Österreich, die schon eine Anfrage von Berlin ausgelöst hatten, schienen die Hilfe der Donaumonarchie zu gewährleisten [19]). Daß eine bewaffnete Aktion Österreichs durch die Zusicherungen Rußlands vom Frühjahr 1868 [20]) paralysiert wurde, war dem Kaiser unbekannt. Marschall Niel arbeitete einen Feldzugsplan aus, der eine Konzentration von 200 000 Mann zwischen Straßburg und Châlons und einer gleich großen Truppenmacht zwischen Lille und Châlons vorsah [21]). Erschrocken lenkte Belgien ein. Frère Orban sträubte sich zwar heftig gegen Konzessionen, da er seinen von Napoleon gewünschten Sturz voraussah, wenn er die feierlichen Versicherungen in der Kammer desavouierte. Schließlich bequemte er sich indessen dazu, der Ostbahn alle Vorteile anzubieten, „in deren Genuß sie durch die Ausführung der Verträge mit der Grand Luxembourg gelangt sein würde". La Guerronnière war damit nicht zufrieden, sondern verlangte die Anerkennung der eigentlichen Verträge.

In England war die Bevölkerung in starke Aufregung geraten. Heftige Vorwürfe wurden gegen die Regierung laut, die öffentliche Meinung verlangte nach einer energischen Sprache des Foreign Office. Merkwürdigerweise wurde im Parlament die Frage nicht angeschnitten. Ob Clarendon es verstanden hat, sich unangenehme Frager vom Halse zu halten? Gleichwohl entschloß sich der Außenminister, seine Freunde an der Seine vor einem allzu scharfen Anspannen des Bogens zu warnen; ein Krieg um Belgien sehe England in den Reihen der französischen Gegner. Um sich persönlich jedoch nicht das Übelwollen des Pariser Hofes zuzuziehen, überließ er es dem Takte seines Botschafters, den Franzosen diese Warnungen

[18]) Ollivier XI, S. 375 ff.
[19]) E. v. Wertheimer, Zur Vorgeschichte des Krieges von 1870, „Deutsche Rundschau" 1920, Novemberheft S. 222 ff.
[20]) Platzhoff S. 295.
[21]) Ollivier XI, S. 378.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in schmackhafter Form vorzusetzen [22]). Lyons hatte indessen keine Lust, als Opfer der Clarendonschen Franzosenfreundschaft zu dienen, wenn die Tuilerien die Londoner Ermahnungen ungnädig aufnahmen, und führte den Auftrag nicht aus, da es weder für Belgien noch für England vorteilhaft sei. Bald sah sich aber der Außenminister veranlaßt, deutlicher als bisher zu werden: „Wenn der Kaiser Wert auf die englische Allianz legt, dann soll er sie nicht durch einen versteckten Versuch einer Einverleibung Belgiens durch eine Eisenbahngesellschaft und ihre Beauftragten sabotieren. Wenn er durchaus einen Krieg haben will, so ist das ein schlechter Vorwand dazu, da in diesem Fall alle Welt gegen ihn ist." Jetzt machten die freundschaftlichen Ratschläge Clarendons, der persönlich nichts gegen einen Prestigekrieg Napoleons hatte, wenn Englands Interessen nicht gefährdet wurden, mehr Eindruck. Denn auch von Wien kam ein kalter Wasserstrahl. Beust übernahm keine Sicherheiten bei einem „unüberlegten, unzeitigen diplomatischen Eingreifen" Frankreichs. Es war zwar am 1. März ein Dreibundprojekt entworfen worden, aber eine wirkliche Allianz lag in weitem Felde [23]). Sollte doch nach dem Wunsche der Österreicher der Frieden „wenigstens für den Verlauf des Jahres 1869" erhalten bleiben [24]). Gerade zur Unzeit für Napoleon hatte die „Kölnische Zeitung" am 5. Februar in einem vom Prinzen Jérome Napoleon inspirierten Leitartikel unter der Überschrift: Trau, schau, wem? das französisch-österreichisch-italienische Komplott ans Tageslicht gezogen und die Welt auf die Friedensstörer aufmerksam gemacht [25]). Von Rußland hatte Napoleon nichts zu erwarten, da es ganz in seiner orientalischen Politik lebte. Zudem hatte schon im Jahre 1867 während der Luxemburger Krise der Zarenvertreter in Paris, Baron Budberg, zu Moustier gesagt: „Wenn Sie Belgien nehmen wollen, so ist das eine Sache zwischen Ihnen und England." Gerade in diesem Augenblick war den Russen die Differenz in Westeuropa sehr unangenehm, da sie dadurch ein Ablenken Frankreichs von der Orientfrage befürchteten. Der russische Botschafter in London, Baron Brunnow, versicherte seinem sächsischen Kollegen, dem General Fabrice, gegenüber immer wieder, „daß Belgien, um aus dem Konflikt herauszukommen, dem Kaiser Napoleon nicht nur eine goldene Brücke, sondern eine so breite bauen müsse, daß er mit vier Pferden darüber fahren könne" [26]). Die russische Presse erkannte Belgiens Vorgehen als berechtigt an, vermutete jedoch in der Hartnäckigkeit des Brüsseler Kabinetts den preußischen Rückhalt. So sagte der „Golos" am 12. Februar, Bismarck habe die Gelegenheit benutzt, dem französischen Einfluß eine neue Wunde zu schlagen; es sei nur zu befürchten, daß der Zwischenfall die

[22]) Lyons I, S. 215 f.

[23]) Wertheimer, „Deutsche Rundschau" 1920, Novemberheft S. 226 ff.

[24]) Ebendort S. 225.

[25]) Über die Entstehung des Artikels: Solms an Bismarck, Paris, den 4. II. 69 (pr. 6. II.) vertraulich: „Heute früh kam ein Journalist Dr. Hoff zu mir und erzählte mir, ein Abgeordneter des Corps législatif habe ihm mitgeteilt, Rouher unterhandele ohne Vorwissen Nigras sowohl wie auch des italienischen Ministeriums über ein Bündnis zwischen Frankreich und Italien für den Fall eines Krieges am Rhein. Italien solle vornehmlich den italienischen Teil Tirols erhalten, Österreich anderweitig entschädigt werden. Später hinterbrachte mir der Journalist [der „Köln. Ztg."] Dr. Lewinsohn dieselbe Geschichte mit dem Zusatze, er habe sie von Emile Ollivier, der ihn gebeten habe, sie ohne Nennung seines Namens möglichst in Deutschland zu verbreiten, weil das der einzige Weg sei, die Intrige im Interesse des Friedens zu zerstören." In einem Bericht vom 16. II. (pr. 18. II.) gibt Solms die wahre Quelle an: „. . . Herr E. Ollivier hat gestern an den Dr. Bamberger [preuß. Konsul in Paris] gesagt, Prinz Napoleon, der sehr für den Frieden sei, habe ihn rufen lassen, ihm die Nachrichten mitgeteilt und ihn gebeten, mich von der Sache zu unterrichten." Vgl. auch Aus dem Leben Theodor von Bernhardis (Leipzig 1896 ff.) IX, S. 9.

[26]) Balan an Bismarck, Brüssel, 25. III. 69 (pr. 27. III.) vertraulich, über eine Unterredung mit dem Londoner Vertreter Sachsens.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenseitige Erbitterung erhöhen und das Zusammenplatzen beschleunigen würde. Gortschakoff bewahrte eine völlig reservierte Haltung. Er glaubte zwar an eine friedliche Erledigung, „leugnete aber nicht, daß diese Angelegenheit dazu gemacht sei, den Nachbarn Frankreichs und namentlich Preußen die Verpflichtung aufzuerlegen, die Hand am Degenknopf zu behalten und wachsam zu sein“ [27]). Anderseits trug die Thronrede König Wilhelms am 4. März, aus der eine starke Zuversicht auf die Erhaltung des Friedens sprach, wegen ihres Kraftbewußtseins zur Entspannung bei.

Napoleon lenkte ein. Auch die Belgier waren zu Verhandlungen bereit, nachdem Clarendon ihnen von einer Mobilmachung abgeraten hatte. Da jede fremde Hilfe ausblieb, so hoffte Frère Orban, durch mündliche Besprechungen noch etwas retten zu können. Am 22. März verkündeten die offiziellen Blätter eine Abmachung zwischen beiden Staaten, nach der eine gemischte Kommission die Regelung des Streites herbeiführen sollte. Die belgische Regierung gab darin zu — es war ein Zeichen der Nachgiebigkeit — daß es ihre Pflicht sei, „de transmettre à Paris des explications d'une loyale et complète franchise“ [28]). Die Kommission bestand aus dem französischen Arbeitsminister Cressier, La Valette und Rouher sowie dem Belgier Frère Orban. Eine Lösung des Konfliktes war das nicht, es war nur eine „détente provisoire“.

Der belgische Ministerpräsident begab sich persönlich nach Paris, konnte jedoch schon an der Art der Aufnahme feststellen, daß auf ein Entgegenkommen Frankreichs nicht zu rechnen war. Napoleon empfing ihn überhaupt nicht. Der Belgier traf ihn zu seiner Überraschung erst auf einem Ball bei der Prinzessin Mathilde. Die Vorwürfe, mit denen ihn Napoleon überschüttete, bildeten eine wirkungsvolle Einleitung der Tagung. In der Konferenz wurden die alten Verträge verworfen und beschlossen, etwas Neues an ihre Stelle zu setzen. Hartnäckig weigerte sich Orban, dem französischen Plan einer Aufteilung der fraglichen Eisenbahnlinien zuzustimmen. „Wir können Ihnen nichts zugestehen, was ein Entsagen unserer Souveränität und einen erniedrigenden Widerruf unserer jüngsten Erklärungen bedeutet“, rief er vergeblich den Franzosen zu. „Ganz augenscheinlich steht Preußen hinter allem“, entgegnete Rouher; „lieber Krieg als zurückweichen! Früher oder später ist ein Krieg ja doch unvermeidlich.“ Die wahren Absichten Frankreichs aufdeckend, fuhr er fort: „Der Kronprinz wird nie auf den Thron kommen, wenn Sadowa nicht wieder gutgemacht wird. Wenn sie den Krieg wollen, gut, dann mögen sie ihn haben.“ Am nächsten Tage stand im Ministerrat der Kriegsfall zur Sprache, und Marschall Niel erklärte selbstbewußt: „Unsere Armee ist in diesem Augenblick die beste der Welt.“ Cressier setzte einigen Zweifel in diese Worte, und auch Napoleon riet: „Wir wollen die Ruhe bewahren und den Frieden zu retten suchen“ [29]). Die Entspannung, die für kurze Zeit Aussicht auf eine friedliche Regelung gewährt hatte, machte erneut einer schweren Krise Platz. Frère Orban sah die völlige Aussichtslosigkeit weiteren Verbleibens ein und drohte mit seiner Abreise. Damit wäre der offene Bruch dagewesen.

Clarendon, durch Lyons genau informiert, sah sich nunmehr zu einer energischeren Stellungnahme veranlaßt, unterließ aber auch jetzt wieder eine eindeutige Erklärung. „Offiziös“ warnte er durch Lyons seine Pariser Freunde vor einem weiteren Vorgehen, da das den Bruch mit England nach sich ziehe [30]). Ein Helfer erstand dem englischen Außenminister in dem norddeutschen Botschafter, der ihm und Gladstone

[27]) Reuß an Bismarck, Petersburg, 23. III. 69 (pr. 27. III.).
[28]) Staatsarchiv XVII, S. 307 Nr. 3926.
[29]) Ollivier XI, S. 383 ff., Descamps S. 394.
[30]) Mitteilung Odo Russells [Schwiegersohn Clarendons] an Arnim. Arnim an Bismarck, Rom, 16. IV. 69 (pr. 7. V.) geheim.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenüber mehrfach die Notwendigkeit eines preußisch-englischen Bündnisses betont hatte. Lehnte Clarendon diese Allianz auch ab, so konnte er sie doch als Schreckgespenst für die Seinediplomaten gebrauchen. „Wenn wir wollen," schrieb er am 19. April an Lyons, „dann können wir morgen ein Bündnis mit Preußen gegen Frankreich zum Schutz der belgischen Unabhängigkeit abschließen" [31]). Dem französischen Botschafter de la Tour d'Auvergne setzte er auseinander, es bestände die Möglichkeit, daß Belgien die Garantiemächte des Vertrages von 1839 um Hilfe anginge. Diese würden sich bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge „einstimmig" auf Seite Belgiens stellen. Für Napoleon bedeute das eine erhebliche Schlappe, die seine Feinde nur mit Freude begrüßen würden. „Ich bitte Sie inständigst, in Ihren Minister zu dringen und ihm die größtmöglichste Mäßigung gegenüber einem schwachen Lande ans Herz zu legen, mit dem England durch Ehrenpflichten verbunden ist" [32]). Lyons mußte immer wieder darauf hinweisen, daß bei einem englisch-französischen Kriege Bismarck die Vorteile davontrage. Um indessen ganz sicher zum Ziele zu kommen, schlug der Lord noch einen andern Weg ein, dessen Gangbarkeit ihm wohl gut bekannt sein mußte. Durch „shady financiers" und einen „untrustworthy representative" in Brüssel übte er einen starken persönlichen Druck auf Napoleon aus [33]). Gleichzeitig wurde die englische Kanalflotte unter Dampf in den Häfen gehalten.

Für die Pariser Regierung kam diese Sprache ganz überraschend und erregte peinliches Erstaunen. Bisher hatte man sich an der Seine dem Glauben hingegeben, mit den belgischen Plänen bei der englischen Regierung auf gar keinen oder nur auf schwachen Widerstand zu stoßen. Die Tatsache, daß die englischen Aktionäre die unrentablen Bahnlinien um jeden Preis verkaufen wollten, und die weichlichen „offiziösen" Mitteilungen aus London hatten diese Ansicht noch erhärtet. Beleidigt schrieb La Valette am 25. April an seinen Botschafter: „Zum zweiten Male stellen wir eine Voreingenommenheit seitens des englischen Kabinetts fest, die der Kaiser heute noch weniger rechtfertigt als zu Beginn der Besprechungen." Wie Belgien die Garantiemächte anrufen könne, sei ihm unerfindlich. „Weder seine Unabhängigkeit, noch seine Souveränität stehen auf dem Spiele, ein solches Vorgehen würde nur eine Manifestation darstellen, die ebenso verletzend für uns wie zwecklos für Belgien, ebenso unerklärlich von seinem Standpunkt wie unzulässig für uns ist. Wir protestieren gegen eine solch unhaltbare Ansicht. Wir werden sie gegebenenfalls mit allen Mitteln zurückweisen, die wir aus dem Gefühl unseres verkannten Rechts und unserer gekränkten Würde schöpfen." Der Hieb saß, und Clarendon fiel wieder um. Beschwichtigend erklärte er de la Tour, er habe nie Zweifel in Frankreichs Erklärungen gesetzt, aber England sei nun einmal durch mancherlei Bande der Freundschaft und Verwandtschaft mit Belgien verbunden, daher rührten auch die Meinungsverschiedenheiten mit Frankreich [34]). Napoleon hielt es aber doch für besser, die aufgeregten Engländer noch mehr zu beruhigen. Marschall Niel und General Fleury erschienen in Sondermission an der Themse und versicherten, Frankreich sei zwar gerüstet und der Kaiser brauche nur zu befehlen, aber ein Bruch mit England wegen einer „elenden belgischen Differenz" sei eine „sottise" [35]). Clarendons Nachgiebigkeit war um so leichter zu erreichen, da er wegen der Schweigsamkeit des Parlaments in der belgischen Frage nicht gezwungen worden war, sich vor

[31]) Lyons I, S. 218.
[32]) Ollivier XI, S. 388.
[33]) Lyons I, S. 217.
[34]) Ollivier XI, S. 389 ff.
[35]) Lyons I, S. 217.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Öffentlichkeit auf eine Politik festzulegen, die die ungeschriebene englisch-französische Entente zerstörte.

Napoleons Zurückweichen in der belgischen Eisenbahnfrage lag keineswegs in der Haltung Englands begründet. Wenn Frankreich sich allein stark genug gefühlt hätte, dann wäre es trotz der Engländer marschiert. Aber schon die Möglichkeit eines von Clarendon betonten englisch-preußischen Eingreifens stimmte bedenklich. Schließlich hätte man auch das noch hingenommen, da die militärische Kraft der Inselnation für einen Kontinentalkrieg nicht allzu hoch zu bewerten war. Die auf die österreichisch-italienische Hilfe aufgebaute Rechnung hatte indessen große Fehler gezeigt. Auf diesem Gebiet war vom April nicht das gehalten worden, was der März zu versprechen schien. Die Beustschen Pläne wahrten nach Ansicht der Franzosen zu einseitig die Vorteile der Donaumonarchie [36]). Napoleons „calmez-vous, messieurs" im Ministerrat nach den ergebnislosen Verhandlungen mit Frère Orban erhält durch diese Tatsachen den rechten Unterton. Nicht der Wunsch nach Frieden ließ ihn zum Rückzug blasen, sondern das Gefühl des Isoliertseins. Nicht weniger groß war die Durchschlagskraft der Nachricht gewesen, Belgien wolle an die europäischen Garanten seiner Integrität appellieren. Das von Clarendon an die Wand gemalte Gespenst eines „échec considérable" machte auf den Kaiser mehr Eindruck, als die noch so lockenden Aussichten eines französischen Belgien. Man begriff am Quai d'Orsay, daß aus Clarendons Ratschlägen ein sehr warmes Herz für Frankreich sprach, wenn der Lord auch keineswegs als der Retter Frankreichs anzubeten war, wie Ollivier das tut. Ebenso lag es im Interesse der kommenden Wahlen, daß Napoleon jeden außenpolitischen Mißerfolg vermied. Denn durch die diplomatischen Niederlagen in der Welt und die ungewissen Zustände im Innern war ein großer Teil der Bevölkerung, die durch Renten und Aktien mit der Regierungspolitik verbunden waren, äußerst unzufrieden. Die Wühl- und Hetzarbeit der Londoner Internationale fand dabei einen guten Boden für ihre antimonarchische Propaganda. Schließlich konnte es dem Kaiser nicht entgangen sein, daß die von Bismarck an den Tag gelegte Zurückhaltung nicht dem Gefühl der Schwäche entsprang, daß es vielmehr die Ruhe des Starken war, der sich durch die Fanfaronaden der französischen Presse nicht ins Bockshorn jagen ließ. Trotz der politischen Zurückhaltung hatte die Nachrichtenabteilung des Großen Generalstabes ihre besten Agenten in Frankreich konzentriert, um über jede militärische Bewegung sofort informiert zu werden.

Am 27. April verkündete ein von beiden Parteien unterzeichnetes Protokoll, daß eine für alle Teile befriedigende Regelung gefunden war. Eine neue Kommission, in der Belgien und Frankreich durch je drei Mitglieder vertreten war, trat zur genaueren Festsetzung eines neuen Vertrages zusammen, der nur kommerzieller Natur sein sollte. Mit einem kleinen Erfolg konnte Frère Orban heimreisen.

Die Clarendonschen Drohungen mit einer preußischen Allianz war den Franzosen äußerst überraschend gekommen. Während der Konfliktszeit hatte der norddeutsche Botschafter Graf Bernstorff seinen Lieblingsplan eines preußisch-englischen Bündnisses den englischen Staatsmännern und Politikern häufig empfohlen [37]). Er hätte sich allerdings sagen können, daß der franzosenfreundliche Clarendon kein geeigneter Partner war; die Haltung Gladstones und anderer mochten in Bernstorff indessen den Glauben wachgerufen haben, seine Anregung würde auf fruchtbaren Boden fallen. Für Clarendon kamen die Bernstorffschen Vorschläge sehr gelegen, zumal sich auch Bismarck dem Vertreter Englands gegenüber in ähnlichem Sinne geäußert hatte. Als im

[36]) Wertheimer, „Deutsche Rundschau" 1920, Novemberheft S. 236 ff.

[37]) Ringhoffer, Im Kampf für Preußens Ehre. Aus dem Nachlaß des Grafen Albrecht v. Bernstorff (Berlin 1906) S. 613 f.; Lyons I, S. 218.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

März die belgische Frage kritisch zu werden begann, zog der Kanzler den augenblicklichen Konflikt in den Bereich seiner Besprechungen mit Lord Loftus. Der Engländer war ziemlich optimistisch, da die Franzosen aus Scheu vor „This country" nicht weiter vorgehen würden, warnte indessen doch vor dem Machiavellismus Napoleons. Man müsse den unglücklichen Zustand Europas bedauern, fuhr Lord Augustus fort, seine Bevölkerung komme gar nicht zur Ruhe. Bismarck stimmte ihm aus vollem Herzen bei und bemerkte, „daß es kein besseres Mittel zur Abhilfe dieses Zustandes geben würde, als eine gegenseitige Assekuranz aller Mächte gegen jeden Friedensstörer; wir würden zu einer solchen Assekuranz immer bereit sein können, weil wir das sichere Bewußtsein hätten, daß der Friedensbruch niemals von unserer Seite kommen würde". Um jedoch an der Themse keine falschen Ansichten aufkommen zu lassen, fügte er erklärend und warnend hinzu, England solle nicht denken, daß Preußen allein die Kastanien aus dem Feuer hole. Preußen hätte immer noch den Weg, sich mit Frankreich zu verständigen und Pfänder zu nehmen: Bayern, Böhmen, Holland. Einen festen Entschluß habe die Berliner Regierung in dieser Richtung jedoch noch nicht gefaßt [38]). Tatsächlich war durch den Benedettischen Vertragsentwurf dieser Möglichkeit eine Tür geöffnet. Für Clarendon boten die Bismarckschen Worte zweierlei; einmal gaben sie ihm eine Handhabe, den Franzosen zu drohen, dann legten sie ihm eine noch größere Vorsicht gegenüber Bismarck auf, als er sonst schon vor dem preußischen Staatsmann hegte. Hatte doch der „alte Stänker Loftus" nichts Eiligeres zu tun gehabt, als die Redensarten Bismarcks über eine eventuelle pfandweise Besetzung Bayerns, Böhmens, Hollands als feststehende Tatsache eifrig zu kolportieren. Schon am 1. April meldete Arnim aus Rom, sein englischer Kollege Russell habe ihm mitgeteilt, daß auf Grund eines Loftusschen Berichtes eine preußische „Okkupation Hollands im Falle einer französischen Besetzung Belgiens" sicher sei. An Bündnisabsichten Bismarcks hat der englische Außenminister nicht glauben können, obgleich er an Lyons schrieb, Bernstorff dürfte bei seinen Anträgen nicht ohne Anweisung Bismarcks handeln, denn sonst müßte es ihm doch auffallen, daß weder Bernstorff noch Loftus positive Vorschläge übermittelten. Er hielt die ganze Politik der Wilhelmstraße für eine neue Blüte des vielverschrienen Bismarckschen Machiavellismus, die nur den Zweck habe, die Engländer „to lurch into a mess, und daß er (Bismarck) es ist, der Napoleon in seiner Politik de brigandage bestärkt" [39]). Deshalb suchte er die Franzosen auch um jeden Preis zur Nachgiebigkeit zu bringen, um nicht im Falle eines Krieges um Belgien durch die englische öffentliche Meinung gezwungen zu sein, sich in Bismarcks Arme zu werfen. Bernstorffs Sonderpolitik und Loftus' Verdrehungskunst gaben Clarendon dazu eine Waffe in die Hand, von der er genau wußte, daß sie sich niemals gegen ihn selbst kehren würde. Mit einem nicht geringen Behagen mag er dem Vertreter des Norddeutschen Bundes seinen Dank ausgesprochen haben für die „vorsichtige und geschickte Haltung", welche die preußische Regierung in der franko-belgischen Eisenbahndifferenz eingenommen, und die so viel zur friedlichen Lösung beigetragen habe. Er vergaß auch nicht, sein staatsmännisches Licht auf den Leuchter zu stellen und sich selbst Weihrauch zu brennen, da andere dies verabsäumten. Er setzte Bernstorff auseinander, „daß Frankreich auf England nicht eifersüchtig sei, und dies ihm die Möglichkeit gegeben habe, vermittelnd einzuwirken, und daß er dies allerdings in ausgedehntem Maße getan habe, ohne jedoch viel davon sprechen zu wollen". Zum ersten Male äußerte sich der Engländer auch

[38]) Rundschreiben Bismarcks an die Missionen in Paris, Petersburg, Wien, Florenz, Dresden und Brüssel, Berlin 21. IV. 69, vertraulich, über eine Unterredung mit Lord A. Loftus; Bernstorff wurde schon am 7. IV. 69, ganz vertraulich, über diese Unterdung mit Loftus informiert; dgl. am 15. IV. 69, vertraulich.

[39]) Russell zu Arnim. Arnim an Bismarck, Rom, 1. IV. 69 (pr. 5. IV.).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

näher zu der eigenmächtigen Bündnispolitik Bernstorffs. „Er habe uns gegenüber bisher geschwiegen, weil er es Frankreich gegenüber für notwendig gehalten habe, jeden Schein einer Koalition sorgsam zu vermeiden." Er fügte aber hinzu: „mais si le danger était devenu imminent, je me serais mis d'acc . . ., mais en communication avec vous" [40]). Diese post festum ausgesprochenen Worte lösten in Bismarck einen noch größeren Ärger aus, als es die Politik Clarendons an sich schon getan hatte. Es behagte Bismarck durchaus nicht, daß Clarendon ihn bei dem kriegslustigen Eiltempo des Tuilerienkabinetts als Notbremse gebraucht hatte, wenn es ihm auch nicht entging, daß sein Botschafter in seiner Anglophilie dazu beitrug, dem Außenminister den Gebrauch dieser frein d'urgence zu erleichtern. Die Bernstorffschen Extratouren waren ihm durchaus zuwider. Ein sehr kühles Schreiben, das sofort nach dem Eintreffen des Londoner Berichtes vom 30. April abging [41]), wies den „Herrn Botschafter" an, „Lord Clarendon die Genugtuung S. M. des Königs und den Dank des Ministerpräsidenten über die bonne entente auszusprechen". „Zur persönlichen Orientierung" wurde dem Grafen Bernstorff mitgeteilt, die Haltung Englands in der belgischen Frage habe in Berlin „nicht den Eindruck hervorgerufen, als würden wir im Falle einer Bedrohung von seiten Frankreichs auf englische Unterstützung rechnen können". Das englische Kabinett habe die Fühlung mit Preußen verwertet, um in Paris einen desto stärkeren Druck ausüben zu können. Die englische Politik habe sich hierbei anscheinend nur auf die Beseitigung der Gefahr für Belgien beschränkt, aber die durch das wachsende Übergewicht Frankreichs für Preußen entstehende Gefahr und ihre Konsequenzen nicht ins Auge gefaßt. Bei dem englischen Ministerium scheine die Erinnerung an die westmächtliche Gemeinschaft in der Krim noch immer nachzuwirken, so daß es Preußen geboten sei, „die freundlichen Beziehungen zu England nicht zu überschätzen, vielmehr die bisherige reservierte Haltung auch ferner zu bewahren". Der englische Außenminister hatte Bismarck in sehr starkem Maße verärgert. Denn wurden die Londoner Prahlereien an der Newa bekannt, so war bei dem starken englisch-russischen Gegensatz die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die guten Beziehungen zwischen Berlin und Petersburg in einer dem Kanzler höchst unerwünschten Weise beeinflußt wurden. Sie waren völlig dazu angetan, den bei Napoleon und Gortschakoff bestehenden Annäherungswünschen neue Kraft einzuflößen. Denn wenn England in die Front der Gegner Frankreichs trat, dann war für Napoleon das letzte Hindernis zu einer engen Verbindung mit dem Zarenreich gefallen. Die nur für die orientalische Frage bestehende temporäre Entente verwandelte sich dann automatisch in eine feste Allianz. Eine englisch-preußische Verständigung wäre über eine zeitlich begrenzte Interessengemeinschaft nicht hinausgekommen. Solche Erwägungen ließen es Bismarck für besser halten, den Russen den Wert der Clarendonschen Politik in der belgischen Frage in ein helleres Licht zu rücken und gleichzeitig die Preußen von Frankreich drohende Gefahr zu unterstreichen. Die auch von Loftus übermittelte Danksagung der englischen Regierung für die Berliner Politik gaben die gewünschte Gelegenheit. „Die Worte des Botschafters", schrieb Bismarck an Reuß [42]), „lassen mich besorgen, daß die Sprache Englands in Paris mehr als uns willkommen sein kann, auf unsere Bereitwilligkeit zu einer Verbindung gegen Frankreich hingewiesen hat. Die künftige Haltung Frankreichs wird uns wohl darüber aufklären, wie weit Lord Clarendon etwa darin gegangen ist, Preußen in Paris als Mittel der Einwirkung auf den Kaiser zu benutzen. Ich halte es nach den letzten Erfahrungen

[40]) Bernstorff an Bismarck, London, 30. IV. 69 (pr. 3. V.).
[41]) Bismarck an Bernstorff, Berlin, 4. V. 69, ganz vertraulich.
[42]) Bismarck an Reuß, Berlin, 7. V. 69.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für möglich, ja vielleicht wahrscheinlich, daß England im gegebenen Falle für Belgien eintreten, auch aktiv eintreten wird, besonders wenn es glaubt, auf die Hilfe Preußens rechnen zu können; aber es bleibt im höchsten Grade zweifelhaft, ob England ebenso energisch auftreten wird, wenn Preußen ohne gleichzeitige Bedrohung Belgiens von Frankreich angegriffen würde, ob das englische Kabinett auch dann noch denselben Wert auf eine Solidarität mit Deutschland legen würde. Der Blick der englischen Staatsmänner scheint noch nicht über Belgien hinauszureichen, und sie scheinen sich der Tatsache absichtlich zu verschließen, daß der Besitz Belgiens der von Frankreich stets in erster Linie gewünschte und nach etwaiger Besiegung Deutschlands sich ganz von selbst angebende Kampfpreis ist." Das von Bismarck heraufbeschworene Gespenst eines „größeren Frankreich" war auch den Russen unerwünscht. Gab es doch Napoleon eine solche Machtstellung in Europa, daß Rußland davon wenig Gewinn für sich erwarten durfte. Das Unterstreichen der englischen Unzuverlässigkeit war für Gortschakoff ein Leckerbissen, der seine Wirkung nie verfehlte. Ehe jedoch Frankreich die von Clarendon gebrauchte Waffe aufgriff und in Petersburg gegen Bismarck verwandte, kam dem preußischen Ministerpräsidenten Hilfe von einer Seite, von der er sie am allerwenigsten erwartet hatte — von Beust.

Aus der politischen „Commission mixte", welche die belgisch-französischen Differenzen liquidieren sollte, war eine technisch-kommerzielle geworden. Es wäre indessen verwunderlich gewesen, wenn der Prestigepolitiker Napoleon seine belgischen Pläne so schnell zu Grabe getragen hätte. Nachdem der erste Handstreich der Ostbahn fehlgeschlagen war, kehrte die Tuileriendiplomatie zu einem „verdeckten Verfahren" im Stile Richelieus zurück. Die von Frère Orban konzedierten Erleichterungen wirtschaftlicher Natur boten eine unerwartete Gelegenheit, die pénétration pacifique Belgiens auf einem andern Geleise fortzuführen. Auf dem Umwege über Petersburg erfuhr Bismarck, daß sein trotz des friedlichen Protokolls vom 27. April gehegter Argwohn gegen Paris berechtigt war. Der sehr franzosenfreundliche Direktor im russischen Auswärtigen Amt, Baron Jomini, plauderte dem Prinzen Reuß gegenüber in offenherzigster Weise die französischen Absichten aus. Seine guten Beziehungen zu den Staatsmännern des zweiten Kaiserreiches hatten ihm bei einer kurz vorher unternommenen Reise an die Seine Einblicke in die Karten des Quai d'Orsay verschafft. Der Plan des Kaisers sei, „um ein Gegengewicht gegen Preußens wachsende Macht zu bilden und um der französischen Eigenliebe angenehm zu sein, Belgien allmählich immer fester an Frankreich zu ketten. Hierzu sollte der Anfang durch die Eisenbahnsache gemacht, allmählich auf die Douanen und Handelsfragen und endlich auch auf eine militärische Verbindung übergegangen werden. . . . Wenn nun auch augenblicklich die Eisenbahnfrage ungünstig für Frankreich gelöst worden wäre, so würde man den ursprünglichen Plan doch nicht aufgeben und mit kleinen Schritten vorgehen" [43]). Die kaiserlichen Friedensbeteuerungen erhielten durch diese Mitteilung die richtige Klangfarbe. Hatte doch Napoleon dem italienischen Botschafter Nigra gesagt, er begreife gar nicht, warum die italienische Regierung so viel von Rom und von ihrem Wunsche spreche, dasselbe zu besitzen. Das sei eine falsche Politik; er selbst wünsche auch Brüssel zu haben, sage aber immer das Gegenteil, und das sei das beste Mittel, es zu bekommen [44]).

Die Pläne Napoleons zerstörte von Grund auf der österreichische Reichskanzler, der sich als „Verbündeter Frankreichs" betrachtete. Es war Beust wohl zum Bewußtsein gekommen, daß er mit seiner Warnung vor einem „vorzeitigen, unüber-

[43]) Reuß an Bismarck, Petersburg, 19. V. 69 (pr. 22. V.), ganz vertraulich.
[44]) Mitteilung Clarendons an Bernstorff. Bernstorff an Bismarck, London, 13. VII. 69 (pr. 17. VII.), vertraulich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:30 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

legten diplomatischen Eingreifen" und mit seiner Charakterisierung der österreichischen Bündnisfähigkeit für das Jahr 1869 seinem kaiserlichen Freund einen gewaltigen Strich durch die Rechnung gemacht hatte. Um sich Napoleon nicht zu entfremden, gedachte er ihm den Weg zu einer franko-belgischen Zollunion zu ebnen, tat das aber derart ungeschickt, daß er den Absichten seines „Alliierten" das Grab schaufelte.

Während der Frühjahrskrise hatte der österreichische Botschafter Wimpffen vergeblich versucht, seinen belgischen Kollegen Nothomb in „vertraulichen akademischen" Unterhaltungen von der Zweckmäßigkeit eines ganz engen Anschlusses Belgiens an Frankreich zu überzeugen. Militärkonventionen, Zollunion oder zum mindesten weitgehende Handelsverträge waren seiner Meinung nach der beste Weg dazu. Aufs energischste wies Nothomb, der schon 1844 öffentlich für eine enge Handelsverbindung mit Deutschland eingetreten war, alle Belehrungen zurück. Für Belgien gebe es nur die Alternative, von Frankreich annektiert zu werden und damit staatlich und national zu verschwinden, oder seine bisherige Stellung zu bewahren. „Point de Waldeck pour nous", entgegnete er. Die Idee des Österreichers hielt er für gänzlich undurchführbar. Eine Militärkonvention liefere Antwerpen in französische Hände, was England nie dulden würde. Eine Zollunion involviere eine Veränderung der belgischen Verfassung, zu der sich die Kammer nie hergeben würde, und „weitgehende Handelsverträge" seien wertlos, da Belgien vertragsmäßig gebunden sei, England und den Zollverein stets als Meistbegünstigte zu behandeln [45]). Um bei Beust, mit dem der Belgier „seit vielen Jahren sehr eng befreundet" war, keine irrtümlichen Ansichten aufkommen zu lassen, bat Nothomb seinen Kollegen, dem Grafen seine Meinung nicht vorzuenthalten. In einem Privatschreiben an Wimpffen versuchte Beust den Belgier zu seiner Ansicht zu bekehren, ohne jedoch irgendeinen Erfolg verzeichnen zu können. Gleichzeitig erhielten die österreichischen Auslandvertreter am 1. Mai die Beustsche Weisheit zugesandt, damit sie der Politik ihres Meisters nicht entgegenarbeiteten [46]). Der Erlaß sollte zur persönlichen Information der einzelnen Gesandten dienen; nur die Kabinette in London, Paris und Brüssel erhielten offiziell Kenntnis davon. Der Erfolg war anders als beabsichtigt. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der internationalen Diplomatie. Lord Clarendon war „äußerst indigniert" über diese Besorgung französischer Geschäfte und machte seiner Entrüstung dem Vertreter Beusts, dem alten Grafen Apponyi, gegenüber „in den stärksten Ausdrücken" Luft.

Bismarck war über diese Hilfe sehr erfreut und ergriff sogleich die Gelegenheit, um sich aus der schiefen Lage zu befreien, in die ihn die französische Propaganda und die Clarendonschen Allianzredereien gebracht hatten. Vor allem wurde Petersburg sofort von Beusts „Intervention" in Kenntnis gesetzt [47]), um die Intriganz des an der Newa verhaßten österreichischen Kanzlers zu beweisen und vor Frankreich, das man mit Beust unter einer Decke glaubte, zu warnen. Gortschakoff nannte das Schreiben „unerhört", „une dépêche de laquais, es sei kaum zu glauben, daß eine Regierung sich soweit gehen lassen könne, eine solche Sprache zu führen" [48]). Verächtlich bemerkte er, Beust möge es doch aufgeben, große Politik zu machen. „Der Respekt verbietet mir," berichtete Reuß, „in seiner drastischen Form ein Gleichnis zu wiederholen, welches der Fürst auf seinen österreichischen Kollegen bezog und

[45]) Promemoria des Unterstaatssekretärs Thile an die auswärtigen Missionen auf Grund einer Unterredung mit Nothomb, Berlin, 8. VI. 69.
[46]) Staatsarchiv XVII, S. 252 f. Nr. 3609. Durch Nothomb kam das Schreiben an die Öffentlichkeit.
[47]) Bismarck an Reuß, Berlin, 4. VI. 69.
[48]) Reuß an Bismarck, Petersburg, 16. VI. 69.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

welches ungefähr heißen sollte: er wolle, aber er könne nicht“ [49]). In Brüssel suchte Beusts Landsmann Ditzthum die Belgier im Sinne des Erlasses vom 1. Mai zu bearbeiten. Für Belgien sei es eine „unbedingte Notwendigkeit“, die auch allein „heilbringend und maßgebend“ sei, sich durch sehr weitgehende Nachgiebigkeit mit Frankreich möglichst gut zu stellen [50]). Auch den englischen Gesandten Lumley beehrte er mit diesem Vortrage, vermied es aber peinlichst, seinen norddeutschen Kollegen Balan zu belehren. Mit größter Sorge sah das Kabinett Frère Orban eine neue Krise heraufziehen. In Paris machte das Wiener Zirkular den schlechtesten Eindruck, da durch die „unberufene“ Einmischung Beusts die französischen Karten bloßgelegt wurden [51]). Alle erklärenden Pariser Reden, Beust habe auf eigene Faust gehandelt, verfingen nicht. Die europäische Presse griff in der schärfsten Tonart das Wiener Kabinett an. Mit Genugtuung konnte Bismarck feststellen, daß Beust als Sündenbock Europas auftrat.

Der allgemeine Argwohn gegen die Konspirationen und Intrigen des österreichisch-französischen Bruderpaares wurde durch eine neue Tatsache noch mehr gesteigert. Anfang Juni traf Prinz Napoleon in Wien ein. Der so oft in diplomatischer Mission verwandte Prinz hatte angeblich die Aufgabe, in Wien und Pest anzufragen, ob Österreich bei einer eventuellen Okkupation Belgiens durch Frankreich nicht auch sein „Belgien“ — etwa in Bayern finden könne. Bismarck vermutete, „daß die von Österreich zugunsten Frankreichs auf Belgien geübte Pression, die heftige Sprache offiziöser österreichischer Blätter gegen Bayern und französische Anschuldigungen gegen Belgien als eine Räuberhöhle und unleidliche Nachbarschaft Symptome bilden, die unter sich und mit jenen Sondierungen zusammenhängen“ [52]). Der günstige Stand der Bündnisverhandlungen, die nach dem Zwischenfall vom 18. April wieder in Gang gekommen waren [53]), verlieh der Reise eine erhöhte Bedeutung. In Rußland richteten die Verhandlungen zwischen beiden Höfen eine Wand auf, die für jede Verständigung zwischen Newa und Seine unübersteigbar war. Selbst die Panslawisten waren über Frankreich verschnupft, und Katkoffs „Moskauer Zeitung“ tadelte in einer Reihe unfreundlicher Artikel das sonst so geliebte Frankreich. Schleunigst benutzte die Wilhelmstraße die Prinzenreise, um Rußland gegen die Wiener und Pariser Politik in Harnisch zu bringen. „Ich bitte Ew. Exc., dem Fürsten Gortschakoff mitzuteilen,“ hieß es in einem Erlaß an Reuß vom 22. Juni, „daß, wenn wir auch dem Auftreten des Prinzen keine größere Bedeutung beilegen, wir doch nicht sicher sind, ob Österreich die Versuchung, auch für sich in der Türkei oder in Bayern sein „Belgien“ zu finden, stets von der Hand weisen werde.“ Damit wurden zwei empfindliche Saiten der russischen Politik angeschlagen. Der Orient war für das Zarenreich eine Frage des „amour-propre“, während die angeblich drohenden Gefahren für Bayern die Russen in ihrer sich angemaßten Rolle als Schützer der partikularen Gewalten traf. Bismarck konnte mit der Wendung der politischen Lage zufrieden sein. Alle Welt wußte, von wem die Störung des europäischen Friedens ausging. Es war eine deutliche Warnung an die Pariser Adresse, wenn der Kanzler am 22. Mai gelegentlich der Beratung der Steuervorlage erklärt hatte: „Es ist in einem andern Lande von amtlicher Stelle [54]) aus gesagt worden, der Friede Europas beruhe auf dem Degen Frankreichs. Ich beziehe mich ausdrücklich auf diese Äußerung, um keine eigene auf einem Gebiete zu tun, auf dem ich sehr ungern spreche; aber daß dieselbe Äuße-

[49]) Desgl. 25. VI. 69.
[50]) Balan an Bismarck, Brüssel, 11. VI. 69 (pr. 13. VI.), ganz vertraulich.
[51]) Lyons I, S. 229.
[52]) Bismarck an Werthern [preuß. Gesandter in München], Berlin, 8. VI. 69; desgl. an Balan, Berlin, 3. VI. 69.
[53]) Wertheimer, „Deutsche Rundschau“ 1920, Dezemberheft S. 342 ff.
[54]) Marschall Niel am 22. März 1869 im Corps législatif.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rung auf jeden Staat anwendbar ist, daß jeder Staat, dem seine Ehre und Unabhängigkeit lieb ist, sich bewußt sein muß, daß sein Friede und seine Sicherheit auf seinem Degen beruht — ich glaube, darüber sind wir uns alle einig." Bismarck konnte um so beruhigter sein, als auch in London der allzu große Optimismus einer starken Skepsis Platz gemacht hatte. Clarendon glaubte zwar offiziell noch immer nicht an ein festes Bündnis zwischen Paris, Wien und Florenz, betrachtete indessen die Intrigen Beusts mit äußerstem Mißtrauen [55]). Als das Beustsche Zirkular bekannt wurde, nahmen die Londoner Staatsmänner und Politiker die Bernstorffschen Bündnispläne nicht mehr ohne weiteres auf die leichte Achsel. Von unverbindlichen Besprechungen bis zu festen Abmachungen war ja noch ein weiter Weg. Die Nachrichten von den Napoleonischen Bündnisverhandlungen, von dem „verdeckten Verfahren", um Belgien zu annektieren, stimmten bedenklich und machten die Suche nach einem Bundesgenossen wünschenswert. Zudem hatte sich die Lage durch den Ausfall der französischen Wahlen noch weiter zugespitzt. Am 23. Mai erlitt die Regierungspartei eine schwere Niederlage. Von 395 000 Stimmen erhielt sie nur 74 000, während auf die Opposition bei 90 000 Stimmenthaltungen 231 000 Stimmen fielen. Was lag näher, als daß Napoleon alles daran setzen würde, um die Unzufriedenheit im Innern durch einen Erfolg in der Außenpolitik zum Schweigen zu bringen. Wenn Gambetta auch seinen Wählern in Marseille zurief, die französische Demokratie habe ihre Orientierung gefunden, so brachte ein französisches Belgien die Demokratie keineswegs aus dem Kurs. Für die Sitzung der gemischten Kommission war die Lage ein überaus ungünstiges Prognostikon. Clarendon stand deshalb der Bernstorffschen Sonderpolitik, die der Botschafter trotz aller Erlasse aus Berlin im geheimen weiter trieb, nicht mehr so ablehnend gegenüber wie zuvor, obwohl er in Paris jedes „Kokettieren mit Preußen" energisch ableugnete [56]). Bismarck schien es jedoch äußerst zweifelhaft, ob England überhaupt für Belgien eintreten werde. Die Haltung der Inselnation in den letzten Wochen sowie sehr skeptische Nachrichten des Botschaftsrates Katte hatten in dem Kanzler die Ansicht heranreifen lassen, daß Belgien bei jedem französischen Angriff auf den Rhein bedroht war. „Belgiens Schicksal wird immer, auch wenn es nicht unmittelbar durch eine Okkupation Frankreichs vorweggenommen wird, von dem Ausgang des Kampfes zwischen Deutschland und Frankreich abhängen" [57]). Eifrig bestärkte Gortschakoff seinen preußischen Kollegen darin, um eine englisch-preußische Interessengemeinschaft zu verhindern. Für ihn stand es fest, daß das englische Kabinett nur dann für Belgien eintreten würde, wenn „die öffentliche Meinung sich für Belgien den Kopf erhitzt". Dieser Fall würde wahrscheinlich nicht eintreten. Sollte aber Preußen ohne gleichzeitige Bedrohung Belgiens angegriffen werden, dann, so fürchtete der Russe mit Bestimmtheit annehmen zu können, würde sich England nicht in die Angelegenheiten des Kontinentes mischen [58]). Unausgesprochen lag darin der Hinweis auf die preußisch-russischen Abmachungen aus dem vergangenen Jahre, die Preußen im Kriegsfalle eine Rückendeckung verschafften [59]), die England weder gewähren konnte noch wollte.

Bismarck selbst dachte nicht daran, mit England irgendwelche festen Vereinbarungen zu treffen, da ihm die Wandlungsfähigkeit der englischen Staatsmänner ein zu unsicherer Boden war. Wenn er auch hin und wieder die Inselnation als „unsern natürlichsten Bundesgenossen" bezeichnet hatte, so war er im Grunde doch bei der Anschauung geblieben, die er in einem Schreiben vom 21. Dezember 1854 an

[55]) Bernstorff an Bismarck, London, 4. V. 69 (pr. 7. V.), vertraulich.
[56]) Lyons I, S. 228.
[57]) Bismarck an Bernstorff, Berlin, 10. VI. 69.
[58]) Reuß an Bismarck, Petersburg, 6. VI. 69 (pr. Berlin 9. VI.).
[59]) Platzhoff S. 292 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leopold von Gerlach niedergelegt hatte: „Die Engländer würden katholisch werden, um sich den Beistand Frankreichs zu erhalten."

Die Komplikationsmöglichkeiten, die sich im Mai wieder vermehrt hatten, ließen in Bernstorff den Glauben wach werden, daß jetzt die Zeit gekommen sei, England aus seiner indifferenten Haltung herauszudrängen. Clarendon hatte ihm gegenüber die Möglichkeit einer preußisch-englischen Entente im Gefahrfalle zugegeben, während Bismarck dem englischen Botschafter eine allgemeine europäische Assekuranz zur Erhaltung des Friedens als einziges Heilmittel zur Verhütung von Kriegen bezeichnet hatte. Bernstorff erblickte darin die Grundlage für ein weiteres Vorgehen. Im Sinne des Bismarckschen Erlasses vom 10. Juni [60]) wollte er die Engländer bearbeiten. „Es ist dies eine verhängnisvolle Illusion [Nichtbedrohung Belgiens im Falle eines französischen Angriffes auf den Rhein], welche ich imstande sein möchte, dem englischen Kabinett zu benehmen, um ihm ganz klar machen zu können, daß England, wenn es überhaupt für die Unabhängigkeit Belgiens sein Schwert in die Wagschale zu werfen entschlossen ist, an jedem deutsch-französischen Kriege von vornherein teilnehmen muß, möge nun zuerst Belgien bedroht werden oder nicht, weil es, wenn Frankreich einmal siegreich gegen Preußen wäre, zu spät für England wäre, dasselbe an der Einverleibung Belgiens durch kriegerische Aktion zu hindern, und Frankreich sich daran schwerlich um der bloßen Freundschaft Englands willen würde hindern lassen. Ebenso würden beide kriegführenden Mächte sich schwerlich um des etwaigen Grollens von England willen davon abhalten lassen, Belgien als Kompensationsobjekt zu behandeln, wenn sie ohne entschiedene Niederlage des einen Teiles Frieden schließen und sich miteinander abfinden wollten. Auch sind von französischer Seite schon, wie mir zu Ohren gekommen, Andeutungen gemacht worden, daß eventuell die Annexion Belgiens an Frankreich die englischen Interessen nicht wesentlich berühren würde, wenn nur Antwerpen nicht in französische Hände fiele, und daß man ja desfallsige Vorkehrungen treffen könnte. Was man dabei Antwerpen für ein Schicksal zu bereiten gedächte, ist mir nicht gesagt worden. Da man es schwerlich Deutschland würde überlassen wollen — es sei denn, daß eine solche Teilung nach einem deutsch-französischen Kriege stattfände — so würde es sich wohl nur um eine Wiedervereinigung mit Holland handeln können.

„Um nun dem englischen Kabinett die Augen völlig zu öffnen, reichen allerdings vereinzelte vertrauliche oder Privatgespräche, selbst mit dem einen oder andern Mitgliede des Kabinetts nicht hin; und den wünschenswerten Nachdruck, die nötige Autorität würde es meinen desfallsigen Andeutungen, Warnungen und Argumenten nur geben, wenn ich mich auf Grund positiver Instruktionen gegen den Staatssekretär für die auswärtigen Angelegenheiten und den Premierminister aussprechen und ihnen sagen könnte, daß England überhaupt auf Preußens Mitwirkung und Allianz zur Rettung Belgiens nur dann rechnen kann, wenn es sich im voraus für den Fall eines jeden Angriffes von französischer Seite auf Belgien oder auf Deutschland, über welche Frage es auch sei, mit Preußen verbündete und verständigte. Das englische Kabinett würde hierdurch gezwungen werden, entweder einen Entschluß hierüber zu fassen und uns im affirmativen Falle in den Stand zu setzen, mit viel mehr Sicherheit und Zuversicht Vorbereitungen zur rechtzeitigen Abwehr einer jeden französischen Aggression zu treffen, oder uns von jeder Pflicht und Verantwortlichkeit für das Schicksal Belgiens und für die damit in Verbindung stehenden Interessen Englands moralisch zu entbinden und uns ganz freie Hand zu lassen, nach Umständen lediglich unsern eigenen Interessen gemäß zu handeln [61])."

[60]) Vgl. Anmerkung 57.
[61]) Bernstorff an Bismarck, London, 23. VI. 69 (pr. 26. VI.), geheim!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bernstorff war von der Übermacht der Kleinigkeiten zu diesem Schriftstück bewogen worden. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er zu sehr die Nebensächlichkeiten in den Vordergrund gestellt, anstatt die großen Linien der europäischen Politik im Auge zu behalten. Er überschätzte das englische Interesse an Belgien ungeheuer in einem Augenblick, wo sich England ängstlich bemühte, seine innere Schwäche hinter großen Worten zu verbergen. Am Schluß seiner Ausführungen gab er zwar zu, daß das „Widerstreben, ungewisse Verhältnisse und Eventualitäten zum Gegenstande geschäftlicher Behandlung zu machen" bei Clarendon in noch stärkerem Maße vorhanden sei, als er es bei Bismarck voraussetzte. Die logische Folgerung zog er indessen nicht aus dieser Erkenntnis, sonst hätte er dem Kanzler seinen Plan nicht unterbreitet.

Bei der Berliner Regierung hatte sich inzwischen die Ansicht Eingang verschafft, daß Frankreich einen Krieg vermeiden wollte. Frankreich werde keinen Krieg beginnen, wenn Österreich nicht mitginge, meinte der sonst sehr vorsichtige Moltke, so dumm seien die Franzosen nicht. Sie wüßten zu gut, daß sie Preußen nicht gewachsen seien, wenn sie allein angriffen; Österreich sei aber gar nicht gerüstet [62]). Anfang Juni waren infolge der Hetz- und Wühlarbeiten der „roten Internationale" in Paris und anderen Städten Unruhen ausgebrochen, zu deren Unterdrückung teilweise sogar Militär eingesetzt werden mußte. Eine starke antinapoleonische Propaganda erhob ihr Haupt unter dem Schlagwort: „l'empire c'est une occupation militaire et policière [63])." Diese Ereignisse mahnten den Kaiser zur Vorsicht. Dazu kam, daß auf die österreichische Hilfe trotz des rosigsten Optimismus nicht wie auf einen Felsen zu bauen war. In Paris verschloß man sich nicht mehr der Tatsache, daß der Weg nach Wien über Budapest führe. In Ungarn war man aber östlich orientiert. Die eifrige panslawistische Propaganda in den slawischen Gebieten der Donaumonarchie ließ die Ungarn befürchten, daß sich im Falle eines Krieges gegen Preußen die Schleusen der allslawischen Flut gegen Österreich öffnen würden. Ein drittes Moment dämpfte die Kriegsstimmung in Paris: Bismarck könnte das Nationalgefühl in Deutschland entfesseln. Daß er dieses Instrument zu spielen verstand, bewies die Luxemburger Frage von 1867 zur Genüge. Aus diesen Gründen vermochte Bismarck für den Augenblick keine Kriegsgefahr zu erkennen, hatte also auch keine Ursache, eine engere Verbindung mit London einzugehen, die nach Lage der Dinge eine Entfremdung mit Petersburg auslöste. Das konservative Rußland bot ihm größere Sicherheiten, als das liberale England.

Diese Argumente bildeten den Kern des Berliner Antwortschreibens an Bernstorff [64]), das gerade an dem Tage abgefaßt wurde, an dem Bismarck mit dem in Berlin weilenden Gortschakoff eine Unterredung hatte. Wie schon oft, so verhehlte er auch dieses Mal dem Botschafter nicht, daß es ihm sehr zweifelhaft sei, „ob Ew. Exc. diese [englischen] Anschauungen nach ihrem wahren Werte abschätzen". In verhüllter Form wurde Bernstorff eine Privatvorlesung über die diplomatischen Grundbegriffe gehalten. Es wurde ihm klar gemacht, daß die Urteile anderer nur dann wertvoll seien, wenn diese „Anderen" als „einsichtig, unbefangen und gut unterrichtet" bekannt seien. Bismarck belehrte den Botschafter, der mit einer geradezu ermüdenden Ausführlichkeit in allen seinen Berichten auf die allernebensächlichsten Dinge einzugehen pflegte, daß „die Mitteilungen und Gerüchte, welche Ew. Exc. von verschiedenen andern Seiten her zukommen, vielleicht jener Geschäftigkeit in Vermutungen und Hypothesen und im Aufsuchen und Ausbeuten kleiner Symptome entspringen, welche sich in den Zeiten einzustellen pflegt, wo eine verhältnismäßige Stille in den großen

[62]) Chlodwig Fürst von Hohenlohe-Schillingsfürst, Denkwürdigkeiten (Leipzig 1906) I, S. 372.
[63]) Bernhardi VIII, S. 376, 400 f.
[64]) Bismarck an Bernstorff, Berlin, 29. VI. 69, vertraulich.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geschäften eintritt". Dann kam Bismarck nach einer kurzen Überleitung zum Hauptthema. Vor allem müsse man sich, so erfuhr Bernstorff, in den wechselnden Phasen des politischen Lebens „die großen und entscheidenden Gesichtspunkte gegenwärtig halten, um sich den eigenen Standpunkt nicht verrücken zu lassen. Diese Gesichtspunkte sind aus der Natur der Dinge zu entnehmen, welche zuletzt immer das entscheidende Moment bilden wird, und deren richtige Erkenntnis und Würdigung daher von viel größerer Bedeutung ist, als vereinzelte und durch den Augenblick hervorgerufene Äußerungen. Hierzu rechne ich zunächst, was die Auffassung der französischen Verhältnisse betrifft, die durch die Wahlen festgestellte Gewißheit, daß die französische Nation in ihrer immensen Mehrheit den Frieden will und sich so entschieden dafür ausgesprochen hat, daß der Kaiser, an dessen persönlicher Abneigung gegen den Krieg wohl nicht zu zweifeln ist, darin die beste Stütze gegen das Drängen der verhältnismäßig kleinen Kriegspartei findet. Dazu kommt, daß meiner Überzeugung nach die parlamentarische Situation, ungeachtet der Nachwahlen, sich für den Kaiser günstiger gestaltet hat, und daß voraussichtlich die Majorität im Corps législatif gerade durch die Extreme der Opposition mehr auf die Seite der Regierung hinüber gedrängt erscheint. Das große Friedensbedürfnis der Nation hat Lord Clarendon selbst hervorgehoben, und wenn es richtig ist, daß, wie er sagt, durch ganz Frankreich bis in die niedrigsten Schichten hinein die Beteiligung an den Papieren und Aktien verbreitet ist, so sind alle diese kleinen Besitzenden ebenso viele Anhänger der Regierung des Kaisers, nicht aus Anhänglichkeit an seine Person oder Dynastie, sondern aus dem eigenen Interesse an der Konservierung des Bestehenden. Und wenn man dazu die ganze Landbevölkerung, in welcher dies selbe Interesse mächtig ist, rechnet, so wird die besitzlose und darum zu Unruhen geneigte Arbeiterbevölkerung der wenigen großen Städte zu einer Minorität, deren etwaige revolutionäre Bewegungen das bestehende Regiment mit seinen mächtigen Ressourcen niederzuhalten imstande sein wird, ohne darum zu einem der Masse der Nation widerstrebenden auswärtigen Kriege gedrängt zu werden. Wenn aber dennoch der letztere Fall eintreten sollte, wenn der Kaiser Napoleon aus eigenem oder fremdem Antrieb und in wachsendem Vertrauen auf die Bundesgenossen an der Donau, sich zu einer auswärtigen Aktion entschließen sollte, so muß ich als zweiten Gesichtspunkt immer wieder die Ansicht festhalten, daß sein erstes Objekt Belgien sein würde. Ein Angriff auf Belgien o h n e gleichzeitige Bedrohung Preußens oder Deutschlands liegt viel näher, als ein Angriff auf Preußen ohne gleichzeitige Bedrohung Belgiens; ja, der letztere Fall ist eigentlich unmöglich, und es ist nur erfreulich, daß Ew. Exc. jene „verhängnisvolle Illusion", wie Sie dieselbe mit Recht nennen, zu bekämpfen fortfahren. Belgien ist immer bedroht, wenn Preußen bedroht ist; es ist der eigentliche und sicherste Kampf- und Siegespreis für Frankreich, welchen es auch dazu viel leichter dauernd zu behaupten und sich zu assimilieren hoffen darf, als die Rheinprovinz, deren echt deutschen Charakter der Kaiser Napoleon sehr wohl kennt, sowie er auch sich sagen muß, daß Deutschland den Besitz derselben nie aufgeben kann, sondern, wenn sie auch nach einem unglücklichen Kriege einmal verloren ginge, immer von neuem den Kampf darum wieder aufnehmen würde. Die Zeiten, wo Frankreich ein Jahrhundert lang ungestört das Elsaß französieren konnte, sind nicht mehr. Belgien dagegen braucht kaum assimiliert zu werden; und ist es einmal französisch geworden, so wird eine Losreißung, um welche erst ganz Europa sich zu einem Kriege vereinigen müßte, fast unmöglich sein. Darum liegt der Gedanke, den ich in meinem Erlaß vom 7. d. M. ausgesprochen, so nahe, daß, wenn der Kaiser Napoleon einmal zur Aktion schreiten wolle, sein erster Schritt sein würde, Belgien zu besetzen, und abzuwarten, ob irgendeine Macht ihn durch einen Invasionskrieg in Frankreich, der das letzte Mittel sein würde, den Krieg für Frankreich n a t i o n a l zu machen, in dem Besitz stören wollte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Für das Schicksal Belgiens und für die damit in Verbindung stehenden Interessen Englands hat Deutschland, haben wir keine höhere Pflicht oder Verantwortlichkeit als England, und bedarf es, um dieses zu konstatieren, nicht der Verhandlung, wie Ew. Exc. sie andeuten. Wir können in solchem Falle nur unsere eigenen und Deutschlands Interessen zu Rate ziehen, und es kommt auch für uns nur darauf an, daß England seine eigenen Interessen richtig würdige und klar erkenne, wie dieselben durch einen siegreichen Krieg Napoleons gegen Deutschland am allermeisten gefährdet werden. Wenn England zu dieser Erkenntnis gekommen ist, kann es uns eine zuverlässige Stütze gewähren. Ich habe bei dem Vortrage über die Depesche Ew. Exc. die Ansicht Sr. M. über den von Ihnen angeregten Vorschlag einer eingehenden Aussprache gegen die englische Regierung erbeten. S. M. hat aber meine Auffassung gebilligt, daß hieraus größere Verlegenheiten entstehen könnten, als wenn wir in dem gegenwärtigen Bestreben feststehen, ohne bestimmte Verabredungen und Erklärungen die Fühlung mit dem englischen Kabinett zu behalten und das gegenseitige Vertrauen zu stärken. Die englischen Minister können auf eine direkte Anfrage meines Erachtens keine bestimmte Antwort geben, weil sie selbst nicht wissen, was ihre Politik im gegebenen Moment sein wird. Ew. Exc. selbst haben oft hervorgehoben, wie ungewiß es sei, ob in der englischen Nation alsdann das bisher so mächtige und die englische Politik bis zum Anschein der Furchtsamkeit verleitende Friedensbedürfnis, oder das aufgeregte Nationalgefühl und das traditionelle Interesse an Belgien das Übergewicht gewinnen werde, und wie die Politik der Krone ganz hiervon abhängig sei. Danach sind die englischen Minister nicht in der Lage, uns die Zusicherungen zu geben, welche wir principaliter wünschen müßten. Eine Ablehnung aber der von uns gestellten Anfragen oder ausgesprochenen Wünsche würde unser Verhältnis zu England stören und erkälten, ohne daß es auf unsere Politik einen wesentlich abändernden Einfluß ausüben könnte. Denn auch die Ablehnung für jetzt würde schon aus den angegebenen Gründen uns noch keineswegs veranlassen können, die Hoffnung aufzugeben, daß England doch im gegebenen Moment sich zu einer aktiven und energischen Politik entschließen möchte. Wir würden daher unsere Haltung, welche schon bisher durch unsere eigenen Interessen bedingt ist, nicht abändern, wie auch die Antwort Englands ausfallen sollte."

In einer langen Entgegnung vom 31. Juli legte Bernstorff nochmals die Gründe zu seinem Geheimbericht vom 23. Juni dar[65]). Wenn er darin schrieb, er habe „vorläufig nicht einen geschriebenen Allianzvertrag, sondern nur eine Versicherung des gegenseitigen Beistandes im Auge gehabt", so widersprach das dem Bericht vom 23. Juni. Dort sagte er ausdrücklich, daß England sich „im voraus für den Fall eines jeden Angriffs von französischer Seite auf Belgien oder auf Deutschland, über welche Frage es auch sei, mit Preußen verbündete und verständigte". Wie er sich das „ohne geschriebenen Allianzvertrag" dachte, teilte er nicht mit. Bei der französischen Orientierung des englischen Kabinetts und vornehmlich Lord Clarendons wäre das ganz ausgeschlossen gewesen. Für eine „entente cordiale" mit Preußen gegen Frankreich war in England kein Boden. Wirkten doch nach Bernstorffs eigenen Worten „gewisse unversöhnliche Elemente hier noch immer bis in die höchsten Regionen hinauf in entgegengesetztem Sinne".

Die Berechtigung der Bismarckschen Ablehnung wurde durch die Tatsachen sanktioniert. Die „Commission mixte" hatte am 3. Juni ihre Tätigkeit aufgenommen. Trotz aller Schwierigkeiten, in die die Belgier durch die französischen Anträge gebracht wurden, gelang es ihnen, noch ziemlich glimpflich aus den Differenzen herauszukommen. In Paris war man nach außen hin „de mauvaise humeur",

[65]) Ringhoffer S. 614 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

daß der Abschluß so lange auf sich warten ließ, benutzte indessen jede Gelegenheit, um auf Belgien einen starken Druck auszuüben. La Valette äußerte sich in sehr gereiztem Tone zu Baron Beyens und deutete an, „daß das Gebaren der französischen Réfugiés und der Presse in Belgien für Frankreich ein genügender Grund zu ernster Beschwerde sein würde, wenn die nachteiligen Eindrücke dieses Treibens nicht wenigstens durch entschiedenes Entgegenkommen in der Kommission neutralisiert würden“ [66]). In England folgte man mit neuer Besorgnis dieser Wendung, und Clarendon empfahl in Brüssel „auf dem materiell-technischen Gebiete Nachgiebigkeit, soweit es irgend möglich ist, ohne auf die Unabhängigkeit und den nötigen freien Spielraum zu verzichten“ [67]). Frère Orban gab daraufhin nach und versah seine Vertreter mit Instruktionen, die dem „englischen Rate“ entsprachen. Am 27. Juni telegraphierte Bernstorff, daß nach Lyons' Ansicht die Eisenbahnfrage ihren politischen Charakter gänzlich verloren habe; „Lord Clarendon ist daher der Meinung, daß Belgien wohl täte, ein Geldopfer zu bringen“.

Für Beust war die englische Empfehlung zur Nachgiebigkeit ein willkommenes Mittel, sein Rundschreiben vom 1. Mai zu verteidigen und zu rechtfertigen. Triumphierend wies er auf Clarendon als „ausgezeichneten Advokaten“ der Wiener Politik [68]). Gleichwohl konnte Beust den schlechten Eindruck seines Zirkulars nicht verwischen; es nutzte ihm auch nichts, daß er in der ihm ergebenen Presse sich kräftig Weihrauch brennen ließ [69]). Clarendon war über die Zeitungstelegramme, in denen stark betont wurde, er habe den Belgiern zur Nachgiebigkeit geraten, äußerst entrüstet, da er eine Interpellation im Parlament befürchtete. An dieser Tatsache ließ sich jedoch nicht deuteln, auch wenn der englische Botschafter in Wien, Lord Bloomfield, behauptete, er wisse nichts von einer derartigen Demarche seiner Regierung, und alle dahingehenden Pressemeldungen dem Grafen Vitzthum in die Schuhe schob [70]). Der belgische Außenminister sekundierte eifrig und bezeichnete diese Redereien, vor allem ein Pressetelegramm vom 28. Juni als ein „weiteres Machwerk österreichischer Staatskunst“, das er und andere Politiker Vitzthums Intriganz zuschrieben [71]).

Die Beustsche Depesche vom 1. Mai sollte noch ein weiteres Nachspiel haben. Bismarck hatte das Wiener Kunstwerk am 7. Juni in Dresden mitteilen lassen, nachdem es dort schon vorher durch die sächsischen Vertreter in London und Brüssel bekannt geworden war. Auf irgendeinem Wege war dies zu Beusts Kenntnis gelangt und er ließ sofort in Berlin über diese „Indiskretion“ Beschwerde einlegen. Gleichzeitig unternahm er einen ganz eigenartigen Schritt, den nur ein Beust machen konnte. Er veröffentlichte im Rotbuch einen Erlaß an seinen Gesandten in Dresden, in dem er sein Zirkular verteidigte und gleichzeitig dem ihm verhaßten Bismarck eins auswischen wollte [72]). „Es scheint versucht worden zu sein,“ so schrieb der Meister politischen Schiebertums, „selbst auf das Urteil der Kgl. sächsischen Regierung im Sinne einer uns ungünstigen Auffassung des Herganges Einfluß zu nehmen. Namentlich scheint man sich dort meiner vertraulichen Depesche an Graf Wimpffen bedient zu haben . . . . ., um unser Verfahren im Lichte eines der französischen Regierung geleisteten und mit ihr abgekarteten Liebesdienstes erscheinen zu lassen.“ Der Hieb sollte Berlin treffen und gleichzeitig das gute Einvernehmen zwischen Preußen und Sachsen untergraben. Bismarck glaubte zuerst an eine Indiskretion des sächsischen

[66]) Balan an Bismarck, Brüssel, 18. VI. 69 (pr. 21. VI.), vertraulich; sicher bis Aachen.
[67]) Ebendort.
[68]) Werther an Bismarck, Wien, 6. VII. 69 (pr. 9. VII.), vertraulich.
[69]) Vgl. z. B. „Dresdener Journal“ Nr. 157 vom 10. VII. 69.
[70]) Werther an Bismarck, Wien, 13. VII. 69, vertraulich.
[71]) Arnim an Bismarck, Brüssel, 24. VII. 69.
[72]) Rotbuch Nr. 3, S. 34 f., Nr. 39.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ministerpräsidenten Friesen und wies am 16. Juli telegraphisch von Darzin aus seinen Gesandten Eichmann an, die Dresdener Regierung zu fragen, „ob seine [Eichmanns] im engsten Vertrauen gemachten Mitteilungen mit Friesens Wissen nach Wien gelangt seien". Eichmann sollte dabei andeuten, daß Berlin sich, falls keine befriedigende Antwort gegeben würde, an den König von Sachsen wenden und die Sache auch im Bundesrat vorbringen würde. Inzwischen hatte sich aber Friesen aus sich zu dem Beustschen Erlaß geäußert, von dem er während seines Urlaubs erst am 15. Juli durch die „Kölnische Zeitung" Kenntnis erhielt. Schroff lehnte er die Insinuation vom Donaustrand als „gänzlich unbegründet" ab [73]). Beust war über dieses Dementi, das im „Dresdener Journal" auch dem Publikum unterbreitet wurde, „äußerst erbost", und hielt dem norddeutschen Botschafter gegenüber mit seinem Grimm nicht zurück, zumal auch die Wilhelmstraße die gegen sie erhobenen Vorwürfe sofort scharf zurückwies [74]). Beusts „Erklärung" für den eigenartigen Vorgang konnte Eichmann bald nach Berlin übermitteln. Der Vertreter Friesens hatte durch seinen Gesandten von Könneritz Beust interpellieren lassen. Die Antwort war erstaunlich: „Der Herr Reichskanzler bemerkte, daß auf den ausdrücklichen Wunsch des belgischen Gesandten der vertrauliche Erlaß an Graf Wimpffen vom 1. Mai nicht veröffentlicht worden sei, daß man nun aber doch eine Lücke in dem Rotbuch, welches die belgisch-französische Differenz gar nicht erwähnt, gefunden habe, und daß man lediglich um diese Lücke auszufüllen, die Depesche an Baron Werner vom 8. Juli geschrieben und publiziert habe [75])." Der letzte Satz bestätigte eine Meldung Eichmanns vom 19. Juli: „daß die Depesche lediglich für das Rotbuch geschrieben war" und „daß die Form einer Mitteilung an die sächsische Regierung nur als Vorwand gewählt wurde, um die Grundsätze der österreichischen Politik in der belgisch-französischen Frage öffentlich darzulegen". Das Geschoß, das Beust gegen die preußisch-sächsische Front abgeschossen hatte, war auf den Schützen zurückgeprallt. Sein Versuch, sich wegen der Note vom 1. Mai vor Europa zu salvieren, endete damit, daß er sich der Lächerlichkeit preisgab; er wurde zum lebenden Beweis für das Wort: „Lügen haben kurze Beine." „Wenn Graf Beust geglaubt hat," so lautet ein Bericht aus Brüssel, „durch seine noch in elfter Stunde für sein Rotbuch geschriebene Depesche an Baron Werner vom 8. d. M. in Belgien den ungünstigen Eindruck seiner früheren Depesche vom 1. Mai an Graf Wimpffen zu vermindern, so ist er, wie so oft, durch seine Eitelkeit und Schreibwut irregeführt worden. Man findet es hier geradezu lächerlich, daß der österreichische Reichskanzler so tut, als hätten seine nicht erbetenen Ratschläge mit denen Englands auf gleicher Linie gestanden, und als sei dadurch die Beilegung der franko-belgischen Differenz gefördert worden [76])."

Die Verhandlungen der „Commission mixte" waren zu Ende geführt. Am 4. Juli konnte Solms aus Paris telegraphieren, daß man sich am Abend zuvor „definitiv geeinigt hat". Die Regierungen hatten es abgelehnt, „als Mandatare ihrer respektiven Eisenbahngesellschaften aufzutreten und einen Staatsvertrag über Organisation von Eisenbahnzügen abzuschließen, zu deren Vereinbarung ein Übereinkommen zwischen den Eisenbahnkompagnien selbst genügt". Ein Staatsvertrag lag auch gar nicht im Sinne Napoleons, da hierdurch vorläufig alle weiteren Versuche einer „pénétration pacifique" im Keime erstickt wurden. Am 13. Juli unter-

[73]) Staatsarchiv XVII, S. 253 f., Nr. 3906; vgl. auch Friesen, Erinnerungen aus meinem Leben (Dresden 1910) III, S. 89 ff.

[74]) Staatsarchiv XVII, S. 255 f., Nr. 3906.

[75]) Eichmann an Bismarck, Dresden, 21. VII. 69 (pr. 22. VII.). Der belgische Gesandte in Wien verwies den ihm von Beust in den Mund gelegten Wunsch in das Reich der Fabel.

[76]) Balan an Bismarck, Brüssel, 16. VII. 69.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

breitete das „Journal officiel" das unter den schwierigsten Umständen geborene Abkommen der Öffentlichkeit [77]). Der Vertrag mit seinen beiden Zusatzprotokollen fand in Belgien nur wenig Anklang. Bis in die Reihen der Anhänger Frère Orbans machte sich die Unzufriedenheit geltend. In Frankreich verbarg die offizielle Presse ihre Verärgerung über die mißlungene Annexion unter einem etwas gekünstelten Freudengeschrei. „Patrie" und „Constitutionnel" hoben die militärischen Vorteile hervor, die Frankreich durch die beiden Zusatzprotokolle gewährt würden [78]). Der von A. Delanoix verfaßte Artikel in der „Patrie" wußte dabei Holland als besonders durch Preußen bedroht hinzustellen, so daß es nur durch Frankreich gerettet werden könne. Da diese offiziösen Pressemeldungen französischer Zeitungen in politischen Kreisen zum Teil Glauben fanden und die ohnehin schon bestehenden Gerüchte einer holländisch-französischen Allianz verstärkten, hielt die niederländische Regierung ein offizielles Dementi für geboten. Sie erklärte dem norddeutschen Gesandten, daß sie sich hinsichtlich des Eisenbahnabkommens völlig freie Hand vorbehielte, was auch in Paris mitgeteilt würde. Für Holland stand es fest, „daß jedem Mißbrauch, jeder fälschlichen Auslegung der beabsichtigten Konvention, die dazu führen könnte, daß die französische Regierung beanspruchte, Kriegsmunition oder Truppentransporte mittels ihrer Eisenbahnzüge durch oder nach Holland zu befördern, vorgebeugt werden müsse; es sei um so nötiger, hierbei mit der größten Vorsicht zu verfahren, als ja bereits französische Organe diese beabsichtigte Konvention in einer Weise interpretiert hätten, welche bei der glücklicherweise im Lande ganz geschwundenen Preußenfurcht die Gemüter nur hätte beunruhigen können" [79]).

Trotzdem der Eisenbahnkonflikt offiziell erledigt war, wollten die Gerüchte nicht schweigen, Napoleon bemühe sich noch fortgesetzt durch die Ostbahngesellschaft um den Kauf der Grand-Luxembourg, die in großen Zahlungsschwierigkeiten war. „Es wurde uns heute", so meldete die Eisenbahndirektion Saarbrücken schon am 30. Juni, „auf vertraulichem Wege auf das bestimmteste mitgeteilt, daß die angezeigten Unterhandlungen über den Verkauf der Grand-Luxembourg an die französische Ostbahn trotz der Beilegung der erwähnten Differenzen unausgesetzt, jedoch in ganz sekreter Weise fortgeführt werden und nach der in diesen Tagen zu erwartenden Publikation der zwischen den genannten Regierungen getroffenen Vereinbarungen energischer betrieben werden sollen." Aktionäre der fraglichen Eisenbahn seien englische Kapitalisten, die die Bahn wegen ihrer völligen Ertragslosigkeit veräußern wollten. Da Belgien zu wenig bot, sollte die Bahn an die Compagnie d'Est verkauft werden. Einem eventuellen belgischen Einspruch gedachte man damit zu begegnen, daß die englische Regierung zu einer Intervention bewogen werden sollte, da es sich um einen Eingriff in das Eigentumsrecht handele [80]). In Berlin horchte man bei diesen Nachrichten auf. Berichtete doch auch Balan, daß „einzelne sehr hochstehende Persönlichkeiten wissen wollten, daß zwischen Frankreich und Holland ein geheimer Militärvertrag besteht, wodurch letzterem für gewisse Eventualitäten französischer Schutz zugesichert sei". Der Gesandte glaubte zwar „diese Nachrichten bis auf weiteres für

[77]) Staatsarchiv XVII, S. 308 ff., Nr. 3927.

[78]) „Patrie" und „Constitutionnel" vom 13. VII. 69.

[79]) Perponcher an Bismarck, Haag, 17. VII. 69, über eine Unterredung mit dem holländischen Minister des Äußeren.

[80]) Eisenbahndirektion Saarbrücken an Auswärtiges Amt, 30. VI. bzw. 12. VII. 69. Schon am 19. VI. hatte die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes das Auswärtige Amt auf die Bedeutung der Bahn hingewiesen, von der die Strecke Wasserbillig—Luxemburg auf Grund eines Betriebsüberlassungsvertrages vom 6. VIII. 1861 durch die Eisenbahndirektion Saarbrücken verwaltet wurde. Der Bericht unterstrich die Wichtigkeit der Bahn in kommerzieller Hinsicht (Verbindung mit den Nordseehäfen).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unbegründet halten zu sollen", maß ihnen jedoch soviel Wichtigkeit bei, daß er Bismarck über diese „Delleitäten hochstehender Persönlichkeiten" unterrichtete [81]). Ob tatsächlich etwas Wahres an diesen Gerüchten war, läßt sich nicht feststellen; unmöglich ist es nicht, nachdem Napoleon schon im Frühjahr 1867 eine Offensiv- und Defensivallianz im Haag angetragen hatte [82]). König Wilhelm schlug daher eine „vorsichtige diplomatische Gegenwirkung" vor, mit der Bismarck einverstanden war [83]). Drei Tage später erging an Bernstorff die dringende Anweisung, der englischen Regierung die neue „Grand-Luxembourg-Est-Affäre vertraulich" mitzuteilen. Bismarck hielt es für gut, „daß die kgl. großbritannische Regierung über die vorliegenden Angaben unterrichtet sei, um so mehr, da doch die Verhandlungen vom französischen Est wohl kaum ganz ohne Wissen der kaiserlichen Regierung geführt werden können, und wenn sie sich bestätigen sollten, ein eigentümliches Licht auf die ostensible Beilegung der Differenz werfen" [84]). Die Wilhelmstraße wurde indessen bald beruhigt, da ihr aus Brüssel versichert wurde, daß ein Verkauf der belgischen Strecke der Grand-Luxembourg nach belgischem Gesetz unmöglich sei, auch wenn englische Kapitalisten dahinter ständen. Denn auch diese unterlägen in Belgien den Landesgesetzen, und die Regierung habe erst kürzlich bewiesen, daß sie diese aufrecht zu erhalten wisse [85]).

Das preußische Kriegsministerium interessierte sich ebenfalls für die neue Interpretation der jüngst abgeschlossenen Eisenbahnverträge. Die Kommentare der französischen amtlichen Presse, sowie ein Bericht des Militärattachés in Paris bildeten die Unterlage zu einer Anfrage beim Auswärtigen Amt. Im Interesse der Schlagbereitschaft der preußischen Armee erkundigte sich Roon am 6. August, „ob durch den erwähnten Vertrag die Neutralität Belgiens alteriert worden ist". Bismarcks Antwort machte eine Änderung der Aufmarschpläne unnötig, da nach seiner Ansicht alle Kombinationen, die in Frankreich aus dem Vertrag hergeleitet wurden, nur als „Trostbrocken für die enttäuschte öffentliche Meinung" zu bewerten seien. Zudem verstoße ein derartiger Vertrag gegen den Artikel 121 der belgischen Verfassung, wo es ausdrücklich heiße: „aucune troupe étrangère ne peut . . . occuper ou traverser le territoire [de l'Etat] qu'en d'une loi." Davon könne jedoch hier keine Rede sein.

Damit hatte der belgisch-französische Eisenbahnstreit ein Ende erreicht. Beruhigt war Europa jedoch nicht. Jederzeit konnte ein preußisch-französischer Krieg ausbrechen, der die durch die neue Schlappe geschädigte Prestigepolitik Napoleons festigen und die prépondérance légitime reparieren sollte. Damit war auch Belgien bedroht. Im englischen Volke empfand man dies sehr wohl. Als König Leopold im Dezember in London weilte, war er überall Gegenstand großer Kundgebungen, denen von der europäischen Diplomatie politische Bedeutung beigemessen wurde. Am 8. Dezember schrieb die „Pall Mall Gazette" mit einer deutlichen Spitze gegen Frankreich und das eigene Kabinett: bei einer Bedrohung Belgiens müsse „die rasch verschwindende Theorie der Nicht-Intervention um jeden Preis" fallen gelassen werden. „Die Zeit des allgemeinen Friedens ist noch nicht gekommen, und bis dahin läßt sich der Frieden nur mit dem Schwerte in der Hand bewahren." Aber trotzdem Disraeli schon früher einmal Antwerpen und Konstantinopel als die einzigen Interessenpunkte

[81]) Balan an Bismarck, Brüssel, 16. VII. 69, sicher bis Aachen.
[82]) H. Maxwell, The life and letters of Earl of Clarendon (London 1913) II, S. 335.
[83]) Tel. Abeken an A. A. Ems, 21. VII. 69, 9,58 vorm. (pr. 11,30 vorm.).
[84]) Bismarck an Bernstorff, Berlin, 24. VII. 69, vertraulich, dringend (exp. 25. VII.).
[85]) Arnim an Bismarck, Brüssel, 29. VII. 69 (pr. 30. VII.).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Englands bezeichnet hatte, konnte ſich das Kabinett nicht dazu aufſchwingen, energiſcher für Belgien einzutreten. Wenn im folgenden Jahre durch den Deutſch-Franzöſiſchen Krieg die belgiſche Unabhängigkeit nicht angetaſtet wurde, ſo hatte Belgien dies den deutſchen Siegen und nicht dem Wächter des europäiſchen Gleichgewichtes, England, zu verdanken.

Die außenpolitiſche Lage Polens

Von

Paul Jakob Kaeſtner

Als im Jahre 1915 der ruſſiſche Botſchafter in Paris, Iswolſki, mit Delcaſſé über die Kriegsziele verhandelte, wurde man ſich dahin einig, daß die öſterreichiſch-ungariſche Monarchie in einzelne Nationalſtaaten aufgelöſt werden ſolle mit einer Ausnahme; Galizien ſollte an Rußland fallen. Damals hat ſich in Frankreich für die Befreiung der brüderlichen polniſchen Nation niemand gerührt. In einem polniſchen Buche über die Geſchichte Polens während des Krieges findet ſich die Feſtſtellung, daß man in Frankreich für die nationalen Bedürfniſſe der Polen zunächſt wenig Verſtändnis gehabt hat. Erſt allmählich wandelte ſich in Frankreich die Auffaſſung in dem Maße, wie der ruſſiſche Bundesgenoſſe aus den politiſchen Berechnungen ausſchied. In den Erklärungen ſämtlicher polniſcher Regierungen iſt der erſte und letzte Punkt das kritikloſe Bekenntnis zum franzöſiſch-polniſchen Bündnisvertrage. Zunächſt begreiflich genug. Das Intereſſe an der Aufrechterhaltung des Verſailler Vertrages iſt das ſtarke Band, das die beiden Staaten aneinanderhält. Trotzdem iſt es eine auffällige Erſcheinung, daß die Polen bei ihrem ſonſt mimoſenhaft entwickelten Souveränitätsgefühl ein Verhältnis zu Frankreich widerſpruchslos ertragen, das mit Vaſallentum bedenkliche Ähnlichkeit zeigt. Frankreich hat den politiſchen Bündnisvertrag erſt abgeſchloſſen, nachdem ein militäriſcher und eine Reihe wirtſchaftlicher Verträge zuſtande gekommen waren. Geradezu beiſpiellos iſt die wirtſchaftliche Ausbeutung, zu der Polen ſich in den Wirtſchaftsverträgen hat bereit finden müſſen, eine Ausbeutung, die höchſtens in der Abhängigkeit Portugals von England ein Analogon hat. Die Preisgabe der Naphthaquellen an Frankreich und die weit über die Meiſtbegünſtigung herausgehende Herabſetzung von Einfuhrzöllen auf franzöſiſche Luxuswaren ſind nur die markanteſten Beiſpiele für dieſe Wirtſchaftsverträge, die für Polen keinen, aber auch keinen einzigen Vorteil bringen. Es iſt beluſtigend, nach dem Geſagten aber verſtändlich, mit welcher Empfindſamkeit man in Polen jede Kritik an Frankreich und dem franzöſiſch-polniſchen Bündnis aufnimmt. Korfanty hat bei der Ausſprache über die Rede des Außenminiſters Skrzynſki im Sejm ſich über die unerhörte Sabotage beſchwert, welche die deutſche Preſſe in Polen gegen das Syſtem der polniſchen auswärtigen Politik triebe. Und wie Korfanty erregt ſich faſt die ganze polniſche Preſſe, wenn eine deutſche Zeitung in Polen es wagt, an Frankreich Kritik zu üben und den Wert des Bündniſſes mit Frankreich in Frage zu ſtellen. Die Stellungnahme gegen einen fremden Staat als Beweis innerpolitiſcher Illoyalität iſt zu einem beliebten Argument gegen die Deutſchen geworden. Nur ſehr langſam kann man auf polniſcher Seite Stimmen bemerken, die ſich vorſichtig aus dem Vaſallenverhältnis löſen. Heilſam hat der unerwartete Abſchluß der Memelfrage gewirkt. Polen hatte mit Be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmtheit auf die Freistaatlösung und darauf gerechnet, daß es selber einen entscheidenden Einfluß auf Memel bekommen würde. Aber die Dinge beim Namen zu nennen, wagt selbst jetzt keine einzige polnische Zeitung. Während die meisten mit einigen verlegenen Redewendungen über die Frage weggehen, bringt ein Teil der Rechtspresse es fertig, die Entscheidung des Botschafterrats als deutsch-russische Intrige hinzustellen. Die nationale Arbeiterpartei brachte vor einiger Zeit einen Dringlichkeitsantrag im Sejm ein wegen der unzulänglichen staatlichen Fürsorge für das polnische Emigrantentum in Frankreich. Über die Behandlung, die den Polen in Frankreich von den französischen Behörden zuteil wird, wurden hier recht erbauliche Dinge festgestellt. Es ist bezeichnend, daß außer einigen Arbeiterblättern nur die deutschen Zeitungen von der Interpellation Kenntnis genommen haben: vier Fünftel der polnischen Zeitungen erwähnten nicht einmal die Tatsache der Eingabe. Noch ein anderes hübsches Dokument liegt neuerdings dem Sejm vor. Der deutsche Gesandte in Warschau hat unter der deutschen Kolonie, d. h. den Beamten der Gesandtschaft und den wenigen Reichsangehörigen in Warschau, eine Sammlung für die Ruhrhilfe veranstaltet. Darob Entrüstung im Blätterwald und eine Interpellation im Sejm, welche Schritte die polnische Regierung gegen den illoyalen Akt des deutschen Gesandten zu unternehmen beabsichtige.

Abgesehen von den drei baltischen Staaten, die völlig von der Gnade Rußlands abhängen, steht keiner der neugebildeten Staaten im Osten auf so unsicherem Boden wie Polen. Es ist oft gesagt worden, daß Rußland sich mit der Existenz des polnischen Staates nie abfinden wird. Vor einiger Zeit schrieb ein in Danzig wohnender russischer Flüchtling, welcher der Kadettenpartei angehört, dem „Temps", Rußland müsse nun ein für allemal den Frieden von Riga hinnehmen und der deutschfreundlichen Politik ein Ende machen. Darauf schrieb Miljukoff, der Außenminister unter Kerenski, daß nur ein ganz schlechter Russe sich mit dem Rigaer Frieden versöhnen könne, und daß die Teilnahme Polens an einem etwaigen russisch-französischen Bündnis für Rußland unerträglich wäre. Diese beachtenswerte Äußerung läßt gewiß nicht ohne weiteres Schlüsse auf die bolschewistische Politik gegen Polen zu. Aber die ganze Politik Sowjetrußlands hat gezeigt, daß die alten Expansionskräfte des zaristischen Rußlands keineswegs gestorben sind. Jahrhunderte alte historische Kräfte gehen in innerstaatlichen Revolutionen nicht unter. Beweiskräftiger als solche allgemeinen Erwägungen ist ein Blick auf die geographische Lage Polens. Eine fehlerhafte deutsche Politik hatte das Schlagwort Leben gewinnen lassen, der Weg nach Konstantinopel führe über Berlin. Daß für Rußland der Weg nach Europa und auf den Balkan über Warschau führt, ist kein Schlagwort und nicht das Ergebnis einer zufälligen politischen Konstellation, sondern eine geographische Tatsache. Ein Rußland, das die polnische Grenze respektiert, verzichtet auf jede unmittelbare europäische Politik. Man stelle sich nur vor, was der Rapallo-Vertrag nicht ist, und was er sein würde, wenn es kein Polen gäbe. Von Deutschland und den österreichischen Nachfolgestaaten trennt der polnische Graben, und jeder Schritt Rußlands auf dem Balkan wird von polnischer Flankierung bedroht. Die alten machtpolitischen Notwendigkeiten, die Katharina zu den polnischen Teilungen geführt haben, sind heute noch wie vor 1½ Jahrhunderten vorhanden und machen den Verlust Polens für Rußland schmerzlicher als irgendeinen seiner anderen Verluste. Der Versuch, mit einem Husarenstreich Polen zu nehmen, ist 1920 mißglückt, aber das Gespenst der erstarkenden russischen Militärmacht wirft seine Schatten immer länger über den polnischen Staat. Gegen diese Gefahr ist das französische Bündnis keine Sicherung: selbst dann nicht, wenn Polen der französischen Bündnistreue sicher sein könnte. Daß es das nicht sein kann, dafür ist der Memelfall ein erstes Menetekel. Frankreich brachte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Memel den Russen als erste Morgengabe für die neue Freundschaft, und ständig mehren sich die Anzeichen der Annäherung zwischen Frankreich und Rußland.

Die zahlreichen polnischen Versuche, sich gegen die russische Gefahr durch Bündnisse mit den Oststaaten zu sichern, haben nur zu einem bescheidenen Erfolge geführt. Das konnte nicht anders sein. Die Existenzbedingungen dieser Staaten sind nur zu einem kleinen Teile die gleichen. Polen nimmt unter ihnen eine ausgeprägte Sonderstellung ein, ausgeprägt durch seine besondere Gefährdung. Das Lebensprinzip, das die kleine Entente zusammenhält, hat für Polen nur beschränkte Gültigkeit. Die Gefahr eines wiedererstehenden Groß-Ungarns und Österreich-Ungarns ist für Polen gering. Galizien war ein Außenposten, ohne den die Habsburger Monarchie nur wenig geschwächt hätte existieren können. Mit den baltischen Staaten und Finnland ist gemeinsam das Interesse an der Abwehr der russischen Gefahr. Aber selbst hier sind die Voraussetzungen zu verschieden, um eine dauernde, für jeden Fall zuverlässige, gemeinsame Front zu sichern. Die Ablehnung des finnisch-polnischen Bündnisses durch den finnischen Reichstag zeigt, wo die Schwierigkeiten liegen. Man kann sich sehr wohl vorstellen, daß selbst ein ausgesprochen imperialistisches Rußland die Selbständigkeit Finnlands achten wird. Der Besitz Finnlands ist für Rußland nicht wie der Polens eine Vorbedingung europäischer Machtentfaltung. Dazu kommt, daß die strategischen Voraussetzungen der Unabhängigkeit Finnlands aus geographischen Gründen ungleich günstiger sind als die Polens. Man kann sich schwer fruchtbare Möglichkeiten eines militärischen Zusammenarbeitens zwischen Polen und Finnland denken. Eine Verwendung der finnischen Armee außerhalb der Landesgrenzen ist außerordentlich unwahrscheinlich, und das russische Heer kann bei einem Kriege gegen Polen und Finnland Polen erledigen, ohne daß Finnland nennenswerten Widerstand dagegen aufbringen könnte. Gewiß hat in Finnland das mangelnde Vertrauen in die Zuverlässigkeit der polnischen Politik bei der Ablehnung des polnischen Bündnisangebotes seine Rolle gespielt. Aber auch ohne das muß es für Finnland stets bedenklich erscheinen, sein Schicksal an das des ungleich mehr gefährdeten Polens zu binden. Ähnlich liegt es bei den baltischen Staaten. Polen ist zu schwach, um den baltischen Staaten unmittelbare Hilfe zu bringen. Man weiß dort zu genau, daß ein kleiner Stoß Rußlands die junge Freiheit wieder zerstören kann, und man scheut sich, durch eine Verbindung mit Polen leichtfertig diesen Stoß herbeizuführen. Estland und Lettland lassen sich von Rußland beherrschen, auch ohne daß sie einverleibt sind. Es kommt als letzter Staat, der für ein Zusammengehen gegen Rußland in Frage kommt, Rumänien. Hier liegen die Dinge am günstigsten. Eine gemeinsame Grenze, wenn auch an schmaler Front, verbürgt die Möglichkeit militärischer Zusammenarbeit. Dazu kommt, daß das Kräfteverhältnis annähernd das gleiche ist. So sind denn auch die rumänisch-polnischen Beziehungen zweifellos die engsten. Aber ein sicherer Faktor für die polnische Politik ist auch Rumänien nicht. Beßarabien und die Tatsache, daß Rumänien sich wie ein großer Block vor den Balkan legt, können leicht zu einem russisch-rumänischen Konflikt führen. Notwendig ist er nicht, und die rumänischen Politiker werden weitsichtig genug sein, zu erkennen, daß Polen und Rumänien allein einem nur halbwegs erstarkten Rußland nie militärischen Widerstand werden leisten können. Deshalb werden auch hier im Ernstfalle stets starke Hemmungen sein, das Schicksal des eigenen Staates an das Schicksal Polens zu knüpfen. So steht Polen dem russischen Todfeinde in beängstigender Isolierung gegenüber. Für die beiden anderen Staaten der kleinen Entente besteht auch nicht das geringste Bedürfnis, Polen einen Rückhalt gegen russische Gefahren zu bieten. Im Gegenteil. Die strategisch unmögliche Gestaltung des tschechoslowakischen Staatsgebietes drängt geradezu nach einem Anschluß an Rußland. Die Tschechen be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

finden sich in der angenehmen Lage, kaum je ernsthaft zum Gegenstand russischer imperialistischer Tendenzen werden zu können, wohl aber mit Sicherheit darauf zählen zu dürfen, als Vorhut des Slawentums stets den Schutz des großen slawischen Bruders erwarten zu dürfen. Heute ist die Entwicklung der polnisch-tschechischen Beziehungen noch eine Geschichte kleiner Reibereien und Eifersüchteleien. Es kann leicht der Tag kommen, wo die tschechische Gefahr der polnischen Politik eine dritte schwere Sorge sein wird.

Rein gefühlsmäßige Einstellung zur Politik ist altes polnisches Erbteil, eine Einstellung, die seit den Teilungen immer stärker mit Ressentiment untermischt worden ist. So kommt es, daß es nur ganz wenige Polen gibt, die zu einer ruhigen Würdigung außenpolitischer Verhältnisse fähig sind. Meist überwiegen zudem auch in der Außenpolitik innenpolitische Strebungen. Es zeigt sich das besonders in dem wichtigsten Punkte, wo sich polnische Innen- und Außenpolitik treffen, dem Nationalitätenproblem. Der polnische Staat hat nach eigenen Angaben 32 Prozent, nach andern bis zu 45 Prozent nichtpolnische Bevölkerung. Das Staatsproblem eines Nationalitätenstaates ist an sich verwickelter, als das eines Nationalstaates. Für Polen ist das Problem noch besonders bedenklich, weil zwei Drittel der fremdstämmigen Bevölkerung stammesverwandt mit den Staatsvölkern der Nachbarländer Rußland und Deutschland sind, deren Staatszugehörige sie bis zur Gründung Polens waren. Den Weg, die auf dieser Sachlage sich ergebenden Schwierigkeiten zu lösen, hält die polnische Öffentlichkeit im allgemeinen für außerordentlich leicht. Man rechnet damit, daß Rußland und Deutschland in den nächsten Jahren zu einer machtpolitischen Auseinandersetzung mit Polen noch nicht in der Lage sind, und will diese Zeit dazu benutzen, um Polen zu einem reinen Nationalstaat zu machen. Es bedarf keiner Begründung, daß die Lage der fremdstämmigen Bevölkerung Konfliktsmöglichkeiten für den polnischen Staat schaffen kann, und daß bestimmte, gegen Polen gerichtete außenpolitische Tendenzen aus dem Vorhandensein der fremdstämmigen Bevölkerung eine Stärkung erfahren. Es heißt aber das polnische Problem von Grund auf verkennen, wenn man die Hauptwurzel für kommende Verwicklungen in dem Nationalitätenproblem, oder um sich eines neuzeitlichen Sprachgebrauchs zu bedienen, im Minderheitenproblem sieht. Es liegt noch heute nicht sehr anders als vor 1½ Jahrhunderten. Wohl war damals für Katharina die sogenannte Dissidentenfrage ein erwünschter Vorwand für die Einmischung in polnische Verhältnisse. Der Grund aber lag in anderm, lag in den gleichen machtpolitischen Tendenzen, wie sie im Eingang dieses Aufsatzes für das heutige Rußland geschildert worden sind. Hing schon damals eine intensive Einflußnahme auf die Politik der europäischen Großmächte von der geographischen Berührung mit einem Teil dieser Großmächte ab, so gilt das in sehr viel stärkerem Maße für unsere Zeit, wo eine Verwendung starker Armeen ohne unmittelbaren Zusammenhang mit dem eigenen Lande völlig unmöglich geworden ist. Auch wirtschaftliche Notwendigkeiten, die von Katharina nur in einem gewissen Ur- und Unterbewußtsein geahnt werden konnten, lassen heute die Hindernisse schärfer fühlbar werden, die ein selbständiger polnischer Staat der russischen Welt in den Weg legt. „Die Achse der Welt" hat Lenin einmal das große Stromsystem des Dnjepr genannt, das sich von Cherson in dreifacher Verästelung durch ein, wenn auch heute verfallenes Kanalsystem nach Danzig, Memel und Riga hinaufzieht. Diese Achse der Welt geht durch polnisches Gebiet und raubt Rußland die Aussichten auf die ungeheure wirtschaftliche Vormachtstellung, die es besitzen würde, sobald das große Stromgebiet zwischen den beiden Meeren einheitlich ausgebaut und beherrscht wäre. Die Tatsache, daß vier Millionen Weißrussen und Ukrainer von Polen beherrscht werden, verschwindet hinter den großen hier skizzierten macht- und wirtschaftspolitischen Gewalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ebenso liegt es mit Deutschland. Die Tatsache, daß in den abgetretenen Provinzen zum weit überwiegenden Teil alter deutscher Kulturboden und altes deutsches Hoheitsgebiet vorloren ging, ist für die gefühlsmäßige Wirkung in Deutschland von gewiß nicht zu unterschätzender Bedeutung. Aber wie für Friedrich den Großen die Befreiung deutscher Stammesgenossen von polnischem Joch und aus polnischer Wirtschaft in keiner Beziehung das Ziel seiner polnischen Erwerbungen war, so verschwindet auch heute die Kraft des irredentistischen Gedankens hinter den zwingenden wirtschaftlichen und politischen Notwendigkeiten. Die Unerträglichkeit des polnischen Korridors wäre für Deutschland nicht geringer, wenn nie ein Deutscher in Westpreußen und im Netzegau gelebt hätte, und wenn heute oder morgen kein Deutscher mehr dort leben würde. Die Rücksicht auf die deutschen Volksgenossen in Polen legt es der deutschen Politik sogar nahe, in korrektem nachbarlichen Verhältnis zu Polen zu leben, wozu andernfalls ein zwingendes deutsches Bedürfnis nicht bestände. Die Kabinettspolitik vergangener Jahrhunderte würde in der gleichen Lage Polen gegenüber freiere Hand gehabt haben, als die heutige deutsche Politik, für die es über staatliche Notwendigkeiten heraus gesamtvölkische Aufgaben gibt. Der deutschen Politik Polen gegenüber erwachsen aus der gebotenen Rücksichtnahme auf das Deutschtum in Polen Bindungen, die oft zugunsten Polens sind. Es können Situationen eintreten, und sie sind schon eingetreten, wo die selbstverständliche Verpflichtung, sich für das Deutschtum in Polen einzusetzen, mit einem Verzicht auf rein staatspolitische Wünsche verbunden war. Man denke nur an den Bolschewisteneinmarsch im Sommer 1920.

Polen hat in den 3½ Jahren seines Bestehens gezeigt, daß es eine rücksichtslose Entdeutschungspolitik treiben will. Wer hat beobachten können, wie die instinkthaften deutschfeindlichen Gefühle fast der gesamten polnischen Bevölkerung in den letzten Monaten, mit besonders tierischer Kraft bei der Verherrlichung des Präsidentenmörders, zum Vorschein kamen, weiß, daß es sich nicht um eine Politik derzeitiger Regierungen, sondern um allgemeine polnische Politik handelt. Hat aber, so müssen wir uns fragen, Deutschland Veranlassung, an der Festigung dieses polnischen Staates zu arbeiten? Hat es Anlaß, durch eine Berücksichtigung polnischer Wünsche einer russisch-französischen Annäherung in die Hände zu arbeiten? Deutschland darf es nicht zum zweiten Male dahin kommen lassen, daß es um Polens willen die deutsch-russische Zukunft verbaut, daß ein neuer deutsch-russischer Gegensatz eines Tages gar noch Deutschland an der Existenz des polnischen Staates interessiert und die Wege der Politik wieder beschritten werden, die zu der verhängnisvollen Proklamierung des polnischen Königreichs durch die Mittelmächte geführt haben.

Es gab eine Möglichkeit, eine Form des Zusammenlebens zwischen Deutschland und Polen zu schaffen, die durch pflegliche Behandlung der deutschen Minderheiten Konfliktsstoffe aus der Welt räumte, dem polnischen Staat die Möglichkeit innerstaatlicher Konsolidierung gab, das Deutsche Reich seinen völkischen Verpflichtungen nachkommen ließ, und es dem Gang des noch immer nicht berechenbaren historischen Geschehens überließ, ob neue Formen mitteleuropäischen Gemeinschaftslebens die Kräfte ihre Wirkung würden verlieren lassen, die zur Teilung Polens gedrängt haben, und die, wie wir sahen, nach heute lebendig sind. Eine Lösung der Art, Teilprobleme gleichsam einzukapseln und in stillschweigendem Einverständnis die Lösung des Gesamtproblems der Zukunft zu überlassen. Die andere Lösung heißt: Ceterum censeo Poloniam esse delendam.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Vater

Novelle

von

Otto Linck

Der ausgedehnte Wald verdunkelte die ganze Gegend, und der Himmel über der Hochebene war so groß, daß er kaum zu ertragen war.

Das Land war dünn besiedelt und nicht fruchtbar. Einsam und verstreut lagen die Einsiedelhöfe unter riesig überhängenden Dächern in den Lichtungen, die der Wald übrig ließ, an kleinen strudelnden Gewässern und toten Seen, die wie niedergebrochene Stücke Himmels willkürlich über die Fläche verteilt waren. Schmal zogen sich durch hohe Steinriegel geschiedene Felder den Saum der Tannen entlang; wo in den Mulden der Schatten angrenzte, blieb das Korn jahraus, jahrein karg und mager, das Gras moosig und dünn.

Die Menschen hatten kein leichtes Leben in der Gegend. Auf unwegsamen Fußpfaden mußten die Neugeborenen durch die Dämmerung des Waldes zur Taufe getragen werden, wurden die Toten wieder zur letzten Ruhe gebracht, im Sommer und im Winter, wenn sie unterwegs steinhart gefroren und über den stolpernden Trägern unruhig an die Wände des Sarges klopften.

Immer rauschte um sie der Wald sein abgrundtiefes, uraltes Lied. . . .

Schwer und dunkel gingen die Bauern ihrem harten Tagwerk nach, waren einsam und verschlossen, trotzig und unbeugsam wie die ragenden Stämme. Schämten sich fast, daß sie eine Seele in sich trugen, die Sehnsucht kannte und Angst und Not, hielten sich mit beiden Händen zäh an der überlieferten Sitte und waren durchdrungen von einer drohenden, beinahe heidnischen Frömmigkeit, die nicht befreite, sondern lastete wie Aberglaube. Gott wohnte nicht in freundlich hellen Kirchen, er hauste in kahlen, hölzernen Kapellen, an Landstraßen und in Waldschluchten, war düster und groß wie das Land; zu ihm ging man nicht mit kindlichem Vertrauen, man begehrte ihn, rechtete mit ihm und beugte sich, wenn es sein mußte, zähneknirschend vor seiner Gewalt, denn von seiner Laune kam unbegreiflich alles, Sonne und Regen, die Angst kranker Nächte, das Grauen des dunkelnden Waldes und der sinnlose Jähzorn sommerlich losbrechender Gewitter.

Der Hof lag am Ursprung einer klaren Quelle, wie in einer Bucht zwischen der sanften Rundung zweier Waldkuppen, unweit eines schilfumstandenen, regungslosen Sees.

Der Bauer hielt zwei Stück Vieh und Schafe, die von dem harten Gras der Waldwege kurze, rauhe Wolle ansetzten. Die Felder lagen weit zerstreut und schwer erreichbar über den Halden, zwischen dem Wald. In guten Jahren hatte er ein reichliches Auskommen.

Es gab in dem niederen, tiefgedeckten Haus eine große Wohnstube, in ihr einen eisernen Ofen, der auf der Stirn die Jahreszahl 1775 trug, einen Tisch nebst Eckbank und einen mit buntem Tand bedeckten Hausaltar; an der Wand hing ein von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dürren Myrten umrahmtes, verblichenes Brautbild des Bauern und eine rosenfarbene Madonna unter Glas.

Seit dem Tod der Frau hielten sich aber Vater und Tochter meist in der gegen den Berg gelegenen, niederen Küche auf, deren Raum von dem tief herunterhängenden, schwarzverrußten Rauchfang des gemauerten Herds geradezu aufgesogen wurde. Durch zwei Schiebfenster winkten einige kümmernde Obstbäume, fiel schmales Licht über den Tisch, Borde und Teller an den Wänden.

Ursula war zwanzig Jahre alt, galt für schön und stolz. Mit breiten Hüften stand sie auf der Erde, ihr Mieder blühte voll, und das Haar über dem runden Gesicht wogte wie reifer Weizen; sie konnte arbeiten wie ein Mann. Längst hatte sie es vergessen, daß sie vor nicht zu langer Zeit noch Kind gewesen war, wortkarg und herb ging sie schaukelnden Tritts tagaus, tagein mit dem Vieh um, griff in die Zügel des Gespanns, trabte ohne Besinnen aufs Feld, Futter zu holen, Dung zu führen, und konnte ohne Ermatten in einem Zug die größte Wiese heruntermähen. Sie war dabei nicht froh und nicht traurig, entbehrte nichts, war, lebte Tag um Tag, fiel abends in bleierne Müdigkeit, schlief tief und ohne Traum.

Der Bauer liebte die Heranwachsende seit dem Tod der Mutter mit der ganzen eigensinnigen Kraft, deren sein einsames Wesen fähig war. Sie war, ohne daß er es wußte, sein liebster Besitz, Erinnerung und Hoffnung zugleich. Man sah es ihm nicht an, aber er hätte einen jeden erschlagen, der ihr nahegetreten wäre. Doch sein Mund blieb stumm, sein grobgeschnittenes, hartes Gesicht verriet nichts von Zuneigung, er hätte sich eher die Zunge abgebissen, ehe er Ursula etwas merken ließ.

Doch auch sie wollte ihn nicht anders, als er war: Schwer, wortkarg, oft mürrisch und befehlend, immer erst der Bauer, der Herr, dann der Vater.

Nur an den hohen Feiertagen, wenn sich der weite Weg lohnte, gingen sie gemeinsam zur Messe in die Pfarrkirche, sonst waren sie so keusch, daß sie sich schämten, wenn sie sich am Hausaltar trafen; lieber suchten sie, wenn sie Gott brauchten, die kleine Kapelle an der Landstraße über dem Wald auf.

Über die Sommermonate wurde im Hof jedes Jahr ein Knecht eingestellt. Lange Zeit war dies immer derselbe alte Mann gewesen; nun war er tot, und der Bauer bekam niemand anderes als einen jungen Menschen, namens Albert, der, einer im Dorf zugezogenen Witwe Sohn, schon da und dort auf benachbarten Höfen ausgeholfen hatte. Er trug das braune Haar tief ins Gesicht gescheitelt, war gesprächig und heiter und hatte es darum auch noch nie lange in der Gegend ausgehalten; nur wenn er in der Stadt keine Arbeit fand, nahm er hier vorlieb.

Dem Bauer paßte so sein ganzes Wesen nicht, und doch konnte er es nicht hindern, daß der Knecht mit Feiertag machte oder sich gar in der träumerischen Dämmerung sinkender Sommerabende vor die Haustüre setzte und auf einer Ziehharmonika sehnsüchtig gespielte, leichtflüssige Weisen in den Abend flocht. Die Töne stiegen und fielen, schwangen und schwebten über das schmale Feld, verfingen sich im Wald, lösten sich wieder und wandelten alle Schwere in seliges Spiel; nur mit Mühe unterdrückte der Bauer einen lauten Ausbruch des Widerwillens.

Anders Ursula. Sie saß seltsam beklommen in der dunkelnden Küche am knisternd verglimmenden Herdfeuer; ungekannte Süße, unbekannte Welt stieg schmerzhaft brennend und lockend in ihr auf, verlangte nach Befreiung und ängstigte zugleich. Sie wehrte sich wie gegen Fremdes, das in die gewohnte Sicherheit des Hauses einbrechen wollte, und dennoch verlangte sie, stundenlang zuzuhören, so lange, bis sie müde wäre, anders als sonst, leicht und gelöst, und wenn das Spiel abbrach, versummend wie eine weiterziehende Schar, durchzog sie ein Frösteln, und die Nacht gähnte schwarz und leer wie ein Abgrund durch das offene Fenster herein.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch bei Tag, beim Heuwenden oder Garbenbinden, kam es vor, daß sie den neuen Knecht heimlich mit prüfenden Blicken umspannte, seine Kraft maß; daß sie bedeutungslose Worte lange in sich bewahrte oder nur den hellen Klang seiner Stimme in sich weiterschwingen fühlte wie Musik. Daß schließlich der Junge, Neue in allem war, das ganze Haus erfüllte, verwandelte, und daß sie erschrak, wenn sich ihre Hände trafen.

Es war ein wunschloses Wachsen, wie Frucht wird aus reifender Saat, unter dem leuchtend wandernden Bogen des Sommers.

Und eines Morgens brach sie aus taumelnd schwülem Traume auf ins Bewußtsein, strömte erschrocken und staunend über: wußte, daß sie Albert liebte.

Besann sich nicht lange, ging mit sicheren Schritten gerade auf ihn zu und warf ihm stockend und verwirrt mit ungeschickten Worten das Geständnis hin.

Wartete . . .

Er aber erschrak.

Wußte sich nicht zu helfen. Wohl hatte auch er das schöne Mädchen manchmal mit Gedanken und Melodien gestreichelt, aber nur von fern als Unerreichbares. Nun brauchte er Zeit, alles zu begreifen, fühlte sich unvorbereitet und alles unverdient, scheute sich, das unerwartete Glück mit plumpen Händen zu greifen.

Ursula verstand sein Zögern nicht. O, sie hatte gedacht, daß er sie ohne Besinnen an sich reißen würde. Sie schämte sich tief, hatte sich weggeworfen; er liebte sie nicht oder war feige; sie haßte ihn . . .

Dennoch losch die Flamme nicht aus, sie brannte nur scheuer als vorher. Sie fürchteten sich voreinander, wichen sich aus, doch die heimliche Seligkeit wuchs in feinsten Verästelungen weiter und weiter durchs Blut, ließ nicht schlafen und machte müde und trunken wie Wein. Wenn Albert nun, seltener als früher, abends spielte, zitterte er, als enthülle er mit dem Spiel dem Bauern das unausgesprochene Geheimnis, und dem Mädchen stiegen lächelnde Tränen in die Augen, so hochmütig sie gegen den Knecht bei Tag gewesen sein mochte.

Der Bauer fühlte die Veränderung, Unruhe an der Tochter. So ungewohnt dies war, er begann zu überlegen. Hart kam ihm der Entschluß, sie zu verlieren, zu verheiraten.

Plump rückte er eines Abends mit dem mühsam gewonnenen Vorschlag heraus: „Deine Mutter hat mit zwanzig geheiratet, es ist an der Zeit, daß du auch dran denkst."

Ursula ward glühend rot, als werde ihr verborgenstes Geheimnis aufgerissen. Schwer war es, solches auszusprechen, aber sie faßte sich, gab wie selbstverständlich zurück: „Ich will den Albert."

Der Bauer starrte sie an, als hätte er nicht recht gehört. Es dauerte, bis er das Fertige begriff, das sich unter seinen Augen angesponnen hatte.

Er keuchte. Drohend wuchs er am Küchentisch auf, maßlose Liebe schrie: „So, den Nichtsnutz, den Landstreicher, das würde ihm passen . . ." Und fassungslos: „Du, du, gerade du . . ."

Dann mäßigte er sich gewaltsam, während er die Faust ums Holz ballte, daß es in den Fugen krachte: „Das lasse dir gesagt sein, das sind Dummheiten; daraus wird nichts, den Buben werfe ich heute noch aus dem Haus."

Schnitt mit einer Handbewegung das Ganze ab. Ursula ward weiß wie die Wand, vor Zorn, wandte den Blick nicht vom Vater. Wille stand gegen Wille wie Stahl; doch sie schwieg, noch war er der Bauer, aber sie die Tochter, und sie wußte, daß sie nicht nachgab.

Der Bauer aber stellte draußen vor dem Stall den ahnungslosen Knecht zur Rede, kündigte, warf ihn auf der Stelle aus dem Haus. Maßlos ging es wieder mit ihm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch, ihn haßte er, an ihm konnte er seine Wut auslassen. Er bedrohte ihn mit der Faust, suchte nach einer Waffe, ihn zu schlagen.

Ursula aber ward zum erstenmal stolz auf den Geliebten, als sie sah, wie er standhielt, auf Schmähungen grobe Scheltworte gab, Faust gegen Faust hob.

Nur ein Blick von ihr hinderte, daß die Männer handgemein wurden.

* * *

Zu zeigen, daß er nicht nachgab, blieb Albert in der Gegend.

In einem Nachbarhof fand er Unterkommen, arbeitete ruhig und gleichmäßig weiter, als sei nichts vorgefallen; vielleicht war er stiller und ernster als vorher. Den Hof betrat er mit keinem Schritt mehr, und doch, war er auch weit, blieb es für beide eine unerschöpfliche Seligkeit, sich über Berg und Wald nahe zu wissen, Leute zu begegnen, die den andern gesprochen haben konnten, sich gar auf dem Felde von ferne zu sehen.

Nur ein einziges Mal — der Bauer ließ Ursula argwöhnisch nie allein — trafen sie sich unerwartet am Waldrand. Da war beiden alle Scheu verschwunden, eine jähe Hitze trieb sie aneinander, ein Taumel, ein Aufschrei, eine Erlösung. Sie hielten sich in Armen, fühlten berauschend Leib an Leib, sanken schwer an den Rain. Hielten sich, es war ein eiliges, scheues Tasten, ein Flüstern, stammelndes Beteuern und Begreifen und eine selige Gewißheit, die den hellen Spätherbsttag überstrahlte.

Der Bauer rührte nicht mehr an die Angelegenheit, als hätte er sie vergessen. Aber er war wund, sein Mißtrauen blieb wach, lag Tag und Nacht beobachtend auf der Lauer, ließ ihn seelische Schmerzen, Nöte der Liebe fühlen, die er nie gekannt hatte. Er überwachte die Tochter unablässig, spürte ohnmächtigen Grimms, wie sich ihr Wesen weiter veränderte, wie sie sich entfaltete, wie sie leichter und heller wurde und heimlich sang. Er litt; das war längst nicht mehr der verletzte Stolz des eingesessenen Bauern, das war brennender Schmerz, daß ihm einer die Tochter nahm, daß sie ihm weiter und weiter entglitt. O, er haßte den Fremden, haßte ihn urweltlich, wie nur ein Einsamer hassen kann.

Wenn Ursula wenigstens getrotzt hätte, hätte er ihren Trotz brechen können, wenn sie nur Schmerz oder Angst gezeigt hätte, wäre er froh gewesen. Aber sie war so sicher und still, daß er ihr nichts anhaben konnte, und, wenn er gar zärtlich wurde, lächelte sie.

Und die Wochen vergingen ohne Änderung. Das Kartoffelkraut schwelte auf Haufen in die nebeligen Tage, die Hecken leuchteten durchsichtig, die Buchen im Tannengrund verfärbten sich; steil senkte sich das Jahr.

Der Bauer trug an seiner kranken Liebe wie an einem Geschwür, das tief und ungreifbar in seinem starken Körper saß und fraß, ihn schüttelte wie im Fieber; wie er den andern hassen mochte, immer blieb er lächelnder Sieger. In seiner ohnmächtigen Verzweiflung wandte sich der Bauer wie in körperlicher Krankheit an Gott, betete, beichtete, bestürmte ihn, bat um Hilfe und Befreiung.

Aber Albert blieb. Blieb auch, als das Feldgeschäft zu Ende war, den Winter über in der Gegend und gesellte sich zu den Holzhauern.

Wann nun das rauschende Niederstürzen gefällter Tannen, der metallene, regelmäßige Schlag der Äxte vom Wald niederklang, war der andere wieder dabei; trat höhnisch in die enge Stube, in der Vater und Tochter stumm und untätig um den Ofen saßen. Wo blieb Gott, daß er ihn nicht erhörte, daß er Ursula nicht vergessen ließ, daß er den frevlen Eindringling nicht beiseite schaffte!

Der Dezember verging langsam und trübe. Mit klingendem Frost und tiefem Schnee trat das neue Jahr an; schwarz und reglos stand der Wald. Eisig klarer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nordwind stürzte aus blaßblauen Himmeln, stäubte über die Hänge, stieß an die Wände des Hauses; dann ward der Himmel wieder eng und grau, wie Inseln schwammen die Umrisse der nächsten Hügel und Bäume im Nebeldunst der Tage, kaum durchdrang das hungrige Geschrei der Eichelhäher die lastende Stille. In der dumpfen Stube ward die verhaltene Spannung zwischen den beiden Menschen noch drückender, wuchsen in dem tatenlosen Bauern die bösen Gedanken, wühlten weiter und kehrten seinen Haß tiefer und bitterer gegen Gott, der ihn nicht erhörte.

Anfang Februar, als die Kälte brach, geschah das Unglück.

Eine fallende Tanne schlug Albert nieder. Ein trauriger Zug kam um Mittag vom Wald auf den Hof zu.

Ursula sah zufällig aus dem Fenster. Sah, ahnte, ohne zu wissen; schrie auf. Stürzte an dem Vater vorüber aus der Türe, den stummen Männern entgegen, die auf dem glasig schmelzenden Schnee gespenstisch schwarz aussahen wie ein Leichenzug.

Auf notdürftig gezimmerter Bahre lag der Verletzte, dunkles Blut verklebte unter grobem Verband Gesicht und Haar zu unförmiger Masse. Heulend wie ein Tier klammerte sich Ursula an den Verwundeten, ließ sich nicht abdrängen. Grauenhaft trug das Echo ihren Schrei durch die Gänge des toten Waldes.

Am Hof aber schlug ihre Liebe in Haß um. Zähneknirschend warf sie sich gegen den Vater, fluchte ihm, war eine Rasende: „Er, er ist schuld; er hat es gewollt . . ."

Der Bauer wehrte sich nicht, lehnte bleich bis in den Tod an der Wand. Woher wußte Ursula sein Geheimnis? Wo blieb die Genugtuung, die ihn angesichts des Darniederliegenden erfüllen sollte? Warum war er so hoffnungslos müde, entschied nicht, wie es die Männer von ihm erwarteten?

Leise mahnte der Holzhauerobmann, der Verletzte müsse schleunigst in ein warmes Zimmer gebracht werden, sonst erfriere er noch.

Ursula griff es auf, entschied, selbstverständlich, rücksichtslos.

Der Bauer stand beiseite, schwieg; war fast froh, daß es so kam.

In der großen Stube wurde der Tisch an die Wand gerückt, der Verwundete in fliegender Hast auf eine Matratze gebettet. Ursula eilte mit lauwarmem Wasser zu Umschlägen, mit Essig, die Schläfen zu reiben; ihre schwere Hand lief leicht wie noch nie, bis würgendes Erbrechen den Körper des Bewußtlosen durchschütterte.

Wortlos traten die Männer ab, gingen stumm einer hinter dem andern wieder auf den Wald zu, der sich schwarz und schweigend hinter ihnen schloß. Einer machte sich auf den Weg zum Arzt.

Der Bauer wurde nicht mehr gefragt, war ausgeschaltet. Er mied ängstlich die Krankenstube, fühlte sich überflüssig, starrte in bitteren Gedanken hinaus ins Feld; von Haß aber, so sehr er suchte, war keine Spur mehr in ihm.

In der Dämmerung kam der Arzt aus der Stadt. Er schüttelte den Kopf, hielt den Zustand des Verunglückten für sehr bedenklich, verordnete unbedingte Ruhe und Eisumschläge und stellte für den nächsten Tag die Krise in Aussicht, ob der Verletzte mit dem Leben davonkäme.

Haßerfüllt sah bei diesen Worten Ursula dem Vater ins Gesicht, stieß ihn mit ihren Blicken förmlich aus dem Zimmer.

Niemand schlief in dieser Nacht im Hause. Fahles Mondlicht warf die Helle der schwindenden Schneeflecken durch alle Fenster, beleuchtete Ursula, die vom Lager des Kranken nicht wich, nicht müde wurde, ihn zu warten und anzusehen.

Der unsichere Schein leuchtete auch dem Bauern in sein sehr zerfallenes Gesicht, wie er keine Ruhe fand, ohne Aufhören auf und ab ging, von der Küche in den Stall, die Tiere streichelnd, die verständnislos ihre stumpfen Augen nach ihm wandten, ohne Zweck die Leiter hinauf auf den Heuboden, hinaus ins Freie, als müsse er für den nächsten Tag nach dem Wetter sehen, und wieder zurück im unentrinnbaren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kreis. Das machte, er kam sich abgesetzt vor, fühlte die Tochter weiter verloren als je, sah sich schuldig, als stünde der Teufel leibhaftig hinter der Bühnentreppe. O, es ging Seltsames, Unerlebtes vor in dem harten Bauern, sein Haß starb in zähen Zuckungen, und seine Liebe wuchs hoffnungslos und verzweifelt.

Schließlich ging er schauernd, barhaupt wie er war, in die hochgewölbte Nacht hinaus, stapfte durch den zusammensinkenden Schnee wie gezogen nach der Kapelle an der Straße; unruhig rief der befreite Bach neben ihm nach dem Frühling, schmeichelnd strich der warme Wind über den Wald, wie eine Welle schlug er über dem Wandernden zusammen.

Er fand die Kapelle von flimmerndem Leuchten ausgeweitet, das Bild magisch erhellt, als blute die Wunde Christi. . . .

Schwer schlug er auf die Stufen nieder, sein letzter Trotz schmolz hin wie Eis, aufblühte eine ungeheure Sehnsucht nach Aufopferung, stammelnder Hingabe und Erlösung. Schwer fielen seine ungelenken Worte in die nächtliche Stille, stammelnd gelobte er, wie er Gott sündhaft um den Tod des andern gebeten, sein eigenes Leben, wenn der Verletzte gerettet würde. Hatte ihn Gott das erste Mal erhört, so mußte er auch dieses Mal willfahren. . . .

Stammelte das Unerhörte wieder und wieder, leiser und leiser, lag noch lange mit zuckender Stirn an der Kante des Altars, bis ihn fror. Da war er mit einemmal sehr müde, tastete sich taumelnd auf der eigenen Spur durch den Schnee zurück, in einen abgrundtiefen Schlaf. —

Der fern heraufglänzende Tag brachte die Entscheidung.

Um Mittag erwachte der Bewußtlose, sah sich staunend in der Stube um, lächelte unwirklich, als träume er, und lehnte sich mit sanft geröteten Wangen und tiefen Atemzügen zurück in den Schlaf der Genesung. Ursula, die keine Bewegung gewagt hatte, weinte erlöst, faßte sogar den Vater an der Hand, der darüber ganz verlegen wurde.

Erschüttert ging er aus der Stube. Gott war ein großer und strenger Gott; nun war die Rechnung ausgeglichen, und er hatte keinen Platz mehr im Hof.

Der Arzt bestätigte den Sieg des Lebens; schob mit einem verstehenden Lächeln der aufopfernden Pflege des Mädchens das Verdienst der Heilung zu, daß Ursula über und über errötete. Ordnete noch Einiges an und versprach bald wiederzukommen.

Nach ihm verließ der Bauer das Haus.

Ursula sah, wie er aufrecht, ohne umzuschauen, zum See hinunterging, auf dem in den letzten Tagen Eis gebrochen worden war. Vorsichtig vermied er die nassen Tümpel zwischen den schmelzenden Schneeflecken, bis er hinter den Weidenstümpfen verschwand.

Der Wald rauschte, hie und da hallte der dumpfe Schlag von Äxten aus der Ferne, irgendwo klagte in bangen Zwischenräumen langgezogen und unerlöst ein Tier.

Ursula fröstelte, hastig wandte sie sich dem Geliebten zu.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wendung in der Philosophie

Von

Ernst Horneffer

Bei fast allen Betrachtungen über die Gegenwart stößt man auf den gleichen Gedanken, daß nur von den geistigen Mächten die Wiedererstarkung und Rettung unseres Volkes zu erhoffen sei. Den letzten Trost für die unsäglich schmerzliche Lage des Vaterlandes findet man in dem Rückblick auf die erhabenen und unvergänglichen Werte unserer geistigen Bildung. Aber bei diesem allgemeinen Gedanken und dieser dunklen Hoffnung läßt man es auch bewenden. Wie denn die geistigen Güter unseres Volkes, dessen höchste Schöpfungen auf diesem Gebiete doch der Vergangenheit angehören, für die Gegenwart verwertet werden, wie sie unmittelbar als lebendige und wirksame Kräfte in der gegenwärtigen Not sich bewähren sollen, darüber wagt man oder vermag man keine bestimmteren Vorstellungen auszuprägen.

Das ganze menschliche Leben steht unter dem Begriff des Zweckes. Das auszeichnende Merkmal der menschlichen Gattung ist die Tatsache, daß der Mensch die zu erzeugende oder zu gestaltende Zukunft in der Idee vorwegnimmt, daß er zuvor im Bewußtsein das Bild dessen hervorbringt, was er verwirklicht. Der Mensch entwirft Pläne, er schaut oder setzt Ziele, die sein Handeln beherrschen, in feste und geregelte Bahnen lenken. Nur durch dieses planmäßige Handeln nach Zwecken wird das menschliche Leben erfolgreich. Und die verschiedenen Zwecke und Ziele, die erstrebt werden, sollen miteinander in Übereinstimmung stehen. So spricht Kant, als von dem höchsten Gipfel menschlicher Kultur, von einem „Reich der Zwecke", und aus demselben Gedanken heraus stellt Platon an die Spitze seines Systems von Ideen, die gleichsam aus dem Menschenleben herausgehoben und zu absoluten, metaphysischen Welt- und Daseinszwecken gesteigert worden sind, als höchsten Zweck, der alle anderen umfaßt und in sich begreift, die Idee des Guten.

Blicken wir von diesen erhabenen und letzten Wünschbarkeiten in die bedrängte Gegenwart zurück, so gewahren wir zu unserem Erstaunen, daß unserem Leben vollkommen die Zwecke fehlen. Jedes einzelne Leben, der Lebensgang jedes Individuums kann nur dann glücklich und gehaltreich verlaufen, wenn irgendein Plan diesem Leben zugrunde liegt, irgendein Ziel und Entwurf in großen und allgemeinen Umrissen ihm vorschwebt, dessen Ausführung dann allerdings je nach den wechselnden Umständen die ganze Mannigfaltigkeit der lebendigen Wirklichkeit gleichsam in sich aufnimmt, dessen Gestaltung durch die Fülle der unberechenbaren Wirklichkeit erst den vollen Reiz und die Spannung empfängt. Aber ein mehr oder weniger klares und bewußtes Ziel muß das individuelle Leben ordnend und lenkend bestimmen.

Auch das soziale Leben, das Leben einer größeren Gemeinschaft, eines Volkes kann, wie das Einzelleben, nicht einer derartigen Planmäßigkeit und zielbewußten Zwecksetzung entbehren. Wie sich das Leben des Einzelnen ohne Plan und Einheitlichkeit innerlich durch die widerstreitenden Strebungen zerreibt und zersetzt, so muß auch das größere soziale Leben, falls es der leitenden und beherrschenden und damit gestaltenden Ideen, die immer Zweckideen sind, ermangelt, noch viel schlimmer der

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

innern Auflösung durch gegenseitige Befehdung und Zerreibung der ungeordneten Kräfte verfallen. Dann bricht das Chaos herein und mit dem Chaos die Nacht und das Ende.

Daß wir in unserem sozialen Leben in einem solchen verhängnisvollen Chaos stecken, empfindet und weiß ein jeder. Und immer deutlicher fühlt man auch, wie wir uns diesem Chaos wieder entwinden können, allein durch die rettende Macht der Idee. Der Ruf nach Ideen ist deshalb immer dringender und lauter geworden. In der Tat, aus verworrenen Verhältnissen gibt es immer nur einen Ausweg: irgendein klares Ziel muß sich aus dem Dunkel herausheben oder muß durch die helle Kraft des Geistes aus dem Dunkel herausgehoben werden. Wenn der Mensch in irgendwelche Schwierigkeiten und Verstrickungen geraten ist, so muß er sich zu irgendeinem festen und kühnen Entschlusse aufraffen. Und zu einem solchen Entschlusse wieder kann er sich nur aufraffen, wenn er ein Ziel schaut. Ihm muß ein klares Bild dessen vor Augen schweben, was sein *soll*, was geschehen *muß* oder *müßte*. Erblickt er ein solches Ziel nicht, so bleibt er von den Wirrnissen seiner Not umfangen und gefesselt. Das Ziel mag irrig sein, er mag sich in der Wahl des Weges vergreifen. Aber noch tausendmal besser ist ein irriger Entschluß als gar kein Entschluß, ein falscher Weg als ein dumpfes, hoffnungsloses Hinbrüten, das erst vollends die Kraft verzehrt und den Willen erschlaffen läßt. Damit erst naht das wirkliche Ende, wenn zu dem äußeren Mißgeschick noch die innere, seelische Niederlage hinzutritt, nämlich der gebrochene Wille.

Und nur im Bunde mit einer solchen Idee von der Zukunft, wie wir denn von nun an im Großen und Kleinen unser Leben gestalten sollen, können auch die früher geschaffenen geistigen Werte unseres Volkes in die Gegenwart einfließen, so nur können sie in die gärende Bewegung der Gegenwart hineingeleitet, in diese Läuterungsmischung aller Kräfte gleichsam eingeschmolzen werden. Jedes Geschlecht muß selbst schöpferisch sein, es kann nie Ideen, geistige Werte erborgen, kann sich nie äußerlich an sie anlehnen, und seien diese an sich die größten, mächtigsten, tiefsten. Nur wenn diese ererbten Ideen mit den eigenerzeugten zusammenstreben, mit ihnen in eine höhere Einheit und Verschmelzung eingehen, dann nur können sie unmittelbare und lebendige Wirkungen üben und der Gegenwart etwas bedeuten. Sonst bleiben sie kalt und tot, dienen nur einer unfruchtbaren Bewunderung und Versenkung, einer entzückten Betrachtung, Verhaltungsweisen, die der Gegenwart und ihren Bedürfnissen eher Kräfte entziehen, anstatt ihr zuzuführen. Solch eine Versenkung in geistige Güter der Vorzeit ist eine Flucht aus der Gegenwart, ein Beweis mehr der Ohnmacht und Schwäche des Zeitalters, die sich als Stärke und Weisheit zu geben sucht. Die Überschätzung des Vergangenen in einem falschen Historismus hat uns viel teure und unentbehrliche Kraft gekostet.

Bei dieser Sachlage nun ist es eine höchst beklagenswerte Erscheinung, daß keine der geistigen Mächte der Gegenwart es berufsmäßig als ihre Pflicht betrachtet, solche normativen Ideen für die Gestaltung der Gegenwart und Zukunft auszubilden. Was alle so dringend wünschen — der Ruf nach Ideen ist im Gegensatz zu dem erdgebundenen Geschlecht der letzten Epoche, die nur am unmittelbar Gegebenen zu haften schien, zweifellos vernehmbar geworden — was allein Erlösung bringen kann, niemand will es schaffen. Am allerwenigsten ist die gegenwärtige Wissenschaft hierzu geneigt, an die der Unbefangene bei Erwägung dieser Aufgabe naturgemäß zuerst denken muß. Er meint notwendig, die Aufstellung der normativen Ideen sei eine Tat und Pflicht der *Erkenntnis*. Ziele müssen erst *erkannt* werden, ehe sie das Leben beherrschen, bevor das Leben sich nach ihnen richten kann. Diese Erkenntnis habe die Wissenschaft wie jede andere Erkenntnis hervorzubringen. Aber zu seiner schwersten Enttäuschung wird man abgewiesen, wenn man mit einem solchen An-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spruch bei der Wissenschaft anpocht. Im Gegenteil, sie lehnt es mit aller Entschiedenheit ab, irgendwelche Normen aufzustellen. Damit, glaubt sie, würde sie ihrem wahren und einzigen Berufe untreu, reine, objektive, willens- und wertfreie Erkenntnis zu liefern. Vor dieser Verfälschung ihres Wesens habe sich die Wissenschaft sorgsamst zu hüten. Keine größere Versuchung und Gefahr könne an sie herantreten, als sich auf dieses schlüpfrige Gebiet locken zu lassen. Die Aufgabe der Wissenschaft sei lediglich das Seiende zu erkennen, das Wirkliche zu erforschen, seinem Wesen und seinem Verhalten nach. Die Wissenschaft solle Tatsachen feststellen, alle nur vorkommenden Tatsachen in dem weiten, unermeßlich reichen Felde der Wirklichkeit. In ihren beiden großen Zweigen, in der Naturwissenschaft und den sogenannten Geschichts- oder Geisteswissenschaften, untersuche und behandle sie alle Erscheinungen und Vorgänge der tatsächlichen Wirklichkeit. Alles was ist oder einmal gewesen ist, was unmittelbar gegeben ist oder abgeschlossen vorliegt, sei ihr Gegenstand. Und natürlich auch die Verknüpfung dieser Tatsachen in den das Wirkliche beherrschenden Gesetzen solle sie ermitteln, sie solle nicht nur eine äußerliche Beschreibung der Tatsachen bieten, sondern den Zusammenhang der Erscheinungen erfassen, weil diese verknüpfenden Gesetze in einem tieferen und erweiterten Sinne selbst als Tatsachen anzusprechen sind. Aber niemals dürfe die Wissenschaft diese zarte Grenze überschreiten und in die Sphäre des Willens, wo Werte und Ideale geschmiedet werden, hinüberschweifen. Ideale schaffen sei kein Ziel und keine Pflicht der Wissenschaft. Diese schöne und erhabene Aufgabe müsse sie anderen Mächten überlassen, der Religion, der aktiven Sittlichkeit, der Politik oder welche Kulturmächte sonst für diese Aufgabe zuständig seien.

Wohl behandle die Wissenschaft auch das Werten der Menschen, sie berücksichtige auch die bedeutsame Erscheinung, daß die Menschen Ideale schaffen, daß die Menschen bei ihrer Lebensgestaltung im Einzelnen wie im Ganzen, im Großen wie im Kleinen, Ziele und Richtlinien ihres Handelns entwerfen. Denn auch diese Erscheinung ist ja eine Erscheinung der Wirklichkeit. Aber nur nach der formalen Seite hin betrachtet die Wissenschaft dieses Wertebilden und Idealeschaffen der Menschen, insofern eben diese Betätigungsweise der Menschen als eine Tatsache anzusehen ist. Um dieses Verhalten lediglich als eine nackte Tatsache und als nichts anderes zu behandeln, hält sich die Wissenschaft ängstlich und vorsichtig nur an die Funktion des Wertens, betrachtet sie es ausschließlich nur nach seiner psychologischen Seite hin, wie solche Vorgänge beim Menschen, beim Individual- und beim Sozialleben, sich abspielen, wie dies Werten und Idealebilden entsteht und abläuft, und welchen Gesetzen es bei diesem Ablauf unterworfen ist. Die Wissenschaft ergreift keine Partei in den mannigfachen Werten und Idealen der Menschen. Sie erzeugt keine Ideale, sie schafft keine Ideale. Dieser Aufgabe gegenüber verhält sie sich völlig neutral. Sie betrachtet nur diese Ideale, wie sie in der Geschichte kommen und gehen, auftauchen und wieder verschwinden, was bei diesen Schöpfungen gemeinsam und wiederkehrend, was unterschiedlich und einmalig ist. Aber sie richtet nicht über diese Ideale. Sie will kein Tribunal bilden, vor dem die Ideale der Menschheit, ob richtig oder unrichtig, gut oder schlecht, wertvoll oder verwerflich sich auszuweisen hätten. Sie kennt nur den Gegensatz wahr und falsch, wirklich und unwirklich. Der Gegensatz wertvoll oder wertlos, heilsam oder zerstörend gehört in eine andere Sphäre des Geistes hinein. Tritt man mit irgendeiner Behauptung oder Stellungnahme dort hinüber, so verläßt man das Gebiet der reinen, strengen Erkenntnis.

Vom egoistischen Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet — und auch geistige Kräfte können einem fehlerhaften Egoismus frönen — ist eine derartige Auffassung durchaus verständlich. Denn die Wissenschaft ist damit der Gefahr entrückt, auf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einem äußerst schwierigen Gebiet des Erkennens zu irren. Wer aber nicht den Mut zum Irrtum hat, wird nie die Wahrheit finden. Und für die Gesamtheit des Lebens ist diese Resignation der Wissenschaft im höchsten Grade verhängnisvoll. Denn da die Wissenschaft diese heikle Aufgabe ablehnt, so gibt es überhaupt keine objektive geistige Macht, die die Ziele und Werte des menschlichen Lebens allgemeingültig und verbindlich bestimmen könnte. Notwendig und mit ihrem eigenen Schwergewicht, da nicht mehr von einer richtenden und lenkenden Macht gehalten, fallen diese Zielsetzungen dann ausschließlich den nackten Leidenschaften und den Interessen anheim, den zügellosen und ungehemmten Leidenschaften der Einzelnen und der Gruppen. Und so stürzt das ganze Leben in eine wilde, rettungslose Verwirrung. Die schroffsten Widersprüche brechen auf, in erbittertster Fehde stehen unausgeglichen und unversöhnlich die Gegensätze der realen Kräfte einander gegenüber. Kurz, es tritt der Zustand ein, den unsere unglückliche Gegenwart zeigt. Das alles ist die Folge jener an sich so empfehlenswerten und scheinbar zweckmäßigen Enthaltsamkeit der Wissenschaft. Die Wissenschaft läßt das Leben gleichsam laufen, fahren, läßt es im Stiche, mag das Leben zuschauen, wohin es gelangt ohne direktive Ideen von seiten der Wissenschaft. Kein Wunder doch, daß das Leben ohne direktive Ideen sich überschlägt und in einem wüsten Taumel der Selbstzerstörung sich ausrast. Das ist eine ganz unausbleibliche Folge. Das Charakteristische unseres Zeitalters ist die vollkommene Planlosigkeit des gesamten Lebens. Jeder Plan aber ist eine Leistung der Vernunft. Und die höchste und einheitliche Organisation und Auswirkung der Vernunft ist eben die Wissenschaft. Wer anders also soll diesen Plan für das Leben schaffen, wenn nicht die Wissenschaft? Wenn die Wissenschaft, einmal gegen sich selbst streng und kritisch, ihr Verhalten gegen das Leben prüft und die vollkommene Desorganisation des Lebens anschaut, in Staat, Wirtschaft, Kultur, wie überall nur ungezügelte Leidenschaften walten, ich meine, die Wissenschaft müßte sich vorwurfsvoll an die Brust schlagen und, von diesem Anblick überwältigt, ausrufen: „mea culpa, mea maxima culpa!“

Ich kann hier nicht die grundlegende und tiefe Frage nach der Verbindung von Wert und Wirklichkeit behandeln, eine der schwierigsten Fragen der Philosophie, inwiefern erkenntnistheoretisch die geschilderte Enthaltsamkeit der Wissenschaft gerechtfertigt oder nicht gerechtfertigt ist. Soviel steht fest, das Idealesetzen des Menschen entspringt aus der Wirklichkeit, ist selbst ein Wirkliches, und die geschaffenen Ideale wirken wieder auf die Wirklichkeit zurück oder sollen doch auf die reale Gestaltung der Dinge zurückwirken. So sind auf alle Fälle Wert und Wirklichkeit eng miteinander verknüpft. Herkunft und Ziel verknüpfen die Werte fest mit der Wirklichkeit. Und deshalb ist es eine, ich möchte sagen, logische Utopie, ein rein intellektuelles, rein rationales Reich des Erkennens in der Wissenschaft aufzubauen. Die Verbindung braucht doch nicht eine charakterlose und unreine Vermischung zu sein. Wie die Wissenschaft auf letzten unbeweisbaren Axiomen fußt, so mögen vielleicht auch höchste und letzte Werte, Grund- und Oberwerte dem menschlichen Leben innewohnen, aus denen alle anderen Werte dann in logisch-wissenschaftlicher Abfolge herzuleiten sind. Indessen, ich kann diese entscheidende theoretische Hauptfrage in dem engen Rahmen dieses Aufsatzes nicht erledigen. Ich will nur noch in aller Kürze erwähnen, wie denn die tatsächliche gegenwärtige Philosophie in ihren verschiedenen Schattierungen zum Problem des Wertes und danach zum Leben Stellung genommen hat, wie sie Wissenschaft und Leben zu verbinden sucht. Denn eine bedeutsame Wendung und Wandlung scheint sich in diesem Verhältnis, im Gegensatz zu der oben von mir charakterisierten, rein intellektuellen, absolut wertfreien Auffassung der Wissenschaft, anzubahnen.

Mit größter Entschiedenheit und Kraft hat Friedrich Nietzsche für die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Philosophie die Aufgabe in Anspruch genommen, gesetzgeberisch, zielsetzend die Weiterentwicklung der Menschheit zu beherrschen und zu bestimmen. Die Erkenntnis der natürlichen Wirklichkeit und der geschichtlichen Vergangenheit, also der Überblick über die gesamte Erfahrung, gilt ihm nur als eine Vorstufe und Vorbereitung für die eigentliche und wahre Aufgabe des Philosophen, die er dahin zusammenfaßt: Werte zu schaffen. Er sagt darüber („Jenseits von Gut und Böse", Aphor. Nr. 211): „Aber dies alles sind nur Vorbedingungen seiner Aufgabe: diese Aufgabe selbst will etwas anderes — sie verlangt, daß er Werte schaffe." „Die eigentlichen Philosophen . . . sind Befehlende und Gesetzgeber: sie sagen, so soll es sein!, sie bestimmen erst das Wohin? und Wozu? des Menschen und verfügen dabei über die Vorarbeiten aller philosophischen Arbeiter, aller Überwältiger der Vergangenheit — sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft und alles, was ist und war, wird ihnen dabei zum Mittel, zum Werkzeug, zum Hammer. Ihr „Erkennen" ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist — Wille zur Macht. — Gibt es heute solche Philosophen? Gab es schon solche Philosophen? Muß es nicht solche Philosophen geben?"

Sehr zu beklagen ist nur, daß Nietzsche seinem kühnen und schöpferischen Gedanken selbst wieder die Spitze abbricht, dadurch, daß er gar keine objektive Wahrheit und Erkenntnis anerkennt. An anderer Stelle („Jenseits von Gut und Böse", Aphor. Nr. 43) sagt er gleichsam zur Ergänzung des obigen Ausspruches: „Sind es neue Freunde der „Wahrheit", diese kommenden Philosophen? Wahrscheinlich genug: denn alle Philosophen liebten bisher ihre (!) Wahrheiten. Sicherlich aber werden es keine Dogmatiker sein. Es muß ihnen wider den Stolz gehen, auch wider den Geschmack, wenn ihre Wahrheiten gar noch eine Wahrheit für jedermann sein sollen: was bisher der geheime Wunsch und Hintersinn aller dogmatischer Bestrebungen war. „Mein Urteil ist mein Urteil: dazu hat nicht leicht auch ein anderer das Recht" — sagt vielleicht solch ein Philosoph der Zukunft. Man muß den schlechten Geschmack von sich abtun, mit vielen übereinstimmen zu wollen." Mit dieser Auffassung von der Wahrheit ist dem Gedanken, gültige Werte zu schaffen, das Wohin des Menschen zu bestimmen, naturgemäß alle Fruchtbarkeit und alle Bedeutung genommen. Denn gerade das suchten und wünschten wir doch, nämlich daß eine objektive Macht den vielfältigen und widerspruchsvollen Subjektivitäten in den Zielrichtungen des Lebens entgegentrete, um das Chaos des Lebens, das in dieser Widersprüchlichkeit und Zerrissenheit liegt, zu bändigen und zu überwinden. Gibt es keine objektive Macht der Wahrheit, der sich alle zu beugen haben, auch keine objektiv gültigen Werte, die jeder anzuerkennen und als für sich verbindlich und maßgebend zu verehren innerlichst genötigt wird, so kann dem Brausen der Leidenschaften kein Einhalt geboten werden, dann bleibt das nackte Interesse der Einzelnen und der Gruppen, das schlechthin zerstörende Prinzip des Gemeinwesens, in unbeschränkter Geltung. Und durch Nietzsches Gleichsetzung des Willens zur Wahrheit mit dem Willen zur Macht, daß auch selbst die Erkenntnis nur ein Ausfluß des Machtwillens sei, worin er sich im Grunde genommen mit seinem demokratischen Gegner Marx berührt, wodurch er mit diesem gleichsam auf eine Plattform tritt — dadurch müssen erst vollends die ungebändigten Triebe, die einseitigen Gelüste und Wünsche der verschiedenen gegensätzlichen Kräfte entfesselt werden, weil sie sich nunmehr gerade in ihrer Einseitigkeit in ihrem Rechte fühlen dürfen, weil durch diese Theorie gleichsam der Stempel der Tugend diesem Verhalten aufgeprägt wird. Denn Tugend und Machtwille werden hier ja ausdrücklich gleichgesetzt.

In dieser Notlage scheint uns von anderer Seite Rettung zu winken. In der letzten Generation hat die Badische Philosophenschule von Windelband und Rickert im Gegensatz zu der subjektiven Wertlehre Nietzsches eine objek-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tive Wertlehre auszubilden unternommen. Damit scheint uns geboten zu werden, was wir so sehnlich wünschen, nämlich ein System objektiver Werte, die kraft ihrer inneren Autorität, das menschliche Leben in feste und geregelte Bahnen und Formen zwingen. Aber auch hier erwartet uns wieder eine herbe Enttäuschung. Denn diese philosophische Schule (wie verwandte Denkrichtungen des Zeitalters) erkaufen die Strenge ihrer Objektivität um den schmerzlichen Preis, daß sie sich ausschließlich auf den formalen Charakter der Werte beschränken. Sie suchen nur die allgemeine und ewig sich gleichbleibende Form der Werte festzustellen, während der Inhalt der Werte gleichfalls der jeweiligen Subjektivität der Zeitalter und Menschen überantwortet wird, wofür die Philosophie keine Verantwortung zu übernehmen habe. Diese ermittele nur das Gerüst der formalen Kategorien, unter denen das Werten stehe, unter denen der freie Strom des Lebens sich fortbewege. Rickert sagt in seinem Werke „System der Philosophie" I, Seite 352, folgendes: „Mag die Philosophie, die den Sinn des Lebens zu deuten sucht, sich mit der geschichtlichen Kulturlage inhaltlich dauernd ändern und deshalb gestützt auf dies historische Bewußtsein ihr System absichtlich offen halten, so muß sie doch andererseits alles, was zu den formalen Voraussetzungen jeder geschichtlichen Kultur wie jedes sinnvoll lebendigen Menschenlebens überhaupt gehört, was also Form der Kultur und damit zugleich Form der Kulturphilosophie ist, als stabil ansehen, und sobald sie das tut, kann sie diesen Gedanken zum allgemeinsten Prinzip einer Wertsystematik machen. Das dann entstehende formale Wertsystem wird einen geschlossenen Charakter tragen. Freilich ist es notwendig nur formal. Aber ein Inhalt braucht ihm trotzdem nicht versagt zu bleiben. Gerade weil es formal ist, bleibt es für ihn offen, und wenn einmal die Formen feststehen, kann das inhaltlich bestimmte geschichtliche Leben in sie einströmen, ohne sie zu zersprengen." Und weiter Seite 353: „Auf Grund des allgemeinen Weltallbegriffs haben wir also zunächst ein formales Wertsystem zu entwerfen. Dann wird die inhaltliche Erfüllung dafür dem geschichtlichen Kulturleben zu entnehmen sein, ohne daß wir dabei Gefahr laufen, in unsystematische und prinzipienlose Aufzählungen zu geraten. Der geschichtliche Stoff läßt sich ebenfalls systematisch gliedern, sobald wir im Besitz eines formalen Wertsystems sind, in das er eingeht, und zugleich bleibt das Wertsystem offen für jeden Inhalt, den eine vollständigere Kenntnis der historischen Kultur, als sie uns zu Gebote steht, oder die allen noch unbekannte Zukunft einst bringen wird."

Über die Bedeutung dieser Sätze kann kein Zweifel herrschen. Die Objektivität wird allein für die Form der Werte in Anspruch genommen, der ausfüllende Inhalt wird von dieser Objektivität nicht miterfaßt. Aber gerade an der inhaltlichen Bestimmung, der inhaltlichen Festlegung der Werte ist alles gelegen, daß das Leben unter dem Einfluß allgemeingültiger, inhaltlicher Werte aus seiner Zerrüttung befreit und zu einer einheitlichen, in sich übereinstimmenden und festen Gestaltung erhoben werde. Der Anweis auf die Geschichte mit ihren wechselreichen Gestalten, mit der Fülle ihrer mannigfaltigen und höchst widerspruchsvollen Erscheinungen gibt uns diesen sicheren, objektiven Maßstab nicht und noch weniger der verlegene Hinweis auf die uns allen unbekannte Zukunft. Wo ist die geistige Macht, die aus Vergangenheit und Gegenwart, aus der Nähe und aus der Ferne das System der inhaltlich bestimmten Normen entwirft, die das unmittelbar flutende Leben herrschend bestimmen sollen? Die formalen Kategorien leisten uns für diese unentbehrliche Forderung nichts.

Aber ein anderer Denker der Gegenwart hat die hier geforderte Aufgabe der Wissenschaft mit vollkommener Klarheit ausgesprochen, hat die normative Schöpfung für die verschiedenen Kulturgebiete mit voller Entschiedenheit für die Wissenschaft in Anspruch genommen, ein Denker, der die Beziehungen des Denkens zu allen Arten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Willensbetätigung zum Gegenstand seiner philosophischen Forschung gemacht hat: Heinrich Maier, der, früher gleichfalls neben Rickert in Heidelberg tätig, seit einiger Zeit einen philosophischen Lehrstuhl an der Berliner Universität verwaltet. Er schreibt in seinem Werke „Psychologie des emotionalen Denkens" (S. 46): „Die Tatsachen, mit denen es die Geisteswissenschaften zu tun haben, sind menschliche Betätigungen. Und diesen gegenüber hat die menschliche Wissenschaft nicht bloß das Interesse der Wirklichkeitserkenntnis, sondern auch das der normativen Besinnung, das Bedürfnis, die Ziele, denen die einzelnen Betätigungsgruppen zustreben, in idealer Weise festzulegen, und die Bedingungen und Voraussetzungen zu ermitteln, unter denen eine vollkommene Erreichung dieser Ziele als möglich erscheint. Auch diese Reflexion ist ein systematisches, kein technisches Geschäft — auf die praktische Anwendung ihrer Ergebnisse nimmt sie in keiner Weise Bedacht. Und sie ist eine nicht bloß berechtigte, sondern auch notwendige Arbeit. Berechtigt ist die normative Reflexion, solange sie ihre Grenze gegenüber der psychologischen und historischen Betrachtung respektiert und nicht störend in diese Gebiete eingreift. Aber sie ist zugleich eine unabweisbare Aufgabe der Wissenschaft. Zwar kann die normative Besinnung über die ideale Kunst, die ideale Religion, das ideale Recht, den idealen Staat, das ideale Wirtschaftsleben usf. niemals absolute Ideale treffen wollen. Von dem Einfluß der Zeitstimmung und der eigenen Individualität vermag sich der Reflektierende hier weit weniger als im Gebiete der Wirklichkeitsforschung frei zu machen. Und auch abgesehen hiervon wäre eine Konstruktion absoluter Ideale, die in keiner Weise an die bisherige historische Entwicklung anknüpfen wollte, ein völlig utopisches Unternehmen. Trotzdem bleibt die Aufgabe bestehen. In allen Kreisen menschlich-geistiger Betätigung, überall, wo der Menschenwille Zwecke sich setzt und zu realisieren strebt, ist eine unwillkürliche, unmethodische Reflexion über diese Zwecke und die Wege zu ihrer Verwirklichung an der Arbeit. Diese vorwissenschaftliche Reflexion, die sich vor allem in der Kritik des Bestehenden äußert, haben die einzelnen Geisteswissenschaften auf die wissenschaftliche Stufe zu erheben. So kommt in jeder von ihnen zu dem historischen und dem psychologisch-theoretischen Teil noch ein normativer. Und auch den normativen Zweigen der Geisteswissenschaften korrespondiert eine Fundamentalwissenschaft. Das ist die allgemeine Ethik. Normative Besinnung ist zuletzt ethische Besinnung. Denn die ideale Gestaltung der einzelnen Seiten geistig-menschlicher Tätigkeit ist diejenige, welche dem sittlichen Lebensideal am vollkommensten entspricht. Die normativen Teile der geisteswissenschaftlichen Disziplinen münden darum auch naturgemäß in eine universale Normwissenschaft aus, welche das humane Ideal mit seinem ganzen Inhalt zum Gegenstand hat und dem Schema der allgemeinen Ethik seine Erfüllung gibt."

Mit diesen Worten ist der entscheidende Schritt in ein völlig neues Arbeitsgebiet der Geisteswissenschaften getan, wodurch diese ähnlich den Naturwissenschaften für das menschliche Leben eine unabsehbare Fruchtbarkeit entfalten müssen. Die Einsicht Maiers hat weit der allgemeinen wissenschaftlichen Anschauung unserer Zeit vorausgegriffen. Vorläufig ist allerdings dieser Gedanke nur ein Programm geblieben. Die Aufgabe selbst harrt noch der Ausführung, die heute zweifellos viel dringender und gebieterischer sich aufdrängt, als damals (1908, vor der großen Lebenserschütterung), als jene Worte geschrieben und veröffentlicht wurden. Höchst seltsam mutet es an, daß trotz dieser klaren Formulierung die Enthaltung von allem Normativen noch immer als der Weisheit letzter Schluß von der überwiegenden Mehrheit der Vertreter der Wissenschaft angepriesen wird. Stimmen im Sinne der Maierschen Forderung sind immer noch seltene Ausnahmen. Der Kantianer Bruno Bauch hat sich mehrfach ähnlich geäußert.

Um so auffälliger ist die allgemeine Haltung der gegenwärtigen Wissenschaft,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

da sogar schon ein Versuch zur Vollbringung der hier gekennzeichneten Aufgaben vorliegt, und zwar von einem anerkannten, höchst besonnenen und behutsamen Forscher, der gerade der strengen Erfahrungswissenschaft besonders nahe gestanden hat, wodurch das Recht der hier gestellten Forderung um so stärker hervortritt. Kein geringerer als Wilhelm Wundt hat in der zweiten Hälfte des zweiten Bandes seiner Ethik ungefähr alle Kulturprobleme besprochen, die die Gegenwart so tief und nachhaltig bewegen, und zwar, was das Bedeutsame ist, mit dem Gesichtspunkte normativer Besinnung und normativer Bestimmung. Der universale Denker hat, was höchst lehrreich und bemerkenswert ist, die Unterwühlung des damals scheinbar so festen, geordneten, stetigen, anscheinend für eine unabsehbare Zeitdauer haltbaren Lebens empfunden. Diese Empfindung ist mehr noch zwischen den Zeilen zu lesen als in dem, was ausdrücklich in Begriffe und Worte gekleidet ist. Weil Wundt die inneren Gebrechen seines Zeitalters empfindet, deshalb tritt er seiner Zeit mit einer richtenden Wertkritik gegenüber, und nicht als religiöser Prophet oder sittlicher Prediger oder Politiker oder Privatmann, sondern als Philosoph, als Vertreter der Wissenschaft. Unverkennbar beruhen seine ganzen Darlegungen auf der Voraussetzung, daß die Philosophie mit normativen Ideen, mit Ideen bestimmter, inhaltlicher Reformen diesem brüchigen Leben zu Hilfe kommen müsse. Diese Überzeugung spricht vernehmlich aus seinem Werke. Wenn der hervorragende Denker in dieser Richtung doch noch etwas mehr Mut und Entschlossenheit bewiesen hätte! Gar zu scheu und vorsichtig geht er unter dem Drucke der Hemmungen, die infolge der allgemeinen Anschauung der Zeit ihm im Wege stehen, an diese Aufgabe heran. Es fehlt ihm der rechte Mut und die Kraft zur Systematik bei dieser Aufgabe. Er bietet gleichsam nur Glossen zur Zeitgeschichte, beiläufige Randbemerkungen, zerstreute Mahnungen und Warnungen, ohne festen Zusammenhang und Einheit. Man gewinnt den Eindruck, als ob er das hier Gebotene doch nur halb zur Wissenschaft zähle, es als eine Art Anhang, eine überschüssige Schöpfung betrachte, die der Philosoph mehr aus Menschenfreundlichkeit als aus dem innersten Nerv und Wesen seines Berufes zu leisten habe. Denkt man sich einen Augenblick, der berühmte Philosoph hätte damals, lange vor Ausbruch des Weltkrieges und der sozialen Revolution, die Reform des Lebens mit normativen Ideen systematisch in Angriff genommen — kein Zweifel, seine ernste Stimme wäre beachtet worden, und der tatsächliche Ablauf des Lebens wäre vielleicht vielfach anders ausgefallen. So viel bedeutet die Haltung der Philosophie für das reale Leben! Wundt ist noch weit entfernt von einer grundsätzlichen, durchgreifenden, großzügigen normativen Philosophie, die das gesamte Leben in allen seinen Auswirkungen und Zweigen unter feste Richtlinien und Maßstäbe beugen will. Für die kommende Generation der Denker aber bedeuten die Forderung Heinrich Maiers und diese angebrochene Aufgabe Wilhelm Wundts einen deutlichen Fingerzeig, was die künftige Philosophie dem deutschen Kulturleben zu leisten hat.

Die verschiedenen Zeitalter stellen der Philosophie verschiedene Aufgaben, fassen sie in sehr verschiedenem Sinne auf. Das Mittelalter verstand unter Philosophie eine reine Begriffswissenschaft. Die Scholastiker haben zwar manche glückliche Beobachtung und Vorahnung über die reale Wirklichkeit, die Tatsachenwelt der Erfahrung ausgesprochen. Im ganzen aber war ihr Interesse absorbiert für die Begriffe, deren Beziehungen und Bewegungen. Allmählich aber bemächtigte sich der Geister eine tiefe Unbefriedigung mit diesem Wissenschaftsbetriebe, man gewann das Gefühl einer völligen Unfruchtbarkeit solcher Bemühungen, die die lebens- und wissensdurstigen Gemüter wie etwas Totes gespensterhaft anwehten. So wurde die Bedeutung dessen geprägt, was wir noch heute „Scholastik“ nennen.

Man verlangte reale Tatsachen, echtes Wissen von der anschaulichen Wirklich-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit. Die Bearbeitung der Begriffe konnte doch nur eine vorbereitende Zurüstung eines Werkzeugs bedeuten, mit dem man die reale Welt der Dinge selbst zu bemeistern sich Hoffnung machte. Und so hat denn die Neuzeit seit den Tagen der Renaissance eine wunderbare Tatsachenwissenschaft aufgebaut. Immer tiefer und weiter drang man ein in die Welt der Erscheinungen und Ereignisse, die die Wirklichkeit ausmachen. Natur und Geschichte öffneten der methodischen Durchforschung ihre unermeßliche Fülle. Und niemals wieder wird man diese ungeahnt erfolgreiche Tatsachenwissenschaft missen wollen. Wie seit dem Mittelalter die Logik nicht abgestorben ist, so wird auch die Erforschung der Tatsachen hoffentlich nicht wieder erlahmen. Und doch, wie die allzu einseitige Bearbeitung der Begriffe schließlich ermüdete, so wird man auch allmählich bei der allzu unterschiedslosen, rein massenhaften Anhäufung der Tatsachen-Erkenntnisse stutzig. Wenn man diese anschwellende Flut in allen Zweigen der Einzelwissenschaften betrachtet, überkommt einen wohl trotz aller Anerkennung der großen und wichtigen Erkenntnisse auf diesem Felde ein Gefühl der Unfruchtbarkeit, toter, vielfach wertloser Gelehrsamkeit — eine neue Art Scholastik scheint heraufgezogen zu sein. Es gibt offenbar nicht nur eine Scholastik der Begriffe, sondern auch eine Scholastik der Tatsachen.

So muß denn wohl eine neue Wendung die Wissenschaft aus dieser Verstrickung befreien. Neben die Begriffe und neben die Tatsachen, deren Erkenntnis nicht vernachlässigt werden soll, tritt ein drittes Reich: die Normen. Und eine befruchtende Wirkung strömt von den Normen zurück auf Begriffe und Tatsachen, indem die großen Werte des Daseins erst für beide Gebiete die bestimmenden und auswählenden Prinzipien liefern.

Damit kehrt die gesamteuropäische Philosophie zurück zu der ewig vorbildlichen, klassischen Ausprägung der Philosophie auf der Höhe der griechischen Kultur, bei Platon und Aristoteles. Die Wissenschaft von den Begriffen und die Kenntnis der Tatsachen galt damals nur als Voraussetzung und Vorbedingung für die Aufrichtung von Normen für die Gesamtheit des menschlichen Lebens. Aus der vertieften Begriffserkenntnis, aus der unermeßlich erweiterten Erfahrungsfülle der neuzeitlichen Wissenschaft drängt es wiederum zur Abrundung und Vollendung der menschlichen Erkenntnis, indem als Krönung und Abschluß zum Reiche der Begriffe und Tatsachen ebenbürtig das Reich der Normen hinzutritt. Die immanente Entwicklung der Wissenschaft verlangt diesen Schritt, die furchtbare Erschütterung des Lebens erheischt gebieterisch die Bearbeitung und Verfolgung dieser allzu lange versäumten Aufgabe.

Die großen Wendungen in der Geistesgeschichte sind in Deutschland während der letzten Jahrhunderte fast immer mit Neugründungen von Universitäten verbunden gewesen, die dem neuen Geiste Ausdruck liehen und ihn zum Siege führten. Wittenberg und Marburg im Zeitalter der Reformation, Halle für die Ideen des Pietismus und der Aufklärung, Göttingen für den Neuhumanismus der Epoche Sturm und Drang, Berlin für Klassik und Romantik in ihrem Siege über den gesamten nationalen Geist, den Hegel verkörperte — das sind die Etappen dieser Entwicklung. Die jüngste Zeit hat zahlreiche, förmlich sich überstürzende Neugründungen von Universitäten erlebt: Straßburg nach der Reichsgründung, dann Frankfurt, Hamburg, Köln. Aber alle diese Neugründungen sind spurlos an der inneren Geistesgeschichte vorübergegangen. Sie haben wohl diese oder jene Seite der empirischen Wissenschaften etwas stärker betont. Einen Einschnitt aber im Geistesleben unserer Nation haben sie nicht vollzogen, eine neue Epoche hat keine von diesen Gründungen eingeleitet. Sie waren von keiner Idee getragen. Die siegreiche Idee aber des künftigen Geisteslebens, scheint mir, ist die Wissenschaft als die gesetzgebende Norm für das menschliche Leben, die sie nicht länger anderen, subjektiven, vernunftlosen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mächten überlassen darf, die sie als die ihr zukommende Domäne vollgültig in Anspruch nehmen muß. Das ist nach meinem Gefühl die lange gesuchte Universitätsreform, die die vom Leben mächtig um und umgeschüttelte Jugend der Wissenschaft, der sie heute mit gefährlichem Zweifel gegenübersteht, wieder befreunden wird. Das ist die Reform nicht nur der Wissenschaft, sondern des Lebens, das aus eigenen Mitteln, aus unmittelbarem, instinktivem Ringen und Streben niemals die heißersehnte Neuordnung aller Zustände gewinnen wird. Nur die Erkenntnis ist, wie in allen Zeiten, so auch heute wieder im Schwall der Schicksale, die uns durchwettert und fast zerschmettert haben, der Weg zum Heile.

Der deutsche Staatsgedanke

Von

Heinz Brauweiler

I

So oft und gern heute der „deutsche Staatsgedanke" berufen wird, so wenig ist Einverständnis darüber, was er bedeutet. Die Erklärung liegt doch wohl zum guten Teil darin, daß uns eine eigentliche deutsche Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung fehlt; immer wieder drängen die preußischen, österreichischen, konfessionellen usw. Gesichtspunkte sich in das Bild. Ist es erlaubt zu hoffen, daß die jetzige Zeit gemeinsamer deutscher Not und die Ausschaltung der territorial-dynastischen Interessen uns das Verständnis der deutschen Geschichte bringen wird?

Wieviel noch daran fehlt, erkennt man beispielsweise, wenn man den ersten Band der von Arno Duch begründeten großen Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke" zur Hand nimmt: „Von den Anfängen bis auf Leibniz und Friedrich den Großen." Der Herausgeber, Prof. Joachimsen (München), hatte die schöne Aufgabe, in der den Dokumenten vorangeschickten längeren Einleitung die geschichtliche Entwicklung des deutschen Staatsgedankens zu schildern. Es soll nicht bestritten werden, daß er sich einer weit verbreiteten Lehrmeinung anschließt, wenn er den Ausgangspunkt dieser Entwicklung im Investiturstreit sieht — aber ist es wirklich wahr, daß „die dauernde Bedeutung Heinrichs IV." darin bestehe, „daß er den deutschen Staatsgedanken, wie er ihn überkommen hatte, verteidigt hat" —? Darf man nicht vielmehr fragen, ob nicht Heinrich IV. gerade dadurch, daß er die kluge und starke Politik seines größeren Vaters verließ, dem deutschen Volke und dem deutschen Staate den größten Schaden zugefügt hat? Der Investiturstreit wurde übrigens mit einem Frieden abgeschlossen, der den staatlichen Interessen vollauf gerecht wurde, und hatte mit dem späteren Streit des Papsttums und der staufischen Kaiser, dessen Wirkungen dauernd verhängnisvoll wurden, keinen inneren Zusammenhang. Joachimsen folgt ebenso einer weit verbreiteten Lehrmeinung, wenn er seine Schilderung ausklingen läßt in eine Apologie des preußischen Staatsgedankens: „Der deutsche und der preußische Staatsgedanke waren, als Friedrich der Große auf der Höhe seines Ruhmes stand, durchaus Gegensätze . . . Der deutsche Staatsgedanke hatte sich immer mehr zu dem Begriff einer kulturellen Gemeinschaft verflüchtigt. Es war die letzte Form, in der der Begriff der „deutschen Freiheit" sich gestaltete. Eben deshalb gab es von hier aus keine Möglichkeit einer Rückwendung zum Staate hin. Denn das Deutsche Reich, wie es nun noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das 18. Jahrhundert als sein letztes überdauerte, hatte keine Beziehungen mehr nach außen als Macht unter den Mächten, und es hatte keine Organe mehr, um sich seinen Bürgern als ein Lebendiges und Lebenerzeugendes fühlbar zu machen. Sollte es nicht das Schicksal Polens teilen und in den bloßen gesellschaftlichen Begriff aufgehen, so mußte sich der deutsche Geist in die Formen schicken, die ihm das lebenskräftigste der staatlichen Gebilde bot, die auf dem deutschen Boden erwachsen waren." Wird diese Auffassung nicht schon durch die eine Tatsache aufs schwerste erschüttert, daß ein Menschenalter nach Friedrich dem Großen die hervorragendsten Männer Deutschlands, ein Stein, ein Görres, ganz von dem Reichsgedanken, dem deutschen Staatsgedanken erfüllt waren?

Vorerst jedoch eine andere Erwägung. Wie finden wir den deutschen Staatsgedanken? Kann eine Darstellung, die beschreibt, wie im Wandel der Jahrhunderte in Deutschland von deutschen Staatsmännern und Staatsdenkern der Staatsgedanke aufgefaßt und zu verwirklichen versucht worden ist, den Anspruch erheben, die Entwicklung des deutschen Staatsgedankens zu zeigen? Wie nun, wenn zeitweise oder von einzelnen Staatsmännern oder Staatsdenkern in Deutschland ein anderer als der deutsche Staatsgedanke vertreten worden ist? Der deutsche Staatsgedanke ist uns nicht der Staatsgedanke, den die deutsche Politik im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat — es wird sich zeigen, daß keine einheitliche Linie der Entwicklung vorhanden ist — sondern ein besonderer Verfassungs- und Rechtsgedanke, der dem deutschen Denken eigentümlich, der deutschtümlich ist. Man nennt ihn den germanischen Staatsgedanken, wenn man in Erinnerung rufen will, daß dieser Staatsgedanke auch außerhalb der deutschen Volks- und Sprachgrenzen lebendig gewesen ist, nämlich überall da, wo deutsche Oberschichten das Verfassungswesen gestaltet haben — der Franzose A. de Tocqueville weist darauf hin, daß die Verfassungs- und Rechtszustände im mittelalterlichen Deutschland, England, Frankreich in ihrem Wesen vollkommen gleichartig gewesen sind. Ja, vielleicht ist der wahre deutsche Staatsgedanke heute im Verfassungs- und Rechtsleben Englands stärker bewahrt als in dem Lande, von dem er seinen Namen trägt, und das die Pflicht gehabt hätte, ihn am treuesten zu bewahren!

Die Gegenüberstellung: Deutscher, französischer, englischer Staatsgedanke ist deshalb auch viel weniger aufschlußreich als die andere: romanischer und germanischer Staatsgedanke. Worum es sich handelt, möchte ich mit den Worten Julius Fickers in seiner einstmals berühmten Schrift „Das deutsche Kaisertum in seinen universalen und nationalen Beziehungen" wiedergeben: der romanische Staatsgedanke, d. i. „die Auffassung des Staates, welche das absterbende Römertum auf die germanischen Zeiten vererbte", „kennt eine Abstufung von oben nach unten, einen einheitlichen Mechanismus, welcher, im Staatshaupte gipfelnd, durch die vielgegliederte Hierarchie eines bis auf die untersten Stufen von oben abhängigen Beamtentums bis zu der regierten Volksmasse hinabreicht, es dadurch ermöglicht, alle Kräfte der Gesamtheit für Ziele, welche die Zentralgewalt setzt, gleichförmig in Bewegung zu setzen und auszubeuten. Aber er kennt keine selbständige Beteiligung am Staate von unten hinauf, er kennt keine Grenze, wo die Wirksamkeit des Ganzen aufhört, die der Teile beginnt; er kennt keine Sonderberechtigung im Staate, welche nicht vom Staate selbst verliehen wäre, von ihm auch wieder genommen werden könnte; er kennt keine Verschiedenheit im Nebeneinander, keine örtliche Gliederung des Staates mit einer den natürlichen oder historisch verwachsenen Unterschieden entsprechenden Besonderheiten von Rechten und Pflichten; in jeder Sonderstellung im Staate sieht er ein Hindernis für die bequeme Erreichung der Staatszwecke, welche zu beseitigen ist, sich der einen für alle gültigen Regel zu unterwerfen hat; eine alles umfassende Leitung des Ganzen von einem Mittelpunkt aus wird nur ermöglicht durch die vollkommene Einförmigkeit seiner Gestaltung."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der germanische Staatsgedanke hingegen „erstrebt vor allem möglichste Selbständigkeit in engen festgeschlossenen Kreisen; von diesen aufsteigend soll sich das Staatsganze gestalten. Freie Bewegung der Einzelnen ist die Regel, ist der Ausgangspunkt; nur so weit darf sie beschränkt werden, als umfassende Aufgaben, welchen der Einzelne nicht mehr gewachsen ist, das unumgänglich erfordern. Es ist nicht der Staat, welcher sich zugunsten des Einzelnen eines Teiles seines unbeschränkten Verfügungsrechtes entäußert, sondern dem Staate steht nur das Recht zu, auf welches die Einzelkreise zu seinen Gunsten verzichtet haben. Von der Unverletzlichkeit des Hauses ausgehend, von dem Rechte des Mannes, frei zu schalten auf seinem Eigen, baut der Staat sich auf in einer Stufenfolge sich erweiternder Genossenschaften; die Familien schließen sich zur Gemeinde, die Gemeinden zu Marken, zu Gauen, zu Ländern, endlich zum Reiche. Was der kleinere Kreis für sich besorgen kann, dazu hat er die Hilfe des größeren nicht in Anspruch zu nehmen, und dieser hat kein Recht, sie ihm aufzudrängen; was nur den kleineren Kreis betrifft, das mag er ordnen, wie er will, solange er umfassendere Interessen dadurch nicht verletzt. Das scheint die Grundidee des germanischen Staatswesens zu sein, aus welcher andere Eigentümlichkeiten sich leicht als Folgerungen ergeben."

Wir würden heute einige Sätze wohl anders formulieren; z. B. ist die Wendung mißverständlich, daß die kleineren Einzelkreise „zugunsten des Staates" auf Rechte „verzichten". Das Wesentliche und Richtige ist dies: der Staat hat seinen besonderen Aufgaben- und damit Rechtskreis — soweit seine Aufgaben reichen, reichen auch seine Rechte; aber auch die kleineren Einzelkreise haben ihren eigenen Aufgaben- und Rechtskreis, der auch vom Staate zu achten ist. Der Gegensatz der romanischen und der germanischen Staatsauffassung kann wohl am kürzesten so formuliert werden: absoluter Staat — Rechtsstaat.

Durch die ganze deutsche Geschichte hindurch ist der Gegensatz dieser beiden Staatsauffassungen zu verfolgen. Ist das Kaisertum Karls des Großen ausgesprochen absolutistisch-zentralistisch gerichtet, so wird Heinrich der Sachse der Begründer des deutschen Nationalstaats mit germanischem Verfassungs- und Rechtscharakter. Neigen die staufischen Kaiser wieder zum absolutistischen System, so gewinnen im Feudalismus — im weiteren Sinne gegenüber dem Lehnswesen — die Einzelkreise stärkere Bedeutung, um in der aus der Gerichtshoheit erwachsenden Landeshoheit — diese Entwicklung ist charakteristisch für den Rechtsstaatscharakter! — nachher zu übermächtiger Stellung gegenüber der kaiserlichen Gewalt zu kommen. Man darf allerdings dabei nicht vergessen, daß die kaiserliche Gewalt als die eigentliche staatliche Gewalt erst durch die Auswirkungen der Reformation und insbesondere durch den von Frankreich diktierten Westfälischen Frieden zu Tode getroffen worden ist.

Und nun verkehrt sich die Lage. War bis dahin die Gefahr, absolutistischen Tendenzen nachzugeben, beim Kaisertum gewesen, so werden jetzt die Territorialfürsten Anhänger des absolutistischen Systems, und die Kaiserliche Gewalt übernimmt den Schutz des Rechtes gegen den Absolutismus — was die Mitwelt dankbar anerkannt, die Nachwelt leider fast ganz vergessen hat.

II

Der Absolutismus hat den Feudalismus abgelöst, in Deutschland und in Frankreich — aber nicht in England. A. de Tocqueville, der in seinem Meisterwerke L'Ancien Régime et la Révolution den Zusammenbruch der „alten Verfassung Europas", d. i. des Feudalsystems, schildert, um die Entstehung der absoluten Fürstenherrschaft zu erklären, bemerkt: „In England, wo man beim ersten Anblick sagen würde, daß die alte Verfassung Europas noch in Kraft stehe, ist es genau ebenso. Wenn man die alten Namen vergißt und die alten Firmen beiseite läßt, so findet man dort

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

seit dem 17. Jahrhundert das Feudalsystem im wesentlichen abgeschafft, Vermischung der Stände, einen des alten Glanzes verlustigen Adel, eine nicht mehr abgeschlossene Aristokratie, den zur Macht gewordenen Reichtum, Gleichheit vor dem Gesetze, Gleichheit der Lasten, freie Presse, Öffentlichkeit der Verhandlungen: lauter neue Prinzipien, von welchen die Gesellschaft des Mittelalters nichts wußte. Es sind nun aber eben diese neuen Dinge, welche, nach und nach und mit Geschick in diesen alten Körper eingeführt, denselben neu belebten, ohne Gefahr, ihn aufzulösen, und ihn mit einer frischen Lebenskraft erfüllten, während sie ihm altertümliche Formen ließen. Das England des 17. Jahrhunderts ist schon eine ganz moderne Nation, die nur in ihrem Schoße und gleichsam einbalsamiert einige Trümmer des Mittelalters bewahrt hat." Tocqueville beweist, daß die Überwindung des Feudalsystems auch ohne die Preisgabe des germanischen Staatsgedankens, ohne den Übergang zum Absolutismus möglich war.

Aber allerdings in Frankreich und Deutschland hat der Absolutismus diese Aufgabe gehabt. Tocqueville nennt diese Zeit „das goldene Zeitalter der Fürsten", „denn sie hatten während desselben gleichzeitig Stabilität und Allgewalt, Dinge, die einander gewöhnlich ausschließen; sie waren so geheiligt, wie die erblichen Oberhäupter einer feudalen Monarchie, und so absolut wie die Gebieter einer demokratischen Staatsgesellschaft."

Das Buch Tocquevilles war dem Nachweise gewidmet, daß die Zentralisation, die das heutige französische Staatswesen charakterisiert und bis dahin als die glorreiche Errungenschaft der großen Revolution und des Kaiserreichs angesehen worden war, in Wahrheit bereits von dem alten Regime völlig ausgebildet war und nur unter neuen Formen und Namen wieder auflebte. Aber er hatte auch klar erkannt, daß dieser neue Despotismus schlimmer war als der frühere: „Man holte die Zentralisation aus den Trümmern hervor und stellte sie wieder her, und da zur nämlichen Zeit, als sie wiedererstand, alles vernichtet blieb, was ihr früher Schranken zu setzen vermocht hatte, so sah man nun aus der Mitte einer Nation, die kaum erst das Königtum gestürzt hatte, plötzlich eine Macht hervorgehen, die ausgedehnter, im einzelnen ausgebildeter und absoluter war als diejenige, die unsere Könige ausgeübt hatten." „Da die französische Revolution nicht allein den Zweck hatte, eine alte Regierung zu beseitigen, sondern auch die alte Form der Gesellschaft abzuschaffen, so mußte sie gleichzeitig alle bestehenden Gewalten angreifen, alle anerkannten Einflüsse vernichten, die Traditionen in Vergessenheit bringen, die Sitten und Gebräuche erneuern und den menschlichen Geist gewissermaßen alter Ideen entledigen, auf denen bis dahin Respekt und Gehorsam beruht hatten. Daher ihr so besonders anarchischer Charakter. Aber man räume diese Trümmer weg: man gewahrt dann eine ungeheure Zentralgewalt, die in ihrer Einheit alle Teilchen von Autorität und Einfluß an sich gezogen und verschlungen hat, die vorher unter eine Menge von untergeordneten Mächten, Stände, Klassen, Berufe, Familien und Individuen, zersplittert und gleichsam im ganzen Gesellschaftskörper verstreut waren. Eine gleiche Macht hatte man seit dem Sturze des römischen Kaisertums nicht mehr in der Welt gesehen. Die Revolution hat diese neue Macht geschaffen, oder diese ist vielmehr wie von selbst aus den Trümmern hervorgegangen, die das Werk der Revolution waren. Die Regierungen, welche sie gegründet hat, sind allerdings zerbrechlicher, aber hundertmal mächtiger denn irgendeine der von ihr gestürzten."

Tocqueville urteilte (1856), daß die Revolution noch im Gange sei, und man darf annehmen, daß er damit sagen wollte: die Revolution sei permanent, solange das System des Absolutismus bestehe. Immer wieder betonte er, daß „politische Freiheiten" nur in selbständigen Rechten gegenüber dem Despotismus der Staatsgewalt, in selbständigen Rechtskreisen Wirklichkeit hätten, nicht aber in Stimmrechten. Er dachte auch wohl daran, daß das absolutistische System durch die Revolution in allen Staaten gefördert worden war. Weniger als ein Jahr nach dem Beginn der Revolution

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte Mirabeau dem Könige geschrieben: „Vergleichen Sie den neuen Stand der Dinge mit dem alten Zustande; daraus erwächst Trost und Hoffnung. Ein Teil der Beschlüsse der Nationalversammlung, und zwar der wichtigere, ist offenbar der monarchischen Regierung günstig. Ist es denn nichts, ohne Parlament (Gerichtshof), ohne Provinzialstände, ohne geistliche, privilegierte und adelige Körperschaften zu sein? Der Gedanke, nur eine einzige Bürgerklasse zu bilden, würde Richelieu gefallen haben: diese gleiche Oberfläche erleichtert die Ausübung der Macht. Eine Reihe unumschränkt regierender Herrscher würde nicht so viel für die königliche Autorität getan haben als dieses einzige Revolutionsjahr." „Das hieß, die Revolution als ein Mann begreifen, der fähig war, sie zu leiten", meinte Tocqueville, und er fügte hinzu: „Diese einfache, regelmäßige und großartige Form (des Absolutismus) erblickte Mirabeau bereits durch den Staub der halbzerstörten alten Einrichtungen. Trotz seiner Größe war der Gegenstand damals für die Augen der Menge noch unsichtbar; allmählich aber hat ihn die Zeit den Blicken aller enthüllt. Gegenwärtig fesselt er besonders den Blick der Fürsten. Sie betrachten ihn mit Bewunderung und Neid, nicht bloß diejenigen, die der Revolution ihre Stellung verdanken, sondern auch jene, die ihr gänzlich fremd und entschieden feindlich sind; alle sind bemüht, in ihrem Gebiete Gerechtsame zu vernichten und Vorrechte abzuschaffen. Sie vermischen die Stände, gleichen deren Unterschied aus, setzen Beamte an die Stelle der Aristokratie, die Gleichförmigkeit der Gesetze an die Stelle örtlicher Freiheiten, die einheitliche Regierung an die Stelle vereinzelter Gewalten. Sie widmen sich dieser revolutionären Arbeit mit unablässigem Fleiße, und stoßen sie dabei auf ein Hindernis, so begegnet es ihnen bisweilen, von der Revolution deren Methoden und Grundsätze zu entlehnen. Man hat gesehen, wie sie nötigenfalls den Armen gegen den Reichen, den Bürgerlichen gegen den Edelmann, den Bauer gegen seinen Gutsherrn aufhetzten. Die französische Revolution ist zugleich ihre Geißel und ihre Lehrerin gewesen."

So konnte Tocqueville urteilen, daß die Revolution noch fortdauere. Auch die deutsche Revolution ist nur ein Glied in der Kette: der Absolutismus des Staates mündet mit Notwendigkeit in den Absolutismus der Volkssouveränität, und dieser Absolutismus mit seinem ewigen Kampfe um den Besitz der Staatsgewalt und Staatsallgewalt macht die Revolution zu einer Dauererscheinung.

III

Der preußische Staatsgedanke ist Staatsabsolutismus. In der Praxis der Ausführung unterschied sich der Satz L'Etat c'est moi wenig von dem friderizianischen: Der König der erste Diener des Staates. Mit Recht machte Tocqueville darauf aufmerksam, wie das „Gesetzbuch Friedrichs des Großen", das erst unter seinem Nachfolger publizierte Allgemeine Landrecht, mit einer gewissen Anzahl allgemeiner Prinzipien, die vielfach an die Erklärung der Menschenrechte in der Verfassung von 1791 erinnern, das System der Staatsallmacht in der denkbar schärfsten Form verband.

Man braucht nicht den preußischen Staatsgedanken zu mißachten oder in seinen Leistungen zu verkleinern, wenn man ihn als wesensverschieden von dem deutschen Staatsgedanken bezeichnet. Es trifft auf ihn das zu, was Max Scheler von der Ethik des großen Königsberger Philosophen, den man ja auch wohl als den Ethiker des preußischen Staatsgedankens ansieht, sagt: daß „ein ethnisch und historisch eng begrenztes Volks- und Staatsethos einer bestimmten Epoche der Geschichte Preußens es ist (trotz der diesem Ethos einwohnenden Großartigkeit und Tüchtigkeit), dessen Wurzeln Kant in der reinen allgemeingültigen Menschenvernunft selber aufsuchen zu dürfen sich vermessen hatte".

Der einzige preußische Staatsmann, der bewußt anti-absolutistisch gesinnt war, der Freiherr vom Stein, war nicht Preuße, er entstammte einem reichsfreien Geschlecht des Westens. Und daß er dem preußischen Staatsgedanken nicht „kongenial" war,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erklärt doch wohl zum Teil, weshalb seine gewaltige Kraft vom preußischen Staate nicht voll ausgenutzt wurde, und weshalb so viele seiner Reformpläne unausgeführt blieben. Stein war immer ein deutscher Staatsmann. Das sollte man heute nicht vergessen, wenn man seinen Geist anruft.

Der preußische Staat hat in der deutschen Geschichte das große Verdienst gehabt, der Lehrmeister in der Erziehung zum Staatsgedanken zu sein, nachdem die Entwicklung des alten Deutschen Reiches dieses dazu unfähig gemacht hatte. Aber diese gern gezollte Anerkennung bedingt nicht auch die gleiche Zustimmung zu dem besonderen preußischen Staatsgedanken. Und mag man zugeben, daß er im preußischen Staate naturgewachsen war, so braucht man nicht auch zuzugeben, daß er den deutschen Staatsgedanken zu ersetzen geeignet war. Aus der Eigenart des preußischen Staates erwuchs sein Staatsgedanke. „Die preußische Entwicklung", so wurde sie von Ficker zutreffend geschildert, „ist scharf dadurch gekennzeichnet, daß sie nicht bloß das Machtgebiet des Staates möglichst zu erweitern, sondern es auch möglichst einförmig zu gestalten suchte, daß sie, am frühesten mit den Sonderrechten der Länder und Stände brechend, eine Zentralisation der Gewalt herstellte, welche es ermöglichte, durch die unbeschränkte Verfügung über verhältnismäßig beschränkte Mittel bedeutende Erfolge zu erzielen. Auf den ersten Blick muß es scheinen, daß es gerade dem so wenig geschlossenen preußischen Staate, welcher aus so verschiedenartigen, durch keine nähern dauernden Interessen als die allen Deutschen gemeinsamen, verbundenen Bestandteilen zusammengesetzt ist, für welchen neben dem Rechte der Dynastie kein innerer Grund den engern Verband rechtfertigt, am meisten an den Vorbedingungen dazu hätte fehlen müssen. Aber es ist zunächst zu bedenken, daß die ganze östliche Hauptmasse des Staats auf ursprünglich slawischem und lettischem Boden beruht; durch die einheitlichere Gestaltung der Markverfassung und des slawischen Staatswesens, durch die größere Gefügigkeit des slawischen, auch durch die Germanisierung nicht verwischten Charakters, sich einer starken, einheitlichen Gewalt zu unterwerfen, den Zwecken derselben mit voller Hingebung zu dienen, war hier staatliche Zentralisation außerordentlich erleichtert; und sein ganzes Gepräge, seine Eigentümlichkeit hat ja das preußische Staatswesen hier gewonnen."

Preußen ist in Deutschland nicht nur der Lehrmeister des Staatsgedankens geworden, sondern auch der Lehrmeister des Absolutismus, und das war ein weniger gutes Geschenk. Der Absolutismus bleibt ja Absolutismus, auch wenn nicht mehr ein absoluter Fürst die Staatsallgewalt besitzt, sondern sie mit einer Volksvertretung teilen muß, und ebenso wenn die Volksvertretung selbst sich in ihren Besitz setzt. Schon die Politik Friedrichs des Großen weist Züge auf, die es rechtfertigen, sie als Staatssozialismus zu bezeichnen — von da ist eine direkte Linie zu der Politik von heute mit ihrer Gesetzgebungsomnipotenz, deren Beseitigung allein uns wieder gesunde wirtschaftliche und soziale Zustände ermöglichen wird. Autonome Rechtsbildung aus der Gemeinüberzeugung der Wirtschaftsstände ist allein imstande, den sozialen Frieden herzustellen.

Ganz ähnlich ist die Lage in der Schulpolitik. Und hier drängt sich eine weitere Erwägung auf, die uns mahnt, das in seinem Ursprung romanische Staatsideal des Absolutismus mit aller Entschiedenheit abzulehnen. Der unglückliche Ausgang des Krieges hat Millionen deutscher Stammesangehöriger fremden Nationen zugeteilt. Ihren Selbstbehauptungskampf können sie nur führen mit den Mitteln der kulturellen Pflege des Deutschtums. Die fremden Staatswesen aber gehen darauf aus, sie zu „entgermanisieren", und berufen sich dafür auf das „Recht des Staates" und auf das Vorbild jener absolutistischen Politik, die von dem preußischen Staatsgedanken diktiert gewesen ist! Wie wollen wir unsern Stammesbrüdern zu Hilfe kommen? Die Mittel staatlicher Macht sind uns genommen worden, und niemand weiß, wann wir sie zurückgewinnen können. Nur ein Mittel haben wir: dem die heutige Welt beherrschenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:31 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Staatsgedanken des Absolutismus die Idee des deutschen Staatsgedankens entgegenstellen, die der Staatsgewalt ihre Grenzen setzt und den Staatsunterworfenen ihre Rechte gibt, nicht die schemenhaften der „Menschenrechte", sondern die Rechte wahrer politischer Freiheit.

Man darf fragen, ob das deutsche Volk den Krieg auch so jämmerlich verloren haben würde, wenn die Staatsgewalt nicht so ausschließlich auf ihren eigenen Machtapparat gestützt gewesen wäre, mit dessen Erschütterung sie selbst zusammenbrach, sondern wenn sie auch einen Rückhalt gehabt hätte in anderen Ordnungsgewalten, die die Kräfte der Nation organisiert hatten und widerstandsfähig bleiben konnten. Wie ähnlich ist doch der Zusammenbruch des französischen Königtums in der französischen Revolution mit diesem Zusammenbruch der deutschen Staatsgewalt in der deutschen Revolution! . . „Da fand es sich, daß das Ganze nur eine gleichartige Masse bildete, deren Teile nicht mehr zusammenhingen. Nichts war besser organisiert, um der Regierung hinderlich zu werden, nichts aber auch besser, um sie zu unterstützen. So konnte das ganze Gebäude der Größe dieser Fürsten in einem Augenblicke zusammenstürzen, sobald die Gesellschaft, die ihm als Grundlage diente, in Bewegung geriet." Mit diesen Worten deutete Tocqueville das Schicksal des französischen Königtums. Ist es schwer, die Parallele zu ziehen?

IV

Die Betrachtung wäre unvollständig, wenn sie nicht auch die Schwäche des deutschen Staatsgedankens zeigte. Wenn dieser „die genügende Kraft des Ganzen mit möglichst freier Bewegung der einzelnen Glieder zu vereinigen sucht", so bleibt die schwierige Aufgabe, die richtige Mitte zwischen dem Rechte des Ganzen und dem Rechte der Teile zu finden, es bleibt die Aufgabe, die Staatsgewalt fest zu gründen und die Teile fest mit ihr und unter ihr zu verbinden. Der Absolutismus ist zweifellos die bequemere Regierungsform.

Die Geschichte des alten Deutschen Reichs zeugt genugsam von jener Schwäche des deutschen Staatsgedankens, und viele wollen nur diese Zeugnisse beachten. Aber damit tut man der deutschen Geschichte unrecht. Das deutsche Königtum von Heinrich I. bis zu den Staufern ist die stärkste staatliche Gewalt gewesen, die jene Jahrhunderte uns in Europa zeigen. In der Kirchenverfassung, die eine zweite, die Grenzen der Herzogtümer vielfach durchkreuzende Gliederung des Reiches in den kirchlichen Provinzen der Bistümer herstellte, und im Lehnswesen sehen wir Einrichtungen, die der königlichen Gewalt zu Hilfe kommen und mit starken Klammern den Staat zusammenhalten. Nicht zu vergessen ist auch die Bedeutung, die gewisse Grundsätze des öffentlichen Rechts für das Ansehen der königlichen Gewalt gewannen: war der König selbst im Herzogslande, so lagen auch die herzoglichen Rechte in seiner Hand nach dem allgemeinen Grundsatz, daß die niedere Gewalt nur die abwesende höhere vertritt; die Satzung, wonach der König manche Rechte nur bei persönlicher Anwesenheit im Lande ausüben konnte, verhinderte die Zentralisation, zwang aber auch die königliche Gewalt, die Verbindung mit den einzelnen Ländern aufrecht zu erhalten.

Die abschätzigen Urteile über das Lehnswesen — für das absolutistische Denken schier selbstverständlich — sind noch heute weit verbreitet, wenn auch anerkannt werden muß, daß die wissenschaftliche Forschung sich bemüht, sie zu berichtigen. „Je größer der Abstand der Periode, die der Forscher uns vorführt, von der Zeit des Feudalismus ist, um so grausiger fällt die Schilderung desselben aus; je näher aber der Autor den Dingen selbst rückt, um so maßvoller äußert er sich" (G. v. Below in: Der deutsche Staat des Mittelalters, 1. Band). Daß die spätere Entwicklung des Feudalismus in Deutschland dazu beigetragen hat, den staatlichen Verband zu lockern, ist unbestreitbar. Aber es sollte auch nicht bestritten werden, daß das Lehnswesen in seiner früheren Gestalt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einen anderen Charakter hatte. In England ist, wie v. Below mit Recht hervorhebt, gerade durch die straffe Unterordnung des Lehnswesens unter die königliche Gewalt, durch die Ausnutzung des Lehnsnexus für den Staat das staatliche Gefüge gekräftigt worden, und auch in Deutschland sind, allerdings in bescheideneren Grenzen, analoge Erscheinungen zu verzeichnen. v. Below muß zugeben: „Unter den namhaften Herrschern aus den Häusern der Ottonen, der Salier und z. T. der Staufer waren, abgesehen vom anglonormannischen Reich, in keinem gleichzeitigen Staatswesen die Zügel der Regierung so fest angezogen wie in Deutschland, und das wurde möglich nicht bloß trotz des Lehnswesens, sondern auch mit ihm und durch dasselbe." Hintze meinte sogar: „Es handelte sich, wie es scheint, bei der Lehnsverfassung um den Versuch, mit den Hilfsmitteln einer unentwickelten Zivilisation verhältnismäßig große Räume politisch zu organisieren." Wenn dagegen v. Below stark betont, man dürfe den Ursprung des Lehnswesens nicht derart erklären, das Lehnswesen sei vielmehr in das Ämterwesen zunächst im Gegensatz zum staatlichen Organismus eingedrungen — so ist dies nicht zu bestreiten, wohl aber als verhältnismäßig unerheblich zu bezeichnen; im politischen Leben geschieht es eben sehr oft, daß Dinge nachher eine ganz andere Bedeutung gewinnen, als sie nach dem Willen ihrer Urheber haben sollten.

Es ist das große Verdienst Bismarcks, bei der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs den alten deutschen föderalistischen Staatsgedanken wieder erweckt zu haben. Aber die Lösung war doch keine vollkommene, und wir sind heute vor die Aufgabe gestellt, eine bessere Lösung zu finden. Wie kann die nötige Einheit und Kraft des Ganzen mit der freien Bewegung der einzelnen Glieder vereinigt werden?

Bismarck wollte die nötige Einheit und Kraft des Ganzen dadurch sichern, daß er der Reichsgewalt die Kraft eines Vormachtstaates zur Verfügung stellte. Aber damit wurde einmal dem ganzen preußischen Staatsgebiete die freie Bewegung vorenthalten, zum andern durch das Übergewicht Preußens die freie Bewegung der anderen Länder in sehr erheblichem Maße niedergedrückt. So ist denn auch das föderalistische Problem eigentlich niemals ganz zur Ruhe gekommen. Die Weimarer Verfassung aber hat es neu aufgerollt.

In den Erörterungen darüber wird nun mit Recht betont, daß die zentralistisch-absolutistische Tendenz der Weimarer Verfassung mit dem deutschen Staatsgedanken unverträglich ist, aber es wird zu wenig beachtet, daß neben dem Rechte der Teile auch das Recht des Ganzen gesichert werden muß. Lehnt man die Bismarcksche Lösung ab, die Reichsgewalt auf die Kraft eines Vormachtstaates zu begründen, so muß eine eigene genügend starke Reichsgewalt aufgerichtet werden. Wenn die Bismarcksche Lösung den Einzelstaaten eine Reihe von Rechten belassen konnte, die man zu den Souveränitätsrechten zu zählen pflegt, so ist die Frage, ob eine eigene Reichsgewalt ein gleiches tun kann. Die Vormachtstellung Preußens als des ausführenden Armes der Reichsgewalt und die Teilsouveränität der Einzelstaaten stehen in einem unauflöslichen Zusammenhang miteinander. Man kann nicht die eine beseitigen und die andere aufrechterhalten. Man wird also die föderalistische Frage nicht mit der Forderung: Zurück zur Verfassung von 1871! lösen können, sondern man wird auf die Verfassung des mittelalterlichen Staates zurückgehen müssen, die alle eigentlich staatliche Gewalt dem Reiche gab, aber unter der Reichsgewalt den Ländern als Untergewalten Sonderrechte und Bewegungsfreiheit einräumte.

Und es bleibt dann noch die Aufgabe, den Zusammenhang zwischen dem Ganzen und den Teilen zu sichern. Erinnern wir uns, daß der mittelalterliche Staat eine doppelte, sich kreuzende Gliederung besaß. Bismarck wollte etwas Ähnliches erreichen, als er dem Bundesrat als dem Repräsentanten der einzelstaatlichen, auseinanderstrebenden Kräfte den Reichstag als den Repräsentanten der Reichseinheit gegenüberstellte. Es war ein falscher Optimismus. Wir wissen aber, daß Bismarck die Hoffnung

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hatte, die politischen Parteien, die den Reichstag beherrschen, würden sich umbilden zu Vertretungen der Wirtschaftskräfte, und alsdann würde der Reichstag in der Tat eine Repräsentation der Reichseinheit haben werden können. Die Gliederung der Wirtschaft ist vergleichbar der Gliederung, die der mittelalterliche Staat in der Bistumsverfassung besaß. Die durch den hl. Bonifatius gegründete Kirchenprovinz von Mainz z. B. erstreckte sich, auch als später mehrere deutsche Erzbistümer entstanden waren, noch immer fast durch das ganze Reich, von den Alpen bis zur unteren Weser und Elbe, von den Vogesen bis zu den Karpathen, ihr gehörten an die bischöflichen Sprengel von Chur in Rhätien und von Verden an der Aller, von Straßburg einerseits, von Prag und Olmütz andererseits. Einen ähnlichen, alle einzelstaatlichen Grenzen überschneidenden Zusammenhang und Zusammenhalt begründet heute z. B. die Kohlenwirtschaft: Beschreitet man den Weg, auf den so vieles hindrängt, die Wirtschaftskräfte als politische Machtfaktoren zu benutzen, so bietet sich hier die Möglichkeit, starke Klammern um den Staat zu legen, die den auseinanderstrebenden partikularistischen Kräften der territorialen Gliederung entgegenwirken können.

Spengler hat unserer Welt das Schicksal vorausgesagt, in ein Zeitalter des Cäsarismus zu kommen, so wie vor 2000 Jahren die antike Welt es erlebt hat. Ich stelle einen Satz Fickers entgegen: „Ein zentralisiertes Reich mag immerhin die angemessenste Staatsform sein für abgelebte Völker, wo der Höhepunkt der Entwicklung überschritten ist, die inneren Gegensätze durch eine lange Geschichte sich abgeschliffen haben, wo die eigentümlichen Kräfte der einzelnen Teile schon so verbraucht sind, daß es nicht mehr möglich ist, auf ihr selbsttätiges Zusammenwirken die Gestaltung des Staatswesens zu gründen." Bietet unser deutsches Volk wirklich schon ein solches Bild? Gottlob, es steckt doch noch zuviel Jugendkraft in ihm, als daß es den Cäsarismus als Alterserscheinung auf sich nehmen müßte. Der verlorene Krieg ist eine furchtbare Zuchtrute gewesen, und wir haben allen Anlaß, unser Gewissen zu erforschen, wodurch wir schuldig geworden sind. Aber der verlorene Krieg bedeutet keine Verdammung und kein Todesurteil. Wir trauen uns die Kraft zu, unseren Staat, den d e u t s c h e n Staat wieder aufzurichten.

Sterne der Heimkehr

Roman

von

Ina Seidel

(Schluß)

XI

Er hatte von niemand Abschied genommen, aber Mathilde wußte, daß er gegangen war. Sie ging ruhelos in ihrem Zimmer umher und tat hundert Dinge, die ihr die Gewißheit gaben, daß auch der eigene Aufbruch nahe bevorstünde. Sie rollte Leinwand auf und band Mappen zusammen, die die Arbeitsernte der letzten Monate in Skizzenblättern bargen. Offene Kisten standen herum, sie füllte sie mit ihrem Eigentum, sie empfand es wohltätig, daß der vertraute Raum kahler, öder, fremder wurde. Es war die alte Erbarmungslosigkeit, die in ihr wütete, den Schmerz mit Grausamkeit gegen das eigene Herz zu betäuben und sich auch die Erlösung einer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hingabe an den Kummer nicht zu gestatten, wenn Glück sich versagte. Ja, Mathilde wußte, daß Roubroucq in der vergangenen Nacht den Ort verlassen hatte, daß er weiter gezogen war, folgsam der Bestimmung seines unruhig flackernden Gestirns. Niemand hatte vermocht, ihn unter andere stillere Sterne zu bannen. Er ging. Er hatte Unruh' ausgesät und Brände gepflanzt. Er sah das Feuer gern, aber dann ging er und blickte nicht zurück. . . .

Mathildes leere Geschäftigkeit wurde unterbrochen. Es klopfte. Sie öffnete und empfing einen Brief, dessen Aufschrift nur ihren Namen von einer ihr unbekannten Hand zeigte. Sie riß ihn auf und las stehend, erschrak, ging wankend zum Tisch, setzte sich ganz gebrochen nieder, starrte den Brief an und las ihn noch einmal. Er war von Tatjana, und er war sehr kurz. Er lautete:

„Mathilde, ich folge meinem Schicksal. Es gibt keinen andern Weg für mich. Sehen Sie nach meiner Mutter. Ich habe keine Wahl. Tatjana."

Mathilde legte den Brief mit einer harten Bewegung auf den Tisch, sie stand auf. Auf einmal war sie vor dem Spiegel und starrte in das eigene Gesicht, das ihr still entgegensah, einsame Schwermut in den hellen Augen. Und plötzlich sagte sie schnell und hart zu diesem unbeweglichen Antlitz: „Du bist mir Schicksal, Wahl und Weg — und du allein!"

Sie packte weiter. Es kam Methode in ihre Arbeit, sie schaffte bewußt ordnend mit einer zusammenraffenden Entschlossenheit. Warum liefen immer wieder Tränen über ihr Gesicht? „Nein," flüsterte sie, „nein! Auch du, Bruder, hast kein Schicksal als dich selbst. Du hast kein Schicksal — du bist es, du wirst zum Schicksal!" Sie lauschte in ihre Erinnerung zurück, wo etwas anschlug wie der Dreiklang dieser Erkenntnis. Nicht Heimat suchen — Heimat werden . . . Als käme es ihr jetzt erst ganz zum Bewußtsein, so erlebte sie Lermosers Wort in diesem Augenblick. „Bist du Schicksal — bin ich Heimat?" fragte sie sich betroffen — „oh, und schließen wir uns deshalb aus?"

Schritte näherten sich auf dem Gang, sie lauschte auf, eine jäh aufflackernde Hoffnung ging über ihr Herz. Es klopfte, im selben Augenblick wußte sie, daß Roubroucq fern war. Aage trat ein. Sie lächelte ihm entgegen — der Lächelnde weiß es nicht, daß er oft mehr Gram verrät, als Tränen es könnten.

„Mathilde," sagte Aage leise und blieb unter der Tür stehen, „was ist Ihnen? Soll ich wieder gehen? Wissen Sie es schon?"

„Was bringen Sie mir noch? Nein, bleiben Sie, Aage! Was ist?"

„Roubroucq ist fort."

„Ich weiß."

„Und Tatjana . . ."

„Ich weiß."

„Dann wissen Sie alles."

„Alles? Ach, Aage — Sie sind ein kleiner Aage."

„Mathilde?"

„Nun ja, nun ja, alles! Die Tatsachen sind niemals alles!"

Aage murmelte: „Welche Gewitterluft heute. Es ist so fürchterlich still."

Er trat ans Fenster, Mathilde folgte ihm. Der Tag stand in weißer Glut, flimmernd. Unsichtbar dunstete der See, der Himmel war blaugrau, weder klar noch bedeckt, ohne Wolkengestade, uferlos, grundlos, voll Gefahr. Es war in der Tat entsetzlich still.

„Aage," sagte Mathilde schweratmend, als würde sie sich jetzt erst der Schwüle bewußt — „das ist ein Tag des Zorns. Nein, ich glaube, wir wissen noch nicht alles. Mir ist so bange. Ich sollte zu der alten Frau gehn. Ach, mein Gott!"

Sie setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Aage — was ist Schicksal?"

Aage sah bekümmert auf sie hin.

„Mathilde — ich weiß es — noch nicht."

„Noch nicht? Ach, du Kind! So ist Coulou kein Schicksal?" Sie lächelte. Es war wie eine Bitte um Entschuldigung.

„Ich bin sonst nicht geschwätzig, Aage, kein Mensch wird es mir nachsagen können. Aber es gibt Dinge, die lassen sich nicht malen, die wollen eben gesagt sein. Und wenn mir da jemand in den Wurf kommt . . . Also höre: Ich glaube, es gibt zwei Pole menschlicher Zustände, Schicksal und Heimat. Sie bedeuten dasselbe wie Werden und Sein — Dissonanz und Harmonie — Mann und Weib. Oder nein — dies letzte ist nicht möglich. Denn der Mensch des Schicksals kann ebensogut eine Frau sein, wie ein Mann; das Entscheidende ist, daß er der wirbelnde Pfeil ist, der sprühende Stern, daß er Unruhe bringt, Leid — daß er Brand stiftet, Aage, Brand, um zu sehen, wie schön, wie schön es brennt . . ." Sie rang die Hände ein wenig, sie drückte sie gegen die Brust: „Aage," sagte sie, „kleiner Aage, man kann den Brunnen der Sprache ausschöpfen und doch nie sagen, was man sagen will. Der Mensch der Heimat, siehst du, ist anders. Er versagt sich dem Schicksal, er versagt es sich, zu brennen. Er wandelt alles in Einklang, er wandelt Flamme in Glut, oder er nimmt Schicksal auf wie der Mutterschoß den zeugenden Samen. Ach, der mütterliche Schoß der Heimat, er ist es, zu dem Schicksal ewig zeugend hin will, ihn aufzurühren und mit Leben zu füllen . . ."

Sie legte die Hand über die Augen. „Ich will keine Kinder von dir!" hatte sie zu Roubroucq gesagt, oh, sie wußte es gut. — Aber hatte ihre Seele nicht seinen Geist empfangen und glühte nun nicht die Frucht der unsichtbaren Hochzeit in ihrem tiefsten Leben? Immer würden Kinder von ihr ihm gleichen — „Aage," sagte sie tonlos — „Aage, es ist alles nicht wahr, denn Schicksal zeugt wiederum Schicksal, und Heimat muß vergehen."

„Nein," sagte Aage still und etwas unsicher, „denn Schicksal und Heimat müssen eins werden, Mathilde, sie müssen sich durchdringen in ewigem Kampf — glauben Sie nicht?"

„Daß am Ende der Mensch der Heimat dasteht, vom Schicksal durchglüht und geläutert — ach, lieber Aage, ja, so wäre es gut und vollkommen."

Sie trocknete die Augen und lächelte. Ja, sie hatte geweint, während sie sprach, ohne es selber zu wissen. Nun blickte sie Aage an und sah sein junges Gesicht edel, still, mit einer sonderbaren, schüchternen und traurigen Ehrfurcht auf sich gerichtet. „Bist du immer noch fern von dir selbst, Kind?" fragte sie, „oder bist du nach Hause gekommen? Ach, was wäre denn Heimat, Aage? Gebändigtes Schicksal?"

Sie stand plötzlich auf. Das Nächstliegende tun, das Notwendige! Und kam nicht immer eine Aufgabe als ein guter Engel, verschwiegene Handreichung im Unsichtbaren zu leisten, wenn das Herz am Versinken war? „Ich will zu Frau Lund gehen, Aage — Tatjana bat mich." —

Aage zauderte an der Treppe, als Mathilde ihn verlassen hatte. Er fühlte eine tierische Schwere in allen Gliedern, eine dumpfe Befangenheit des Denkens, den Wunsch, hier zu lehnen und in Ruhe gelassen zu werden. Ihm war, als hätten überweltliche Hände blind nach den Fäden menschlicher Geschicke getastet, als sei in riesenhaftem Rausch, in gigantischer Blindheit ein Geflecht gewirkt worden, in dessen Verknotungen nun Seelen angstvoll sich mühten, die vor wenig Zeit noch frei, noch arglos im Lichte gespielt. So war ihm. Er fragte sich nicht, ob er nicht irrte. Er prüfte nicht nach, ob ein Höheres ihm nicht ahnte. Es war ihm wohl so, es war ihm bequem, sich vergewaltigt zu fühlen, er gab sich der tödlichen Schwüle des Tages hin. Farben, die still und rein nebeneinander geglänzt, mischten sich widerlich, alles

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

rann ineinander. Er hatte Rettung für sich erhofft, er hatte seine Versklavung durch Coulou für einen Einzelfall, für eine unerhörte Entstellung der Wirklichkeit gehalten: wo war noch Rettung, wenn selbst Mathilde in den saugenden Malstrom geraten konnte und mitgerissen ward in den Strudel der Verzweiflung? Tatjana war der selige Steppentänzer gewesen, hinwirbelnd über die Ebene und ihn mit emporreißend, daß sein Scheitel die sich kreuzenden Gewölbe des ausgestirnten Himmels streifte und Funken aus seinem Hirne sprühten. Pieter war der Sichere gewesen, der Erdhafte, der Brüderliche, an dessen fester Hand er die Furt durch den reißenden Strom hatte finden wollen. Wo waren sie hin? Fortgerissen vom selben heißen Sturm, in dem er trieb, hatten sie sich von ihm gelöst, hatten ihn wieder sich selbst überantwortet, ihn zurückfallen lassen in die glosende Nacht des Bluts. Nun wohl, so waren sie Gefährten, nun wohl, so wollte er damit rechnen, daß sie unter e i n e r Wolke waren, miteinander verhaftet dem unentrinnbaren Gesetz ihrer Jahre. Rein, kühl und silbern aber war Mathilde gewesen; an sie hatte er glauben wollen wie an das Ziel der Seele, das ihm durch die Barmherzigkeit der Götter in dieser drangvollen Stunde seines Lebens tröstlich in Leib und Blut gebannt an seinem Wege erschien. Gefestigt. Klar. In sich ruhend. Unangefochten. Und nun? Ein Sternbild, gelassen thronend über der planlosen Triebhaftigkeit der Menschen, war in Unordnung geraten durch diesen irrenden Stern, es taumelte, es stürzte durcheinander. Verwirrung. Auflösung. Tränen. „Schwester!“ dachte da Aage plötzlich befreit und fühlte, wie das Lächeln durch seinen Körper stieg, wie eine süße Woge, bis sein Antlitz davon erstrahlte. Ein Lächeln, meinte er gleichzeitig zu wissen, des Verstehens, des Erbarmens. Ein Lächeln? fragte er trotzdem sich halb ratlos und strich es weg von seinem Munde, um es sofort wieder aufbrechen zu fühlen, als triebe sein Herz Blüte auf Blüte hervor — „oh, warum lächle ich nur?“ Nun, freilich — und er ging die Treppe hinunter wie ein Traumwandler — eine Mutter, eine Priesterin, l i e b t e man solche Frauen? Doch wo war Rettung von Liebe — als in Liebe? —

Er ward ziemlich unsanft aus seiner Stimmung gestoßen, als er, aus der Haustür tretend, mit Frau Wingart zusammenprallte, die, eine ihrer Töchter im Gefolge, entschieden unter dem Druck einer inneren Gewalt — und mochte diese Gewalt nun heiße menschliche Teilnahme oder in Raserei ausgeartete Neugier heißen — das Gebäude stürmte. Oh, das sei ja prächtig, daß man den jungen Herrn träfe, man habe ihn längst bitten wollen, einmal zum Tee zu kommen. Mit dem Herrn Steenbock selbstverständlich, mit dem Fräulein Erdmuthe . . . „Aber jetzt hören Sie, ist es denn wahr, ja, das ist doch unmöglich . . .“

Aage bedankte sich umständlich für die Einladung.

„Gehn's, machen's doch net so viel Umstände, Sie sind schon ein ganz norddeutscher junger Herr, ein ganz norddeutscher. Aber jetzt können vielleicht Sie uns sagen, ob — der Herr Roubroucq wirklich abgereist ist? Ja, jetzt sagen's nur . . .“

Allerdings sei Herr Roubroucq fort, erklärte Aage sehr bereitwillig mit nahezu schwatzhafter Ausführlichkeit, und zwar sei er vermutlich ins Gebirge, nach Tirol, ins Salzkammergut, nach Steiermark und Kärnten, vielleicht in die Karpathen, am Ende nach Siebenbürgen. Ausgeschlossen sei es auch nicht, daß er die russische Grenze überschreiten würde, sich in die Ukraine begeben oder nach St. Petersburg, um den Bolschewismus an Ort und Stelle zu studieren.

Aage wischte sich den Schweiß von der Stirn, der Atem ging ihm aus. Frau Wingart schnaufte ärgerlich durch die Nase und holte zu einer neuen Frage aus, als jemand hinter Aage aus der Haustür trat und mit dumpfer Stimme sagte:

„Bolschewismus, natürlich, so sah der Kunde aus!“ Es war Herr Palmer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frau Wingart ließ mit einem Ruck die letzte Hülle von ihrer Seele sinken und fuhr auf ihn zu, wie ein Huhn auf einen fetten Regenwurm. „Wo ist Fräulein Lund?"

„Da Sie sich eben über die Reiseroute dieses herumzigeunernden Skribenten unterrichtet haben, erübrigt sich eine Antwort auf diese Frage", erwiderte Palmer dicknäsig.

„Roubroucq ist kein Skribent!" sagte Aage bleich und funkelnd. Herr Palmer sah ihn mit Achataugen an. „Wollen Sie heute mich fordern, junger Herr? Ihr Idol ist ein literarischer Hochstapler, damit Sie's wissen!" Er ging an Aage vorbei, ihn unsanft mit dem Ellbogen streifend. „Theres! Ein Bier! In den Garten!" schnaufte er zurück. Frau Wingart folgte ihm flügelschlagend, die Tochter trippelte hinterdrein.

„Lassen Sie!" hörte Aage plötzlich Mathildes Stimme und fühlte ihre Hand auf seinem Arm, „lassen Sie, er ist sinnlos vor Zorn und irgendwie in seinem Recht."

Aage, maßlos empfindlich jeder körperlichen Berührung gegenüber, noch zitternd vor Erregung über Palmers Anrempelung, doch seltsam angestrahlt durch diese sanfte Hand auf seinem Arm, murmelte: „Er ist ein brutaler Prolet, und Tatjana hat tausendmal recht — s i e hat recht!"

„Und die alte Frau?"

„Ach, Mathilde — das Weib soll Vater und Mutter verlassen . . ."

„Nein, der Mann, Aage, der Mann! Ihr vergeßt immer, daß das nur vom Manne geschrieben steht! Das Weib, mein Gott, sie hat nicht die Kraft zur Isolierung — so wenig wie eine Linde die Wurzeln aus dem Erdboden ziehen kann, um fortzuwandern. Aber die Vögel rasten auf ihr . . ."

„Nun, gleich d i e V ö g e l . . ."

„Ach, Aage, lassen wir diese poetische Auseinandersetzung! Es ist wirklich s e h r heiß heute."

„Wie nimmt es denn Frau Lund?"

„Sie ist viel gefaßter, als ich dachte — sie sagt: Tatjana weiß schon, was sie an dem Mütterchen hat, sie wird schon nach Hause kommen, das Kind, wenn es mich braucht. Tatjana hielt diese alte Frau für blind — oh, sie war sehr hellsichtig und sehr geduldig." In anderm Ton setzte Mathilde hinzu, indem sie die Dorfstraße hinaufspähte, wo in der Ferne Pieter sich zeigte: „Sie geht jetzt für eine Weile in die Stadt, in meine Wohnung. Ich — werde doch noch eine Zeitlang abwesend sein."

„Wo?" fragte Aage schnell.

„Ich — weiß es nicht", antwortete Mathilde ohne Klang in der Stimme, aber gleichmütig, als ginge es sie nichts an.

In diesem Augenblick ward erregtes Absatzgeklapper auf der Treppe, im Hause und auf den Fliesen des Flurs hinter ihnen hörbar.

„Warum stehen wir eigentlich hier mitten in der Sonne?" sagte Aage erschrocken und machte einen ratlosen Ausfall Pieter entgegen, der mit verfinstertem Gesicht näher kam. Jedoch es war zu spät, um zu entkommen. Loulou stand zwischen ihnen, noch ehe Pieter ganz heran war. Mathilde und Aage sahen von beiden Seiten auf sie nieder, irgendwie betroffen, denn da war eine Veränderung in dem kleinen, bräunlichen Gesicht, alle Selbstsicherheit war daraus gewichen, es sah verstört, sah ratlos aus. Und während Loulou die Straße hinabsah, als meinte sie, einen Entschwundenen noch erspähen zu können, flüsterte sie ein paarmal: „Es ist nicht wahr — nicht wahr . . .", doch so, als wüßte sie gar nicht, daß Mathilde und Aage neben ihr standen. Plötzlich aber warf sie die Augen zu Mathilde empor und sagte jammervoll: „ I c h sollte doch mitkommen! Er sagte es an dem Festabend — und gestern, daß er so bös war, das war doch nicht Ernst . . ."

Dann kam sie zu sich. Ganz ohne Übergang wurden ihre Augen sehr böse, ihr

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gesicht rötete sich. „Es ist diese Person, die ihn mir weggenommen hat!“ schrie sie, „diese hergelaufene Person!“ Ein krampfhaftes Beben ging durch ihren Körper, wieder ballten sich die Hände, wieder fing dies rasende Trippeln der Füße mit klappernden Absätzen an. „Die sollen schau'n! Die sollen schau'n! Mit meinem Mercedeswagen haben die nicht gerechnet! Wo ist der Fritzl? Wo ist mein Chauffeur? Diese Stund' noch fahr' ich hinterdrein! Diese Stund' noch!“

„Sie werden sich dem Kerl nicht nachwerfen!“

Pieter stand vor ihr. Er hatte ihre Handgelenke gepackt. Auch er sah rot aus, seine Augen glommen gefährlich. Übrigens ernüchterte sein Vorgehen Coulou plötzlich gründlich. Sie machte sich mit einem Ruck los und sagte: „Brutaler Kindskopf, brutaler! Was du dir einbild'st! Überhaupt nichts wie Unannehmlichkeiten hat man mit euch junge Leut. Jetzt gehn's und schaun Sie, ob Sie mir den Fritzl finden — und wenn Sie net mögen, werd' ich schon selbst . . .“

Sie wandte sich um und lief fort in der Richtung des Hofes. Es war ersichtlich, daß Pieter nicht aufgelegt war, ihr Dienste zu leisten. Aage und Mathilde blickten erschrocken auf ihn: er stampfte mit dem rechten Fuß auf und tat zugleich einen Stoß mit dem Kopf nach vorn, machte eine Bewegung mit geballten Fäusten nach unten, als wollte er sich selbst in den Erdboden rammen. „Ich — hasse sie!“ stieß er zwischen zusammengebissenen Zähnen tonlos hervor — „ich hasse sie! Ich hasse das Weib!“

„Um Gotteswillen, Pieter, kommen Sie zu sich! Was hat sie Ihnen getan?“ Mathilde wußte die Antwort auf ihre Frage selbst noch während sie sprach, aber ihr war, als müßte sie einen Delirierenden anrufen und erwecken. „Pieter! Pieter!“ sagte sie noch einmal beschwörend und faßte ihn an dem Handgelenk wie er vorher Coulou, aber sanft, und suchte, den Blick seiner blutunterlaufenen Augen aufzufangen.

„Was sie mir getan hat? Sie hat mich verhext! Sie ist in meinem Blut, sie überschwemmt mein Gehirn, ich fühle sie, ich atme sie, ich schmecke sie — ich — ich bin sie, meine Haut ist ihre Haut, und das hat sie gewollt, und das hat sie getan, und dann hat sie mich über Bord geschmissen, und nun ist ihr dummes Gelache und ihr Hohn und ihre Verachtung. Ich — ich — ich . . .“

Er schüttelte sich und stierte Mathilde voll ins Gesicht.

„Zertreten werd' ich sie — mit den Füßen zertreten!“ —

Auf einmal war er fort. Er ging die Dorfstraße hinauf, in der Richtung des Johannishofs, schwankend wie ein Berauschter. Einmal blieb er stehen. Von den Ställen her war Coulous Stimme gekommen, die durchdringend nach Fritzl rief. Vom Hause her kam ebenso gellend der Bescheid, daß der Fritzl mit ins Heu gefahren sei, da er gemeint habe, die gnädige Frau brauche ihn nicht. Unverständliche Scheltworte Coulous, verhallendes Klappern wilder kleiner Absätze. Mathilde und Aage machten gleichzeitig eine Bewegung, als wollten sie Pieter folgen. Da war er verschwunden. „Lassen wir ihn,“ sagte Aage müde, „es kann ihm jetzt niemand helfen. Er ist seit heute Morgen wie von allen guten Geistern verlassen — er hat erfahren, daß sein Entwurf zurückgekommen ist, wie, das wissen wir nicht, wahrscheinlich durch dies fette Krokodil, Palmer. Erdmuthe hat es mir erzählt. Er soll gesagt haben: nun ist alles aus. Mich läßt er gar nicht an sich heran, er hatte sich eingeschlossen, gab keine Antwort.“

Aage hatte fast teilnahmlos gesprochen. Dann fuhr er auf und starrte Mathilde angstvoll an. „Herrgott, was tu ich nur? Ich habe doch die Verantwortung für ihn!“

Mathilde, aufs tiefste erschöpft und plötzlich von körperlicher Schwäche befallen, so daß sie an allen Gliedern bebte, sah in sein blasses Gesicht und sagte: „Überlassen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wir ihn seinem Dämon, Aage! Denn wo ein Dämon so deutlich waltet, haben wir weder Macht noch Recht, einzugreifen."

Sie trennten sich mit stummem Gruß. Aage ging zum Lilienhaus zurück, und ihm war, als ginge er durch glühenden Dampf. Es schlug Zwölf vom Herz-Jesu-Kloster, Geläute hub an, es klang wie Vorwurf und Klage. „Johannistag!" dachte Aage dumpf, und da war ihm, als schwämmen Tatjanas meerblaue Augen vor ihm im flimmernden Glast. „Ich habe die Stunde versäumt."

Dies sei übrigens etwas wie eine poetische Pose gewesen, sagte er sich genau sechs Stunden später, denn nicht eher war es, daß er wieder zu denken anfing. Er hatte seine Mahlzeit mit dem Meister und Erdmuthe in einem Zustand halber Betäubung zu sich genommen und dann in seiner Kammer geschlafen wie ein Toter. Plötzlich war er erwacht, als habe ihn jemand angerufen. Er sprang sofort auf und lauschte: es war grabesstill im Hause, nur ein Laden schlug klappernd gegen die Wand, und der Wind seufzte von Zeit zu Zeit durch die Lindenwipfel. Aage fühlte einen Schauer nach dem andern über seine Schulterblätter rieseln und sah verstört um sich. Er beugte sich aus dem Fenster: schieferblaues Gewölk bedeckte den Himmel, es war immer noch schwül, der vergehende Tag atmete heiß und unruhig wie ein Fiebernder. Schwalben trieben angstvoll schrillend nahe über dem Erdboden hin und her. Die Fläche des Sees war in der Mitte immer wieder von vergehenden Brisen gekräuselt, am Ufer aber blank, schwer und glatt wie flüssiges Blei und von einem seltsamen violetten Dunkelgrau. Das Laub hing matt und stumpf. Der gemähte Rasen schrie gelbgrün gegen den Himmel. Ein rundes Beet voller Geranien lag mitten darin wie eine leuchtende Masse frischen Blutes.

Aage fuhr zurück. Er ordnete mit bebenden Händen seinen Anzug. Er mußte fort, wußte er. Während er sich krampfhaft bemühte, sich zu beruhigen, rief er sich die letzten Ereignisse zurück. Roubroucq war fort, Tatjana war fort. Tatjana war fort! Nein, ich habe sie nicht versäumt, sagte er sich wieder, indem er die Treppe hinunterlief. Sie hatte mich berührt, aber ich bin ja nicht mehr imstande, zu lieben. Loulou hat mich ja ausgetrunken wie ein Vampir. Als sie gesättigt von mir abfiel, als der Stachel ihres ständigen, ihres saugenden Begehrens aus meinem Herzen gezogen war, da war es leer. Verzweifelt rüttelte er an der Haustür, sie war von außen verschlossen. Er riß das Küchenfenster auf und sprang hinaus. Der Meister und Erdmuthe waren nach dem Johannishof gegangen, fiel ihm ein. Er hatte mitkommen sollen und hatte es verschlafen. Erdmuthe würde ihn später auslachen. Warum liebte Wolf denn nicht Erdmuthe, warum mußte auch er Loulou verfolgen? Sie hat mich verhext! hörte er den Bruder schreien und sah sein verzerrtes Gesicht. Ich wollte, sie wäre tot! dachte Aage und schritt, erschöpft atmend, langsamer an der Parkmauer entlang. Er stellte sie sich vor, die tierhaften Augen, den großen, feuchten Mund, die täppischen kleinen Hände mit ihrer seltsam eindringlichen Wärme und den bräunlichen Körper, diesen Körper einer Insulanerin aus der Südsee. Die Vorstellung stieg auf und schwand wieder, sonderbar wesenlos, als löschte sie sich selber aus. Dagegen stand plötzlich wieder Wolf vor seinen inneren Augen, er ging schneller, er wußte, daß Wolf ihn brauchte. Ein ungeheuerer Tumult des Sturmes begann in den Kronen der Parkbäume, Männer und Frauen, mit ihrem Arbeitsgerät von den Wiesen kommend, überholten Aage laufend und rufend, ein Heuwagen schwankte vorüber, der erste Blitz zerriß den Himmel, und unter dem Gebrüll des Donners fühlte Aage wieder diese rieselnden Schauer, die ihn vorwärts hetzten. Er fing an, zu laufen, da war das „Herzogsschild", da stand Mathilde mitten auf der Straße und sah ihm entgegen. „Da sind Sie, Aage, Gott sei Dank! Aber wo ist Wolf?"

„Was ist geschehen?"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mathilde sagte schnell, entsetzt und leise:

„Frau Binz ist ermordet gefunden worden. Man hat sie zu den Nonnen gebracht. Hage, wo ist Wolf?"

Hage, als habe er nicht gehört oder kaum verstanden, starrte über sie hinweg. Er war totenblaß. „Dort kommt er!" sagte er mit heiserer Stimme.

Wolfgang kam die Dorfstraße herauf, aus der Richtung her, in der er mittags verschwunden war. Er ging aufgerichtet, sehr langsam, den Blick in eine Weite erhoben, die jenseits eines naheliegenden Zieles war. Irgend etwas in seiner Erscheinung hielt davon ab, ihn anzurufen, irgendeine Entrücktheit, eine Sanftmut. Er ging durch den jetzt in starken silbernen Strähnen niederprasselnden Regen, als sei er des Körpers ledig. Dann erblickte er die beiden und lächelte — ein Lächeln, das Mathilde mitten ins Herz traf, so daß sie es einen Augenblick lang wußte: Wolfgang war heimgekommen! Einen Augenblick lang. Denn jetzt trat Hage auf den Bruder zu, er hielt die Augen gesenkt. Er sagte schwankend: „Weißt du es schon? Loulou — ist — tot . . . ermordet . . ." und die Wirkung seiner Worte war so, daß Mathilde schnell und erschrocken näher trat. Wolfgang taumelte zurück. Er starrte Hage an, er sah nach rechts und links wie ein umstelltes Tier. Wollte er flüchten? Da stand Mathilde, da stand Hage. Er ließ die Arme sinken, sein Kopf hing vornüber. Er stammelte: „Ich habe es nicht getan — nein, ich nicht!" und sah seine Hände an, die er vorstreckte und hin und her wandte.

„Wolf, wer denkt daran?!" schrie Hage fassungslos.

„Oder — wenn ich es getan habe — bin nicht ich es gewesen . . ." schloß Wolf rätselhaft mit einem leeren Blick und lehnte sich schwer auf Mathilde, die ihn am Arm ergriffen hatte.

„In mein Zimmer!" herrschte Mathilde Hage an. Hier war ein halb Ohnmächtiger, der mehr getragen als geführt werden mußte. Sie kamen ungesehen durchs Haus. Wolfgang ließ sich willenlos auf das Sofa betten. Er lag einige Minuten mit geschlossenen Augen, schlaff ausgestreckt, während Mathilde den Spirituskocher in Brand setzte, um Tee zu bereiten, und Hage am Fenster stand. Das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erreicht. Jetzt fiel ein Blitz wie ein kurzes breites feuriges Schwert zugleich mit dem knallenden Krach eines Donners, der Mark und Bein zu spalten, Wände zu zerreißen drohte. In der furchtbaren regendurchrauschten Stille der fast schwarzen Finsternis, die darauf folgte, schrie Wolfgangs Stimme plötzlich: „Nicht ich! Nicht ich! Nicht ich! Und wenn meine Hand es war — dann — tat es Elsabe!"

Blaues waberndes Blitzfeuer zeigte ihn sitzend, die Hände gegen die Schläfen gepreßt. Mathildes Hand tastete nach dem elektrischen Schalter. „Licht!" dachte sie, „nur Licht!" Das Licht versagte. Die Spiritusflamme flackerte lautlos, gespenstisch.

„Wie kam nur alles?" murmelte Wolfgang — „wie kam nur alles?"

Gleich darauf löschte Mathilde hastig die Flamme. Im Dunkeln näherte sie sich dem Sofa und kniete an der Seitenlehne nieder, da ihre Füße den Dienst versagten. Sie fühlte, daß sie sich jetzt nicht neben Wolfgang setzen durfte, sie fühlte, daß Hage dies ebenso empfand, und ein matter Blitzstrahl zeigte ihr seine Silhouette, stehend, über den Tisch geneigt und das Antlitz in einer Haltung angestrengten Lauschens dem Bruder zugewandt.

Denn Wolfgang sprach.

Er redete schnell, leise, und oft in fast unverständliches Gemurmel verfallend. Mathilde hatte bei dem Besuch einer Kirche einmal im Vorbeigehen den Tonfall eines Menschen gehört, der im Beichtstuhl kniete. Hier gab jemand nach. Hier hatte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Druck der eigenen Schwere überlange gelastet. Hier stürzte Erdreich ein, und Sand rieselte nach — Sand — Sand — Sand.

Kurze, eilige Sätze also:

„Ich bin nämlich nicht gegangen, weil ich mich unglücklich fühlte . . . Ich war doch ganz gern da in der Schule. Die Straße ging eines Tages mit mir fort, verfluchte Sache das, ich kannte es schon. Da ist nichts zu machen, wenn sich der Boden unter deinen Füßen aufrollt. Du mußt weiter. Wie ich auf das Schiff gekommen bin, weiß ich nicht mehr recht. Dieselbe Sache! Die See rollte mich fort. Es war mir alles gleich, ob ich Schüler war oder Schiffsjunge. Ich sah, ich sah — glotzte — staunte aber gar nicht. Nicht die Spur. Wasser, Wasser, Horizonte — Möwen — Albatrosse — Wolken — Küsten — Häfen — andre Schiffe. Kerle um mich herum, nicht mehr Oberlehrer. Keine griechische Grammatik, Arbeit, bis die Hände bluten — Schimpferei — Prügel. Alles gleich, alles ganz in der Ordnung. Rotznäsiger Schiffsjunge — schindet sich tagsüber, schläft dann wie ein Balken. Keine Zeit, zurückzudenken. Auch keine Lust — keine innere Veranlassung. Viel zu viel Arbeit — viel zu viel Wirklichkeit. Sonderbare Länder — oft sehr schön — man hat sie irgendwann einmal geträumt, nun kann man sie anrühren, sie tauchen ins Blut. Japan, Korea, Malaienarchipel . . .“

Er lachte kurz auf.

„Sehr gut das alles. Bin nun ein Mann, strotze von Saft, Erdall ist mein Weib. Schön das. Hm . . .“

Er zauderte.

„Brüder — Schwester — weißgedeckter Tisch und Bett — — — Mutter — — — wozu? Vielleicht komm' ich einmal wieder. Jetzt — jetzt lebe ich — fresse ich — fresse ich — Welt!“

Die Stimme, die zuletzt immer wieder aus unbetontem Gemurmel jäh aufgeflackert war, brach plötzlich ab — setzte wieder an, suchte nach Worten. Dann:

„Auf einmal lag ich wie ein Kadaver am Hafenkai in San Franzisko, ohne Geld, ohne Heuer, halb totgeschlagen nach einer verlumpten Nacht im Chinesenquartier und ein verfluchtes Fieber im Leibe. Da schleppten sie mich ins Sea-Hospital, und als ich dort nach vierzehn Tagen wieder zu mir kam — du, da war mir die Blase im Ohr geplatzt, ich konnte wieder hören!

Mensch, Mensch, Mensch, das war kein angenehmes Erwachen! Aber glaube gefälligst nicht, daß ich sentimental wurde. An die Mutter dachte ich gar nicht. Oder kaum. Du wirst dich wundern: ich dachte an Papa. Ausschließlich. Oder nicht an ihn. Aber an seine Welt. Und kaum noch mit Bezug auf ihn. Aber — o mein Gott! — ich dachte an — die Kunst!“

Er lachte atemlos, es war ein Stöhnen.

„Da hatten sie mich auf die Straße gesetzt, ein Almosen in der Tasche und in der Erwartung, ich würde mir nun schleunigst wieder einen Segler suchen. Und ich taumelte durch diese verruchten Straßen mit ihren nackten Fassaden und zwischen ihrem goldgehetzten Kaugummi- und Shagpfeifengetriebe hindurch und sah den Golf und den scheußlich blauen Himmel und diese ganze barbarisch üppige, leer lachende Natur ohne Seele und ohne Magie steingewordener Überlieferung. Und ich lag wieder am Kai auf einer Bank und hatte wieder Fieber und sah jedes Stück aus Papas Sammlung vor mir und faßte es rundum an und erkannte, warum er es so geliebt hatte . . .“

Er flüsterte:

„Den Danziger Schrank zum Beispiel, und die kleine bronzene Merkur-Statuette, weißt du noch?“

Wieder laut:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Und ich wanderte durch Museumssäle, endlos, sah hundert Bilder, versuchte zu kopieren, hatte alles verlernt, schrie, fluchte mir selbst oder — andern . . ."

Er stockte ganz lange. Dann sagte er entschlossen:

„Oder dem Teufel Elsabe! Denn die fiel mir jetzt ein. Und daß ich darüber gelacht hatte. Aber jetzt lachte ich nicht mehr. Ich fühlte sie mich besitzen, wie Sindbad sich von dem Inselscheusal besessen fühlte: hopla, sie hatte ihre Schenkel über meine Schulter geworfen und unter den Achseln durchgeflochten — hopla, sie brauchte meinen Körper, ihre verfluchte gierige Seele brauchte meinen Leib, meine Arme, meine Beine und was weiß ich noch — hatte mich von kleinauf genommen und mich dahin gebracht, wohin ich nicht wollte, hatte mich geritten wie ein Pferd, durch alle Meere geritten, allen Hunger gestillt, alle Lüste gebüßt mit meinem jungen saftigen Körper. So. Sie hatte mich herausgejagt aus einer hohen herrlichen Welt. Das war mir klar. Verreckte Erblasserin! Und ich weinte, bei Gott, ich. Und stand an einer gekalkten Wand, und mit Rötel schrieb ich unsere Martinikirche hin, wie sie mir im Gedächtnis stand, und auch ihren Grundriß und auch, weil ich doch Fieber hatte und mir alles Symbol war, mit gotischen Lettern: Erwin von Steinbach."

Er lachte plötzlich, und seine Stimme brach sich vor Entzücken: „Und da kam der Meister!"

Er sprach jetzt geläufig, schnell und leicht, verlor den Charakter eines Beichtenden und gewann den eines heiter Berichtenden. Das ernst wieder aufdämmernde Tageslicht zeigte ihn mit zurückgelehntem Kopf und verschränkten Armen, nahezu behaglich. Mathilde wechselte aufatmend ihre Stellung, in der sie wie verkrampft verharrt hatte, doch blieb sie am Boden, jetzt sitzend, die Arme um die Knie geschlungen, den Kopf gegen das Sofa gelegt. Hage zog sich behutsam einen Stuhl heran und ließ sich nieder.

„Ich war auf einem dänischen Segelschiff gewesen, als der Krieg ausbrach, der einzige Deutsche und noch dazu ganz ohne Papiere, was mir auch vorher schon manche Scherereі gemacht hatte. Jetzt gab mir der Kapitän die Ausweise eines holländischen Leichtmatrosen, der vom Mast gestürzt war, und strich statt seines meinen Namen aus der Liste. Ich hatte mich gewöhnt, Pieter Steenbock aus Edam zu sein, wenn in den Häfen Kommissionen an Bord kamen, ich hatte als Pieter Steenbock im Hospital gelegen, ich sah keinen Grund, diesen Namen aufzugeben. Lermoser fragte nicht nach meinen Privatverhältnissen. Er hielt sich an das, was er sah. Er nahm mich mit, pflegte mich gesund, und ich habe dann drei Jahre unter ihm an Bau gearbeitet, mit Spaten, Kelle und Winkelmaß — und ich kann wohl sagen . . ."

Er streckte seine Hände aus, betrachtete sie und lächelte. „Es war alles gut. Wenn wir nicht bauten, pflügten wir, ernteten, pflanzten Bäume. Im Winter zeichnete ich beim Meister. Bücher habe ich die ganze Zeit kaum angerührt, aber er hat viel mit mir gesprochen. Als wir wieder in Deutschland waren, hat er mich dann auf die Hochschule geschickt . . ."

Die letzten Sätze kamen stockend heraus. Jetzt stammelte er noch einmal:

„Es war alles gut . . ." um sich dann unvermittelt über den Tisch zu werfen, und, den Kopf auf den Armen, aufzuschreien: „Alles ist kaput!"

Delirium war, was nun kam. Mathilde und Hage bemühten sich nicht, noch einen Sinn zu verstehen. Zu beiden Seiten des Rasenden saßen sie, umfaßten ihn, versuchten, seine glühenden Hände zu halten, ihm Beruhigung zuzusprechen. O, er war besessen, ausgeliefert, rettungslos! O, er war in der Gewalt dieser Lemure, eine leere Form, die sie ausfüllte, wie es ihr beliebte, ein Fahrzeug tobenden Fernedrangs, ein Werkzeug aller Gelüste, Instrument ihrer teuflischen Einfälle! Hatte es ihr gefallen, sich seines Gehirns fünf Jahre lang zu bedienen, um die Baukunst zu erlernen, oder hatte sie in dieser Zeit von ihm abgelassen? He! Konnte ihm

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jemand das sagen? Aber bitte, was war er denn, wenn sie nicht in ihm war, da sie, Gott strafe sie, doch bei ihrem Verbleichen beschlossen hatte, aus ihrer modernen Form in seine zu fahren im Augenblick seiner Erzeugung!? Verbrechen wider das keimende Leben, wie? Haha! Nein, nein, diese kranke Seele, dieser gierige Wille bestimmte ihn, lenkte seinen Körper mit seinen gesunden, starken, ererbten Anlagen, gab ihm den verruchten Ehrgeiz ein, sich mit Meistern zu messen, verlieh seinen Trieben die böse, dumpfe Macht, die ihn blind machte. Blind, blind, blind hatte er Coulou begehrt, ohne sich Rechenschaft über seine Wünsche geben zu können, seit sie dort auf der Parkwiese am See nackt vor ihm gestanden hatte, bräunlich wie eine Malaiin. Jeder Blick, jeder Schritt, jede Bewegung von ihr hatte ihn toll gemacht, er hätte Aage totschlagen können, er hätte Roubroucq totschlagen können, er hätte den roten Alois totschlagen können. Und dann hätte es in ihm gekeimt, das beste müßte sein, sie selber totzuschlagen — nein, nicht zu schlagen, sie langsam zu töten, sich zu rächen für alle die Qual, die sie ihm antat, sie auch leiden zu lassen, sie zu quälen bis aufs Blut und dabei sie zu besitzen, zu triumphieren, zu genießen . . . „Das, das, das kam nicht aus mir selbst — das war wieder sie, das war dieser Teufel, der mit meinem Blut allein nicht zufrieden ist . . ."

Er lag auf den Knien, den Kopf in Mathildens Schoß, er umklammerte sie mit den Armen. Er wimmerte: „Hab' ich es getan? Habe ich es wirklich getan? O, ich habe es getan, ich habe es wohl getan: eine Frau getötet, meine Geliebte erschlagen — ich . . ." jetzt schrie er grell und starrte Mathilde mit zurückgeworfenem Kopf und wahnsinnigen Augen an:

„Ich habe meine Mutter gemordet!"

XII

„Es war nahe daran, daß du es getan hättest, lieber Freund, aber noch hast du die Wahl!" sagte eine sehr ruhige Stimme in demselben Augenblick, als das elektrische Licht, vorher während einer Stromstörung von Mathilde eingeschaltet, sanft aufglomm. Lermoser stand mitten im Zimmer. Niemand hatte ihn eintreten hören, niemand wußte, wie lange er Zeuge von Wolfgangs Verzweiflung gewesen war. Jetzt stand er da, aufrechte, kraftvoll zierliche Gestalt, eine Hand in seinem schaumweißen Bart spielend, die kristallblauen Augen nachdenklich auf Wolfgang gerichtet, der sich, immer noch vor Mathilde kniend, umgewandt hatte und ihn verstört anstarrte. Nun ging er hin, ließ das künstliche Licht erlöschen und stieß ein Fenster auf; noch rauschten Dachtraufen klingend, noch schauerten Bäume, von Nässe überladen, sprühend im Winde — aber Abendsonne lag über dem See, die Luft strich befreit, rein, süß und kühl. Alles lächelte; mehr denn je liebte Gottvater die Erde. Lermoser beugte sich heraus und blickte auf die Straße, von der das Getümmel und verworrenes Gespräch vieler Leute heraufdrang. „Sie haben eben den roten Alois abgeführt," sagte er beiläufig, „er kommt zunächst nach Peißenberg ins Untersuchungsgefängnis. Ein Wunder war es, daß er lebend aus dem Dorf kam!"

„Der rote Alois hat . . ." stammelte Aage.

„Er ist der Mörder dieser Fremden, wußten Sie das noch nicht?"

Lermoser saß jetzt auf einem Stuhl am Tisch. Er stopfte sich seine kurze Pfeife und zündete sie an. „Ein halb Irrsinniger. Aber sein Opfer war nicht schuldlos. Schlimmes Mysterium der zivilisierten Frau, die den Barbaren zum Spielzeug begehrt . . ."

Er brach ab.

„Was gab es hier?" fragte er. „Ich sehe, du bist elend, Pieter. Und warum kamst du nicht zu deinem alten Freunde?"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wolfgang hatte sich erhoben. Er ging zum Fenster. Lange stand er dort und sah hinaus, als habe er vergessen, daß er nicht allein sei. Als er sich ins Zimmer zurückwandte, sahen die andern, daß er zitterte.

„Meister," sagte er finster, „ich habe Sie sieben Jahre lang betrogen. Ich heiße nicht Pieter Steenbock."

Der Alte rauchte eine Minute schweigend weiter.

„Ich habe es auch eigentlich nie angenommen, lieber Freund", bemerkte er dann gleichmütig freundlich. „Du mußt wissen, daß du nicht sehr gut Holländisch sprichst, dafür aber untrügliche Merkmale einer sehr guten deutschen Erziehung an dir trägst. Dies nur nebenbei. Setze dich doch!"

Wolfgang nahm einen Stuhl.

„Es hat mir in den letzten Tagen jemand gesagt, daß du Wolfgang ten Maan hießest — daß dieser junge Mann hier dein Stiefbruder sei, und daß du noch eine Mutter hast, die seit sieben Jahren auf dich wartet."

Wieder war eine Weile Schweigen.

„Glaube nicht, daß ich dir Vorhaltungen machen wollte. Ich nehme an, du hattest Gründe — oder aber dein Schicksal hatte Gründe, dich so handeln zu lassen. Indessen: ich war eben Zeuge deiner Aussprache diesen beiden Menschen gegenüber. Ich meinte, ein Recht zu haben, im Zimmer zu bleiben, obgleich ihr meinen Eintritt nicht bemerktet. Nun — mein lieber Freund: räumst du mir dies Recht nachträglich ein?"

Wolfgang nickte stumm.

„So muß ich mich auch ein wenig zu deinen Worten äußern. Ich vernahm mit einem großen Erstaunen, daß du annahmst, der Mörder dieser Frau zu sein. Wie war das möglich?"

Wolfgang war aufgefahren und hatte mit einer krampfhaften Bewegung die Hände geballt. Nun sank er wieder in sich zusammen und murmelte:

„Ich tat so oft schon Dinge, von denen ich später nichts mehr wußte — und — ich habe ihren Tod gewünscht!" worauf Kage die Hände vors Gesicht schlug und verzweifelt die Worte ausstieß: „Ich aber auch."

Mathilde, versucht, ihre Arme mütterlich um die beiden zu legen, wie um zwei Knaben, glaubte ein Lächeln über Lermosers Gesicht gleiten zu sehen. Jedoch konnte ein schönerer und freundlicherer Ernst gar nicht gedacht werden als der, von dem nun die Antwort des Alten getragen war. Er sagte: „Es werden freilich Menschen Verbrechen begehen müssen, solange Menschen böse Wünsche und Gedanken des Hasses, des Neides in sich aufkommen lassen und nähren. Es werden freilich immer Menschen vollziehen müssen, was von irgendeinem Gehirn als möglich gedacht und nicht verworfen wird. Oh, meine Freunde, so trüge denn ein jeder von uns mit an der Verantwortung für jegliche Schuld!"

Er senkte die Stimme.

„Hier, in diesem besonderen Falle", sagte er eindringlich, „hat nun eine dumpfe Lust gewütet, die besitzen und zerstören zugleich wollte. Ich — sah diese unglückliche Frau. Ich schildere nicht, was ich sah. Daß man sie erkannte, geschah durch ihre herumgestreuten Kleidungsstücke. Eine Gewalt war über ihr gewesen, die sie hatte austilgen wollen, indem sie sich an ihr weidete. Meine Freunde," fuhr er lebhafter fort, durch irgendeine Bewegung oder ein Stöhnen in seiner seltsamen Sachlichkeit gestört, „ich wünsche keineswegs, euch zu rühren. Ihr erkanntet in dieser Frau eine Verkörperung niederer Gewalten, die Teil an euch haben — ihr meintet, dieser Gewalt nicht anders Herr werden zu können, als hassend — ihr seht eure Wünsche durch ein ebenso dumpfes Werkzeug von jener niederen Ebene vollzogen, und ihr schaudert zurück und wollt es so doch nicht gemeint haben."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er stand auf und ging einmal im Zimmer auf und ab. Einen Augenblick verweilte er vor einer Staffelei und betrachtete das dort aufgestellte Bild: doch war aus seinem Ausdruck nicht zu entnehmen, ob er wahrnahm, was er sah, oder ob er, völlig in seine Gedankengänge vertieft, ebensogut den Ofen hätte ins Auge fassen können. Es war das Selbstbildnis Mathildens. Sie hatte es vorher aus seiner Kiste genommen, um es anderswo unterzubringen, und, da die furchtbare Nachricht des Mordes sie erreichte, es stehen lassen, wo es stand. —

„Immerhin . . .“ sprach Lermoser nun weiter, stockte abermals und überglänzte das Bild noch einmal mit seinen Augen, um sich dann jäh ins Zimmer zurückzuwenden — „immerhin fühltest du dumpf eine Art von Verantwortung für deine Gedanken. Du fühltest, daß im bösen Wunsch der Mord schon vollendet liegt, wie der Baum im Samenkorn. Jedoch ich hörte dich auf eine seltsame Weise diese Verantwortung abschieben — eine seltsame Weise . . .“

Er zog sich einen Stuhl ganz nahe zu Wolfgangs Sitz heran, ließ sich nieder und versank in Gedanken, indem er in seinem Bart wühlte. Wolfgang saß, die Hände auf den Knien, gebeugt, und blickte ihn demütig an.

„Höre,“ hub Lermoser eindringlich wieder an, „ich kenne die Geschichte jenes merkwürdigen Testamentes, dessen Erbe du sein solltest, durch deine Freundin. Ich hörte auch, daß du als Knabe dieser Geschichte eine lachende Selbstbehauptung entgegensetztest, eine instinktive Überzeugung von der unlöslichen Verschmolzenheit der Seele mit ihrer jeweiligen Form. Jetzt flackerst du in unklarer Zwiespältigkeit, verkleidest dich mit fremden Namen und Schicksal und legst, was dein dunkel schwärmendes Ich gebar, einem abenteuernden Geiste zur Last, von dem du dich besessen erklärst, sobald du selbst dir unbequem wirst. Trotzdem entgehst du der Qual der Selbstvorwürfe nicht und läufst herum wie ein gehetztes Tier. Ich habe dir nun ein paar ganz nüchterne Vorschläge zu machen, deren Befolgung dir helfen dürfte. Erstens: sei du selbst! Nämlich Wolfgang ten Maan! Zweitens: Bekenne dich zu dir selbst! Nämlich zu deiner Natur mit allen ihren Kräften, guten und bösen, und zu dem Schicksal, das sie dir bedingt. Drittens: Übernimm die Verantwortung für dich selbst voll und ganz! Das heißt: tu' die Dumpfheit ab und werde bewußt bis in die Fingerspitzen. — Nun, nun — und geht das noch nicht, so sei dir einstweilen wenigstens deiner Dumpfheit bewußt und rechne mit ihr.“

Er war wieder aufgestanden und ging im Zimmer umher. „Aufbruch!“ sagte er lächelnd und berührte Koffer und Kisten. „Aufbruch! Jugend und Aufbruch! Und das ist gut. Und das ist schön.“

„Wann fährst du nach Hause?“ wandte er sich plötzlich an Wolfgang, der seinen Bewegungen mit den Augen eines Freigesprochenen gefolgt war.

„Morgen“, antwortete Wolfgang wie im Traum.

„Morgen — gut. Morgen — das ist bald. Aber warum bald, warum nicht gleich? Warum nicht heute — noch diesen Abend — noch diese Nacht?“

Er stand, und seine Blicke umfaßten Aage und Wolfgang in fröhlicher Entschlossenheit.

„Ihr seid schon unterwegs,“ sagte er überzeugend, „ihr kehrt jetzt nicht mehr um. Ihr wandert diese Nacht nach Peißenberg und nehmt dort den Frühschnellzug. Nein, Wolfgang ten Maan — du betrittst Pieter Steenbocks Kammer einstweilen nicht wieder! Eure Rucksäcke — oh . . . Aber da ist Erdmuthe!“

Erdmuthe, nach einem leisen Klopfen von Mathilde eingelassen, trat in das Zimmer.

„Hier seid ihr alle!“ sagte sie lächelnd. Wolfgang und Aage staunten sie an. Woher ist Erdmuthe so schön?, dachte jeder von ihnen.

„Ich komme vom Johannishof“, sagte Erdmuthe, und ihr Lächeln vertiefte sich,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als sie, ohne es zu wissen, diese Erklärung der Glücksgloriole abgab, von der sie umstrahlt war. „Herr Oberhof ließ mich nicht gehen, ehe gar keine Gewittergefahr mehr war. Und ich gehe noch einmal hinüber, Großvater, ich hole nur einen Krug. Denn, weißt du, ich darf mir die Milch jetzt dort vom Hof holen, jeden Abend und so viel, wie wir brauchen . . ."

„Gut," sagte Lermoser zerstreut, „gut, gut. Hole du deinen Krug. Und gib acht, mein Kind: du bringst die Rucksäcke dieser beiden jungen Männer mit, du weißt wohl. was sie zu enthalten haben, und ordnest das schnell. Ich werde mit diesen beiden Jünglingen inzwischen zur Nacht essen und Abschied feiern, denn sie sind Aufbrechende. Geh' nun, mein Kind!"

„Ihr geht?" fragte Erdmuthe verwundert und blickte im Zimmer umher. „Und Sie gehen auch?" sagte sie zu Mathilde. Aber ihr Lächeln dabei zeigte, dieses hieß nur: Seligkeit — nur: Ach, und ich bleibe . . .

Sie glitt hinaus. Mathilde hielt einen Brief in der Hand, der im Türspalt gesteckt hatte. Lermoser, der Tür zuschreitend, von Wolfgang und Hage gefolgt, blieb noch einmal stehen. Er sah nach dem Bilde auf der Staffelei und sah dann Mathilde an. Leise und beiläufig, und so, als spräche er mit ihr gemeinsam eine Sprache, die kein anderer verstünde, sagte er:

„Es genügt nicht, sein Selbst zu erkennen — man muß es auch l e b e n. Darauf kommt es an."

Er nickte vor sich hin und ging mit den Brüdern hinaus.

Mathilde riß den Brief auf, den sie wie von eigenem Leben pulsend in der brennenden Hand gespürt. Ans Fenster tretend, las sie:

„Auf meinen Lippen war noch Hauch vom Heimatland,
Der Duft von Thymian hing hold dir im Gewand.
Gott mischte unsern Weg, du hast mich angesehn
Und hast mich nicht erkannt. Ich will verloren gehn.

Ich bin Gewässer nun, ich ziehe blind und stumm,
Ein treibendes Gewölk, seht euch nicht nach mir um.
Ich bin der Schnee im Wind, ich bin der Düne Sand —
Ich will verloren gehn. Du hast mich nicht erkannt.

Zu Ende ging noch nicht der Spiegelungen Spiel,
Aus Augen tauch' ich auf, in die mein Schatten fiel,
O, Augen tief geliebt, vielfält'ger Widerglanz — —
Ich suche mich in euch und find' mich niemals ganz.

Ein ungehobner Schatz, ein tief vergrabnes Glück,
Ruh' ich in dir, doch du gibst nie mein Bild zurück.
Ich rief dich leise an. Du wolltest mich nicht sehn.
Wo find' ich nun mich selbst? Ich will verloren gehn . . .

Aus meinem Herzen träuft, was ich an Süße hab',
Ich gebe gern mein Blut an eure Armut ab,
Ich fahre unerlöst durch diese Fremdnis hin, —
Gott sagt es mir dereinst, wer ich gewesen bin. — —

Kein Name stand unter diesen Worten. Nie zuvor hatte Mathilde die Handschrift gesehen. Aber sie wußte, von wem dieser Abschied kam. Seltsam entbrannte ihr das Herz, nicht in Reue, nicht in Sehnsucht, nur in einem drängenden Verlangen, als wallte Glut in ihr auf, als müßten Grenzen gesprengt werden, Hüllen bersten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und ein Neues, Wesentliches ans Licht steigen. Dunkler Drang nach Geburt des schöpferischen Menschen — nach immer wiederholter Geburt des eigenen Selbst! Sie stand vor ihrem Bildnis, sie starrte in dies Antlitz, das übermäßig vertraut und doch so fremd, in so entrückter Vergeistigung sie ansah, eine Forderung in den Augen, die unbarmherzig, unerfüllbar schien und doch unwiderstehlich hinreißend zur Möglichkeit triumphierender Vollendung. Mathilde beugte die Stirn in die Hände, ihr schwindelte. „Ich will," flüsterte sie — „ich will! Nur — gib mir Kraft!" — —

„Ich habe einmal gedacht, ich will Deutsche machen, wie einst Christen gemacht wurden, und Gotik soll aus mir brechen, wie ein Wald." Lermoser lächelte über das abendlich erblauende Land hin, die Glorie eines goldenen Himmels hinter seiner ehrwürdigen Gestalt. Sie standen auf dem Johannisberg, Oberhof und Erdmuthe, Wolfgang und Hage, Mathilde und der Meister — sie waren heraufgegangen, denn: „Abschied nehmen soll man im Angesicht der Horizonte, in der holden Täuschung, daß der Reif um uns geschlossen bleibt", hatte der Alte gesagt. Nun sprach er weiter in schönen und schmerzlichen Phantasien, wie schon während der gemeinsamen Mahlzeit, zu der sich Erdmuthe und unerwartet auch Oberhof eingefunden hatten.

„Ach, nicht nur der dehnbare Ring der freien Horizonte — ein anderer eiserner Reif ist um uns geschlagen, bändigt Wandertrieb und Ausbreitungslust, zwingt uns, in unsern Grenzen zu ackern, zu zeugen, zu sterben. Aber, meine Freunde: was sie uns nicht nehmen können, es ist nicht Schlesien, nicht ist es der freie deutsche Rhein! Bleibt uns nicht Höhe und Tiefe, wenn die Breite sich versagt? Den Boden zu ergründen, am Dom zu bauen — die tiefsten, die härtesten Schichten, die Urgebirge ans Licht steigen zu lassen — das bleibt uns! Wichtiger, als um verlorene Industriegebiete zu trauern, ist es, Deutschland in jedem einzelnen Deutschen zu erwecken — zu einigen, zu heilen! Wer weiß um das heimlich wachsende Deutschland? Welche Provinzen des Geistes, Freunde!" —

Matt verglänzte der See, unendlich hindämmernd lag das Land, von weißen Bändern der Straßen durchzogen. Die warme, junge Nacht gebar Stern um Stern. „Geht nun, und grüßt auch die Mutter!" sprach Lermoser und reichte Hage und Wolfgang die Hand.

Mathilde küßte Erdmuthe.

„Du fährst schon morgen, Mathilde?" fragte Oberhof beklommen. Mathilde lächelte ihn an. „Ja," sprach sie sanft, „Wendelin, leb' wohl!" Er neigte sich über ihre Hand. — —

Sie gingen dann schnell auseinander, jeder gebannt von der Musik der eigenen Seele und der Anziehung seines Zieles verfallen.

Lermoser schritt nach Norden, einsame Gestalt, dem Sehenden vom Polarlicht umstrahlt, seinem Liliengarten und einer nahen Ewigkeit zu.

Erdmuthe, den blauen Tonkrug in der Hand, folgte Wendelin südwärts, den Feldweg entlang, im Duft des reifenden Roggens dorthin, wo in warmer Erdmulde der Johannishof lag.

Mathilde aber, zwischen Wolfgang und Hage, ging den steigenden Sternen entgegen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein unbekanntes Gedicht Clemens Brentanos

Mitgeteilt von

Karl Diëtor

Wie du sollst in Schönheit wallen
Und dem Herrn doch wohl gefallen?
Frag' die Wiesenblümelein
Die nicht ihrer Schönheit denken,
Sich der Sonne heben, senken,
Einsam duften und allein,
Wo sie sproßten, in dem Garten
Ruhig auch den Tod erwarten
Ihrer Schönheit ewgen Saamen
Gottes Lüften gern vertrauen
Freudig sterben und nicht schauen
Wo der Herr sie aus will säen in Gottes Nahmen.
Nichts vergehet, nichts entstehet
Alles ist unendlich da
Doch die armen Augen taugen
Nur den Tod zu sehn.
Dichter, du sollst eingestehn,
Daß die Rose, die verblichen
Du der Sterblichkeit verglichen,
Eh sie war, und da sie glühte,
Und nachdem sie längst verblühte,
Daß die Rose eh und je
Die ich hier erblassen seh,
Ewiglich in Gott floriret
Und wer dieses recht verstehet,
Triumfiret:
Nichts vergehet, nichts entstehet,
Alles ist unendlich da.

Clemens Brentano.

28. Febr. 1815
im letzten Jahr der Poesie
und im ersten und schlechtesten der Architektur.

* * *

Die Handschrift dieses bisher unbekannten Gedichtes von Clemens Brentano wird in der Sammlung der Veste Coburg aufbewahrt. Die schönen Verse gehören der frommen Bewegung an, die Brentano während seines dritten Berliner Aufenthaltes ergriff und durch Luise Hensels Einwirkung ihn rasch der Kirche wieder

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zuführte. Das Gedicht zeigt deutlich die Farbe der barocken Mystik, die damals Brentano besonders vertraut war, und für deren Wiedererweckung er 1817 mit seiner Neuausgabe von Spees Trutznachtigall eintrat. Hier ist allerdings die mystische Paradoxie des anderen katholischen Dichters aus dem 17. Jahrhundert deutlicher zu spüren. Ein Schlußreim des Angelus Silesius scheint geradezu das Thema hergegeben zu haben:

„Die Rose, welche hier dein äußres Auge sieht,
Die hat von Ewigkeit in Gott also geblüht."

Religiöse Blumensymbolik liebte der fromme Brentano überhaupt. Sein Gedicht an Katharina Emmerich „Die Welt ist grün", oder anderes wie „Die ummauerte Seele und der Efeu" bezeugen das.

Die dem Datum beigefügten Worte gelten Brentanos Verkehr mit Schinkel. Eine Bekanntschaft zwischen beiden Männern bestand schon seit Jahren. Während des Winters 1814/15 waren die Beziehungen besonders innig. Schinkel, damals Baurat in Berlin und Mitglied der Akademie der Künste, erteilte Brentano Architekturunterricht. In einem Brief vom Januar 1816 rühmt der Dichter dem Bruder Georg begeistert die Freundschaft mit diesem „herrlichen Manne", dessen reiches Talent ihm neben Savignys Menschlichkeit das Leben eigentlich erst lebenswert mache. Und dem berühmten Maler und Architekten gilt zusammen mit Görres die Widmung des patriotischen Spiels „Viktoria und ihre Geschwister" (1817), wie es heißt, „als eine Festgabe bei ihrer freundschaftlichen Berührung am Rhein".

Die Persönlichkeit des Fürsten Philipp zu Eulenburg

Von

J. von Uexküll

Bereits vor 50 Jahren schrieb einer der klügsten Menschen, der Chinese Tschen-ki-Tong: „In Europa dienen die Zeitungen nicht zur Bekanntmachung von Tatsachen, sondern zur Verbreitung von Meinungen."

Die Öffentlichkeit ist seitdem zu einem bloßen Meinungsmarkt geworden, auf dem die Meinungsfabriken ihre Produkte feilbieten. Keine Tatsache vermag sich dagegen durchzusetzen. Die Zeitungen unterdrücken Tatsachen, Menschen und Völker mit der gleichen Unerbittlichkeit. Es braucht nur von dem Beherrscher einer Zeitung eine Sensationsnachricht hingeworfen zu werden, so setzt sich die ganze Maschinerie in Bewegung und verarbeitet die Nachricht, mag sie nun wahr oder erlogen sein, wie die Mühlsteine das Korn. Wehe dem Manne, dessen politische Wirksamkeit einem der Pressegewaltigen gefährlich dünkt — er kann sicher sein, daß sein Name und seine Ehre zu Staub zerrieben wird, ohne daß er sich wehren könnte. Vielleicht greift er in seiner Verzweiflung zur Waffe — der Politiker ist dennoch verloren.

„Durch dieses Leben sich durchzuschlagen,
Gehört ein Stück Roheit;
Glücklich, wer sich kann retten und wahren
Der Seele Hoheit",

ruft Vischer. Das Stück Roheit aber fehlte Eulenburg, deshalb wurde er von der erbarmungslosen Pressemühle zerrieben, obgleich er so rein dastand wie selten ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mensch. Das Schicksal dieses edelen deutschen Mannes war nur ein Vorspiel dessen, was ganz Deutschland erwartete, als die Mühle der Weltpresse gegen alles, was deutsch war, in Gang kam. Gibt es irgendeine denkbare Niedertracht, deren wir Deutsche uns nicht schuldig gemacht haben, nach den Berichten der Weltpresse?

„Lügen haben kurze Beine", sagt das Sprichwort. Das mag wahr sein, jedenfalls haben sich jetzt die Lügen dank der Presse Siebenmeilenstiefel über ihre kurzen Beine gezogen, so daß die Wahrheit immer zu spät kommt.

Und wenn sie auch zu spät kommt, soll man sie deshalb doch nicht verschweigen, wenn man nachträglich aus ihr etwas Nützliches lernen kann. Eulenburg ist tot. Er ist entrückt über Lob und Tadel. Ihm kann ich nichts mehr nützen, wohl aber den Lesern.

Schweigen will ich über sein politisches Wirken und sein tragisches Schicksal. Darüber wird zu ihrer Zeit die Geschichte das rechte Wort sprechen. Aber vom Menschen will ich reden, weil ich ihn gekannt habe, und weil er die merkwürdigste Persönlichkeit war, die ich in meinem ganzen Leben getroffen.

Schon dem Fernestehenden mußte es auffallen, daß der Staatsmann von Beruf und der Dichterkomponist der Rosenlieder ein und dieselbe Persönlichkeit war. Wie reimt sich das zusammen? Wie muß der Baum aussehen, der so verschiedene Früchte trägt?

In unseren Zeiten, da der Beruf den ganzen Menschen aufbraucht, ist diese Frage wohl am Platz, und wir müssen bei den ganz Großen anfragen, wie konnte Goethe zugleich Staatsmann, Naturforscher und Dichter sein, und wie konnte Leonardo zugleich Maler sein und Belagerungsgeschütze bauen.

Vielleicht gibt uns Eulenburg den Schlüssel zum Rätsel dieser Übergroßen, denn er war kein überragender Genius wie jene, ihnen aber in der Anlage seiner Persönlichkeit ähnlich.

Bei den allermeisten Menschen, deren Charakter überhaupt der Analyse wert ist, liegt das Schwergewicht in der fertigen Persönlichkeit. Ihre oft so ungewöhnliche Auffassung der Dinge und ihre originelle Art, auf die empfangenen Eindrücke zu reagieren, ergibt sich aus einer mannigfaltigen, aber festen Gliederung ihres seelischen Organismus. Sie spotten zwar der landläufigen psychologischen Schematisierung, weil sie eine unwiederholte Einheit für sich sind. Aber wenn man in diese oft wunderbar feingegliederte Einheit einen Einblick gewonnen, so bleibt uns doch die Vorstellung eines in sich geschlossenen Mechanismus.

Ähnlich geht es dem Naturforscher, wenn er den Organismus der Tiere mit dem der Pflanzen vergleicht. Auch der Tierkörper stellt einen dauernden Mechanismus dar, während die Pflanze mit ihrem Knospen, Blühen und Früchtetreiben das Werden stärker hervorhebt als das Sein. In die trockene Sprache der Biologie übersetzt heißt das, daß die Tiere mehr die mechanische Gesetzmäßigkeit verkörpern, die Pflanzen hingegen mehr die technische.

In Eulenburg nun stand im Gegensatz zu seinen Mitmenschen die technische Gesetzmäßigkeit derart im Vordergrund, daß sein ganzes Leben ein ständiges Werden, ein ständiges Umgestalten wurde. Ihm war Gestalt immer nur Keim zu kommender Gestaltung. Durch ihn verstehen wir Goethes Wort: „Aber wenn du dies nicht hast, dieses Stirb und Werde, bist du nur ein trüber Gast auf der bunten Erde."

Gegen jede Art von Mechanik hatte Eulenburg einen ausgesprochenen Widerwillen. Eine Maschine war für ihn der Inbegriff des Häßlichen. Die Astronomie verabscheute er, weil sie im Sternenhimmel einen Mechanismus sieht und nicht mehr auf die Melodie achtet, nach der die Sterne ihre Bahnen ziehen.

Er empfand die Gesetzmäßigkeit des Werdens als das einzig Schöne und Lebendige so stark, daß er jeden Zufall leugnete.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man wird begreifen, daß bei dieser Geistesart die Musik, welche die Töne nicht mechanisch im Raum, sondern technisch in der Zeit verknüpft, seinem Herzen am nächsten stand. Dank seinem großen Talent sprudelten seine Lieder wie ein Bergquell rein und ungekünstelt aus ihm heraus.

Aber auch sein Beruf, die Diplomatie, war ihm eine stets neu erklingende Kunst, die menschlichen Beziehungen immer wieder neu zu knüpfen und schönerer Gestaltung zuzuführen.

Zwar hat er auch Bilder gemalt, aber näher lag ihm die Raumgestaltung des Architekten und Gartenkünstlers. Was er aus Liebenberg gemacht hat, liegt vor allen Augen offen da. Aber wie alles entstand, ist das Interessante. Wer das Glück hatte, Liebenberg jedes Jahr von neuem zu besuchen, fand immer etwas Neues, harmonisch Angegliedertes vor, sei es im Hofe, im Hause oder im Garten. Das, was entstand, war nicht die Frucht eines festen Planes, sondern einer freigestaltenden Planmäßigkeit, die aber immer einem festen Gesetz folgte, das zugleich Eulenburg eigenste Persönlichkeit war.

Als Erzähler war Eulenburg unübertroffen. Das kleinste und das größte Erleben formte er zu einem Kunstwerk, das aber nie allein stand, sondern immer hineingebaut war in den Geist der Stunde und die Empfindungswelt seiner Zuhörer. Eine trockene Wiederholung in fester Form war ihm völlig unmöglich, weil er selbst zu jeder Stunde als ein Neuschöpfer an die Dinge herantrat. Deshalb erreichen seine geschriebenen Erzählungen nie seine gesprochenen, weil ihnen das fehlt, was die gesprochenen zu Kunstwerken machte, der lebendige Zusammenhang mit dem Hörer.

Auch hierdurch weckt er unser Verständnis für Goethe, dessen Gelegenheitsgedichte uns manchmal so frostig anmuten, weil sie aus dem lebendigen Zusammenhang gerissen sind.

Das Material aber, aus dem Eulenburg die schönsten Dinge schuf, das war seine Herzensgüte. Das „Liebe deinen Nächsten" hat er in wunderbarer Weise wahr gemacht, mochte der Nächste die höchstgestellte Persönlichkeit oder das letzte Tagelöhnerkind sein — er verstand es, Beziehungen zu knüpfen, so fein und so persönlich abgestimmt, daß sie zu ungesungenen Herzensliedern wurden. Dagegen lag ihm die verschwommene Menschheitsliebe, mit der die Schwätzer unserer Tage die Armseligkeit ihrer Herzen zu übertünchen pflegen, gar nicht. Herzensbeziehungen gibt es nur von Person zu Person und nicht zu unbekannten Massen.

Wenn wir die ganze Naturanlage Eulenburgs überschauen, wird es uns verständlich sein, warum so manche Menschen, die sogar dem Zauber seiner Persönlichkeit unterlagen, in ihm doch den etwas unheimlichen Zauberer sahen, der ihrem Verständnis verschlossen blieb.

„Geheimnisvoll am lichten Tag" wie die Natur war er. Er war wirklich ein Zauberer, aber seine Zauberkraft lag in dem ihm von Gott eingepflanzten Gesetz, das wir manches Mal nicht verstehen konnten, aber immer verehren mußten.

Aber alles Sprechen über ihn wird nicht so wirkungsvoll sein, als ihn selber sprechen zu hören. Deshalb setze ich zum Schluß eines seiner schönen Gedichte hin, das unmittelbar verständlich ist:

Der Abend

Den Staub am Fuße noch vom hast'gen Gang
Durch wirre Gassen, Fieber noch im Herzen
Vom Drang der Arbeit, von dem läst'gen Zwang,
Der kleinen Sorgen und der alten Schmerzen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In jenem Mißklang, den der Tag gebracht,
Bist Du wohl jemals da hinausgetreten
In eine stille, klare Sternennacht,
In der Dich Engel bitten, leis' zu beten?

Das fromme Wort hast Du gefunden nicht,
Doch hat ein voller Einklang Dich umfangen;
Es wob ein Band um Dich das Sternenlicht
Und Du bist friedlich wieder heimgegangen.

Es liegt, bedenk' es wohl, in Deiner Hand,
Hinauszutreten in den Abendstunden,
Aus buntem Wirrsal in das stille Land,
In dem die Menschenherzen sanft gesunden.

Mag drum Dein Leben sein ein banger Tag,
Hast Du Dir einen Abend nur errungen
Von solcher Stille — was im Herzen lag
An Not und Sorge, leis' ist es verklungen.

Und die Gedanken werden Sterne sein,
Die nie aus ihren festen Bahnen weichen,
Die hell und friedlich spenden milden Schein,
Bis sie im Glanz des ew'gen Tag's verbleichen.

Fernweh und Heimfreude

Persönliche Erinnerungen an Peter Rosegger

Von

Emil Ertl

Vor vielen Jahren vertraute mir eine junge Dichterin, welcher der Sinn nach Druckerschwärze stand, ein paar lyrische Gedichte an und bat mich um mein Urteil. Ihre hübsche Begabung zu ermuntern, wählte ich das beste davon aus und gab es Roseggern mit dem Ersuchen, es im „Heimgarten" zu veröffentlichen, wenn er es dessen für würdig erachte. Ich erinnere mich nicht mehr, war das Gedicht „Fernweh" überschrieben, oder kam dies Wort bloß im Zusammenhange irgendwie darin vor — genug, ich fürchtete, die kühne Neuprägung, die ich persönlich als Ausdruck eines unbestimmten Drangs in die Ferne gar nicht so übel fand, möchte des Heimgärtners Mißfallen erregen, und bemerkte: allenfalls könne man das „Fernweh" auch unterdrücken und das gangbarere Wörtchen „Sehnsucht" dafür setzen.

Rosegger las das Gedicht, lachte sein kindliches Lachen und sagte: „Aber lieber Freund, das Wort Fernweh dürfen wir doch nicht streichen, das ist ja das Beste am ganzen Gedicht!"

Und das „Fernweh" blieb stehn und wurde gedruckt, zum ersten Male seit Johann Gensfleisch-Gutenbergs unseliger Erfindung.

Seither gebrauchten wir das Wort manchmal im Gespräch, vielleicht wird es als

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegenstück zum „Heimweh“ mit der Zeit noch literaturfähig. Es wäre eine Bereicherung der Sprache.

Wie bis zu einem gewissen Grade vermutlich jeder Mensch und sicherlich jeder Dichter, so wurde Peter Rosegger in noch vielfach gesteigertem Maße zwischen „Fernweh“ und Heimweh unabläßig hin- und hergeworfen. Warum ich solchen Zwiespalt insbesondere beim Dichter voraussetze? Weil der Antrieb zum poetischen Gestalten großenteils von der Ungeduld ausgeht, mit der das Tatsächliche und Vorhandene, die Umwelt und nähere Umgebung, die des Banausen geruhsames Behagen ausmacht, als unzulänglich empfunden wird. Die vom Seienden vollbefriedigte Seele ruft nicht die Phantasie zu Hilfe, um sich auf Geisterschwingen ins Reich des Unwirklichen zu flüchten. Nur die langende und bangende, die ewig vermissende, dürstende und bedürftige Seele tut es. Und wenn die künstlerische Verrücktheit, welche wache Träume für wirklicher hält als das Greifbare, einmal zur Gewohnheit und zweiten Natur geworden ist, so prangt die Ferne in leuchtenderen Farben als die Nähe, und diese ihrerseits entfaltet den vollsten Zauber erst dann, wenn ihr sattes Bild verblaßt und versunken, wenn es Gewesenes, Vergangenes, kurz, selbst wieder Ferne geworden. So treibt das sehnende Suchen, das den Augenblick niemals verweilen heißt, wie es den innern Menschen rastlos macht, wohl auch den äußern ruhelos um, aus der Heimat in die Fremde und von da wieder in die Heimat zurück.

Aber warum bezeichne ich nun unter den Dichtern gerade wieder unsern Rosegger als denjenigen, der noch wehrloser als mancher andere sowohl von Scylla wie von Charybdis, bald vom Fern-, bald vom Heimweh sich bedroht sah?

Weil für ihn, den entwurzelten Bauernmenschen, der angedeutete Konflikt den Angelpunkt seines Schicksals bedeutete. Innigst mit der Scholle verwachsen und doch aus ihr gerissen; das Ziel in einem andern Lebenskreise suchend als dem bäuerlichen und in diesem neuen Kreise doch nur wirkend durch Verherrlichung des alten, verlassenen und verlorenen; der Natur näherstehend und dadurch dem Instinktiven hilfloser preisgegeben, als ein durch Generationen Verstadtlichter; schwerer anpassungsfähig als dieser und von manchmal schier vegetativem Eigenwillen besessen — so strebt er vom Land in die Stadt, um sich sein Lebtag aufs Land zurückzusehnen; unternimmt Reisen bis ins nördlichste Deutschland und südlichste Italien, um ohne ersichtlichen Grund plötzlich, wie von Furien gehetzt, wieder in die grüne Steiermark zurückzuhasten; arbeitet sich keuchend zu den höchsten ihm erreichbaren Gipfeln der schwärmerisch geliebten Alpen empor, ohne auch nur eine Stunde länger zu verweilen, als unbedingt nötig ist, um das vorzeitige Umkehren halbwegs wenigstens vor sich selbst zu rechtfertigen; und verfällt gelegentlich sogar auf den listigen Gedanken, den Trieb in die Ferne, der doch von der Heimat sich nicht trennen und die gewohnte Häuslichkeit nicht missen kann, durch eine Eisenbahnrundfahrt durch die österreichischen Lande zu betrügen, die vom Ausgangspunkt, durch Tag und Nacht, ohne Aussteigen und Aufenthalt, im großen Bogen zum Ausgangspunkt zurückführt.

Besonders im Frühjahr, wo seine Nervosität manchmal „in einer Art Schläfrigkeit, ohne doch schlafen zu können“ sich äußert, kommt die Ruhelosigkeit über ihn. Es hält ihn nicht mehr in der Stube, die erwachende Natur lädt ihn ins Freie, lockt zu weiten Wegen, oder ein unbestimmter Drang entführt ihn in fernere, ungewohnte Landschaften, aus denen er doch in der Regel „postwendend“ wieder heimkehrt. Die in solcher Stimmung geschriebenen Briefe beginnen oder schließen nicht selten mit einem aus bangem Herzen geholten Sehnsuchtsseufzer oder bestehen überhaupt in nichts anderem, als in dem einzigen knappen lyrischen Ausbruch einer leidenschaftlichen seelischen Aufgewühltheit.

„Diese ersten Frühlingstage“, schreibt er mir am 15. März 1905, „heben schon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an, mich unruhig zu machen. Hinaus, hinaus! Heute fahre ich auf ein paar Stunden nach dem Mürztal. Frühling! Sommer! Welch köstlich Ding für den, der jung und frei ist! Jung bist Du, frei wäre ich. Wenn man das zusammentun könnte!"

Ein anderer Brief (18. April 1902) beginnt mit den Worten: „Nach einer Irrfahrt, um mir selbst zu entfliehen, über Feldbach, Triest, Venedig, Triglav-Fuß, Tarvis, Maltatal, Klagenfurt, gestern nach Hause gekommen, bin ich etwas müde . . . . ."

Ein aus Graz, vom 14. Mai 1907 datiertes Schreiben, aus dem eine gewisse Verstimmung darüber spricht, daß Umstände die Übersiedlung nach seinem Heimatdorf und Sommersitz Krieglach verzögerten, wird durch die Worte eingeleitet: „Ich zigeunere jetzt fast immer auf dem Lande herum — planlos, so daß ich gar nicht weiß, wo ich gegenwärtig wohne, und es Zeit wäre zum Lebewohlsagen . . ."

Und am 19. April 1911, obgleich „mehr dort wie da" (das heißt, beständig auf der Wanderschaft, überall, nur nicht zu Hause), erinnert er sich dennoch in Treuen der alten persönlichen Beziehungen und findet Zeit, mir einen Gruß zu senden:

„Lieber Freund!

Ich bin schon wieder mehr dort wie da. Aber es schwant mir, daß ich einen lieben Freund hätte, der Emil Ertl heißt. Diese Zeit, reich für mich an Aufregungen angenehmer und unangenehmer Art, schlage ich am liebsten draußen auf einschichtigen Wegen tot, wo es niemand sieht. Solche Totschläge werden zwar nicht gerichtlich verfolgt, aber das böse Gewissen — die Kraniche schreien mir zu: du tust nichts, du arbeitest nicht, du lernst nicht, du bist für nichts! — Das Frühjahr ist für mich keine gedeihliche Zeit, aber das macht nichts, schön und selig ist es doch. Genieße Du es zielbewußter als der alte Träumer, Dein Rosegger."

Bei der natürlichen und unmittelbaren Art, sich selbst und sein Innerstes auszusprechen, die Rosegger eigen war, dürfte sein Briefwechsel, wenn er einmal in seiner Gesamtheit veröffentlicht vorliegen wird, eine wahre Fundgrube für die Erforscher der Künstlerpsyche sein. Ihrer Beachtung wird auch diese soeben vernommene und in unzähligen Abwandlungen wiederkehrende Klage nicht entgehen, das Frühjahr sei für ihn keine gedeihliche Zeit. Vielleicht findet sie ihre teilweise Erklärung in einer gelegentlichen Äußerung Thomas Manns: „Man arbeitet schlecht im Frühjahr und warum? Weil man empfindet, und weil der ein Stümper ist, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden."

Die Ruhelosigkeit, durch die Rosegger im Frühling umgetrieben wird, erhellt aus einer ganzen Reihe von Zeugnissen, die sich in meinen Händen befinden, Schriftstücke, die insgesamt mehrere Dezennien umspannen. So sendet er mir (um die bisher gebotenen Beispiele noch durch einige weitere zu vermehren) am 8. Mai 1903 die graphische Darstellung seiner „Maifahrt nach Ungarn in vierundvierzig Stunden", die von Graz über Pragerhof und Groß-Kanizsa nach Budapest und von da über Steinamanger, Ödenburg und Wiener-Neustadt nach Graz zurückführt. Er liebte das Fahren in der Eisenbahn und betrachtete es gelegentlich als Selbstzweck. Er empfand es als Erholung, die wechselnden Gegenden vor den Waggonfenstern an sich vorüberziehen zu sehen, ausruhend vom sonst rastlosen Schreiben und ohne die Nötigung, mit jemand sprechen zu müssen. Und doch kommt es ihm während des einsamen und langwierigen Dahinrollens — denn Schnellzüge waren auf jenen Strecken stets rar — in den Sinn, welch gute Gelegenheit gerade eine solche Fahrt darböte, sich einmal gründlicher und allseitiger auszusprechen, als das tägliche Berufs- und Arbeitsleben es zuläßt.

„. . . Den Gedankenaustausch mit lieben Freunden kann ich nicht entbehren, mir sind solche Stunden viel zu kurz. Man faßt sich nicht, will rasch alles dartun

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und hören und kann nicht ruhig warten, bis sich alles entwickelt. Dazu wäre eine längere gemeinsame Reise das Beste, wo man je nach Belieben spricht und schweigt, und wo durch den Wandel der Umgebung allmählich der ganze innere Mensch in uns ausgelöst wird . . ."

Ein anderer Reisebericht, ebenfalls graphisch erläutert, liegt mir aus dem Jahre 1900 vor: Graz, Triest, Parenzo bis Ragusa und abermals über Triest nach Wien, von da endlich zum Ausgangspunkt Graz zurück. Dies alles in der unglaublich kurzen Spanne vom 3. bis zum 11. April, wo doch die Dampferfahrt Triest—Ragusa oder umgekehrt allein schon zwei volle Tage forderte. Und warum zog er Wien, das ja bekanntlich nicht südlich von Graz wie Parenzo und Ragusa, sondern genau in entgegengesetzter Richtung liegt, in diesen Reiseplan überhaupt ein? Weil dort am 10. April, abends (unmittelbar anschließend an die dalmatinische Steeplechase!!), eine Vorlesung Roseggers zugunsten des Vereins für Volksbibliotheken angesagt war! Man sieht, der stets von Brustkrampf gequälte, damals siebenundfünfzigjährige Dichter hatte, wenn Frühlingslüfte wehten, gelegentlich noch Raketensatz im Leibe.

Anfang Juni 1907 berührte er im Fluge das Seebad Grado, wo er sich „auf seinen Strandspaziergängen genierte, daß er eine Hose anhatte, denn dort gehe alles, was auf Sitte hält, nackend". Die Karawankenbahn, die er zur Rückreise benützt, flößt ihm mächtiges Interesse ein. Am 6. April 1909 ist er so „landstillehungrig", daß er sich viel draußen herumtreibt: „Dieses erste Grünen ist ja so köstlich; bis es blüht, ist man eh' schon wieder abgestumpft — weil der Mensch für die Dauer kein großes Glück ertragen kann." Am 31. März 1910 teilt er mir mit, daß er sich „in Pola ein nun schon langwieriges Asthma geholt" habe. Und im Kriegsvorfrühling 1916 möchte er, „um dieser Zeit zu entkommen, wie eine Lerche in die friedliche Natur hinaus, oder als Wurm sich in die Bücher hineinnagen".

Nicht zu verkennen ist, daß die Befriedigung, die ein unternommener Ausflug, ein erreichtes Reiseziel ihm gewährt, in demselben Verhältnis wächst, wie die zu überwindende oder glücklich überwundene Steigung. Denn durch und durch bleibt er Älpler sein Leben lang. Darum äußert das „Fernweh" sich bei ihm zu gutem Teile als Berg- und Gipfelsehnsucht. Bezeichnend dafür die wahrhafte Qual, die er (durch Umstände am Reisen verhindert) in sich wühlen spürt, da ich ihm Kartengrüße aus Seis am Schlern sende: „Dank für die Ansichtskarten. Aber schick' mir doch einmal Ansichten von Ziegelbrennereien oder dergleichen, anstatt dieser herrlichen Bergbilder, die mich noch wahnsinnig machen werden" (22. August 1904).

Ähnlich erregt klingt eine Äußerung vom 16. August 1915, da ich abermals so unvorsichtig gewesen, ihn aus meiner Sommerfrische (diesmal war's die Steirische Ramsau) mit einem Bild der Gegend zu grüßen: „Du wirst mich noch verrückt machen mit Deinen Ansichtskarten! Diese Landschaften wieder — und nicht hin können! Na, wenn nur Ihr die Schönheiten genießen könnt! Mit 72 muß man zufrieden sein, wenn a n d e r e was haben . . ."

Dagegen klingt hell wie ein steirischer Juchschrei und glückselig gleich einem aus tiefstem Herzen heraufgeholten Jubelruf sein eigener Kartengruß an mich vom 11. Juli 1897:

„Glocknerhaus, 2143 Meter hoch.
Hieher bin ich gekommen. Hier ist mir wohl!
Sei gegrüßt! Dein Rosegger."

Vom Glocknerhaus ging's über den vergletscherten Bergpaß der Pfandlscharte nach Ferleiten und über Zell am See heimwärts: „. . . Herrlichstes Wetter", berichtet er, wieder heimgekehrt, unterm 15. Juli 1897 aus Krieglach; „ich war ganz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glücklich, noch bis 2675 Meter steigen zu können. Ginge es nur auch mit der geistigen Arbeit so hoch! . . ."

Überhaupt war der Sommer 1897, der (Anfang Juni) mit einer durch Überarbeitung veranlaßten körperlichen Schwäche und schweren Gemütsdepression eingesetzt hatte, im weiteren Verlauf einer seiner gesündesten, frohesten und beweglichsten. Bereits Ende Juni konnte er eine Fahrt auf den Hochschneeberg unternehmen und die Spitze besteigen. Er war beglückt, nicht nur keinen Schaden an seiner Gesundheit genommen zu haben, sondern im Gegenteil geistig und körperlich erfrischt nach Hause zu kommen. Noch mehr trägt der Glocknerausflug dazu bei, ihn zu kräftigen und mit froher Zuversicht zu erfüllen. Kaum von Heiligenblut zurück, sagt er sich im obersteirischen Markt Aflenz (wo ich in der zweiten Julihälfte weilte) zu einem Ausflug in die Fölz an. Noch von Stolz auf seine 2675 Meter erfüllt, spottet er über mein jüngst erworbenes Fahrrad, von dem ich, in der ersten Sportfreudigkeit, in schwärmerischen Ausdrücken gesprochen oder geschrieben haben mag, indem er einem längeren Brief die Nachschrift anfügt: „Glückauf zu Deiner „ersten Liebe". Kämst Du mit dem Radl so hoch als weit, dann wär's eine wahre Herrlichkeit! (Ist von m i r gedichtet!)"

Auch der Sommer 1898 gewährt seiner Höhensehnsucht erwünschte Befriedigung. Am 2. August besucht er mich in Innichen (Tirol), rüstig vom „Helm" niedersteigend, den er mir schon vorher als „einen der dankbarsten Berge des Pustertales" empfohlen, indem er hinzufügte: „Dankbar nennt man die B e r g e, anstatt daß w i r ihnen dankbar sein sollten, daß sie so viel Schönheit und Segen für uns haben! . . ."

Wie im Vorjahr (von der Fölz aus) auf dem Sattel des Schwarzbachkogels, so verbrachten wir jetzt unvergeßliche Stunden auf dem „Fischeleinboden", einem der großartigsten Dolomitentäler. In seinem letzten Buch „Abenddämmerung" erzählt Rosegger, daß gerade an jenem Tage die Nachricht von Bismarcks Hinscheiden uns erreicht hatte, und daß wir, auf grüner Matte im Lärchenwald ruhend und aufschauend zu den kühn sich türmenden Felszinnen, ergriffen unter dem Eindruck dieses weltgeschichtlichen Ereignisses standen. Später, im Dorfe Moos, stießen wir dann bei einem Glase südtiroler Rotwein auf das deutsche Volk in Nord und Süd, auf das große gemeinsame Vaterland der Zukunft an, sahen einander treu ins Auge und taten einen heißen Schwur. Welch ganz andere Empfindungen hätten uns damals bewegt, hätten wir ahnen können, daß durch einen unseligen Gewaltfrieden die kerndeutschen Täler, Berge und Siedlungen, in denen wir weilten: Innichen, Sexten, Moos, Fischeleinboden, daß auch das deutsche Südtirol, aus dem dieser köstliche Tropfen stammte, dereinst den Italienern ausgeliefert und von Verwelschung bedroht sein würden! . . .

Kaum zwei Wochen nach dem Zusammensein in den Dolomiten ist schon wieder eine neue Bergfahrt an der Reihe, wie ein Gruß aus dem oberen Murtal meldet:

„Lieber Freund!

Seit Tagen bin ich wieder auf der Wander in Weltgegenden, wo keine Eisenbahn und keine Touristen gehen. Ich wandere mit Stecken und Plaid, wie als Student vor 30 Jahren. Das ist das Richtige! Morgen will ich von hier, Murtaler Gegend, über die Tauern ins Ennstal, 9—10 Stunden! — Weißt Du, was von meiner voriger Tiroler Reise noch am schönsten leuchtet? Das Glas Wein im Bade Moos. Es war ein köstlicher Tag, und ich danke Dir nochmals dafür. Auf Wiedersehen in Graz. 1000 Grüße Dir und Deiner lieben Frau.

Schöder, 17. August 1898. Peter Rosegger."

Hier spricht schon die richtige, sommerliche Wanderlust, nicht mehr jene nervöse Unrast des Lenzes, die unstet macht und ziellos umhertreibt. Mehr Heimatfreude

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vielleicht als „Fernweh“. Denn ich sagte es schon: Der Sehnsucht, den Ort zu verändern und anderswo zu sein, dem Bedürfnis, gleichsam „aus der Haut zu fahren“, steht anderseits wieder die heiße Liebe zur engsten Heimat gegenüber, das Verwachsensein mit der Scholle, von der die bäuerliche Natur nie und nimmer völlig sich zu lösen imstand wäre. Von allen Ausflügen, aus den herrlichsten Gegenden, zieht es den Dichter nach kürzester Zeit wieder nach Hause zurück, es gibt für ihn kein (auch nur nach Tagen zählendes) untätig beschauliches Verweilen auswärts und auf die Dauer keine Ruhe und kein Behagen unter einem fremden Dache.

Nicht nur Bergwanderungen und Studienfahrten (deren er eigentlich nur in den Jünglingsjahren unternahm), auch die unzähligen Vorlesereisen, die ihn wiederholt durch alle deutschen Lande, durch sämtliche größere und viele kleinere Städte des Reiches und Österreichs führten, enden stets auf dieselbe typische Weise: Mit einem fluchtartigen Nachhausejagen auf dem kürzesten Wege. Das Heimweh hebt das „Fernweh“ auf. Und das Heimweh wieder wurzelt in der Heimfreude, die in zahllosen Äußerungen oft ergreifend und mit dichterischem Ausdruck nach Worten ringt.

Krieglach, 4. Juni 1902.

„Lieber Freund!

Du rietest mir damals, noch an vierzehn Tage in Graz zu bleiben. Genau so lange hielt das harte Wetter auch an. Aber wir machten es uns ganz heimlich in den gewärmten Stuben, und ich habe derweil meinen ersten Asthmasturm überdauert, der — ob schön, ob Regen — jedes Jahr zu überwinden ist. Ich gehe nun in diesem wunderbaren, rührenden Blühen und Leuchten wohl umher wie ein Seliger im Himmelreich, aber mein bißchen Kraft, das ich sonst noch zur Verfügung hatte, ist diesmal noch nicht wiedergekehrt. Ich tue fast gar nichts, als immer nur an die zwei Begriffe zu denken: Leben — Sommer . . .“

So fühlt er sich trotz körperlichen Elends, trotz Arbeitsmüdigkeit und leiseren und lauteren Mahnungen des nahenden Alters doch am wohlsten, wenn der Sturm des „Fernwehs“ beschwichtigt ist und die stille, oft wehmütige, meist rückschauende Freude an der näheren Umgebung den „Frieden des Herzens“ wiederbringt, nach dem unablässig sein höchstes Streben geht, und den zu verlieren er doch immer wieder Gefahr läuft.

Im Juli 1901, da ich ihn in Alpel, seiner engsten Heimatsgegend, besuche, zeigt er mir das nächst dem „Auenhof“ gelegene kleine, nette Jagdhäuschen: „Das hab' ich für den Sommer gemietet. Hier, wo die selben Wasser rauschen, die ich schon in meiner Kindheit rauschen hörte, besucht mich noch manchmal die Muse. Hier kann ich immer noch arbeiten. Sonst fühle ich mich ja manchmal erschöpft, aber hier fällt mir immer noch was ein . . .“ Und vier Jahre später (31. August 1905) schreibt er aus dem „Waldschulhaus“, das er in seiner Waldheimat begründen helfen, und dessen Bau endlich fertig geworden: „Ich steige in Alpel herum, ruhelos und doch froh. Ich gehe hier herum, den Spuren meiner Jugend nach, aber die leichtfüßige Kleine ist schwer einzuholen. Ich glaube, sie hat jetzt ein Verhältnis mit einem Halterbuben . . .“

Die Alpelgegend zeichnet sich nicht durch „romantische“ Linien aus, sie verblüfft nicht mit großartigen Schaustücken. Wie Roseggers Herz gerade an diesen bescheideneren Reizen das andauerndste Gefallen fand, so zog ich von je den bizarren Schroffen der Kalkalpen oder der Dolomiten die ruhigen, ernsten, bis oben begrünten Formen des Urgebirges vor. Im Sommer 1909 hatte ich dem Dichter wieder Ansichtskarten, und zwar aus dem mir besonders lieben Defferegggen-Tal (Tirol) geschickt, diesmal mit mehr Glück. Am 19. August 1909 bestätigt er die Sendung:

„Keine von den Ansichtskarten, die mir zukommen, schaue ich so gerne an, als die von St. Jakob im Defferegggen-Tal. Die Tauern sind halt doch das heimlichste

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unserer Gebirge. Als ich vor Kurzem von Kärnten aus nach Gastein fuhr, hatte ich dieselben Gefühle und Gedanken wie Du, daß die Tauern viel traulicher und treuer sind, als etwa die Dolomiten. Und was ich damals so hinschrieb, das kann ich jetzt kaum drucken lassen ohne Anschein, Dich zu plagiatieren! Jedenfalls ist es richtig. . . . Ich hocke auf unseren grünen Mürztaler-Höhen herum und habe oft Stunden tiefen Glückes, wenn ich so von stiller Alm aus in die sonnigen Berge des Oberlandes hinschaue und alle klugen und dummen Gedanken sich in süße traumhafte Gefühle auflösen. Nichts wünschend, als daß der Augenblick verharre . . ."

Der Augenblick verharrte leider nicht, die Zeit schritt weiter und mit ihr die Weltgeschichte. Als ein verlornes Paradies lag die Vorkriegszeit hinter uns. Aber selbst in den schlimmsten Jahren des Völkermordens fühlt der Freund sich in der Waldheimat immer noch geborgener als sonstwo. Und dies, obgleich sein eindrucksfähiges Dichtergemüt weit schwerer als an eigenen Entbehrungen an den Opfern trägt, die seinem Dorfe auferlegt sind, und an dem Leid und den Sorgen, unter denen die Bevölkerung, die ganze Gegend, Berg und Tal, stöhnen und ächzen:

„(Krieglach, 24. Juni 1915): Es ist auch auf dem Lande überall Krieg, so haben wir hier z. B. mehrere hundert polnische Soldaten, viele galizische Flüchtlinge und eine Menge russischer Gefangener; an 90 Eisenbahnzüge täglich rollen zwischen den Kriegsschauplätzen hin und her, gesteckt voll von Soldaten mit Zugehör — aber es ist doch was anderes, als in der Stadt; ich wenigstens bin auf dem Lande geruhigter, und der Krieg kommt mir gar nicht mehr unheimlich vor, fast wie etwas Normales. Eine solche Anpassungsfähigkeit hat der Mensch, selbst im spröden Alter noch. . . ."

„(Krieglach, 16. August 1915): Soeben geht der Waldschulmeister fort, als der allerletzte der 40 Mann, die von dem kleinen Alpel allein einrücken mußten. Dafür sind ein paar Dutzend „gefangene" Russen dort und ernten das Korn. Es scheint, der Weltgeist will durch Männer-Umtausch eine internationale Zucht erzielen, um hinfür die nationalen Kriege zu vermeiden. . . ."

„(Krieglach, 5. Juni 1916): Mir geht es hier viel besser als in Graz mit Ausnahme des Asthmas, das hier schärfer ist. Sonst fühle ich mich körperlich frischer und seelisch freier. Wenn unser Haus hier für den Winter einzurichten, in ihm stets die gleichmäßige Temperatur zu erzielen wäre, so müßte ich wohl auf dem Lande bleiben. Ich hab's ja immer gespürt, aber mit dem Altern wird mir's noch immer deutlicher, daß ich für die Stadt nicht geschaffen bin. Hier zwar vor den Fenstern die Militärzüge alle 5 Minuten, die Russen, die klagenden Bewohner, bangend um die Fortgezogenen; alles anders, anders als früher — und doch kann mir all das die liebe Heimatstimmung nicht trüben. Wenn nun auch die Glocken fortziehen werden! In der Stadt, gewiß, können sie oft sehr lästig sein, aber für die Landleute bedeutet der Verlust der Kirchenglocken einen Schmerz, der noch nicht dagewesen ist. Viele Dorfkirchen erfreuen sich jetzt eines schönen, vollen, harmonischen Geläutes. Jahrhunderte können vergehen, bis es wiederkommt. Die heute Gefallenen werden nach 50 Jahren vergessen und ersetzt sein; aber nicht vergessen wird es sein, daß auf dem Turm einmal 3—4 Glocken geläutet haben zu Freuden- und zu Trauerfesten. Die Gemeinde ist stumm geworden oder kann etwa mit einem Glöcklein nur noch wimmern. Auch *das* Opfer muß gebracht werden. Wenn die Kirche ihr Kupferdach und ihre Glocken hingegeben hat, so bleibt ihr noch der *Altar* für die Trauernden. . . . Wenn Du im Laufe des Sommers Dich etwa einmal an mich erinnerst, so findest Du mich vielleicht mit einem großen, schönen weißen Patriarchenbart. Alle Bartscherer der Gegend sind mit ihren Messern an die Front gegangen. Nur ein Russe hier soll das Handwerk verstehen. Aber dem mag man die Gurgel nicht anvertrauen. Er könnte patriotisch sein. . . ."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und noch ein Jahr vor seinem Hinscheiden beglückt den bereits schwerleidenden und todmüden Dichter das Wiedersehen mit der Heimat:

„(Krieglach, 6. Juni 1917): Deine Glückwünsche haben Erfolg. Ich bin hier zwar noch nicht gesund — aber glücklich. Seit einem halben Jahrhundert, damals in den ersten Ferien, habe ich die Heimatsfreuden noch kaum je in so hohem Grade empfunden, als diesmal. . . ."

Es war nur mehr ein Schritt, ein einziger kleiner Schritt zu tun. . . .

Ergreifend, die namenlose Sehnsucht mit anzusehn, mit der sich der in Graz auf den Tod liegende Freund im Frühjahr 1918 danach bangte, sein Krieglach wiederzusehn. Sein letztes „Fernweh" galt der Heimat.

Als ich einst (Sommer 1909), vom Gestade der Adria zurückkehrend, in Tirol eingetroffen war, hatte Rosegger — bezeichnend dafür, wie fremd er das Meer, wie traut er die Berge empfand — mir zugerufen: „Froh bin ich, daß Du wieder in den Alpen bist, doch gleichsam daheim im Elternhaus! . . ."

Nun vergönnte auch ihm das Schicksal noch eine letzte Heimkehr, eine Rückkehr gleichsam ins Elternhaus.

Sein Sehnen ward erfüllt, noch einmal erreichte er die Heimat, um bald danach in jene ewige Heimat einzugehen, in der es kein „Fernweh" mehr gibt. . . .

Berufsgemeinschaft?

Die Kernfrage der Arbeitsrechtssoziologie

Von

Eugen Meyer

(Schluß)

V

Wer nicht arbeiten will, obwohl er es kann, begeht *seelischen* Selbstmord. So steht denn an der Spitze des *christlichen Naturrechts* der Arbeit der lapidare Satz des Zeltwebers Saul, später Paulus genannt, aus Tarsus:

„Wer nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen[27])." Sich selbst, dem höchsten Geistesarbeiter, dem Apostel, legt Paulus die Verpflichtung auf, um niemandem beschwerlich zu fallen, zur Ernährung, Gewissensberuhigung und Erhaltung des guten Rufs Handarbeit zu verrichten. Paulus hat keine Parteistellung im Kampfe der *sozialen* Gegensätze. Er steht darin anders da als Jesus. Seine Theologie hat nicht den Erdgeruch der galiläischen Kleinbauern und Kleinhandwerker, seine Weltpropaganda setzt die „Lehre" an die Stelle sozialen Lebens und Vorbildes. Aber mit Jesus ist er in der Bewertung der Arbeit einig. Er hätte, wie Jesus, sagen können:

„Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter, darum bittet den *Herrn der Ernte*, daß er Arbeiter in seine Ernte sende[28])!"

Alle Arbeit geschieht also *nicht* etwa am Eigentum der *Gesellschaft* oder des *Staats*, sondern an dem, was *Gott* gehört. Die russische orthodoxe Kirche nennt noch heute den Acker: „Gottes Land." Deshalb ist die Frucht der Arbeit unvergänglich.

[27]) 2. Thessal. 3, V. 10, und 1. Thessal. 4, V. 11. 12, und 2, V. 9.
[28]) Ev. Matth. 9, V. 37—38, allerdings in übertragenem Sinne.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Dieser christlichen Sinngebung könnten, wenn sie allgemein durchdringt, wichtige Folgen arbeitsrechtlicher Art entspringen. Im Gegensatz zur materialistischen Geschichtsauffassung haben wir oben festgestellt, daß der „Sinn" der Arbeit eine sittliche Forderung ist, schlechthin sinnlose Arbeit also ethisch verworfen werden muß. Alle „Arbeit", die nur der Sinnengier, sittenwidrigen oder auch nur eitelen Zwecken dient, ist keine Arbeit im christlichen Sinne des Wortes. Man sehe die Schaufenster und Straßen Berlins heute einmal an! Nun weiß ich wohl, daß sowohl marxistische Führer, als auch der leider so tragisch ums Leben gekommene Industrielle und Politiker Walther Rathenau dieses Auftreten der Erzeugnisse sinnloser Arbeit überaus herb beurteilt haben [29]). Das hat aber nur theoretischen Erfolg gehabt. Denn betrachtet man sich die Inhaber der Stätten sinnloser Arbeit und die Verbraucher der dort erzeugten Früchte dieser Arbeit, so erkennt man bei ihnen sehr schnell den Mangel des Christentums. Der Marxismus hat nur mit Worten, aber nicht in der Praxis sinnvolle Arbeit gefördert [30]). Hier wird also eine Arbeitsnachweiseinrichtung nötig sein, die diesen Gesichtspunkt ernstlich beachten muß. Sie muß berechtigt und verpflichtet sein, solange noch Stellen sinnvoller Arbeit unbesetzt sind, den Stätten sinnloser Arbeit die Zuweisung von Arbeitskräften zu verweigern. Der Arbeitsnachweis aber ist nach unserem oben erörterten Vorschlag eine Einrichtung der autonomen Berufsgemeinschaft.

Das ökumenische Prinzip ist eine Uridee der christlichen Religion: die erste und einzige wirkliche „Internationale" für alles, was Menschenantlitz trägt. Diese Internationale hat die alte Sklaverei abgeschafft und den Barbarengedanken der Antike zerbrochen. Welche Rolle diesem Prinzip in unserer Zeit zu spielen noch bevorsteht, werden wir später sehen.

Zunächst aber müssen wir die ethisch-politische Frage genauer besprechen, was denn dem Staate verbleibt, wenn er von der Schöpfung des Arbeitsrechts entlastet ist. Es ist gar nicht wenig: er hat dafür zu sorgen, daß nicht wie im späten Mittelalter aus der Autonomie der Berufsgemeinschaften eine Zersetzung der Rechts- und Volkseinheit hervorgehe [31]). Die Gefahr ist heute größer als im 15. Jahrhundert, weil der räumliche Bezirk jeder Berufsgemeinschaft größer ist als damals.

Auch eine andere ähnliche Gefahr besteht: Eine Berufsgemeinschaft, die politisch-ethischen Bedenken keinen Raum gibt, kann erpresserische Vereinbarungen treffen, durch welche die Gewährung ungerechtfertigt hoher Löhne durch übermäßige Preisfestsetzungen für die Arbeitserzeugnisse ermöglicht wird. Eine alte Erfahrung zeigt, daß solche Ausnutzung die Nutznießenden entsittlicht und schließlich zur Entartung aller beiträgt: Überlohn von Arbeitern, Übergewinn der Unternehmer auf dem dunklen Hintergrunde allgemeiner Verelendung! Ein solcher Zustand ist im Rechtsstaate nicht zu dulden. Welche Wege und Mittel stehen dem Staate zu Gebote, dem abzuhelfen und vorzubeugen, ohne daß er die Autonomie der Berufsgemeinschaften allzusehr beeinträchtigt? Er ist dazu berufen, zur Sicherung des Rechts auf das Existenzminimum [32]) diese Nutznießer fremder Not heranzuziehen. Überläßt er auch die Erwerbslosenfürsorge den Berufsgemeinschaften, so muß er doch den weniger Belasteten Ausgleichungszuschüsse abnehmen und damit den Überlasteten beispringen. Hierzu ist eine Überwachung der Arbeitsnachweise und eine genaue staatliche Lohn- und Arbeitsmarktstatistik, endlich die Ausschreibung der Zuschüsse und deren Einziehung nötig. Auch durch eine geeignete Einkommen- und Vermögenssteuerpolitik ist eben dieser Ausgleich zu fördern.

[29]) Bebel, Die Frau, 11. Aufl., 1891. Rathenau, Von kommenden Dingen, 1917.
[30]) Vgl. Dietrichs Kritik zu Cunow, Geschichts-, Gesellschafts- und Staatstheorie 1921, in der „Dtsch. Rundschau" 1922, Juniheft, S. 311/312.
[31]) Meyer, Die zukünftigen deutschen Arbeitsgerichte, Heft 22, S. 5.
[32]) Meyer, Teuerung und Recht auf das Existenzminimum, „Dtsch. Rundschau", Septemberheft 1922.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zu den Aufgaben des Staates gehört die Feststellung vieler unabdinglicher Arbeitsrechtsnormen, einschließlich zwingender Normativbestimmungen der Verbandsstatuten. Sie umfassen fast das ganze Gebiet des Arbeiterschutzes: die Hygiene, den Schutz der Jugendlichen und Frauen, die Verhinderung sexueller Gefahren, die Berufskrankheiten usw. Aber die staatliche Schutzgesetzgebung darf nicht derart in Kasuistik ausarten wie jetzt. Es müssen gesetzgeberisch befähigtere Kräfte gewonnen werden, welche den Grundgedanken der Arbeiterschutzgesetzgebung eine kurze, allgemein anwendbare Form zu geben imstande sind. Ein schikanöses Polizeistrafrecht ist trotz unabsehbar vieler Einzelbestimmungen doch nicht wirksam. Es muß für die statutarische Autonomie innerhalb dieser Grundgedanken Raum bleiben. Dem Staate mag in wichtigen Fällen die Bestätigung solcher statutarischen Arbeitsordnungen vorbehalten bleiben.

Es gibt einige wenige Fälle, in denen der Staat ausnahmsweise die grundsätzliche Unabdingbarkeit von Tarifverträgen aufzuheben befugt sein muß. Sie betreffen öffentliche Transportbetriebe, landwirtschaftliche, baugewerbliche, dem Deichwesen angehörige, überhaupt Wasserbaubetriebe und Notfälle in Kriegs- und Aufruhrzeiten.

Ein zwischen Berufsgemeinschaft und Staat strittiges Grenzgebiet ist die „Exekution". Die Berufsgemeinschaft wird vielleicht das Streikrecht und die Aussperrung für alle sinnvolle Arbeit möglichst einschränken, Streik oder Aussperrung ohne Schlichtungsversuch oder im lebenswichtigen Betrieb untersagen, die Entscheidung von Arbeitsstreitigkeiten in Recht und Gericht suchen, aber nicht im Machtkampf. Hierüber müssen die Verbandsstatuten die Selbstexekution sichernde Normativbestimmungen treffen, deren unentbehrlichsten Teil Staatsorgane vorschreiben [33]). Die Durchführung der Korrelation von Recht und Freiheit der Angehörigen einer Berufsgemeinschaft mit ihrer Pflicht den anderen Menschen zu nutzen, ja zu dienen, bildet den positiven Inhalt des schon von Luther erörterten Begriffs des „guten Werks [34])", seine eigentliche Wesenheit ist in der Durchführung dieser Beziehung von Freiheit und Notwendigkeit zu suchen. Ein Werk ist nicht „gut", das nicht durch autonome, allgemeine oder besondere Anordnung der Berufsgemeinschaft des wirkenden Angehörigen der Gemeinschaft erfordert, sondern nur durch Furcht vor der leiblichen Not dem Wirkenden abgezwungen wird. Damit es aber „gewirkt" werde, muß der Rebell gegen jene Anordnung doch wissen, daß die Berufsgemeinschaft Mittel und Wege hat, ihre Anordnung zu vollstrecken. Selbstexekution übende Gemeinschaften (Familie, Sippe, Gemeinden, Zünfte) [35]) hat es von jeher gegeben. Zur Selbstexekution des Hausherrn wegen der Delikte des Hausgenossen gehörte die Preisgabe des Delinquenten, die Auslieferung des Gemeindeangehörigen an den Verletzten befreite die Gemeinde von der Haftung, die des Hörigen den Herrn, das Strafrecht der Zunft gegen Zunftmeister und Gesellen gehörte hierher. Schon auf allen diesen Stufen traten Behörden, königliche, fürstliche, städtische, sowohl zur Sicherung der Exekution als auch zum Schutze gegen willkürliche Selbstexekution auf.

Der Arbeitstarifvertrag ist das Hauptgebiet der Selbstexekution. Hier können wir von der Kirche lernen, die in ihrer besten Zeit die Anrufung des brachium saeculare gern vermieden hat. Das Ergriffensein der ganzen Persönlichkeit vom Gedanken der Berufsgemeinschaft ist zur Dämpfung des Klassenkampfes viel dienlicher als alle Sozialstrafen. Wo aber solche sich als unentbehrlich erweisen, kommt es darauf an, möglichst solche Strafarten zu wählen, zu deren Vollzug man den Arm der Staatsmacht

[33]) Sinzheimer a. a. O. S. 127 ff.

[34]) Vgl. Luther, Sermon von den guten Werken, Volksausgabe, Berlin 1898, Bd. I, S. 6 ff., und Von der Freiheit eines Christenmenschen, Bd. I, S. 312/313.

[35]) Sinzheimer a. a. O. S. 132, dort auch die Literatur: Kestner, Nothnagel, Gierke, von Maurer, Roth usw.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entweder gar nicht oder selten nötig hat. Ermahnung und öffentliche Bekanntmachung sind als Strafen des Tarifungehorsams, öffentliche Bekanntmachung, zeitweilige, endlich völlige Ausschließung von der Berufsgemeinschaft als Sühne des Tariffriedensbruchs ohne Anrufung des Staats zu verhängen. Mit Sinzheimer möchte ich gegen völlige Ausschließung sogar eine appellatio ab abusu an die ordentlichen Gerichte den Ausgeschlossenen gewähren. — Ungehorsam ist Verstoß gegen einzelne Vertragsbestimmungen, Friedensbruch, vorsätzliche direkte oder indirekte, auf Beseitigung des Tarifs überhaupt zielende Handlung. Die Strafen gegen schweren Friedensbruch, Gefängnis- und Geldstrafen, sind Hauptstrafen des Strafgesetzbuchs. Es geht nicht an, ihre Vollstreckung anderen Stellen als Staatsbehörden zu überlassen. Hier findet also die Selbstexekution der autonomen Berufsgemeinschaft ihre Grenze. Es wird bei den Friedensbruchstrafen noch nötig werden, schwere und leichtere Fälle zu unterscheiden. Die schweren gehören vor das ordentliche, staatliche Kriminalgericht, die leichteren vor das Arbeitsgericht. Hier im einzelnen darauf einzugehen, ist nicht der Ort. Mit der Grenze der Selbstexekution ist auch die Wirksamkeitsgrenze des Gemeinschaftsgedankens selbst erreicht. Die Notwendigkeit staatlichen Sozialstrafrechts beweist, daß über der Berufsgemeinschaft noch etwas anderes stehen muß, das diese Gemeinschaft belebt und erhält. Der berufsgemeinschaftliche Rechtsgedanke muß übergeordneter Rechtsgedanken von selbst entströmen. Wir haben zu untersuchen, welchen Inhalt diese übergeordneten Ideen haben, und wie sie mit der Berufsarbeit zusammenhängen. Damit kommen wir zu der arbeitsrechtlichen Idee eines berufsgemeinschaftlichen „Glaubens".

Vorher aber stellen wir nochmals die Grenzen staatlichen Eingreifens fest: Die Staatsbehörden, denen die Aufsicht über die Berufsgemeinschaften obliegt, haben sich auf diese Aufsicht eng zu beschränken. Sie können die Beschlüsse der Gemeinschaften nur aufheben, wenn sie gegen die Sicherheit und Einheit des Staats oder die angeführten Normativbestimmungen oder endlich gegen die guten Sitten verstoßen. Innerhalb dieser Grenzen aber ist die Berufsgemeinschaft in ihren Anordnungen und in deren Durchführung autonom. Als einzelne Gemeinschaft ist sie „Gemeinde", als ideelle Einrichtung aber eine der Kirche ähnliche pneumatische, auf „Wesenswillen" beruhende Gefühlsgemeinschaft. — Es sind die Sphären des Rechtsschutzes und der Rechtseinheit im Arbeitsrecht und einige zwingende Gebiete sittlicher Forderung der Volkswohlfahrt, auf die sich der Staat bei der Arbeitsrechtschöpfung beschränken muß. Er schützt die Berufsgemeinschaften und hindert sie und dritte, einander zu schaden. Aber er mischt sich nicht in berufliche Aufgaben selbst ein. Diese Aufgaben unterstehen der autonomen Regelung der Berufsgemeinschaft selbst.

VI

Das von der Berufsgemeinschaft autonom geschaffene Recht ist weder Staatsrecht noch Kirchenrecht, sondern eben Arbeitsrecht. Das ist nicht ganz unbestritten: Die einzige überall anerkannte internationale rechtschöpferische Gemeinschaft ist im Kulturkreise der weißen Rasse die römisch-katholische Kirche. Daß die Berufsgemeinschaften Glieder dieser Kirche sein müßten, um dem Arbeitsrecht Weltgeltung zu verschaffen, wird von der sogenannten Berliner Richtung der katholischen Gewerkschaften verfochten. Es ist zwar richtig, daß die Berufsgemeinschaft religiös-gefühlsmäßig und dem Sinne der Arbeit gemäß christlich gerichtet ist und mit der Kirche das ökumenische Prinzip gemeinsam hat. Sie ist kirchlicher Einrichtung nahe verwandt. Es fehlt ihr aber das der Kirche unentbehrliche Glaubensbekenntnis. Ihr Feld ist zwar ein Glaube, eine gewisse Zuversicht dessen, das man nicht sieht, aber nicht im Sinne einer Lehre, sondern der reinen zuversichtlichen Hoffnung.

Der Glaubensgrund jedes Rechts, so auch des Arbeitsrechts, ist die gewisse Zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

versicht einer „höheren Gerechtigkeit", einer sittlichen Äquivalenz von Leistung und Lohn, schon im kanonischen Rechte vorgebildet, aber nicht etwa identisch mit dem marxistischen Recht auf den „Mehrwert" der Arbeit oder dem Recht auf den „vollen Arbeitsertrag" [36]). Auf diesen mechanistischen Lohnideen baut sich der arbeitsrechtliche Glauben nicht auf. Die Notwendigkeit, die Arbeitsunfähigen durchzubringen, insbesondere Greise, Kranke und Kinder, führt arbeitsrechtlich zu Abstufungen und Abzügen, die mit dem vollen Arbeitsertrag nicht vereinbar sind, zu Heiratszulagen, Alterszulagen, Kinderzulagen in Lohntarifen, zu verschiedenartig gestaffelten Steuerabzügen und Versicherungsbeiträgen.

Der ethischen Grundlage entsprechend wird man aber weiter gehen müssen: Der heutige Gegensatz der Löhne jugendkräftiger Arbeiter und ihrer Lebensweise zur Not der Familienväter und Greise, Witwen und Waisen ist himmelschreiend. Alltäglich nehmen sich in Deutschland eine Anzahl alter Leute aus Not das Leben, weil sie in ihrer Hoffnung, im Alter von den Früchten fleißiger Arbeit existieren zu können, sich getäuscht sehen. Es ist empörend, daß in solcher Zeit junge Burschen in großer Zahl mit der Dirne am Arme, die Zigarette im Schandmaul, nach kurzem Arbeitstag auf der Straße herumflanieren können. Hier muß die Berufsgemeinschaft eingreifen. Sie muß befugt sein, von der verhältnismäßig zu hoch gelohnten Jugend zu verlangen, daß sie angemessen festzusetzende Summen an Familienväter, Mütter, erwerbsunfähige Angehörige abgibt. Sollten vorberechtigte Angehörige nicht vorhanden sein, so muß in solchem Einzelfall die Berufsgemeinschaft selbst diese Summen einziehen und an Berufsgenossen, die ihrer bedürfen, abführen.

Ich gehe noch weiter: In allen drei Klassen gibt es Menschen besonderer Art, die sich durch ihre individuelle Unersetzlichkeit auszeichnen, „Künstler", die, in der Sache aufgehend, ihre Person opfern. Ihnen muß dieses Opfer von den Genossen durch besondere, die landläufigen sozialen Leistungen überschreitende Prämien, durch Widmung zinstragenden Kapitals oder rentabler Grundstücke bei feierlicher Gelegenheit auf Vorschlag Berufener und Anordnung der Berufskammer vergolten werden. Dann werden die Ausländer diese ausgezeichneten Kräfte uns nicht mehr so leicht abgewinnen können. Ihre innere Einstellung zum Betriebe wird enger werden, wenn sie wissen, welche Opfer für sie ihre Arbeitsgenossen bringen. Solche Opfer dürfen freilich dem nahe dem Existenzminimum Stehenden nicht abgenommen werden, wohl aber jedem hochgelohnten Arbeiter, Meister, Leiter und dem Unternehmer. Die marxistisch so verpönte Kapitalrente kommt dann dem Berufskünstler zu. Er bleibt seinem Betriebe, ja oft seiner Heimat erhalten, die Fremde lockt ihn nicht mehr.

Die kapitalistische Belohnung des ausgezeichneten Spezialisten bringt freilich ein „individualistisches" Element in die arbeitsrechtlichen Fragen. Das könnte zerklüftend wirken, wenn der Unternehmer die Belohnung einzöge und gäbe. Da es aber die Berufsgemeinschaft tut, die sich aus allen Klassen zusammensetzt, so kräftigt es den Berufsstolz, das Bewußtsein des eigenen Standeswertes.

Noch mehr: Es sind die großen Seelen, die Geister großer Persönlichkeiten, in denen der Gedanke der Berufsgemeinschaft am meisten schöpferisch ist [37]). Man mag sie geborene Großunternehmer nennen. Es ereignet sich, daß sie nicht ruhen, bis sie die Gesellschaftsform der Großunternehmung zur vollständigen Vertrustung des gesamten Berufs entwickelt haben. Es hat sich schon öfter erwiesen, daß Güte, Schönheit und Wahrheit in solchen Seelen besser aufgehoben sind als bei der Unterschicht der gesellschaftlichen Pyramide. Sie trägt die Spitze, kann sie aber nicht ersetzen. Das „Orchester bedarf des Kapellmeisters". Es gibt keinen wirklich großen Menschen, dem „das Geschäft die Hauptsache" wäre im Sinne des Geldverdienens. Sein: „seid umschlungen,

[36]) Anton Menger, Das Recht auf den vollen Arbeitsertrag, 1910.
[37]) Dr. Irmgard Feig, Unternehmertum und Sozialismus, 1922, S. 48 ff. u. a. a. O.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Millionen!" wird hinter jedem technischen oder wirtschaftlichen Problem einen einzigen Punkt zu erblicken streben, den Schillers Ode als den Höhepunkt in aller Freude bezeichnet:

„Einen Kuß der ganzen Welt! Brüder!" Diesen Punkt nenne ich das eigentliche Prinzip des Arbeitsrechts mit den drei Entwicklungsstufen:

a) das Ökumenische,
b) das Kosmische,
c) das Transzendente.

VII

Ist das Arbeitsrecht weder innerstaatliches noch kanonisches Recht, so erhebt sich sofort die Frage, ob es internationales, ökumenisches Recht ist oder nationales Recht, wie das staatliche, öffentliche und Zivilrecht, und wie sein Verhältnis zum Völkerrecht zu bestimmen ist. Es hat bereits eine große Zahl national-verschiedener Zusammenkünfte, sowohl marxistische als auch christlich-soziale gegeben; einige sich direkt „Internationale" nennen, wobei die arbeitsrechtlichen Bestrebungen mit rein politischen verquickt wurden. Wirkliches, positives, zwischenstaatliches Recht ist dadurch bisher nicht entstanden. So scheiterte der 1890 kurz vor der Entlassung Bismarcks unternommene Versuch Wilhelms II. auf einer Berliner Konferenz, internationale arbeitsrechtliche Vereinbarungen zu treffen. Einzelne wenige Staatsverträge beurkunden internationale arbeitsrechtliche Abreden ohne große Bedeutung. Für absehbare Zeit ist nicht zu erwarten, daß die politischen Gebilde eine so ausgedehnte berufsgemeinschaftliche Autonomie zulassen werden, daß entweder eine einzelne Gemeinschaft sich über die Staatsgrenze hinaus als rechtsschöpferischer Verband ausdehnt oder Berufsgemeinschaften verschiedener Staaten durch rechtswirksame Verträge untereinander positives Arbeitsrecht zu schaffen ermächtigt werden. Der Völkerbund, dessen kapitalistische Reinkultur schon jetzt offen zutage liegt, läßt die Förderung ökumenischen Arbeitsrechts nicht erhoffen. Sozialwissenschaftliche internationale Bestrebungen und Zusammenkünfte sind eher fruchtbar, aber ihre Ergebnisse sind weder zahlreich, noch inhaltlich ausreichend. Das ist beklagenswert. Denn ebenso wie das Handelsrecht ist auch das Arbeitsrecht von der internationalen Geltung seiner Grundsätze abhängig. Es ist im einzelnen Staate kaum zu verwirklichen, wenn der mit ihm im volkswirtschaftlichen Wettbewerb stehende Nachbarstaat die das Arbeitserzeugnis verteuernden arbeitsrechtlichen Normen ausschließt. Es schreit nach internationaler Geltung, ist Menschheitsangelegenheit. — Wie soll das zutage treten? Wie soll sich die ökumenische Idee als Berufsgemeinschaftsgedanke geltend machen? Wenn völkerrechtliche Verhandlungen und Staatsverträge versagen, so bleibt nur eine berufsgemeinschaftlich sich herstellende ökumenische Rechtsautonomie. Um die Frage, wie es nach den vernichtenden Wirkungen des Versailler Friedens möglich sei, dem näher zu kommen, bedarf es der Untersuchung, was denn eigentlich den Berufsgemeinschaften der ganzen bewohnten Erde gemeinsam sei. Denn nur auf dem Gemeinsamen kann sich das Ökumenische gründen. Die nächstliegendste Antwort ist: das Gemeinsame ist für alle dieser Planet selbst, diese Erde! In der Tat: eine ganze Reihe von Folgen irdischer Naturereignisse sind in der ganzen bewohnten Welt dieselben. Hierhin gehören die Betriebsgefahren in vielen Berufen: Schlagende Wetter, Bergstürze im Bergbau, Eisenbahnunfälle, Schiffsunfälle aus natürlichen Ursachen im Verkehrsgewerbe, Brände und Überschwemmungen in Land- und Forstwirtschaft. Wie die Not beten lehrt, so knüpfen Unfallkatastrophen zwischen den Berufsgenossen der ganzen Erde ohne Unterschied der Klassenschichtung ein Band der Gemeinschaft. Ähnlich verhält es sich mit ernsten Berufskrankheiten, etwa mit der Tuberkulose in der Glasindustrie. Warum sollten nicht die Berufsgemeinschaften des gleichen Gewerbes in der ganzen Welt ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

meinschaftlich Schutzmaßnahmen zur Vorbeugung gegen solche Gefahren beraten, aufstellen und erzwingen können? Eine gemeinsame Angelegenheit der Berufsgemeinschaften aller Völker ist die Benutzung der Naturkräfte, die dem Berufe dienen, unter Ausschaltung der staatlichen Hoheitsgrenzen. Für die europäische Kultur ist es schmachvoll, daß wegen einer Landesgrenze etwa Wasserkräfte ungenutzt oder halbgenutzt verschäumen, Ölquellen in die Tiefe sickern, Bewässerungen unausgeführt bleiben, die demselben Berufe jenseits der Grenze dienen könnten, wenn die Gewerbe dies- und jenseits sich berufsgemeinschaftlich zusammenschließen und die Kräfte durch autonome Satzung verteilen durften. Die Ausdehnung der Staatskompetenz auf alles Wirtschaftliche hat auch auf diesem Gebiete zu Teilerscheinungen des kapitalistischen Weltwirtschaftskrieges geführt, den die Staaten gegeneinander dauernd und ohne Friedensschluß leider betreiben.

Gegenüber diesem Verbrechen an der Menschheit kann die berufsgemeinschaftliche Auswertung des Gedankens von der natürlichen Einheit unseres Planeten durch die ökumenische Betrachtung seiner Naturkräfte, in der weltwirtschaftlichen Beherrschung und Verwendung dieser Kräfte eine ganz ungeheure Quelle menschlichen Fortschritts bedeuten. Aber unser Streben erschöpft sich nicht im weltwirtschaftlichen Vorteil, im ökumenischen Bemühen. Es geht noch in höhere Sphären.

Es ist unsere feste Überzeugung, unsere gewisse Zuversicht, daß alles Weltgeschehen gar nichts anderes sei als sinnvolle Energieanwendung, als Arbeit. Nirgends und niemals geht irgend etwas anderes vor, als daß sich eine Energie voller Sinn und unerschöpflicher Weisheit mit dem vereinigt, was wir mit unserer stammelnden Sprachkunst als „Stoff" zu bezeichnen pflegen, wenn es unseren Sinnen erscheint. Diese Vereinigung vollzieht sich als Arbeit. Wie mag in dieser Erkenntnis der Arbeiter hoffnungslos bleiben und der Unternehmer lieblos? Beide sind Inhaber göttlicher Kräfte, nein Glieder Gottes! Als Lied — in der Harmonie der Sphären — durchbraust der Zusammenklang aller Arbeit den Weltenraum. In dieser kosmischen Harmonie hat das Arbeitsrecht seinen Ursprung. Man wird ja sagen: Wie soll denn die Berufsgemeinschaft als Schöpferin des Arbeitsrechts angesehen werden dürfen, wenn sein Ursprung so hoch ist? Warum soll der Schuster nicht bei seinen Leisten bleiben, was soll sein Gewerbe in diesen himmlischen Sphären? Müssen wir nicht von der schwindelnden Höhe rein idealer Gedankenflüge zur nüchternen Wirklichkeit unseres Erdenringens herab?

Überschauen wir doch einmal die fachspezialistische Blütezeit in der Epoche des naturwissenschaftlichen und historischen Positivismus! Was hat uns das Kleben am Einzelnen und Fachlichen gebracht? Hat es auch nur unseren Sinn für die Wirklichkeit gestärkt? Hat es uns über die glatten Augenblicksverfolge hinaus zum Siege im Kampfe ums Dasein geführt? Wer diese Fragen mit mir verneint, muß auch mit mir das Hohelied der Weltarbeit anstimmen und damit jeglicher Arbeit einen Anspruch auf überirdischen Wert verleihen, sie aus der Wertbegründung als fossilen Warenmaßstabes erlösen. So kommen wir vom Kosmischen zum Transzendenten.

Ein positives „Recht" ohne transzendente Grundlage ist ein Widerspruch in sich. Das Recht der Berufsgemeinschaft macht keine Ausnahme. In der Evangeliumsidee der marxistischen Dogmen suchte man in den Berufsverbänden nach der Transzendenz. Die stetige Erweiterung des Aufgabenkreises der Verbände deutet auch darauf. In weitem Sinne förderte man das Überfachliche in jeglichem Fachzeitschriftenwesen, in Rußland jetzt die Literatur [38]), hier und da den Kunstgenuß, in Jugendverbänden Wandern, Spiel und Tanz, in christlichen Gewerkschaften selbst Krankenpflege und Bestattungswesen. Man will aus dem rein Fachlichen heraus: Es ist, als wollte der

[38]) Totomiomz, Die Konsumvereine in Rußland, 1922, S. 56 ff.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heilige Franz von Assisi auferstehen. Ich bin auf den Einwand des Gelehrten gegen den philosophischen Schuster gefaßt: man werde der deutschen Arbeit ihre Großzügigkeit nehmen und ein spießbürgerliches, kleinliches Wesen verborgen unter großen Worten hineinbringen. Ich leugne die Gefahr nicht. Wie soll man ihr vorbeugen? Es wäre zu untersuchen, ob es möglich ist, den heutigen Arbeiter aller Arbeitsarten zu der ihm zugedachten Arbeit sub specie aeternitatis vorzubereiten. Leider ist diese weitschichtige Untersuchung im Rahmen der vorliegenden Abhandlung nicht angängig. Sie umfaßt alle Probleme einer Theorie der jugendlichen Arbeit und muß einer geplanten besonderen Darstellung dieser Theorie vorbehalten bleiben. Nur soviel will ich schon jetzt verraten, daß in dieser Theorie der Rationalismus gar keine und der Positivismus keine entscheidende Rolle spielt. Ich folge vielmehr den Gedankengängen von Ferdinand Tönnies und finde in der Willensausbildung das Erhebliche zur Förderung einer zur künftigen Meisterschaft berufenen Auslese jugendlicher Arbeiter, nicht des „Kürwillens", der aus dem „Denken" entsteht, sondern des dem „Fühlen" entspringenden „Wesenswillens". So erwirbt der künftige Meister als Adept in der Arbeit die Befähigung seine Aufgabe zu erfüllen, daß er nichts rein lokal, sondern alles ökumenisch, kosmisch und im Hinblick auf die Ewigkeit behandele. Wem dies gelingt, der ist dann auch ohne kapitalistischen Geist vor Kleinlichkeit und Spießbürgerei geschützt. Er wertet die Arbeit als Anwendung einer dem Schatze der göttlichen Kraft zugehörigen Energie. In der Berufsgemeinschaft, wie ich sie mir vorstelle, kann sich eine solche Wertung der Arbeit wohl verwirklichen, aber allerdings nur unter einer Voraussetzung: Die Gemeinschaft darf sich nicht im Berufe allein erschöpfen. Sie muß eine allgemein menschliche sein, eine Kulturgemeinschaft. Es muß das da sein, was Tönnies [39]) mit dem Worte „Verständnis" als dem einfachsten Ausdrucke alles echten Zusammenlebens und Zusammenwirkens bezeichnet hat. Für ein Volk ist es besonders die Gemeinschaft der Sitte und des Glaubens, welche die Einheit und den Frieden — auch den wirtschaftlichen und sozialen Frieden — bedeutet. Daher denn für unser Volk nichts so verhängnisvoll gewesen ist, wie der Glaubenszwiespalt, dem die Fortdauer der Sittengemeinschaft nur zur Not die Wage gehalten hat. Tönnies hat uns neuerdings erst wieder überzeugend und eindringlich [40]) klargelegt, in welcher nahen Beziehung Arbeitsgenossenschaft und Kultgenossenschaft, religiöse und Berufsgemeinschaft, einander sich bedingend, jederzeit gestanden haben. Das Verhältnis des Wollens zum Tun ist in beiden Gemeinschaften gleich unmittelbar. Der Wille wird nicht vom Denken erzeugt, sondern trägt das Denken in sich. Es gibt wohl einen Sinn, aber keine aus dem Denken abgeleitete ratio der Arbeit. Alle Technik ist, wie ihr Name besagt, „Kunst", aber keine Wissenschaft. Nicht das Ideelle macht den Erfinder, sondern das Reale, Intuitive.

> „Die mannigfache, sich teilende und besondere menschliche Kunst bezieht sich als bildende auch — und in weitester Ausdehnung — auf die Herstellung von Geräten und Werkzeugen: so daß zuletzt jede Art, Unterart und Varietät ihre eigenen Meister und Künstler erfordert. Sie sind dann mehr als bloße Gebrauchsgegenstände, weil etwas von der inneren Harmonie Schönheit und Vollkommenheit des Gestaltung gebenden Organismus in ihrem Leibe und Wesen ist."

Wer solche Arbeit leistet, ist mehr als ein vernunftbegabtes Tier („animal rationale") [41]). Die Gesamtheit der solche Leistungen regelnden Normen ist naturrechtlich gleichfalls etwas anderes als das Naturrecht der westlichen Aufklärung, aber auch etwas anderes als die Gesetzgebung der positivistischen, historischen und naturwissenschaftlichen Epoche, die in den Sozialversicherungen schließlich große Hoff-

[39]) Tönnies, Gemeinsch. u. Gesellschaft, 3. Aufl., 1917, S. 15.
[40]) Tönnies a. a. O. S. 19, 85.
[41]) Tönnies a. a. O. § 30, S. 110.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nungen und Begierden erweckte, aber in zu kleinen Ergebnissen scheiterte. — Die gewaltigen Früchte, die uns die positivistische Wissenschaft geschenkt hat, wird diese neue arbeitsrechtliche Intuition — man mag sie Mystik nennen — vor der Gefahr und den Schäden des Mirakelhaften bewahren. Eine natürliche Schlichtheit wird das Arbeitsrecht als Schöpfung der Berufsgemeinschaft durchwalten; ein Ausfluß göttlicher Weltenergie, angewandt auf irdischem Stoff, wird durch die Arbeit die Menschen zur „Gemeinschaft" zusammenführen.

Dieser Aufsatz war bereits seit einigen Monaten abgeschlossen, als mir Ernst Horneffers Buch „Die große Wunde" unterbreitet wurde[42]). Es gehört in eine Reihe kritischer und zugleich aufbauender Schriften. Diese wollen den — wissenschaftlich übrigens längst erledigten — Marxismus theoretisch überwunden wissen und zugleich ihm auch die demagogisch-agitatorische Stoßkraft nehmen. Ernst Horneffer ist Professor der Philosophie an der Universität Gießen. Er ruft die Philosophie zu Hilfe. Wie alle Umwälzungen in der deutschen Geistesgeschichte seit Professor Dr. Martin Luther und Professor Dr. Immanuel Kant bis Fichte, Schelling, Hegel und Nietzsche geht auch der „neueste klassische deutsche Idealismus" — das Wort ist nicht ironisch gemeint — von den Universitäten aus. Hierbei wird man freilich den Geist der universitas literarum nicht in jeder Professorenclique verkörpert finden. Ich nenne einige solcher Schriften: Adolf Weber, Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit 1910, Hermann Schumacher, Unternehmertum und Sozialismus, Schmollers Jahrb. 1919, Irmgard Feig, Unternehmertum und Sozialismus 1922, Tartarin-Tarnheyden, Die Berufsstände, ihre Stellung im Staatsrecht und die deutsche Wirtschaftsverfassung 1922, Sombart, Der Bourgeois. 2. Aufl., 1920. Durch alle diese Schriften geht, was der Zeit seit 1890 fehlte, der helle Kampfruf rücksichtslosen Ringens um die Gestaltung des Lebens durch den Geist. Fort mit dem faulen Quietismus abgezogener Gelehrsamkeit! Die Führerschaft der marxistischen Demagogie wankt bei den Massen, die ihr enttäuscht aus der Hand gleiten. Die führerlose, irre gewordene, der Ehrfurcht bare Menge droht alles zu vernichten. Dieser Gefahr sieht Horneffer ins Auge. Ohne Rückhalt und Zagen legt er sie klar. Schläft der Deutsche weiter — nur an Erwerb und Privatwirtschaft denkend — so wird sie ihn verschlingen. Das zu verkünden, ist notwendig. Denn wir waren gegenüber der wissenschaftlichen Verkommenheit mancher Marxisten gerade so ablehnend — um nicht zu sagen, hochnäsig lächelnd — geworden, wie gegenüber der sittlichen Verkommenheit unserer äußeren Feinde vor dem entsetzlichen Versailler Frieden und dem schrecklichen Genickbruch der deutschen Wirtschaft, den er einleitete. Mancher — in dieser „überlegenen" Art — wird den Professor Horneffer tadeln, weil er Nichtwiderlegenswertes immer und immer von neuem bekämpfe und fort und fort Selbstverständliches predige. Mit Unrecht! Wer wirken will, muß so predigen, daß er den Menschen seinen Sermon in die Seelen einhämmert, daß sie von seinem Worte und Wesen nicht mehr loskommen. So verfuhr Horneffer schon früher in den beiden Bändchen der „Erkenntnis" (Tragödie und Wiedergeburt des deutschen Volkes). Wilhelm Scherer hat einmal gesagt: „Maßlosigkeit ist der Fluch der deutschen Entwicklung." Dieses Wort gilt nach Horneffer auch für die Geschichte unserer sozialen Gegensätze. Marx und Nietzsche sind die Vertreter der Extremen: der Prophet des Sklavenaufstandes und der Verkünder des Herrenrechts, der Vorkämpfer der Masse und der Philosoph der individualistischen, persönlichen Heldendominanten. Horneffer sucht den Ausgleich. Er stellt fest: Kapitalismus gehört zum Grundwesen des Menschen. Besitzlosigkeit ist der Hoffnungslosigkeit gleich, wenigstens für den Durchschnitt normaler Menschen und ganz besonders der Arbeiter. Der Marxismus schafft keine Möglichkeit, die Hoffnungslosigkeit zu bannen. Der Arbeiter muß eigenen Be-

[42]) Ernst Horneffer, Die große Wunde, psychologische Betrachtungen zum Verhältnis von Kapital und Arbeit. R. Oldenbourg, München/Berlin 1922.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzanteil — nicht nur Ertragsanteil — am Werke erhalten, und zwar allgemein und nicht nur sporadisch. Sonst ist er willens und schon bereit, das ganze Werk an sich zu reißen und droht, sein eigenes wie des ganzen Volkes Dasein zu zerstören.

Was soll geschehen? Bei längerer Arbeit an derselben Stätte sollen den Arbeitern Besitzanteile gewährt und im Rahmen des Gedeihens des Werkes die Hoffnung auf Lebenssicherheit im Alter begründet werden. Dadurch soll der Arbeiter mit seiner Arbeitsstätte verknüpft sein, eine Arbeitsheimat in „seinem Werke" finden. Das Kapital soll eine Hälfte des Werkes vertreten, die Handarbeit und die Geistesarbeit je ein Viertel. „Was der Handarbeit recht ist, ist der geistigen Arbeit billig." (S. 144.) So soll der zweiten, grauenhaften, alles vernichtenden Revolution vorgebeugt werden. Die Schlußmahnung Horneffers lautet: „Geht ans Werk!"

Leider kann ich hier nur eine flüchtige Andeutung dessen geben, was Horneffer lehrt und beabsichtigt. Sie genügt hoffentlich, um den grundlegenden Unterschied klarzustellen, der mich von ihm trennt. Ich glaube nicht, daß die wundheilende Gefühlsgemeinschaft in „Werk" und „Betrieb" hergestellt werden kann, wenn nicht vorher Gemeinschaftsgesinnung im „Berufe" besteht. Auch wenn alle bedeutenderen Werke zu einem Viertel den Handarbeitern in Form ideeller Anteile übereignet und reell ihrem Einflusse unterworfen sind, wird der soziale Kampf so lange an Erbitterung nicht nachlassen, bis der Handarbeiter sich als beruflichen „Genossen" des Unternehmers und der geistigen Berufsarbeiter empfindet. Mit Horneffer halte ich es für die Aufgabe der deutschen Philosophie, eine solche „pneumatische" Gemeinschaft herbeiführen zu helfen. Ich halte es für möglich, ja in gewissen Umfange sogar für wahrscheinlich, daß eine solche Gemeinschaft dazu führen wird, die „Besitz"verhältnisse, d. h. die „Verfügungsmacht" in den Werken so umzugestalten, wie Horneffer es sich denkt. Aber das Entscheidende ist es nicht. Wer Derartiges für ausschlaggebend ansieht, steht, ohne es zu wissen, im Banne der materialistischen Geschichtsauffassung, aber nicht des klassischen Idealismus. Im Sinne Goethes ist „Macht" das Wesen Gottes und Gott zugleich „Natur" und „Geist". Soziale und wirtschaftliche Macht ist nicht nur Kapitalkraft, sondern vor allem Geisteskraft. Haben die Unternehmer nicht den rechten Geist, so wird der Kapitalbesitz ihnen die Macht nicht erhalten können. Haben die Handarbeiter den rechten Geist, so werden sie auch ohne Kapital mit der echten Hoffnung auch die rechte Macht erringen. Wenn nicht, so fürchte ich, werden nicht die deutschen Arbeiter, sondern die Fremden (Kapitalisten und Geistesarbeiter) die Erben der deutschen Wirtschaftsmacht werden. Hier helfen keine Illusionen, sondern nur die Mahnung: Hütet Euch! Hütet Euch, schafft Euch den rechten Geist der Brüderlichkeit nicht der Worte, sondern der Gesinnung und der Tat! Dann wird Euch alles andere von selbst zufallen. Seid nicht „Kapitalisten" und „Proletarier", sondern Menschen, das ist: Brüder!

Beaumarchais und Marie Antoinette

Von

Anton Bettelheim

Ein jüngst im Münchener Drei-Masken-Verlag erschienenes Bändchen stellt im Titel zwei Weltnamen einander feindlich gegenüber: „Beaumarchais. Schmähschrift gegen Marie Antoinette." (Herausgegeben von Fritz Reinöhl. Mit einer Einleitung von Paul Wiegler.) Ein „Die Autorfrage" überschriebenes

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nachwort muß indessen einräumen, daß die Ansichten der modernen Forschung über den Verfasser dieses Libells geteilt sind und, da der Herausgeber kein einziges neues oder gar durchschlagendes Beweismittel dafür beibringt, daß der Schöpfer des Barbier von Sevilla den Avis important geschrieben hat, erscheint ein so vorbehaltlos gleich auf dem Deckblatt gemachter Anwurf kaum begreiflich. Nicht als Ankläger oder Verleumder Marie Antoinettes spielt Beaumarchais in dem ganzen unsauberen Handel eine keineswegs beneidenswerte Rolle; er berühmt sich im Gegenteil, seine ganze Kraft, ja, wie er prahlt, Leib und Leben eingesetzt zu haben, um die Königin vor der Verbreitung eines Pasquills zu bewahren, das ihrer Frauenehre nahe tritt, alle Anwärter auf die französische Krone zur Vorsicht vor den Anschlägen des österreichischen Ehrgeizes mahnt, und zumal Ludwig XVI., dem rundweg herausgesagt wird, daß er natürlicher Gebrechen halber keine Nachkommenschaft haben könne, vor der Unterschiebung von Bastarden warnt. Nicht zum ersten und nicht zum letzten Male wurde Marie Antoinette in diesem in die Zeit ihrer Thronbesteigung 1774 fallenden Pamphlet verunglimpft; in den 23 Jahren, die seit ihrem Einzug als Dauphine bis zu ihrer Enthauptung verstrichen, hat nach dem Zeugnis eines ihrer Biographen, Goncourt, die Verleumdung gegen die Autrichienne keinen Tag gerastet. In Wort und Schrift, in allen Tonarten des Gassenhauers und Stachelverses, in allen Spielarten übler Nachrede, in unablässig sich steigernden maßlosen Verdächtigungen wurde gehöhnt und gehetzt. Aus dem habsburgfeindlichen Lager der Hofpartei, aus dem Kreise der von Marie Antoinette mißachteten Günstlinge der Dubarry, von den Aiguillons, Rohans und ihren Leuten gingen heillose Verdrehungen harmloser Unbesonnenheiten, Märchen von Liebesabenteuern der Königin weit hinaus in die Massen. Die Lachlust und Formlosigkeit des Wiener Kindes wurden der Tochter Maria Theresias von den scheinheiligen Zeremonienmeistern des Versailler Hofes dermaßen verargt, daß frühzeitig auf den Straßen das Liedlein laut wurde: „Königin von zwanzig Jahren. Spott' nur! Nichts wird dir ersparen, daß du bald mußt heimwärts fahren." Der Unbedacht, mit dem Marie Antoinette am Putz- und Spieltisch, auf Maskenbällen, Jagden, Haustheatern mit ihren Lieblingen, den Polignac, Vaudreuil, Esterhazy usw. über die Vernachlässigung durch ihren Gatten sich tröstete, gab bösen Zungen immer neuen Stoff zu mehr oder minder begründeten Klagen über ihre Leichtfertigkeit, Verschwendung, Vergnügungssucht. Die Katastrophe des Halsbandprozesses, in die Marie Antoinette völlig arg- und schuldlos verstrickt wurde, zeigte, wie tief der Haß gegen sie gedrungen war: „In den Bosheiten und Schlechtigkeiten, die von 1785 bis 1788 der Hof gegen die Königin ausstreute, muß man (nach dem Ausspruch von Mirabeaus Freund, dem Grafen La Marck) die Vorwände der 1793 gegen sie vor dem Revolutionstribunal erhobenen Anklagen suchen." Eine skrupellose Demagogie, freiwillige und gedungene Parteigänger der Orleans entfesselten in den Stürmen der Revolution die Leidenschaften gegen die Tochter der Kaiserin, gegen die Schwester Josephs und Leopolds, gegen die „Tigerin", die „Wölfin", „Madame Veto", gegen die Mutter, „die die Natur (durch Unzucht mit den eigenen Kindern) contrariait", anfangs heimlich, allmählich immer unverhohlener. Der Gefahren dieser Lügenpropaganda war sich Marie Antoinette am Ende ihrer Tage wohl bewußt; als sie Ausgang der achtziger Jahre in Saint Cloud gewarnt wurde, sich vor Giftmordattentaten in acht zu nehmen, sagte sie zu Madame Campan: „Die Brinvilliers passen nicht mehr in unser Jahrhundert. Heutzutage tötet man durch Verleumdung. Sie wird mich zugrunde richten."

An diesem mörderischen Treiben gegen die unglückliche Frau hat Beaumarchais nicht den geringsten Anteil; so lang sein sonstiges Sündenregister ist, ein Doppelgänger seines Basilio war er niemals, und nicht zum Schaden Marie Antoinettes, nur zum eigenen Besten fand er sich bereit, dem Polizeigewaltigen, Minister Sartines,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Gefallen in die Niederungen von Preß-Korsaren hinabzusteigen. Die Vorgeschichte dieser die meisten Schelmenromane hinter sich lassenden Abenteuer führt aus der anrüchigsten Pariser Hofgesellschaft zu nicht viel schlimmeren Londoner Auswürflingen. 1773 war Beaumarchais über Nacht eine europäische Berühmtheit geworden. Der Bestechung und Verleumdung verrufener Gerichtspersonen geziehen, hatte er in scheinbar hoffnungslos verzweifelter Lage, wie Harlekin, der eine Rotte Scharwache niederwirft, alle Widersacher zuschanden gemacht durch verwegene Streitschriften, deren Treff- und Schlagkraft Mommsen über alle Reden Ciceros stellt, und deren rührendes Zwischenspiel Goethe die Anregung zum Clavigo gab. Nach dem Urteil der Welt Triumphator, war er nach dem Spruch des Parlamentes Maupeou dennoch mit dem Blâme, einer Minderung seiner Rechtsfähigkeit bemakelt: einer Ehrenstrafe, die der skrupellos alle Erdengüter Heischende so rasch wie möglich beseitigt haben wollte. Martyrien waren seine Sache nur, wenn sie einträglich waren. Deshalb verstand er sich ohne weiteres dazu, im Auftrag Ludwigs XV. einem an der Themse sein Unwesen treibenden Gazetier cuirassé ein gegen die Dubarry gerichtetes Skandalbuch um schweres Schweiggeld abzukaufen; seine Sendung hatte vollen Erfolg; als er mit diesem günstigen Ergebnis heimkehrt und zum Lohne die Aufhebung des Blâme und Stärkung seiner bedrängten Finanzen erwartet, ist der König jählings verschieden. Jeder Dank seiner Mühe scheint verloren. Da berichtet er dem Polizeileutnant Sartines (Mirabeau nennt ihn den Minister der Filous): eine andere Schmähschrift, diesmal gegen die junge Königin gerichtet, sei in Vorbereitung. Ihre Unterdrückung soll nach Sartines' Wunsch Sache desselben Nothelfers sein. Die Aufgabe scheint, immer nach Beaumarchais' Angabe, diesmal heikler und kostspieliger, da die Feinde Marie Antoinettes die Auflage zugleich von London und Amsterdam in die Welt gehen lassen wollen. Tatkräftig und umsichtig glaubt Beaumarchais das Unheil beschworen zu haben: trotzdem sieht er sich genötigt, seinem betrügerischen Widerpart, einem italienischen Juden, der mit einigen Exemplaren dieses Avis important flüchtig geworden, über Cleve und Frankfurt nachzueilen. In einem Wäldchen vor Nürnberg will Beaumarchais den Spitzbuben erreicht und zur Herausgabe der paar noch vorenthaltenen Broschüren gezwungen haben; dieser ersten kriegerischen Begegnung schließt sich in Beaumarchais' brieflichen und mündlichen Berichten ein siegreich bestandener Kampf mit Straßenräubern an. Trotz seiner Wunden unterbricht er die Weiterreise nicht, die ihn geradewegs nach Wien zu Maria Theresia führt. Mit sicherem Instinkt hat er auf die Mutterliebe der Kaiserin gebaut und ihre weibliche Neugier durch eine so aufregende Zuschrift geweckt, daß sie ihm eine Audienz in Schönbrunn gewährt. Dreieinhalb Stunden dauerte diese Unterredung, in der (nach einer wenig bekannten Aufzeichnung des Fürsten de Ligne) Beaumarchais seines Blutverlustes halber bat, sich ganz etikettewidrig setzen zu dürfen; er las der Kaiserin nicht bloß das Pamphlet mit allen auch gegen Maria Theresia gerichteten ehrabschneiderischen Ausfällen vor; er gab weitläufige Erläuterungen und Personalien zum besten; nicht oft und eindringlich genug konnte er die Kaiserin beschwören, einen Umdruck des für Ludwig XVI. bestimmten Exemplars zu veranlassen, damit die häßlichsten, auf Marie Antoinette gemünzten Verdächtigungen ihrem königlichen Gemahl nie vor Augen kommen sollten. Die Frage der Kaiserin, woher sein leidenschaftlicher Anteil für Marie Antoinette stamme, beantwortete er mit der Erklärung: die Königin habe während der Drangsale seines Prozesses wohlwollend seiner gedacht. In Wirklichkeit hatte Marie Antoinette die Verhöhnung eines seiner Gegner mit der in Paris vielbelachten provenzalischen Wendung Ques-a-co zum Anlaß einer neuen hochtürmigen Ques-a-co-Frisur genommen. Der gütige Empfang durch die Kaiserin hatte Beaumarchais wähnen lassen, in hohen Gnaden zu stehen: von früh an war er bemüht gewesen, an höchstgestellte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürstlichkeiten, zuvor die Töchter Ludwigs XV., Karl III. von Spanien, die Könige von Frankreich sich heranzudrängen, ihren Anteil in Privataudienzen zu gewinnen, Töne nicht herkömmlicher Vertraulichkeit anzuschlagen. Er dachte mit Goethes Großkophta Cagliostro wohl, man müsse Angeln und Netze nach Proportion der Fische einrichten, die man zu fangen gedenke, und wenn es ein Walfisch ist, mit Harpunen nach ihm werfen. Doch der Übereifer des Tollkühnen, Allzuvertrauensseligen rächte sich, wie zuvor bei den Tanten Marie Antoinettes in Paris, nun auch in Wien.

Kaunitz, den Maria Theresia zu Rate zog, prüfte wie ein Kriminalrichter Beaumarchais' Tun und Lassen in der heiklen Angelegenheit. Und sein Urteil ging dahin, daß aller Wahrscheinlichkeit nach Beaumarchais allein den ganzen Handel angestiftet habe und selbst der Verfasser des Avis important sein dürfte. Diese scharfsinnig begründete Meinung des Staatskanzlers blieb nicht nur maßgebend für Alfred von Arneth, der 1868 in dem inhaltreichen Buche „Beaumarchais und Sonnenfels" die einschlägigen Akten vollständig und den Avis important seinem Hauptinhalt nach auszugsweise mitteilte. Allein Maria Theresia gab sich den Gründen ihres klugen Beraters nicht ganz gefangen. Am 28. August 1774 schreibt sie dem Botschafter Mercy nach Paris, der von ihr gründlich verabscheute französische Gesandte in Wien, Rohan, habe mit seiner gewöhnlichen Indiskretion lange vorher fast ebenso wie dieses infame Libell von ihrer Tochter gesprochen, insbesondere dieselben im Avis enthaltenen Ausstreuungen gegen Choiseul und Vermond verbreitet. Rohan müsse Kenntnis von dieser Quelle gehabt haben. Im Gegensatz zu Mercy, der angesichts der Leichtgläubigkeit und ebenso leichten Vergeßlichkeit der Franzosen ähnlichen, vormals gegen Ludwig XV. vorgebrachten Scandalosis (Inzest mit seinen Töchtern) keine Bedeutung beimaß, sieht die Kaiserin die ärgsten Folgen für die Zukunft voraus: niemals sei Häßlicheres erschienen; das Pamphlet senkt in ihr Herz die größte Verachtung für diese Nation ohne Glaube, Sitte, Gefühl. In Paris galt es nicht für ausgeschlossen, daß Beaumarchais an dem Libell beteiligt gewesen; doch näher lag auch für die dortigen Gewährsmänner die Möglichkeit, den Avis einem Racheakt des durch Marie Antoinettes Einfluß verabschiedeten Ministers d'Aiguillon, einer Kreatur der Dubarry, zuzuschreiben. Gegen Kaunitz und Arneth wollte der namhafteste französische Biograph Beaumarchais', Loménie, dessen vollkommene Unschuld in der Sache des Avis erweisen; der Tod überraschte ihn, bevor er an diese „Rettung" ging; Loménies Sohn teilte mir jedoch mit, daß sein Vater sich dabei außer auf sein Studium der ganzen Natur Beaumarchais' auf das Zeugnis Marie Antoinettes berufen wollte, die Maria Theresia humoristisch schrieb, ihr Mann sähe Beaumarchais nur als einen Narren an.

Sorgsame Prüfung der im Wiener Staatsarchiv aufbewahrten Akten hat mich (1885 in der ersten und 1911 in der zweiten Auflage meiner Beaumarchais-Biographie) nicht bestimmen können, Loménies unbedingtem Freispruch seines Schützlings mich anzuschließen; ich ließ es bei einem Non liquet bewenden. Der Mitherausgeber des Briefwechsels Maria Theresias und Mercys, der Pariser Historiker Geffroy, äußerte, anderer Ansicht als Arneth, stilistische Bedenken, dem genialen Verfasser der Streitschriften im Prozeß Goezmann die weitschweifige, langweilige Prosa des Avis zuzumuten. Und Beaumarchais' Biograph in der Sammlung Les grands écrivains français, André Hallays, bemerkt kurz und wahr: Beaumarchais' unverschämte Lügen sowie die Unmöglichkeit, irgendwelche Spuren des verdächtigen Juden aufzufinden, und viele andere Umstände berechtigten den Verdacht des Kanzlers; allein kein einziger unmittelbarer, zweifelloser Beweis habe jemals die Hypothese von Kaunitz bekräftigt.

Die Gerechtigkeit gebietet weiter, nach den Denkwürdigkeiten von Madame Campan daran zu erinnern, daß unmittelbar nach der Thronbesteigung Ludwigs XVI.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ein höchst diffamierendes Libell gegen die Königin dem Minister des königlichen Hauses angekündigt wurde; man beauftragte einen Polizeiinspektor, Goupil, das Pamphlet aufzuspüren; Goupil brachte zunächst zwei Bogen voll abscheulicher Verleumdungen; das ganze Heft hoffte er, doch nur um schweres Geld, zustande zu bringen; man gab ihm 3000 Louisdor; daraufhin lieferte Goupil das Manuskript und den vollständigen Druck; eine besondere Gratifikation weiterer 1000 Louisdor war sein Lohn; ein anderer, schüsselneidiger Spion verriet daraufhin dem Polizeileutnant, daß Goupil selbst der Verfasser der Schmähschrift und im übrigen gleich seiner Frau ein mehrfach abgestrafter Verbrecher sei. Die Polizei vertuschte den ganzen Skandal; man sieht aber, so epilogiert Mme. Campan, daß es das Geschick der Königin war, stets gehässig verfolgt zu werden.

Solchen gewerbemäßigen niedrigen Erpressern und hochgeborenen Ränkeschmieden ist Beaumarchais nicht zuzugesellen. In der Lästerschule des 18. Jahrhunderts hat er offen seinen Mann gestellt: heimtückische anonyme Angriffe wären gegen seine streitbare, kecke, wagemutige Natur gewesen. Am allerwenigsten hätte er Marie Antoinette zum Stichblatt machen wollen: die Königin hatte früh und spät Sinn für den Spaßvogel; sie belustigte sich nicht nur an seinen Streitschriften; sie war, von Daudreuil gewonnen, geschäftig, „Figaros Hochzeit" den Weg zur Aufführung zu bahnen, und sie spielte selbst vier Tage, nachdem Kardinal Rohan der Halsbandaffäre wegen in die Bastille gewandert war, auf dem Schloßtheater von Trianon die Rosine im Barbier von Sevilla. Beaumarchais, der als Gast zugegen war, soll gemeint haben: royalement mal. Das Witzwort ist ebensowenig verbürgt, wie ein Ausfall der Königin, die dem Arzt Seiffer, der erzählte, er habe Beaumarchais purgiert, erwidert haben soll: Sie werden ihm niemals all seinen Unflat abnehmen.

Persönliche Gegnerschaft schied die beiden somit niemals: irgendwelcher Anlaß, geschweige die Notwendigkeit, den bisher nirgends unverkürzt gedruckten Avis in der Ursprache und überdies mit einer fragwürdigen Verdeutschung (von E. A. Reinhardt) herauszugeben, lag meines Dafürhaltens nicht vor. Es wäre denn, daß auch über Beaumarchais das Strafgericht niedergehen soll, das Friedrich der Große Voltaire zudachte: er hätte verdient, auf dem Parnaß gestäupt zu werden. Hans Hopfen und Franz von Schönthan, die beide, wie sie mir vertrauten, vorhatten, Beaumarchais' Wiener Abenteuer auf die Bretter zu bringen, haben das nicht verwirklicht. Was sie versäumten, hat Heinrich Eduard Jacob in einem Schauspiel „Beaumarchais und Sonnenfels" nur allzu grausam (für Leser und Theatergänger, nicht für den geradezu als Gauner geschilderten Dichter des Tollen Tages) versucht. Etwas gnädiger verfährt Paul Wieglers Einleitung zum „Avis" mit Beaumarchais, wiewohl auch hier bisweilen die Überlegenheit vernehmlich wird, die Friedensrichter, gestützt auf das aktenmäßig rotulierte Vorleben leugnender Taschendiebe und Zechpreller, angesichts ihrer Angeklagten erfüllt. Nun wissen alle Sachkundigen, daß Beaumarchais kein Tugendheld war; Goethe nannte ihn, schon als er den Clavigo schrieb, einen Aventurier; Mirabeau zermalmte ihn als „Gründer"; Malesherbes fertigte ihn rauh ab; Napoleon wollte nichts von ihm, seines schlechten Rufes und seiner Immoralität halber, wissen; Taine sagte in seiner Antrittsrede in der französischen Akademie, sein Vorgänger Loménie habe als Beaumarchais' Biograph den Scharlatan und Faiseur, den Gamin und Polisson zu sehr im Dunkel gelassen. Keiner dieser Kenner von Beaumarchais' Sündenregister vergißt aber seiner außerordentlichen Leistungen und Talente; kein noch so strenger Sittenrichter vermag den Segen zu leugnen, den Beaumarchais in seinen selbständigen Schöpfungen und im Bunde mit Goethe, Mozart, Rossini seit anderthalb Jahrhunderten der Kunst und Welt beschieden hat.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Die Idee der Kulturmorphologie nach Leo Frobenius im geopolitischen Lichte

Die „Ewigen Wege" zu großräumiger Betrachtung und damit zur Wiederdurchdringung politisch und wissenschaftlich entwundener Erdräume und verbauter Fernsichten offen zu halten — sei es auch zunächst nur durch „Vertiefung in Heimarbeit" an Stelle des zurzeit versagten „Feldwerks", das uns Valuta und feindliches Mißtrauen gerade in den uns entrissenen und nun verkommenden Gebieten wehrt: das ist eines unserer höchsten und wichtigsten Ziele, wenn wir nicht nur weiter vegetieren, sondern wiederaufleben wollen. Was immer uns die Gabe erhält, in Erdteilen zu denken — wir müssen es dankbar begrüßen.

Darum finden wir Schicksalsgemäßes, heilsam Zwangsläufiges darin, daß selbst ein so echt deutsches Idealistenwerk, wie der neueste kostbare Band von Frobenius: „Das unbekannte Afrika, Aufhellung der Schicksale eines Erdteils" (C. H. Beck, München 1923), sich in den Dienst des sich wieder zur Raumweite emporringenden Vaterlandes stellen muß, obwohl es der erhabenen Idee der absoluten Kulturmorphologie platonisch zustrebt.

Die starke geopolitische Unternote kann freilich nur der in solchen Zusammenhängen geschulte Leser aufs erste heraushören — für den andern schwingt sie unbewußt mit, aber doch auf seine Erziehung zum Raumsinn einwirkend. Es ist nicht zu leugnen, daß große Anforderungen an ihn gestellt werden, an seine intuitiven Fähigkeiten, aber auch an seine kombinatorischen. Diese also muß er vorweg mitbringen, wenn er sich das in beiden Richtungen so überaus anregende Werk zu einer Einheit zusammenschauen soll. Denn das Buch ist reichlich so sehr Künstler- wie Gelehrtenarbeit und muß deshalb wohl mit einem andern Maßstab gemessen werden, als das normale wissenschaftliche Fachwerk. Es läßt oft den sichtbaren und deshalb nachprüfbaren konstruktiven Aufbau vermissen, glaubt sich häufig die Herstellung der Zusammenhänge ersparen zu dürfen durch Hinweis auf die redenden Kartenzeichnungen C. von Wilms und das reiche Bildwerk, und setzt sie überhaupt bewußt zurück, abgesehen von spärlichen prägnanten Proben, gegenüber dem Streben nach weltumspannender Intuition. Es ruft gebieterisch die Phantasie als schöpferische Macht im Leser zu Hilfe, in geistiger Verwandtschaft mit Spengler, und verschmäht es sogar, mit einer gewissen Selbstherrlichkeit, aus dem Reichtum seines Belegstoffs zu schöpfen. Ja, es scheint fast absichtlich alles auszuscheiden, was etwa nach der Lampe riechen könnte. Es hat also, wie alles echte Künstlerwerk, selbst wenig Geduld, und verlangt doch vom Leser viel Geduld, williges und gefügiges Mitgehen, was nicht jedermanns Sache ist in einem so sehnsuchtsvollen und dennoch überkritischen Zeitalter. Es reißt zuweilen einseitig fort, wo es bedächtig überzeugen sollte.

Entscheidend ist dabei aber, daß es wohl überzeugen könnte! In diesem Fall ist die Gesamtheit der Werkstatt, die Bauhütte, nicht das einzelne gerade jetzt aus ihr hervorgegangene Werkstück das Überzeugende. Nur wer den ungeheuren, teils schon durchgearbeiteten, teils noch verwendungsbereiten Stoff aus eigener Anschauung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennt, der im Afrika-Archiv und im Institut für Kulturmorphologie aufgehäuft ist (die zurzeit das Nymphenburger Schloß bei München beherbergt), nur wer angesichts dieser Fülle von Material und Kraft zu ihrer Beherrschung vom Saulus zum Paulus wurde, wie der Schreiber dieser Zeilen, der weiß, welcher produktive Wert damit in den Dienst eines größeren Ganzen tritt. Niemand kann heute noch übersehen, was das Lebenswerk von Leo Frobenius mit seinem vortrefflich geschulten und begeisterten Stab von Mitarbeitern, vorerst noch unbewußt, später vielleicht bewußt, für den deutschen Wiederausbreitungsgedanken leisten kann, und damit zugleich für den großen Menschheitsgedanken autonomer und sich selbst bestimmender Kulturkreise.

Es ist eine in fünfundzwanzig Jahren herangereifte Ernte, die nun unter Dach gebracht und ausgewertet wird. Mit großer Kühnheit hatte sich Frobenius etwa dreier Männer Lebensarbeit gestellt, als er zunächst die Kultur Afrikas seiner Methode der kulturmorphologischen Untersuchung unterwarf, es aber nur als Vorläufer betrachtete, gleichsam als das erste Versuchsobjekt, dem dereinst die andern größeren: Eurasien und die Neue Welt in gleicher Weise zu folgen hätten. Die erste dieser Lebensaufgaben mag er mit diesem Band seines Afrikawerks und dem gleichzeitigen Abrollen des Atlas Afrikanus als vorläufig abgeschlossen betrachten; aber nun stehen noch die beiden größeren Erdteile, das gleiche Recht heischend, vor ihm — beide zwar scheinbar bekannter und besser erforscht, aber auch mit noch viel mehr Runen und Engrammen überdeckt und verworrener in ihren Beziehungen. Nachdem aber Afrika nun als Einheit so bewältigt ist, nachdem es in den überaus eindrucksreichen Kartenreihen von C. von Wilm so selbstverständlich und leichtfaßlich in seinen kulturmorphologischen Zügen erschlossen, völkerpsychologisch vivisiziert scheint — nun darf man vielleicht wirklich an die Möglichkeit einer Erschließung aller Lebensräume und Kulturen auf diesem Wege vergleichender Kulturmorphologie glauben. Damit aber auch an die Möglichkeit, den Volksmehrheiten einen Einblick zu eröffnen, der bisher nur für einen kleinen Kreis von hochkultivierten Kennern zugänglich schien; und in dieser Eröffnung läge, namentlich in Zeiten, wo die Mehrheiten herrschen sollen, ein ganz großes Verdienst um die notwendige geopolitische Erziehung dieser Mehrheiten auf kulturpolitischem Wege. Denn diese Möglichkeit, verlorene Raumweite wieder auf einer höheren Ebene zu durchdringen und zu unserm seelischen Besitz zu machen, ist, namentlich für unsere der freien Bewegung auf dem Erdball verlustig gegangene Jugend, eine unentbehrliche Vorstufe erneuten Erwanderns und Erlebens, wie späteren Wiedererwerbens. Auf diesem Feld war aber bisher für die Menge zu wenig geschehen; darum hat sie gar nicht begriffen, was sie mit unserm Kolonialbesitz verloren hat, den sie auch nicht als ihre eigne Daseinsnotwendigkeit erkannt und als solche verteidigt hatte. Auf dieser Höhe der Einsicht stand nur eine kleine, hochgebildete Schar von Kämpfern.

Europa um die Jahrhundertwende war überbaut, übertürmt, und dadurch für seine Insassen ganz unübersichtlich geworden. Der Mangel an freier Ausschau zeigte sich auch darin, daß die wissenschaftliche Wertung des Weltbildes viel zu europazentrisch geworden war. Darum wurden viele durch den Weltkrieg so unsanft aus völkerrechtlichen Träumen geweckt, waren aus vorgespiegelten Himmeln gestürzt, in die sie nur aufgeblasene Ballons und leichte Traumranken getragen hatten, nicht sicherer eigener Flug, oder gar ein fester Bau von Steinen auf Steinen. Gegenüber diesem logozentrischen, hyperindividualistischen Europa kann der „geschlossenste" Erdteil „Synthese und Beharrung" lehren. Geschlossene, wenn auch vielleicht einseitige Charaktere gewinnen im Tagesleben, wie im Weltlauf — in dem sie sonst oft zurücktreten müssen — gerade dann Bedeutung, wenn den andern, mehr problematisch Ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

anlagten, bei ihrer Gottähnlichkeit bange wird, die freilich auf einem ganz anders hochdifferenzierten geistigen Leben und größeren Reichtum des Erlebten beruht.

Gewiß hat Frobenius recht, wenn er sagt, daß die seit Europas „Weltentdeckung" im 15. Jahrhundert gebildete Kruste materialistischer und mechanistischer Ausdrucksformen mit durch die Erschütterung des Weltkriegs zerbrochen ist, und unser Weltteil also wieder neuer Weltauffassungen fähig. Das würde freilich mehr auf eine Erneuerung und Verjüngung, als auf einen Untergang des Abendlandes hinauskommen. Viel Selbstsicherheit freilich ist unwiederbringlich verloren; manche Neuorientierung zu alten und werdenden Kulturen und ihren Tragvölkern ist möglich, aber auch dringend nötig geworden. Die immer wieder galvanisierte Leiche des Romanismus lagerte sich vielleicht allzubreit zwischen dem nicht über See schweifenden Teil der germanischen Rassen und den dauerkräftigen Lebensformen der afrikanischen und eurasischen Welt. Das darf nicht ewig so bleiben, denn sonst wird unsere doch über ein Jahrtausend jüngere deutsche Kulturwelt wirklich mit in den Untergang des ausgelebten, sich zersetzenden und verwesenden Teils des Abendlandes gezogen.

Afrika und Asien stehen diesen Verfallserscheinungen viel beharrlicher und stilsicherer gegenüber. Wie sie einander gegenseitig befruchten, wie zwischen ihr gemeinsames Gewebe europäischer Einschlag hineinschießt, das vorgebildete Muster vergewaltigend, und sich ihm weniger anpassend, als der asiatische, das zeigt Frobenius in der Durchdringungsgeschichte Afrikas.

Nach dieser eingestreuten Probe völkerpsychologischer Übersicht scheint es doppelt bedauerlich, daß eine im Auftrag des Kolonialamts verfaßte staatsethische Arbeit nicht rechtzeitig als geistige Waffe im Kriege verwendet worden ist und infolge des unglücklichen Kriegsausgangs jetzt erst recht nicht zur Geltung gelangen kann. Gewiß wäre sie als erster zusammenfassender Versuch einer wissenschaftlichen Fundierung afrikanischer Kolonialpolitik von großer Bedeutung gewesen, wenn sie auch sicher nicht unbestritten geblieben wäre. Denn Frobenius ist überhaupt ein umstrittener Mann, und hat sich gegenüber einer scharfen Gegnerschaft durchsetzen müssen. Immerhin haben mehrere weitsichtige Fachgenossen frühzeitig erkannt, daß sich unter polemischen Begleiterscheinungen Wertvolles und Dauerndes emporrang. Thilenius, Weule, Ankermann und schließlich Schweinfurt, der Frobenius den Vater der Geschichte Afrikas nannte, endlich 1919 Dr. Maußer haben Lanzen für seine Methode gebrochen.

Nachdem die Massen in Mitteleuropa nun einmal so sehr schicksalsbestimmend auftreten, kann die geistige Grundlage einer neuen Kolonialpolitik sowohl in ihrem Verhältnis zum Eingeborenenproblem, wie zur internationalen Machtgruppierung nur noch so gelegt werden, daß den Massen ein verständnisvolleres Verhalten zu ihr durch kulturpolitische Anleitung rechtzeitig beigebracht wird. Geführt wird auch die neue Kolonialpolitik immer von hoch über dem Durchschnitt stehenden, weitblickenden und großräumig denkenden Einzelnen werden müssen; das ist auch in England, Frankreich, Japan und den Niederlanden wie Vereinigten Staaten Amerikas nicht anders. Aber der Widerhall darf ihnen zukünftig nicht mehr so fehlen, wie einst, und ihn vorzubereiten, haben in Deutschland wenige so viel getan, wie Frobenius durch seine gleichzeitig geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Durchdringung des Erdteils.

Diese handliche Bereitlegung des Stoffs auch für andere wird erreicht durch seine stoffordnende, stilsichere Gestaltungskraft. Bei den natürlichen Grundlagen der afrikanischen Kultur scheiden sich die nördlichen Hamiten, Libyer von den südlichen Äthiopen. Ihre Grenze schwankt. Auf vier Bahnen historischer Kulturen folgen sich Vorstöße und Rückschläge, maßgebend beeinflußt durch die natürliche Bildung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Erdteils: Hylaea, Urwaldkern um den Guinea-Golf, heute mit größter Ausdehnung im Kongobecken, mit ihrer Eigenart als Zufluchtsstätte, ihrer ausgebildeten Holzkultur; Zega, Steppengürtel von Senegambien zum Nil, vom Nil zum Sambesi und Kunene; im Norden und Süden darum gelagert je ein Wüstenmeer, in dem als namengebend, weil kulturgeschichtlich, wie im Umfang bedeutsamer, das Teilgebiet der Sahara herausgegriffen wird. Das ist die Großgliederung. Drei Stufen: Steinkultur, Erdkultur (in tellurischer und chthonischer Gegenprägung) und Holzkultur entsprechen ihr umgekehrt kulturmorphologisch.

Die afrikanische Steinzeit mit Bildern, Grab- und Bewässerungsanlagen, ihren in die Natur hineingeschaffenen Tempeln zieht in prachtvollen, vergleichbaren Tafeln vorüber. Die Linie, die vom Nigerbogen nach Philae, aber auch zu den Buschmännerzeichnungen führt, wird klar — mit ihnen aber auch die Leistung des Frobenius-Kreises, der etwas zum scheinbar Selbstverständlichen macht, das vorher in seinem anschaulichen Zusammenhang Fachgeheimnis (Ressortmysterium — wie so viele in Deutschland!) gewesen war. Die Steinstarre der Sahara, die „Muttererde" in der Zega sind mit einer so packenden künstlerischen Gestaltungskraft der Holzkultur, Zufluchtnatur der Hylaea gegenübergestellt, daß man nur aufs tiefste bedauern kann, wie unfähig unser Staatsgefüge, aber auch unsere öffentliche Meinung war, so lebendige Kräfte zu verwerten, als Regierung und Reichstag sich noch in unfruchtbaren Kolonialfehden herumzerrten, als große Parteien Caprivis törichtes Wort: „Je weniger Afrika, desto besser" als ihnen kongeniale politische Weisheit begrüßten.

Wo waren damals die Stimmen, die dem deutschen Volk gesagt hätten, welchen weiten Spielraum gerade für höchste Kulturleistung, für Entwicklung über die europazentrische Enge hinaus es an den drei Spielarten seines afrikanischen Kolonialreiches besaß, von denen die eine Gruppe der Hylaea, eine der tellurischen und chthonischen Kultur der Zega, eine der Steinkultur angehörte. Welche Erneuerung hätte das engräumige Klüngelwesen der Parteien, aber auch welche Verjüngung das verzopfte Gefilz von Auswärtigem Amt und Bureaukratie erfahren können, wenn sie so, wie Soldat, Kaufmann, Künstler und Gelehrter in der kulturmorphologischen Praxis begriffen hätten, was ihnen anvertraut war, und was in ihren Händen gerade so gut hätte wachsen können, wie es ihrem schwächlichen Griff entglitten ist. Hätten wir Ostafrika wohl verlieren können, wenn wir es als ganzes Volk so bewußt besessen hätten, wie es unsere kleine Heldenschutztruppe heroisch durch Tat und Willen und der Kreis des Afrika-Instituts erkenntnis-kritisch durch Geist und Phantasie besessen hat, wenn wir beide Besitzmethoden vereinigt und rechtzeitig auf den Willen der Volksmehrheit gestellt hätten? Warum wohl haben sich beide nicht finden können, machtpolitische und kulturpolitische Qualitätsdurchdringung ergänzend?

Aber hat es denn die eigene wissenschaftliche Zunft im vollen Umfange erfaßt, was sie hätte leisten können, und deshalb leisten müssen? Wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß es eine europäische Torheit war, das pädagogisch lebendigste unter den Führervölkern Europas von der großen Aufgabe des 20. Jahrhunderts, der Angleichung der Welträume ausschließen zu wollen, so läge es in einem so ausgesprochenen Idealistenwerk, wie das „Unbekannte Afrika", das in der Seele und im Geiste erobert und kulturpolitisch wiederzuerwerben trachtet, was der Imperialismus verloren hat.

Wer so fein das Weitengefühl der tellurischen Weltanschauung und Kultur, ihre Ruhe im unbegrenzten Raum, der Begrenztheit der Chthoniker, ihrem Materialismus gegenüberzustellen weiß, wie hätte der vielleicht, zur rechten Zeit der politischen Front eingereiht, völkerpsychologisch versöhnend, und somit zukunftbereitend wirken

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können! Wie nötig wäre dieser Ton im verstimmten, europazentrischen Orchester gewesen! War es wirklich unmöglich, ihn im Einklang mit den Zielen des Vaterlandes zur Geltung zu bringen, und was kann heute noch geschehen, um Unterlassenes nicht zum unwiederbringlich Versäumten zu machen?

Fragen von solcher Tragweite richten sich empor, wenn man auch nur versucht, an einzelnen Stellen Profile durch das Afrikawerk zu legen, wo es mit dem ganzen soliden Rüstzeug von Fundstücken arbeitet. Wie viel mehr Anregung entsteigt ihm erst, wenn man sich gestattet, den Gedankenreihen nachzugehen, die raumüberwindend und in die Geheimnisse der Schöpfung und Geschichte hineinleuchtend dem Zusammenwirken von Lebensraum und „Paideuma" entsteigen.

Wann folgt dem „Unbekannten Afrika", von gleich hoher und freier Warte behandelt, Eurasien und sein australischer Anhang, wann die Neue Welt?

K. Haushofer.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Frankreich zieht einen Gürtel um Deutschland

Die Heere Frankreichs und Belgiens stehen noch immer an der Ruhr. Noch immer wird die Besetzungszone von Zeit zu Zeit um ein kleines ausgedehnt. Noch immer wüten die Generäle, welche die „Ingenieurkommission" schützen sollten, gegen die Bevölkerung. Auf das Blutbad von Buer folgte in den Ostertagen 1923 das Blutbad von Essen. Der Bischof von Catti in Sizilien, Fiandaca, spielte in seiner Beileidsdrahtung an den Kölner Erzbischof Dr. Schulte auf die Sizilianische Vesper an, welche am Ostermontag 1282, also vor 641 Jahren, der größten Insel des Mittelmeeres die gewaltsame Befreiung vom Franzosenjoch brachte. Er drahtete: „Wir Söhne des Ätna und Bewohner des Landes der Sizilianischen Vesper verstehen die Erbitterung gegen Frankreich." In Deutschland denkt niemand an die schematische Wiederholung jener Vorgänge. Temperament und Erziehung der Deutschen weisen sie auf andere, vielleicht nicht weniger wirksame Wege.

Wie die Franzosen neuerdings die rheinischen Sonderbestrebungen zu fördern suchen, geht aus nachfolgendem Bericht hervor, der keineswegs vereinzelt ist:

„Ein Student, Heinz Berg, kehrte am 6. März von Bonn auf dem Fahrrade nach Hause zurück und nahm unterwegs wahr, daß zwei französische Offiziere ein deutsches Mädel in der frechsten Weise belästigten. Als er seiner Entrüstung darüber Ausdruck gab, bedrohte ihn der eine der Offiziere mit der Reitpeitsche. Es gelang Berg, dem französischen Offizier die Reitpeitsche aus der Hand zu winden! Darauf zwang ihn der andere Offizier mit vorgehaltener Pistole so lange stehen zu bleiben, bis eine Patrouille ihn verhaftete und in eine Baracke der farbigen Franzosen führte. Sein dringendes Verlangen, vor ein Gericht geführt oder überhaupt von einem Offizier verhört zu werden, wurde nicht berücksichtigt. Dagegen wurde ihm eine Liste vorgelegt, mit dem Bedeuten, wenn er seinen Namen in diese Liste einzeichnete, könne er sofort die Freiheit erlangen. Das Dokument besagte, daß die Unterzeichneten bereit seien, bei einer Abstimmung für die Abtrennung der Rheinlande zu stimmen. Da er sich weigerte, für diesen Zweck seine Unterschrift herzugeben, wurde er bis zum 14. März, also 6 Tage, in der Baracke in Haft gehalten, dann erst verhört und „wegen Beleidigung des französischen Offizierkorps" ausgewiesen. Auf seine Frage, wo sein Fahrrad geblieben sei, wurde ihm erwidert, er solle es im unbesetzten Deutschland suchen."

So sehen also die Mittel aus, welche Frankreich benutzen muß, um Unterschriften für eine rheinische Separatistenadresse zu „sammeln".

Der moralische und der wirtschaftliche Mißerfolg des Rhein-Ruhr-Unternehmens vom 11. Januar 1923 ist nunmehr offenbar geworden. Die westdeutsche Bevölkerung, deren Arme in den Dienst Frankreichs und Belgiens gestellt werden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollten, hat trotz aller Bedrückungen den Sklavendienst verweigert. Wohin auch die Franzosen und Belgier ihre Raubkommandos senden, überall begegnet ihnen ein geschlossener Widerstand. Der Bergmann stellt seine Arbeit ein, wenn der Versuch gemacht wird, die Zechen zu besetzen und die Förderung abzufahren. Wie der Bergmann, so verhalten sich die Vertreter aller anderen Zweige der Urerzeugung. Auch die Ausbeutung der rheinischen Wälder mißlang. Nicht einmal die Fortschaffung jener Vorräte, die am 11. Januar vorhanden waren, ist in nennenswertem Maße gelungen. Bisher scheint Frankreich nur rund 190 000 Tonnen, wenn man die während des Beginns der Besatzung bereits im Abtransport befindlichen Kohlen abzieht, erhalten zu haben, also in drei Monaten Besatzungszeit so viel, wie sonst in drei bis vier Tagen. Wohl hat Frankreich mehr als 2000 Tonnen täglich „beschlagnahmt", ja sogar aufgeladen. Aber es hat sie nicht fortschaffen können.

Der passive Widerstand der Erzeuger wird durch den Widerstand derjenigen Volkskreise, welche die Verkehrsmittel bedienen, erst voll wirksam gemacht. Der Rhein-Herne-Kanal ist vertrocknet. Die Eisenbahnen streiken. Nicht nur im rheinisch-westfälischen Industriegebiet. Sondern alle für die Franzosen und Belgier wichtigen Linien des altbesetzten Gebietes liegen seit Monaten still. Nur die Lokalbahnen und die Strecken des von den Engländern besetzten Kölner Gebietes sind im Betriebe. Alles übrige feiert, und nur ab und zu rollt ein von Franzosen bedienter Zug über die rostenden Schienen. Die Bevölkerung und die Eisenbahner ertragen die Folgen des Widerstandes mit stillem Heldenmut. Gegen die Eisenbahner, die so ihre Maßnahmen durchkreuzen, richtet sich daher insonderheit die Wut der Gewalthaber. Allein in Trier wurden Hunderte von Familien durch Spahis aus ihren Wohnungen, die als Pferdeställe benutzt werden, vertrieben, an anderen Orten, besonders in der Pfalz, spielten sich ähnliche herzzerreißende Szenen ab. Ein weiteres Mittel, die Beamten gefügig zu machen, ist der Versuch, die Gehälter zu beschlagnahmen. Ein Bilanzauszug der Menschenschinderei der Franzosen und Belgier lautet:

Folgende Verhaftungen, Ausweisungen und Bestrafungen allein von Zoll- und Finanzbeamten wurden von einer einzigen Behörde (dem Reichsfinanzministerium) nach dem Stande des 15. März 1923 nachgewiesen:

249 Personen verhaftet (in Haft);
721 „ ausgewiesen, davon 27 nach Inhaftnahme, und weitere 27 nach Verbüßung einer Strafe;
79 „ zu Gefängnisstrafen von 8 Tagen bis zu 2 Jahren verurteilt. Im ganzen wurden 17 Jahre 5 Monate 21 Tage Gefängnis und 39 370 000 Mark Geldstrafen von 10 000 bis 17½ Millionen Mark verhängt.

Dies sind die Beamten eines einzigen Ressorts! Dazu kommen noch Tausende von ausgewiesenen oder eingekerkerten Eisenbahnern, ebenso viele sonstige Reichs- oder Staatsbeamte (Regierungsbeamte, Lehrer usw.), ungezählte Kommunalbeamte, Gewerkschaftler, Journalisten und sonstige Privatleute. Die jüngst veröffentlichte, leider schon überholte Liste der Ermordeten zählt mehr als 50 Namen, darunter einen Invaliden, zwei Greise von 61 und 71 Jahren, einen 15jährigen Lehrling, ein 14jähriges Schulmädchen und ein Kind von acht Jahren! (Von den Verwundeten, von den Geschlagenen, von den Geschändeten, von den Verschwundenen spricht keine Liste. Ihre Zahl ist darum nicht zu ermitteln.) Bedenkt man nun, wie viele der Getöteten, der Eingekerkerten und der Ausgewiesenen Familienväter waren, vergegenwärtigt man sich, daß die Franzosen jeden Mißliebigen seiner Wohnung berauben und wenn irgend möglich seinen Hausrat beschlagnahmen, so faßt einen über all diesem Unglück namenloses Mitleid, ein Gefühl, das die französischen und belgischen Soldaten für deutsche Frauen und Kinder nicht mehr zu kennen scheinen.

Und was ist Frankreichs Gewinn? Eine Schädigung des deutschen Menschen und der deutschen Wirtschaft, im ganzen Reiche, vor allem im westlichen Grenzgebiet.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erhalte ich nichts, so sollst du wenigstens ebenso oder noch stärker leiden, so soll deine Wirtschaft zerstört werden. Für die Deutschen ist eine solche Denkweise schwer verständlich. Sie widerspricht irgendwo ihrer innersten Veranlagung: sie erscheint ihm bewußt oder unbewußt sinnwidrig und gegen höhere, gegen allgemeine Weltgesetze zu verstoßen. Nur so ist es zu erklären, daß die deutsche Öffentlichkeit von diesem Vorgehen der Franzosen überrascht war, das doch so viele Vorgänger in der Geschichte der französischen Einfälle im westlichen Grenzgebiet hat: von den Verwüstungen der zügellosen Armagnacen, die der französische König Karl VII. gegen Basel schickte, und die das Elsaß ausplünderten, über die Verwüstung der Pfalz und die Einäscherung Heidelbergs, Mannheims, Speiers und zahlreicher anderer Städte, welche keineswegs infolge von Kämpfen oder sonstigen Kriegshandlungen, sondern als kaltblütig ersonnene Maßnahme zur Verheerung deutschen Landes und auf ausdrücklichen Befehl Ludwigs XIV. („Brûlez le Palatinat", „Verbrennt die Pfalz") erfolgte, bis zu den Greueln der Revolutions- und napoleonischen Einfälle, welche neben militärischen Requisitionen noch besondere zivile Requisitionen durch eigens aus Paris entsandte, heute würde man sagen Wirtschaftskommissionen vornehmen ließen, deren Zwecke die Wegführung alles beweglichen Gutes waren.

Doch genug der geschichtlichen Erinnerungen. Die wirtschaftliche Seite ist seit langem bei den Franzosen schwach, auch in ihrem eigenen Lande. Die Besetzung der Ruhr und die gewaltsamen Eingriffe in die vertragsmäßigen Kohlenlieferungen sind Frankreichs Industrie bisher zum Unheil ausgeschlagen. Die französische Hüttenindustrie, die, wie das Bulletin des Hüttensyndikats („Comité des Forges") kürzlich schrieb, jährlich sechs bis sieben Millionen Tonnen Ruhrkoks, also für den Arbeitstag rund 22 000 Tonnen braucht, erhielt seit drei Monaten dank der frankobelgischen Gewaltpolitik und der deutschen Abwehrmaßnahmen knapp ein Zehntel des Erforderlichen. Die Folgen blieben nicht aus. Von den in Ostfrankreich gelegenen 24 De Wendelschen Hochöfen waren mit Märzbeginn nur noch sechs, von acht Micheville-Hochöfen noch zwei, also jedesmal nur ein Viertel unter Feuer. Im übrigen Frankreich sieht es kaum besser aus.

Also auf der ganzen Linie Mißerfolge, über die eine gewiß erfolgreiche, teilweise recht gut gemachte und stets fleißig arbeitende Auslandpropaganda auf die Dauer nicht hinwegtäuschen kann. Je schlechter es nun mit der Beschäftigung der innerfranzösischen Eisenindustrie, dem Abtransport der Ruhrkohle und der Pénétration pacifique der rheinischen Bevölkerung zwecks weiterer Zertrümmerung Deutschlands stand, um so fieberhafter arbeitete man in jenen Bureaus, die sich in Paris und im Auslande mit Propaganda befassen.

* * *

Über die Bearbeitung des ehemals neutralen Auslandes und der angelsächsischen Welt werden wir vielleicht später einmal das mitteilen, was uns unsere auslanddeutschen Freunde und Leser der „Deutschen Rundschau" berichtet haben. Jetzt sei nur von Frankreichs Handlangern etwas erzählt, von jenen Staaten, die aus Frankreichs Gnaden Fetzen von Deutschland abreißen durften: Dänemark, Litauen, Polen und der Tschechei. Auf diese wurde seit dem 11. Januar von Paris ein erneuter Druck ausgeübt, damit sie ihrerseits von Norden, Osten und Süden her den deutschen Grenzgebieten ebenso Abbruch tun sollten, wie es Frankreich und Belgien im Westen unternommen haben. Diesen Pariser Wünschen kamen die natürlichen Neigungen der kleinen und mittleren Gernegroße nur allzusehr entgegen:

Dänemark hat kürzlich ein Gesetz erlassen, das die berechtigten Wünsche der deutschen Minderheit keineswegs befriedigte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man halte sich vor Augen, daß Dänemark, das als hoch zivilisiert so oft belobte „germanische" Dänemark den Gedanken eines Minderheitenrechtes grundsätzlich ablehnt, daß es also in seiner Staatsauffassung unmodern, ja ebenso reaktionär ist wie Frankreich.

Dänemark läßt aber nicht nur die Wünsche „seiner" Deutschen, die durch die Art der Abfassung der Volksabstimmungsbestimmungen mit der ersten (nördlichen) Zone an Dänemark kamen, unbefriedigt, sondern es drängt nach Süden vor: in die zweite Zone, die sich am 13. März 1920 für Deutschland entschied, und über diese ins Hinterland. Die Zahl der Dänen ist hier, wie die Abstimmung bewies, verschwindend klein, die dänische Propaganda um so größer. Sie versucht, aus Mangel an Dänen Deutsche in diesem Grenzstrich des Reiches dänisch zu machen und für die Idee des dänischen, d. h. eines kleinen, neutralen Staates, der wirtschaftlich und politisch nicht der französischen Erpressung ausgesetzt ist, einzufangen. Die Mittel der Dänen sind die alten geblieben wie zur Abstimmungszeit: ihr Geld und ihr Speck sind Hauptargumente, die freilich in allerhand Maskierungen den Deutschen geboten werden. Solche wirtschaftlichen Vorteile bietet man deutschen Eltern, die ihre Kinder zum dänischen Unterricht anmelden, oder Zeitungslesern, die dänische oder meist zwar deutsch geschriebene, aber dänisch gesinnte Blätter beziehen. Diese dänische Presse unterbietet die deutsche und liefert nicht nur unter dem Gestehungs-, sondern sogar unter dem Papierpreis. So kommt es, daß die Bezieher dieser Blätter, wenn sie ihre Zeitung sammeln und als Altpapier verkaufen, einen Preis erzielen, der höher als der Bezugspreis ist. Die Propaganda dieser Presse ist recht gut abgestuft. Während die dänisch geschriebenen Blätter, zum Beispiel „Flensburg Avis", offen gegen alles Deutsche hetzen, messen die deutsch geschriebenen, auf Seelenfang ausgehenden Zeitungen, vor allem die zahlreichen Neugründungen im südlichen Schleswig, die Kost sorgfältig ab, die sie den Lesern vorzusetzen wagen. Die äußersten Vorposten dieser Zeitungskette getrauen sich bisher noch nicht, offen für Dänemark einzutreten. Sie begnügen sich damit, alles Deutsche, vor allem die Regierungsmaßnahmen, ätzend zu bekritteln und das feste Gefüge des Volkes zu erschüttern. Jede für Deutschland ungünstige Nachricht wird breitgetreten, Dänemark erscheint dagegen verklärt, im Schimmer ruhigen Gedeihens!

Diese Propaganda, die an jene der Franzosen in Elsaß-Lothringen bis 1914 lebhaft erinnert, ja vielleicht nach dem gleichen Rezepte eingeleitet ist, setzt überall dort ein, wo Risse in unserem Volksleben sind: bei den Parteigegensätzen, die gerade in Schleswig groß sind, bei den sozialen, bei dem Gegensatze zwischen Stadt und Land. Zwischen Schleswig und Holstein soll eine gefühlsmäßige Trennungslinie gelegt werden, welche die politische vorbereiten soll: das ist das Ideal der Eiderdänen, denen die Feiern der 1848er Erhebung vor 75 Jahren ganz und gar nicht zusagen. Die Friesen der Westküste und der Inseln werden gegen die Angeln des Ostens ausgespielt!! Es ist nicht ohne tiefere politische Bedeutung, daß der Deutsche Schutzbund in diesem Jahre zu Pfingsten gerade in Schleswig und Hamburg tagen soll!

* * *

Das Memelgebiet, der letzte noch nicht endgültig aufgeteilte Rest der Deutschland entrissenen Grenzstriche, ist kürzlich von der Botschafterkonferenz dem Litauischen Staate zugesprochen worden, eine Entscheidung, die dem Willen der Bevölkerung stracks entgegenläuft. Über den gewaltsamen Einbruch der Litauer ist schon vor zwei Monaten an dieser Stelle berichtet worden. Inzwischen hat sich herausgestellt, daß dieser Einfall diplomatisch glänzend vorbereitet war.

Die ans Ruder gekommene Regierung hat sofort in brutalster Weise groß-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

litauische Ziele verfolgt und die memelländischen Interessen ebensowenig beachtet wie die „Bedingungen", unter denen die Übertragung der Souveränität erfolgt war *).

Das Gegenteil geschah. Zahlreiche Einwohner wurden verhaftet und allerhand überstürzte Neuerungen auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiete — ohne Befragung der Bevölkerung — eingeführt. Die Folgen waren große Demonstrationen, die ursprünglich von den Notstandsarbeitern ausgingen. Diese forderten hierbei Erhöhung der Arbeitslöhne sowie Freilassung politischer Gefangener. Auch die Kommunisten beteiligten sich. Sehr bald jedoch übernahm das Gewerkschaftskartell die Leitung und forderte vom Oberkommissar Budrys: Rückgängigmachung der Ausweisungsbefehle — Aufhebung des Ausnahmezustandes — Wiederherstellung der Versammlungs- und Pressefreiheit — Verbilligung der Lebensmittel und Herabsetzung der Visa- und Paßgebühren — deutsche Amtssprache.

Budrys, der neue Oberkommissar, lehnte ab, und es kam zu dem nun schon wochenlang anhaltenden Generalstreik — ganz wie an der Ruhr. Budrys ging dagegen mit äußerster Brutalität vor, löste den deutschlitauischen Heimatbund auf, wies dessen Führer aus, zensierte und verbot Zeitungen — kurz, er benahm sich wie ein kleiner Degoutte, ganz nach französischem Muster.

Bezeichnend ist, daß immer wieder Nachrichten verbreitet werden, Ostpreußen solle vom Reiche abgetrennt werden. Hier ist der Wunsch der Vater der Nachricht. Kommt sie aus Kowno oder ist von dort irgendwo anders ausgesprengt, so heißt es, eine Teilung zwischen Litauen und Polen sei vorgesehen. Stammt sie dagegen aus polnischen Quellen, so wird eine Einverleibung in den polnischen Staat, womöglich unter Einbeziehung Litauens, vorausgesagt. Das sind alte Wünsche der Polen. Man vergleiche die in Jahrgang 48 Nr. 2 der „Deutschen Rundschau" skizzenhaft wiedergegebene polnische Karte von Swiechowski und Niekrasz.

* * *

In Polen selbst wallt es im Siedekessel der politischen Leidenschaften. Man verzeiht den Minderheiten ihren Erfolg bei den letzten Sejmwahlen nicht und sucht nach Anlässen, ihnen zu schaden. Als kürzlich der katholische Prälat Butkiewicz in Moskau hingerichtet wurde, brachen in Warschau Unruhen aus. Zum Ausgleich fand ein Judenpogrom, veranstaltet von einer antisemitisch-polnisch-nationalistischen Studentenverbindung, dem Rozwoy-Bunde, statt. Läden wurden geplündert, Wohnungseinrichtungen zerstört und Juden mißhandelt. Auch die Deutschen erleben böse Zeiten. So fand in Posen in Anwesenheit des Ministerpräsidenten Sikorski eine Sitzung statt, in der dieser zur allgemeinen Befriedigung zusagte, daß — trotz der gegenteiligen Entscheidung des Völkerbundes — im Laufe des nächsten Jahres aller Besitz der Deutschen eingezogen werden sollte. In Oberschlesien ist es sogar zu neuen Gewalttaten gekommen. Der Leiter der deutschen Minderheitsschulbewegung in Hohenbirken, Bauer,

*) Die wichtigsten sind:

1. Einrichtung einer autonomen Regierung im Memelgebiet und einer Volksvertretung sowie weiterer Einrichtungen, die die Anerkennung der beiden im Gebrauch befindlichen Sprachen, den Grundsatz der Gleichheit aller Einwohner, welches auch ihre Rasse, Sprache und Religion sei, und die gleiche Behandlung der Landesangehörigen und der Ausländer hinsichtlich der Ausübung der bürgerlichen Rechte und des Handels respektieren.

2. Organisation der Freiheit des Durchgangsverkehrs zur See auf dem Wasser- und Landwege in einer Weise, die den Interessen der litauischen und der polnischen Gegenden Rechnung trägt, deren natürlicher Mündungspunkt Memel ist, und Schaffung einer autonomen Verwaltung des Memelgebiets, die seiner Entwicklung angepaßt ist, und die besonders durch die Einrichtung einer Freizone und durch die Anwesenheit geeigneter Vertreter jede Gewähr bietet, daß die genannten interessierten Gegenden Litauens und Polens in diesem Hafen die für ihren Handel erforderlichen Einrichtungen finden werden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:32 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wurde von der polnischen Polizei verhaftet. In Kattowitz wurden wieder zahlreiche Schaufenster und Schilder an Häusern, die deutschen Staatsangehörigen gehören, mit Teer besudelt. An vielen Stellen wurde ein Totenkopf aufgepinselt mit der Unterschrift: „Die Deutschen müssen raus" und „Raus mit den Juden!" Gleichzeitig trafen Meldungen von der Aufstellung neuer Insurgentenbanden ein.

In Polnisch-Oberschlesien und der Tschechei wurden von Staats wegen die Anwerbungen von Bergleuten und Transportarbeitern für das Ruhrgebiet durch französische Agenten begünstigt: ein unneutrales Verhalten, das jedoch nur den in Erstaunen versetzen kann, der sich über die Gesinnungen der Lenker des polnischen und tschechischen Staates, deren beide Kammern kürzlich ein „Gesetz zum Schutz der Republik" nach deutschem Muster, jedoch zur Knebelung ihrer Minderheiten, angenommen haben, Illusionen hingibt. Daß die tschechische Regierung Sammlungen für die Ruhrhilfe und die Aufnahme von Ruhrkindern verbot, ist schließlich nicht mehr verwunderlich.

Über den Anwerbungen schwebte ein merkwürdiges Mißgeschick, das die schönstangelegten Pläne bisher zur Erfolglosigkeit verurteilt hat. Abgesehen davon, daß einer der französischen Hauptagenten, Herr Lilienthal, das gesamte ihm anvertraute Werbegeld unterschlug, stieß man in der Transportfrage, dank dem Solidaritätsgefühl der österreichischen Eisenbahner mit ihren deutschen Brüdern, die an der Beförderung tschechischer Streikbrecher keinen Gefallen fanden, auf solche Schwierigkeiten, daß man wohl die Arbeiterwerbung in diesen Gebieten vorläufig eingestellt hat. Diesen Entschluß mag wohl noch erleichtert haben, daß die Arbeiterschaft des Rhein-Ruhr-Gebietes, die deutsche und die polnisch-slowenische, über diesen Zuzug ortsfremder Kollegen wenig erfreut war und dem auch Ausdruck gegeben hat, wie überhaupt das Verhalten des slawischen Teils der Ruhrarbeiter — von einigen Führern abgesehen — an der französischen Politik wenig Gefallen fand.

Damit sind wir zum Ausgangspunkte unserer Betrachtungen zurückgekehrt. Der Ring, den Frankreich um Deutschland geschmiedet hat, ist wiederum etwas enger gezogen worden. Wiederum ist Frankreichs Programm, Deutschlands Zertrümmerung und die Zerstörung seiner Wirtschaft und der des Deutschen schlechthin, um ein Geringes gefördert worden. Aber Druck erzeugt Gegendruck, und es scheint, als ob dieser Gegendruck wenigstens in den Grenzgebieten immer stärker würde und die französischen Pläne zuschanden machen könnte.

Sylvanus.

Politische Rundschau

Die Rede Poincarés in Dünkirchen am 15. April und die Rede Rosenbergs im Reichstage am 16. April dürften einen Abschnitt in dem Kampfe um die Ruhr beendigt haben, der uns Deutsche zunehmend mit Besorgnis erfüllen mußte.

Am 16. März eröffnete die „Vossische Zeitung" einen journalistischen Feldzug für die Unterbreitung deutscher Vorschläge unmittelbar bei der französischen Regierung. Sie stützte sich dabei auf die beifällige Antwort, die Hervé einer entsprechenden Anregung Georg Bernhards in der „Victoire" zuteil haben werden lassen. Hervé gebe die Meinung der Kreise um den Präsidenten Millerand wieder. Deutschland und Frankreich könnten nach erfolgter Verständigung gemeinsam an den Wiederaufbau Rußlands herantreten. Sowohl Hervé wie der sozialistische „Populaire" äußerten die Hoffnung, daß Stresemann als Träger der Verständigungspolitik der kommende Mann in Deutschland sei. Auch den hinter Stresemann stehenden Industriekreisen werde im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Populaire" das Vertrauen der Franzosen ausgesprochen. Stresemann fand nicht sofort den Mut zum Einschnappen. Aber die wiederholten Ansprachen, die er in den folgenden Wochen hielt, ließen immerhin erkennen, daß es ihn reizte, die Bahn zu betreten, die das Blatt der deutschen Frankophilen ihm wies.

Inzwischen tagten die sozialistischen Führer der vier Westmächte am 20. März in Paris. Sie vereinbarten, den sozialistischen Einfluß dafür in die Wagschale zu werfen, daß die kommenden Verhandlungen vornehmlich dem Reparationsproblem und nicht der französischen Forderung nach politischen Sicherungen am Rhein gelten würden. Auf dieser Grundlage besprachen sie sich danach auch in Berlin selbst mit den Führern unserer Sozialdemokratie. Gleichzeitig mit der sozialistischen Konferenz in Paris hatte in Rom eine internationale Konferenz der Handelskammern begonnen. Auf ihr erschien auch Hugo Stinnes. Die Führung der Konferenz kam in die Hände der Vertreter der Vereinigten Staaten. Das Ergebnis war, daß sich die Handelskammern ebenfalls für die Voranstellung des Reparationsproblems vor die französischen Sicherungsforderungen einsetzen wollten. Im Sinne des von Hughes vor dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet gemachten Vorschlages nahm die Konferenz in Aussicht, durch einen internationalen Sachverständigen-Ausschuß die Leistungsfähigkeit Deutschlands nachprüfen und daraufhin die Entschädigungssumme erneut feststellen zu lassen.

Am 27. März versammelte sich der Auswärtige Ausschuß des Deutschen Reichstags. Er faßte einhellig eine Entschließung, die zwar den Widerstandswillen des deutschen Volkes abermals ausdrückte, aber auch die Bereitschaft zu internationalen Verhandlungen zum Ausdruck brachte. Auf den ersten Blick bedeutete die Entschließung keine Unterstützung des Feldzugs für eine unmittelbare deutsch-französische Verständigung, den Georg Bernhard inzwischen unverdrossen weiterführte. So ließ er durch den Pariser Korrespondenten am 22. März erklären, daß die Sicherheitsfrage von den extremnationalistischen Kreisen wieder aufgerollt werde. Offiziöse Organe behaupteten, daß maßgebende Kreise an eine Loslösung der Rheinlande nicht dächten, alle Bemühungen in dieser Richtung für zwecklos hielten, Smeets und Dorten für Frankreich kein Interesse böten, und daß ihnen eine Einigung etwa auf der Grundlage eines von England vorgeschlagenen Garantiepaktes der französischen Regierung vorschwebe. Es verdiene Erwähnung, daß die extrem-nationalistischen Kreise mit einer gewissen Sorge an die Möglichkeit eines Regierungswechsels in Deutschland dächten. Bald aber lehrten uns gewichtige Äußerungen von Mitgliedern des Ausschusses in den deutschen Zeitungen, daß die Entschließung des Auswärtigen Ausschusses mindestens keine Spitze gegen Bernhard und die „Vossische Zeitung" hatte. Professor Hoetzsch machte in seiner außenpolitischen Rundschau in der „Kreuzzeitung" am 4. April 1923 darauf aufmerksam, daß in dem Programmentwurf, auf den sich Frankreich und Belgien am 12. März in Brüssel geeinigt hatten, zum ersten Male das Wort Räumung vorkomme. Belgien habe sich dafür eingesetzt und damit England in aller Deutlichkeit seine Ablehnung der französischen Annexionspolitik zu erkennen gegeben. Von deutscher Seite sei daraufhin am 27. März in der Sitzung des Auswärtigen Ausschusses die Losung ausgegeben worden: Ablehnung jeder Kapitulation, Fortführung des passiven Widerstandes, aktive deutsche Außenpolitik.

Aktive deutsche Außenpolitik! Damit war das Stichwort für alle parlamentarischen Anläufe der zwei Wochen von Ostern bis jetzt ausgegeben.

Anfang April suchte Loucheur in England sowohl Bonar Law wie Lloyd George auf. Er wurde in Paris wiederum von Hervé als dem Sprachrohr Millerands und der „Journée Industrielle", dem Blatte der Schwerindustrie, unterstützt. Seine Reise erschien wie ein Eingriff des Präsidenten in die Besprechungen, die am 20. März zwischen Paris und London über die Sicherheitsforderungen Poincarés am Rhein aufgenommen worden waren. Loucheur äußerte sich über die geldlichen Ansprüche Frankreichs an

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Deutschland mit einer gewissen Mäßigung. Er bezifferte den französischen Bedarf auf 26 Milliarden. Die Frage der Sicherungen ließ er bei den Besprechungen nicht aus. Es entstand aber der Eindruck, als ob er dem alten Gedanken der englischen Liberalen, im Entgegenkommen gegen die französischen Wünsche das Rheinland ähnlich dem Saargebiet unter die Verwaltung einer interalliierten Kommission zu bringen, keinen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen werde.

Unmittelbar vorher war durch den in Deutschland seit dem Kriege wohlbekannten Vertreter der Hearst-Presse in Deutschland, Karl von Wigand, das von der Reichsregierung unverständlicherweise seit Anfang Januar sorgfältig gehütete Geheimnis ihres Pariser Angebotes an die feindlichen Mächte gelüftet worden. Er drahtete seinen Auftraggebern den genauen Inhalt des Angebotes. Daraus ergab sich, daß wir uns zu dreißig Milliarden Goldmark erboten hatten, während nun Loucheur für Frankreich nur 26 Milliarden und dazu für Belgien 5 Milliarden veranschlagte. Wenn England auf seine Entschädigung verzichtete, mochten die Deutschen und die Franzosen so gut wie handelseins sein.

Es stellte sich heraus, daß Poincaré der Reise Loucheurs zugestimmt hatte. Die „Vossische Zeitung" trieb ihre Bemühungen nunmehr auf den Höhepunkt, sichtlich mit um so größerem Eifer, als die Reichsregierung andauernd kühle Zurückhaltung bewahrte. Die Presse der ganzen Welt wurde mit Nachrichten über Verständigungsfühler angefüllt. Der Kanzler selbst sollte sich eines in Frankreich wohl angesehenen Schweizers Dubois zu einem solchen Zwecke bedient haben. In den angelsächsischen Ländern sprach man sich bis in die Regierungskreise hinauf wieder mit wachsender Schärfe gegen Deutschland aus. Die leitenden Staatsmänner sowohl in London wie in Rom schoben Deutschland die Pflicht zu, mit einem neuen Angebot hervorzutreten. Unser Auswärtiges Amt beschränkte sich demgegenüber darauf, offiziös die anderen wissen zu lassen, daß Deutschland zu einer weitreichenden Entmilitarisierung seiner Westgrenze bereit sei, wenn Frankreich das gleiche an seiner Ostgrenze tue. Da Frankreich dazu nicht bereit sei, dürfte der Plan Loucheurs die Dinge nicht von der Stelle bringen.

In diesem Augenblick hielt es Stresemann nicht mehr. Er fühlte als Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses eine Verantwortung in sich. Er griff also in die außenpolitischen Erörterungen ein und wählte sich dafür, damit kein Zweifel an seinen Gesinnungen aufkommen könne, die „Vossische Zeitung" selbst zur Aussprache seiner Ansicht. Darin hob er am 8. April hervor, wie nahe man sich bei der Erörterung des Reparationsproblems gekommen sei, berief sich darauf, daß Cuno nach seinen eigenen Mitteilungen an Stresemann die Kanzlerschaft nicht mit dem Willen zum Kampf, sondern zur Verständigung übernommen habe, drängte England, auf seine Ansprüche an Deutschland zu verzichten, und riet den englischen Liberalen, die Sicherheitsfrage nach Möglichkeit aus den Verhandlungen auszuschalten. Mit passiver Politik, so informierte er nun die Rechtspresse, könnten wir nicht durchkommen. Wir müßten uns wieder zu aktiver Politik entschließen.

Die „Vossische Zeitung" sorgte dafür, daß die deutsche Öffentlichkeit von der guten Aufnahme des Stresemannschen Vorgehens sowohl in der englischen wie in der französischen Presse erfuhr. Schon einige Tage vorher war das Drängen der „Vossischen Zeitung" nach einem Ministerwechsel von Helmuth von Gerlach in der „Welt am Montag" wieder aufgenommen worden. Der ganze Druck der sozialistischen Partei auf unsere innenpolitische Lage gab der Haltung Stresemanns beachtliches Gewicht. Wir befanden uns unversehens wieder in einer politischen Lage, die der des Sommers 1917 glich. Das Parlamentariertum der bürgerlichen Parteien und der Sozialdemokratie drohte abermals der Regierung die Zügel der Außenpolitik aus der Hand zu nehmen. Unklar blieb nur, wie weit sich die Großindustrie hinter die Parlamentarier gestellt hatte. Es mußte auffallen, wie bestimmt die für eine deutsch-französische Industrie-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verständigung arbeitende französische Industriegruppe Loucheur in der ihr zugänglichen Presse stützte. Am 13. und 14. waren Poincaré und Theunis in Paris zusammen. Man zog zu den Beratungen gelegentlich nicht nur Loucheur, sondern auch Lubersac hinzu. Die Information, die man über das Ergebnis der Besprechungen herausgab, wurde hinsichtlich der machtpolitischen Absichten Frankreichs so zweideutig abgefaßt, daß die Stinnessche „D. A. Z." mit treffendem Spotte darauf antwortete, es sei nicht zu verkennen, daß der Deutsche Reichstag vor der Wiederaufnahme seiner Beratungen stünde. Damit wurde sichtbar, daß sich die deutsche Industrie — mindestens im Augenblicke — nicht hinter Stresemann stellte. Auch die Regierung ihrerseits blieb fest, und wenn selbst danach noch die parlamentarische Gefahr beträchtlich blieb, so sorgte Poincarés Rede in Dünkirchen dafür, daß sich die Stimmung im Reichstag nicht bis zu einer neuen Friedensresolution verdichtete. Herr Rosenberg fand am Montag die Bahn im wesentlichen vor sich schon frei, als er sich zur weiteren Durchführung des passiven Widerstandes und zu einer höflichen, aber bestimmten Abweisung einer aktiven Politik deutscherseits in der Richtlinie des Auswärtigen Ausschusses bekannte. Auch die Sozialdemokraten wußten dagegen nicht mehr anzugehen. Sie beschränkten sich auf die Feststellung, daß ihr grundsätzlicher Standpunkt von dem der Regierung abweiche. Stresemann machte viele Worte, schwärmte von einer nahen völligen Internationalisierung der Wirtschaft, legte im selben Atemzug scharfen Einspruch gegen alle französischen Absichten auf das Rheinland ein und lobte den Minister, daß er bisher aktive Politik betrieben habe.

Es wird sich nun zeigen müssen, ob die Reichsregierung das Parlamentariertum, nachdem sie seinen Ansturm aufgehalten hat, wieder zurückzudrängen vermag. Vermutlich wird der von den Parlamentariern in der Außenpolitik einstweilen verlorene Kampf um so heftiger im Inneren entbrennen. Die beiden Hauptpunkte sind dafür in dem Streben Stresemanns nach der großen Koalition und in dem Vorgehen Severings gegen die nationalen Verbände gegeben.

Auf der Gegenseite wird Frankreich voraussichtlich seine Bemühungen verdoppeln, die angelsächsischen Staaten für das Verbleiben der Franzosen am Rhein und an der Ruhr zu gewinnen. Es ist allerdings auch möglich, daß Poincaré für richtiger hält, zunächst wieder einmal die uns angelegten Daumenschrauben fester anzuziehen, und daraufhin die militärische Besetzung deutschen Gebietes weiter ausdehnt. Letzthin im Dezember ging dem Vorstoße Poincarés an der Ruhr ein ähnliches innerpolitisches Ringen in Frankreich zwischen Millerand, Loucheur, Tardieu und Poincaré voran, wie wir es soeben abermals erlebten. Obwohl an dieser Stelle auf Grund der Beobachtung der französischen Politik alle die Jahre hindurch nach wie vor damit gerechnet wurde, daß sich die Franzosen zum Verspeisen des nächsten Blattes der Artischocke anschickten, glaubten wir damals noch einem Zweifel Raum lassen zu müssen, ob Poincaré durchstoßen werde. Die „Revue bleue", die sich gelegentlich mit unseren Berichten beschäftigt, meinte unsere Vorsicht dahin ausnutzen zu dürfen, daß sie unsere Januar-Rundschau zu der Februar-Rundschau in einen krassen Gegensatz widereinander brachte. Unsere Leser brauchen demgegenüber nicht erst daran erinnert zu werden, wie ernst von uns immer die Möglichkeit des Einmarsches Frankreichs auch ins Innere des Reiches behandelt worden ist. Mit dem Blicke hierauf bitten wir auch der erhöhten Tätigkeit Frankreichs in den Staaten Ostmitteleuropas wiederum die Aufmerksamkeit zuzuwenden. General Lerond und selbst Foch reisen dort umher und besichtigen zumal, was Polen in den kommenden mitteleuropäischen Verwicklungen an Einsatz zu bieten vermag. Gleichzeitig ist Benesch in Warschau zu Verhandlungen gewesen. Polen hat seinen Wunsch erfüllt und sich bereit erklärt, Mitglied des kleinen Verbandes zu werden. Die Beziehungen zwischen ihm und der Tschechoslowakei scheinen von den letzten Hemmungen befreit zu sein. Die polnische öffentliche Meinung ist durch den Erfolg

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polens beim Völkerbunde, der ihm sowohl Wilna wie Ostgalizien opferte, erregt. Sein Ministerium hat neue, schwere Vergewaltigungen der noch in Polen ansässigen Deutschen angekündigt. An der uns aufgezwungenen oberschlesischen Grenze mehren sich die Zeichen polnischer Unruhe. Dazu kommt, daß sich in Litauen die Stimmung immer mehr gegen uns entwickelt, seit die Litauer nach Memel durften. Jetzt lockt man sie durch Hoffnungen auf Tilsit noch tiefer ins französisch-polnische Lager hinein.

Rumänien ist zum parlamentarischen Abschlusse seiner Verfassungsberatungen gelangt. Die Verfassung wurde am 27. März gegen den Widerstand der Deutschen Rumäniens angenommen; die deutschen Abgeordneten ließen sich in letzter Stunde bewegen, sich nur der Stimme zu enthalten. Die Verhandlungen hatten das Land in stürmische Bewegung gesetzt. Die Nachricht, daß unmittelbar hinterher eine Revolution ausgebrochen sei, hat sich aber nicht bestätigt. In Jugoslawien haben es unsere Volksgenossen bei den Wahlen nur auf 6 Abgeordnetensitze gebracht. Der programmatischen Haltung ihrer Partei gemäß werden sie ohne Vorbehalt den den Staat beherrschenden großserbischen Radikalen zugezählt. Auch die in Bosnien gewählten Mohammedaner stehen auf derselben Seite. Dennoch hatten die Groß-Serben den Wahlerfolg nicht für sich. Sie haben allerdings innerhalb des Serbentums ihre Nebenbuhler, die Demokraten, zurückgedrängt. Aber in Kroatien ist der Erfolg der föderalistisch gesinnten Partei Raditsch' weit über ihre Berechnungen hinaus groß geworden, und auch Slowenien hat föderalistisch gewählt. Daraufhin haben Raditsch und Pasitsch noch vor dem Zusammenbruch der neuen Kammer Verhandlungen über eine Umänderung der Verfassung aufgenommen. Raditsch fordert eine so weitgehende Föderalisierung Jugoslawiens, daß er sogar das Amt des Banus wiederhergestellt wissen will. Es ist trotzdem mit einer Einigung beider Gruppen zu rechnen, da beide an dem Bestande des jugoslawischen Staates selber nichts ändern wollen, und da beide auch Gegner des mitteleuropäischen Gedankens, d. h. jeder Wiederaufrichtung einer ganz Mitteleuropa umfassenden Staatenordnung sind. Sobald die Verfassungskämpfe in Rumänien und Jugoslawien der Vergangenheit angehören, dürfte Frankreich, gestützt auf die polnisch-tschechische Annäherung, wieder größeren Einfluß auch auf diese Staaten erlangen. Seine Propaganda hat inzwischen ebenso in Ungarn allmählich Fortschritte zu verzeichnen. Dort hat der Ministerpräsident Bethlen den Kampf mit den Rechtsradikalen aufgenommen. Vielleicht ist es richtig, das Vorgehen der ungarischen Regierung gegen ihre Rechtsradikalen mit dem Vorgehen Severings gegen die Rechtsradikalen in Preußen und mit dem Versuche, auch das bayerische Ministerium zum Einschreiten gegen seine Rechtsradikalen fortzureißen, in Beziehung zueinander zu bringen. Das Bedenkliche des Gewährenlassens Severings durch die Reichsregierung wird um so deutlicher, je mehr man es in außenpolitischen Zusammenhängen sieht.

Leistet Mussolini der gegen uns gerichteten Organisationsarbeit der Franzosen in Ostmitteleuropa seinen Beistand? Allem Anscheine nach hat sich die Stellung des Diktators in Italien während der letzten Wochen noch gefestigt. Er kam ans Regiment mit dem Rufe, der Mann der Lage zu sein. Im Besitze der Macht hat er sich beeifert, der katholischen Kirche die Bürgschaft verträglicher Gesinnung zu geben. Daraufhin haben sich ihm auf der katholischen Seite die Geister willig zugewandt, die nur schwer ertrugen, daß die politische Organisation der italienischen Katholiken, die „Popolari", nach dem Beispiele des deutschen Zentrums immer tiefer ins Fahrwasser der Sozialisten gerieten. Auf dem Parteitage der „Popolari", der in der zweiten Aprilwoche stattfand, konnte ihr Führer Dom Sturzo nur mit Mühe seine Getreuen vor einem Auseinandergehen in zwei Parteien bewahren. Außenpolitisch hat Mussolini Ende März den österreichischen Bundeskanzler Seipel gleichzeitig mit dem belgischen Außenminister Jaspar und dem polnischen Außenminister Skrzinski in Mailand bei sich gesehen. Er verhandelte mit Seipel über einen Handelsvertrag, der eine Zollunion zwischen Österreich und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Italien vorbereiten soll. Alles Wurzelechte im geschichtlichen Leben sucht immer wieder zum Sprießen zu kommen. Die alte österreichisch-italienische Politik Maria Theresias und Metternichs mit ihrem klugen Verständnis für die mitteleuropäischen Zusammenhänge Oberitaliens mit dem Donaugebiet drängt sich heute den italienischen und österreichischen Staatsmännern wieder auf, nachdem es inzwischen unserer kleindeutschen Bewegung gelungen ist, das Machtverhältnis Österreichs und Italiens ins gerade Gegenteil zu verkehren. Auf den Besuch des polnischen Außenministers bei Mussolini ist schon eine Einladung Polens, der Tschechoslowakei und Rumäniens nach Rom erfolgt, zum Vorwande wurde genommen, daß die noch schwebenden Entschädigungsfragen zwischen Italien und den Nachfolgestaaten geregelt werden müßten. Immer tiefer wird Österreich durch die Politik, zu der es sich im vorigen Herbst entschloß, trotz der großdeutschen Gesinnung seines führenden Politikers in das Netz der Feinde des deutschen Volkes hineingezogen. Obwohl Mussolini nach außen beständig den Anschein wahrt, als ob er sich mehr nach London als nach Paris hin orientiere, ist schwer abzusehen, wie seine Bemühungen im Bereich der Nachfolgestaaten anders denn zugunsten Frankreichs Früchte tragen sollen.

Weniger erfreulich für Frankreich sind die Vorgänge in Skandinavien, der Schweiz und Spanien. Spanien wird am 29. April Neuwahlen haben. Ende März war sein liberales Ministerium schon einer ersten schweren inneren Erschütterung ausgesetzt, weil das Haupt der spanischen Bischöfe gegen die antiklerikalen Reformpläne des Ministeriums Einspruch erhob. Der am meisten belastete Minister wurde einstweilen ausgeschifft. In Schweden hat die erste Kammer den Mut gefunden, der Minderheitsregierung des Sozialisten Branting nach sechsjähriger Dauer ein Ende zu bereiten. Mögen die Neuwahlen den Mut der ersten Kammer rechtfertigen! Vorsichtig, aber bislang noch entschieden versucht der Schweizer Bundesrat auf Grund der Volksabstimmung das Genfer Zonenabkommen gegen Frankreich zu halten. Vielleicht durch die Abstimmung ermutigt, soll er mit der holländischen Regierung verabredet haben, daß sich die beiden Staaten auch in der Rheinschiffahrtskommission wieder gegen die Franzosen wehren. Das Ministerium Cuno wird hoffentlich verhindern, daß die deutschen Vertreter dort noch einmal, wie zur Zeit Wirths, mit Frankreich gegen die Schweiz stimmen. Vorläufig nehmen sie erfreulicherweise an den Beratungen nicht teil.

In Osteuropa hält sich die bolschewistische Regierung andauernd in dem Zwielichte, das am meisten dafür taugt, den Gegner unsicher zu machen und in die Irre zu führen. An der Westgrenze besteht sie gegenüber den Randstaaten auf ihren Ansprüchen, so in der ostkarelischen Frage gegenüber Finnland, in der Frage von Wilna und in Verbindung mit der ukrainischen Regierung auch in der ostgalizischen Frage gegenüber Polen. In Persien setzte sie die Bildung eines russenfreundlichen Ministeriums durch und trug damit in der Richtung auf Indien einen neuen beachtlichen Erfolg gegen England davon. Dagegen hat sich die Spannung zwischen ihr und der türkischen Regierung seit dem Ausgange der Lausanner Konferenz noch verstärkt. Indessen braucht dieser Spannung, wenn man sie auf ihre Anlässe hin prüft, auch gegenwärtig noch keine entscheidende Bedeutung beigemessen zu werden. Die Türken haben sich nach dem Empfange der von den Westmächten einer Durchsicht unterworfenen Friedensvorschläge dazu bereiterklärt, die Verhandlungen in Lausanne wieder aufzunehmen. Kemal Pascha scheint Wert darauf gelegt zu haben, dadurch, daß er seine Anhänger in der Kammer zur Wiederaufnahme der Verhandlungen bewog, den Grund zu einer Auflösung der Kammer gegen die extremeren Gruppen zu bekommen. Er hofft, in Lausanne, innenpolitisch in seiner Führerstellung noch gefestigt, wieder erscheinen zu können. Inzwischen geht schon ein Zeitungsstreit hin und her, wie weit die Türken die Note der Westmächte als Grundlage der künftigen Besprechungen angenommen haben. Auch der Konzessionsvertrag, den sie kürzlich mit Amerika abschlossen, das sogenannte Chester-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Abkommen, läßt nicht vermuten, daß sie im Rückzuge vor den Westmächten sind. Diese werden vermutlich in Lausanne noch einen schweren Stand mit den Türken haben.

Der Eindruck, den bei all dem die englische Politik macht, ist nicht geeignet, ihr schon stark vermindertes Ansehen in der Welt wieder zu heben. Er hat durch die öffentliche Erörterung des ungemeinen Mißverhältnisses, das zwischen der englischen und der französischen Luftflotte besteht, noch gelitten. Wir werden uns jedoch hüten müssen, daraus voreilige Schlüsse auf die Weltlage zu ziehen, weil die englische Kunst des Abwartens und Ruhigbleibens schon schwierigere Zeiten überwunden hat. Es will immerhin etwas heißen, daß die englische Politik nicht mehr mit Lloyd George belastet ist. Die englischen Staatsfinanzen haben im letzten Jahre wieder einen Überschuß von 100 Millionen Pfund ergeben. Dadurch erfreut sich die englische Außenpolitik einer nicht zu unterschätzenden Bewegungsfreiheit. Während sie in Mitteleuropa den beinahe unbeteiligten Zuschauer spielt und in Vorderasien auf der Lauer liegt, ist sie im Stillen Ozean an der Seite der Vereinigten Staaten in erhöhter Tätigkeit begriffen. Allerdings erscheinen die Vereinigten Staaten dabei als der führende Teil. Ihr alter Schützling Sun Yatsen, der im vorigen Jahr geflüchtete Präsident der südchinesischen Republik, ist wieder obenauf und hat sich sogar gute Verbindungen mit dem Vertreter der Moskauer Regierung, mit Joffe, verschafft. Die Pekinger Regierung, die aus den Ministerkrisen nicht herauszukommen vermochte, ist ganz und gar in die Abwehr zurückgedrängt. Japan geht, in Würdigung der reinen Verhältnisse in China, immer weiter in seine Aufnahmestellungen zurück. Es hat darein gewilligt, daß das Ishii-Lansing-Abkommen vom 2. November 1917, worin ihm die Vereinigten Staaten unter dem Druck des europäischen Krieges eine Vorzugsstellung in China einräumten, als durch das Washingtoner Abkommen ersetzt erklärt wurde. Möglicherweise haben die Vereinigten Staaten dafür anerkannt, daß Japan in der Mandschurei und Korea bleiben kann und sich nur bei der Gelegenheit einige Konzessionen gewähren lassen. Japan mag abwarten wollen, ob China rettungslos innerer Auflösung verfallen ist, oder ob sich mit der immer unverhüllteren Wirtschafts- und finanzpolitischen Ausbeutung des chinesischen Volkes durch die beiden angelsächsischen Staaten nicht doch noch in China ein Widerstand sammeln wird. Inzwischen hat der neue Ministerpräsident Australiens, Bruce, den Vorschlag eines besonderen Völkerbundes für die Länder am Stillen Ozean gemacht. Japan würde sich dann rasch dort in derselben Stellung vollständiger Ohnmacht befinden, in die wir in Europa geraten sind. Damit war zu rechnen, seit sich England und die Vereinigten Staaten über die Einladung zu der Konferenz in Washington verständigten. Japans diplomatisches Geschick hat vorläufig nur seine Herabdrückung ins Nichts durch die angelsächsischen Mächte verzögert, die Gefahr aber nicht zu beschwören vermocht. Pertinacior.

Der blaue Berg. Die Geschichte einer Jugend. Von Josef Magnus Wehner. München 1922. Albert Langen.

Das Buch erscheint wie ein flutender Barockaltar. Außerordentlich bewegt, bis ins kleinste gemeistert, durchbraust von einer heftigen Frömmigkeit. So sehr nun auch die Wimpelchen flattern und uns einen Sturm vortäuschen wollen, wir sehen doch alsbald Starre. Die Schilderung eines jungen Lebens, das inmitten eines ländlich-einfältigen Katholizismus aufwächst, gelingt auf das trefflichste. Doch sind diese Formeln und Zeichen so stark, daß der Versuch, Urheimisches in Sagen und Märchen aufraunen zu lassen, mißlingt, ein Schauspiel, das auch da, wo diese Gefühle unbeholfene Phantasien eines Knabengemüts sein sollen, bei der großen Gestaltungskraft des Dichters schmerzlich berührt. Ganz rein erstrahlt seine Gabe auf der Gegenseite, bei der seraphischen Gestalt der Mutter und in den mystischen Betrachtungen ihres Jugendfreundes, des toten Priesters. Jenes Unvermögen und diese reine Kunst drücken sich auch in Sprache und Gestaltung aus. Sobald das fremdere Gebiet betreten wird, verkrampft sich der Ausdruck und wird bizarr, und der lebendige Fluß der Erzählung wird zäh. Und demnach sei das Buch sehr empfohlen, nicht zuletzt um dieser Zwiespältigkeit willen, in der ein schöner und reiner Wille treibt.

Wolfgang Goetz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Dichter Hermann Burte. Von Dr. Hans Knudsen. Mit einem Bildnis des Dichters. Konstanz, Reuß & Itta.

Eine treffliche und sich von jedem Panegyrismus fernhaltende Einführung in einen der deutschesten Dichter, die wir zurzeit besitzen. Wie ein Prophet hatte Burte einst vor 12 Jahren in seinem „Erkrankten König" warnend gerufen: „Unheilbar ist erkranktes Königtum!", d. h. ein Königtum, das sich nicht mehr in sich selbst sicher fühlt, sondern der Masse Zugeständnisse macht, halb aus Schwäche, halb aus Mitleid. Was der Dichter damals voraussah, ist eingetroffen — dem Aufbegehren des urteilslosen „Volkes" ist mehr und mehr nachgegeben worden, und Deutschland brach zusammen. Gerade in solcher Zeit der hohlen Phrasen von „Freiheit" und „Volksregierung" bilden Burtes Bücher, voran „Wiltfeber", eine besinnliche und nachdenkliche Lektüre: die Geistigen, die herrschen sollten, denen die Masse gehorchen sollte, gehen unter, wie Wiltfeber, der „ewige Deutsche"; die Zeit ist einem Strome vergleichbar, „wenn Jauche hineinkommt und kotige Lösung, so sterben an ihrer Zeit zuerst die Edlen", wie die Forellen. Diesen Edeldichter uns mit raschen Schritten nahe zu bringen, ist Knudsen gut geglückt; wer mehr von ihm haben will als eine bloß flüchtige Bekanntschaft, der greife indes zu seinen Werken! Wolfgang Stammler.

Charles Sealsfield. Ethic Elements & National Problems in his works. Chicago 1922, B. A. Uhlendorf Ph D. University of Illinois.

In dem Jahrbuch der deutschamerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois (Jahrgang 1920/21) ist diese ausführliche, mit langatmigem Fußnotenapparat auftretende Abhandlung über Sealsfield und die völkischen Probleme seiner Werke zuerst erschienen. Allen Deutschamerikanern wird das Buch wertvoll sein. In Deutschland haben anscheinend wenige unserer Generation Sealsfield gelesen. Das Problem dieses Menschen bietet jedoch allgemeines Interesse, wird leider im vorliegenden Werke nur knapp behandelt. Der hochbegabte deutschböhmische Mönch Postl hielt die Klosterenge nicht aus und entwich. Vergeblich bestrebte er sich, in den österreichischen Staatsdienst zu treten, er entzog sich den polizeilichen Nachstellungen 1823 durch die Flucht nach den Vereinigten Staaten, blieb selbst seiner Familie verschollen. Sorgfältig beobachtend wanderte er umher, hoffte dann in Deutschland durch Reisebeschreibungen sich ein Dasein zu gründen. In seiner Not geschah das Schmachvolle: er, der glühende Freiheitsverkünder, der Demokrat, erbot sich, als Spion in Metternichsche Dienste zu treten. Wohl wegen dieses unauslöschlich dunklen Punktes hat er alle Spuren seines Namens, seiner Herkunft sorgfältig verwischt. In der Schweiz lebend, blieb er der Unbekannte, auch nachdem seine Romane aus dem amerikanischen Leben im großen deutschen Leserkreis Aufsehen erregten, er den berühmten deutschen Schriftstellern eingereiht wurde. Eingehend und sorgsam schildert der Verfasser dieser Studien das damalige Nordamerika, die mannigfachen Strömungen, das farbige, gärende Leben, auch weist er auf Sealsfield-Postls Bedeutung für das dortige Deutschtum. Das Englisch dieses deutschamerikanischen Gelehrten ist wenig reizvoll, ist jedoch korrekt. Marie von Bunsen.

Fieber und Heil in der Jugendbewegung. Von Wilhelm Stählin. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt.

Die ältere Generation steht der deutschen Jugendbewegung, die nicht nur dem Erzieher, sondern auch dem Politiker als ein nicht zu unterschätzender Faktor entgegentritt, mit zwiespältigen Gefühlen gegenüber. Diese besonnene und doch in die Tiefe gehende Schrift des bekannten Nürnberger Predigers und Religionspsychologen ist in hohem Maße geeignet, in vielen Dingen endgültige Klarheit zu schaffen. Sie rührt an die jedem Kenner des Gebietes wohl vertraute Frage, wie der Übergang aus dem metaphysischen Schwarmleben der Jugendbewegung in das umgrenzte Gebiet männlich verantwortlicher Tätigkeit gefunden werden kann. Dem überwundenen Zerrbild der frühalten Großstadtjugend wird die ebenso fragwürdige Gestalt des Menschen gegenübergestellt, der aus der Jünglingshaftigkeit nicht den Ausweg findet, weil die Jugendbewegung die Jugendlichkeit selber zum absoluten Maßstabe zu übersteigern in Gefahr ist. „Wandervogel und was weiter?" Damit ist das Problem auf eine prägnante Formel gebracht. Aus einer reifen menschlichen Weisheit heraus gewinnt Stählin einen Standort, der eine gerechte Würdigung der unverlierbaren Werte der Jugendbewegung mit einem klaren Blick für ihre Gefahren verbindet. Junge Menschen, die selber an dieser gefährlichen Wende stehen, und ältere, die das Verständnis für die heutige Jugend zu verlieren fürchten, werden aus der gehaltreichen Schrift gleichermaßen reichen Gewinn schöpfen können. M. H. Boehm.

Das neue Arbeitsrecht. Systematische Einführung von Professor Dr. jur. Walter Kaskel. Berlin 1920, Julius Springer.

Das neue Arbeitsrecht. In erläuterten Einzelausgaben herausgegeben von Dr. J. Feig und Dr. F. Sitzler. Berlin, Franz Vahlen. Seit 1919 eine größere Anzahl von Bändchen.

Wenn man heute die Sinzheimerschen Bücher „Über den Grundgedanken und die Möglichkeit eines einheitlichen Arbeitsrechts" 1914 und „Ein Arbeitstarifgesetz" 1916 mit dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhalt der oben angezeigten Werke vergleicht, so erkennt man, wie viel Wasser in den Wein der marxistischen Hoffnungen und Entwürfe geflossen ist. Das gründliche und durchaus wissenschaftlich genaue Werk Prof. Dr. Kaskels trägt das Gepräge des reinsten positivistischen Intellektualismus. Die auf Art. 162 der Reichsverfassung und den Versailler Frieden Art. 387 ff. (Kaskel S. 287 f.) aufgebauten, blütenträumähnlichen Hoffnungen internationalen Arbeitsrechts sind in nur geringem Maße verwirklicht. Der Ausschluß der deutschen Verhandlungssprache seitens der „Westeuropäer" hat inzwischen die Teilnahme der arbeitsreichsten und auf diesem Gebiete führenden deutschen Nation an den internationalen arbeitsrechtlichen Bestrebungen zur moralischen Unmöglichkeit gemacht. Der aufrichtige Marxist muß das bekannte neueste Simplizissimusbild „Leben und sterben lassen!" („Vivre et faire mourir!") den Verhandlungen dieser Heuchler der Zivilisation und erlogenen Ententehumanität vorheften.

So bleibt uns nichts übrig, als uns vom ökumenischen Prinzip positivrechtlich auf das national-deutsche Arbeitsrecht zurückzuziehen. Die systematische Darstellung dieses Arbeitsrechts durch Kaskel ist zu begrüßen und — wenn man von der intellektualistischen Grundfärbung absieht — durchaus zu loben. Sie zerfällt in die Einleitung und 6 Teile: Arbeitsbeschaffung, Arbeitslosenfürsorge, Arbeitsleistung (Schutz-, Tarifrecht, Berufs- und Betriebsorganisation, Arbeitsgemeinschaft), Arbeitsstreitigkeiten (Gerichtsbarkeit und Schlichtung), Arbeitsrecht einzelner Berufe (Dienstboten, Landarbeiter, Bergleute, Heimarbeiter), endlich das internationale Arbeitsrecht. Meine Gegnerschaft gegen Kaskels Ansichten über die Arbeitsgerichte ist bekannt: Es ist nicht Aufgabe des Richters, dem Publikum zu gefallen, eine solche Aufgabe wäre auch unlösbar (vgl. Meyer, Die zukünftigen deutschen Arbeitsgerichte, S. 23).

Die kleinen Feig-Sitzlerschen Kommentare der beiden gesetzgeberischen Vorarbeiter des neuen deutschen, in der Entstehung begriffenen Arbeitsrechts sind für den Praktiker des Arbeitsrechts unentbehrlich. Aber auch ihre theoretische Grundlage ist tief und tragfähig. Die Verfasser sind unter Verhältnissen von unsagbarer Schwierigkeit tätig gewesen. Die Natur „unechter Kompromisse" der meisten Gesetze des neuen Arbeitsrechts nimmt ihnen das, was Bismarck das „Lebensprinzip" des politischen Daseins genannt hat. Die Verfasser haben überall, insbesondere bei der Landarbeitsordnung, dem Betriebsrätegesetz und beim Tarifvertragsrecht „cum sacrificio intellectus" arbeiten müssen. Was sie trotzdem geleistet haben, wird ihnen eine spätere Zukunft danken. E. M.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Kurt Rheindorf, Remagen a. Rhein. — Dr. Paul Jakob Kaestner, Berlin. — Otto Linck, Schorndorf. — Univ.-Prof. Dr. Ernst Horneffer, Gießen. — Dr. Heinz Brauweiler, Düsseldorf. — Ina Seidel, Berlin. — Baron J. von Uexküll, Londorf. — Dr. Karl Dietor, Privatdozent, Frankfurt a. M. — Dr. Emil Ertl, Graz. — Landgerichtsrat Dr. Eugen Meyer, Berlin-Halensee. — Prof. Dr. Anton Bettelheim, Wien. — Univ.-Prof. Dr. Karl Haushofer, München.

Vom Geiste der Völker

Das „ewige" Frankreich

Wenn bewaffnete Massen in Bewegung gesetzt werden, lassen sich bei der Gebrechlichkeit aller menschlichen Einrichtungen Leiden der Bevölkerung im Einbruchsgebiet nur vermeiden, wenn es sich um eine hochstehende Truppe mit eiserner Disziplin und straffster Selbstzucht handelt. Beide Eigenschaften wird niemand den französisch-belgischen Horden nachrühmen wollen.

Seit dem 11. Januar sind an Ruhr und Rhein 54 deutsche Menschen von den Franzosen und Belgiern gemordet, aus dem einzigen Grunde, weil sie das Unglück hatten, Deutsche zu sein. Diese Blutschuld fällt auf das Haupt der Poincaré und Dégoutte.

Das gesamte französisch-belgische Volk aber ist verantwortlich für die Art und Weise, mit der die Soldaten an Ruhr und Rhein hausen. Die Mordtaten erfüllen uns mit Zorn und Trauer, das Verhalten der Soldateska, vor allem der Offiziere, mit Ekel und Haß.

Aus der Fülle des jammervollen Materials müssen wieder einige Fälle hier Platz finden.

Aus dem amtlichen Protokoll, Gruiten, am 26. Februar 1923:

Im Rathause erscheint die Hebamme Frau Johann Stach, Maria geb. Hagedorn, wohnhaft Flurstraße, Gemeinde Gruiten, und erklärt:

„Heute vormittag, als ich zu einer Frau Julius, die auf der Kölner Straße wohnt, gerufen wurde, um eine Entbindung vorzunehmen, bin ich von drei Franzosen (einem Offizier und zwei Mann) überfallen worden. Diese stammten vielleicht von der in Mettmann liegenden Besatzung. Sie begegneten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mir an einem Wäldchen hinter dem Hause von Schäfer Engemann. Als sie meiner ansichtig wurden, sprangen alle drei von ihren Pferden. Zuerst verlangten sie von mir den Paß, dann packten sie mich, und der Offizier schnitt mir mit einer Schere den größten Teil meines Haares ab, nahm einen Teil mit und warf das übrige auf die Straße. Ich habe gesehen, daß die beiden Soldaten Haarschneidemaschinen bei sich hatten. Da ich nicht stillhalten wollte, bin ich von dem Offizier noch zweimal verprügelt und mehrmals mit Füßen getreten worden. Es half nichts, daß ich darauf hinwies, daß ich zu einer Wöchnerin gerufen sei, vielmehr wurde dies mit der Bemerkung beantwortet, alle deutschen Frauen mitsamt ihren Kindern könnten ruhig kaputt gehen. Auch erklärte der Offizier, der geläufig deutsch sprach, daß sie ins Ruhrgebiet gehen und da Fortsetzung machen wollten; allen blonden deutschen Frauen wollten sie die Haare abschneiden. Alle blonden Haare würden sie nach Frankreich schicken, mein Zopf brauche nicht länger zu sein als der Schwanz von seinem Pferde. Meine Ledertasche, in der sich die von mir bei den Entbindungen benötigten Sachen befanden, wollten sie zuerst auch mitnehmen, ließen sie dann aber liegen. Infolge des Überfalls ist es mir nicht möglich gewesen, die Wöchnerin zu besuchen." v., g., u.

gez. Frau Stach.

Abschrift eines amtlichen Protokolls

über die brutale Mißhandlung des Bureauangestellten L. in Bochum, der am 5. März von den Franzosen verhaftet wurde. L. sagte u. a. aus: „Als ich am Montag, 5. März, nachmittags 3 Uhr, meine Arbeitsstelle in Bochum aufsuchen wollte, wurde ich beim Verlassen des Bahnhofs von einem französischen Offizier und einigen Soldaten angehalten und ohne jede Erklärung grundlos verhaftet. Einem Dolmetscher vorgeführt, protestierte ich gegen meine Festnahme. Ohne meine Fragen zu beantworten, beschuldigte mich der Dolmetscher, daß ich am selben Tage vormittags 8 Uhr am Rathause französische Anschläge abgerissen hätte. Ich entgegnete ihm, daß dies nicht möglich sei, da ich durch Zeugen nachweisen könnte, daß ich bereits um 7 Uhr 30 Min. vormittags auf meinem Bureau gearbeitet hätte. Darauf erhielt ich durch den Dolmetscher eine Ohrfeige, daß ich durchs Zimmer taumelte. Auch die Schreiber schlugen auf mich mit Linealen, Löschern usw. ein. Zum Schluß bekam ich einen Tritt, daß ich die Treppe hinunterflog. Hierauf schleppten mich französische Soldaten unter Mißhandlungen in den Kohlenkeller des Wachtlokals. Die Atmosphäre, die in diesem Raume herrschte, spottete jeder Beschreibung. Ich erblickte ungefähr 15 Personen, die halb bekleidet mit zerrissenen und blutigen Anzügen, verbeulten Gesichtern auf dem bloßen Steinfußboden lagen. Ich mußte mich darauf entkleiden, mich an eine Wand des Kellers stellen und erhielt zuerst von mehreren Offizieren zahlreiche Hiebe mit der Reitpeitsche. Dann erschienen mehrere Soldaten, die wahrscheinlich mit Drahtpeitschen auf mich einschlugen. Nach ungefähr 15 weiteren Schlägen wurde ich vor Schmerzen ohnmächtig. Als ich nach einer Stunde wieder zu mir kam, fand ich mich ausgestreckt im Keller liegen. Ein Soldat brachte mir meine Kleidungsstücke und ließ mich dann für einen Augenblick ins Freie, da ich meine Notdurft verrichten wollte. Herr L. schildert dann, wie es ihm glückte, über die Mauer des Hofes zu entkommen, und wie er trotz der aufgenommenen Verfolgung und der Schüsse, die hinter ihm hergesandt wurden, die Freiheit wiedererlangte. Er hat sich von einem Arzt bei nächster Gelegenheit untersuchen lassen, der auf dem Rücken hinunter bis zu den Waden 72 Peitschenschläge feststellte. Die durchschnittliche Länge jedes Peitschenschlages betrug 74 Zentimeter."

Der am 24. 9. 1897 zu Duisburg-Meiderich geborene Heinrich Schillinski, der von der belgischen Behörde wegen verbotenen Waffentragens in Ruhrort verhaftet wurde, machte nach seiner Flucht vor der deutschen Behörde folgende Aussagen:

„Am 1. März wurde ich von der belgischen Behörde in Duisburg-Ruhrort wegen verbotenen Waffentragens verhaftet und abgeführt. Man führte mich des Abends gegen 11 Uhr in das Wachtlokal der belgischen Truppen. Hier waren etwa 30 Wachtposten anwesend, welche mich derart mißhandelten, daß ich drei Tage lang kein Glied rühren konnte, außerdem verweigerte man mir jede ärztliche Behandlung, bis sich endlich die deutsche Behörde für mich ins Werk legte. Hierauf wurde mir ein Arzt zugewiesen. Auf dem Wege zum Arzt war mir Gelegenheit geboten, zu entfliehen. Ich entkam auch glücklich und gebe nunmehr, nachdem ich das besetzte Gebiet hinter mir habe, folgendes an: Die an mir verübten Brutalitäten seitens der belgischen Besatzung trugen sich folgendermaßen zu: Kaum hatte ich das Wachtlokal betreten, als die Belgier auch schon mit Stöcken und sonstigen Gegenständen, Stahlhelmen usw. über mich herfielen und mich besinnungslos schlugen, dann traktierten sie mich mit Fußtritten, bis ich in einer Ecke liegen blieb. Man holte einen Eimer Wasser und schüttete ihn über mich, so daß ich wieder meine Besinnung erlangte. Man griff mich bei den Haaren und schleppte mich in einen Nebenraum, wo eine Wasserleitung mit drei Ausgußhähnen vorhanden war. Hier mußte ich mich unter vielen Schmähungen und Bedrohungen mit einem Revolver vollständig ausziehen, wurde dann unter einen Wasser-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hahn gesetzt, man ließ eiskaltes Wasser über meinen Körper laufen; damit aber noch nicht genug, an den beiden anderen Hähnen wurde nunmehr ein Eimer mit Wasser gefüllt und über mich geschüttet. Schreckte ich hierbei zurück, so wurde ich mit Faustschlägen und Kolbenstößen bedacht. Nachdem sie mich hier genügend schikaniert hatten, mußte ich mir die Hose anziehen, dann wurde an einem Abflußhahn ein Wasserschlauch befestigt, und der Schlauch wurde mir hinten in die Hose hineingesteckt und dann das Wasser laufen gelassen. Nunmehr stellte man mich unter Bewachung eine Viertelstunde ins Freie. Dann wurde ich wieder hineingeholt und an den glühenden Ofen zum Trocknen gestellt. Bei dieser Gelegenheit wurde ich mit glühenden Kohlen und Zigarettenstummeln beworfen. Auch hiervon habe ich einige Brandwunden davongetragen. Von der Wache wurde ich bespien. Auf einer Kiste mußte ich mit einem Besenstiel Gewehrgriffe vormachen, wobei an die Kiste gestoßen wurde und ich jedesmal mit dem Hinterkopf an die Wand schlug."

Aus einem Bericht des Essener Magistrats an den Oberpräsidenten von Düsseldorf:

Der Kaufmann Dörnenburg aus Essen ist nach seiner Einlieferung bei der französischen Wache in der Hauptpost derart mißhandelt worden, daß selbst seine nächsten Angehörigen ihn kaum wiedererkennen konnten. Er wurde mit dem Gewehrkolben derart unter das Kinn geschlagen, daß er sich zwei Stücke von der Zunge biß und die Zähne verlor. Außerdem ist das ganze Gesicht mit Flecken und Beulen besät und die Umgebung der Augen blutunterlaufen. Ein Arm wurde ihm zerschlagen und die Zehen an einem Fuße zerstampft.

Zwei Primaner der Humboldt-Oberrealschule wurden in Steele verhaftet, weil sie ein Flugblatt mit deutschfeindlicher Tendenz abgerissen hatten. In dem Wachtlokal wurde ein Maschinengewehr vor ihren Augen geladen. Sie mußten niederknien und sollten schwören, daß sie nie mehr ein Flugblatt abreißen würden. Sie lehnten das Ansinnen ab und sagten einem dazukommenden Offizier, er möchte die Kinderei unterlassen. Darauf wurde das Maschinengewehr wieder abgebaut und sie durch den mit Soldaten besetzten Flur unter Mißhandlungen wieder freigelassen.

Eine furchtbare Wochenchronik.

Wir bringen nur einen Auszug aus amtlichen Protokollen, reihen nur Fall an Fall. Trier, die alte Römerstadt, die schon Jahrhunderte hindurch von dem Raubdrang des Nachbarvolkes berannt wird, steht auch diesmal wiederum in der vordersten Reihe der Kämpfer und Leidträger. Berittene Spahis und Marokkaner führen ein Schreckensregiment. Diese farbigen Tiere gieren nach den blonden, hellhäutigen Moselmädchen.

Am 11. 2. überfielen in Trier zwei Spahis mit gezogenem Seitengewehr den Werkmeister H. und seine Ehefrau in der Absicht, die Frau H. zu vergewaltigen. Als der Versuch mißlang, raubten sie die Handtasche der Frau.

Am 13. 2. überfielen in Trier zwei Spahis die 15jährige Wilhelmine B. und schleppten das Kind mit Gewalt bis an die Eisenbahnbrücke am Kaiserpalast. Die aufgeregte Bevölkerung befreite das Kind und verhinderte so das beabsichtigte Verbrechen.

Die 18jährige Arbeiterin Susanna M. aus Trier war am 16. 2. mit anderen Frauen im Weinberg des Rittergutsbesitzers von Nell beschäftigt. Während der Mittagspause sprang ein Soldat auf sie zu, hielt ihr die Hände fest und versuchte sie nach einer Eisenbahnböschung zu schleppen. Auf die Hilferufe der M. eilten Frauen herbei, welche der Soldat mit dem Gewehr bedrohte.

Der Chauffeur Franz L. und seine Braut Johanna A., beide aus Trier, wurden am 16. 2. an der Eisenbahnbrücke Löwenbrückener Straße von farbigen französischen Soldaten überfallen. Den jungen Mann mißhandelten die Schwarzen und verjagten ihn, während sie dann versuchten, das Mädchen zu mißbrauchen. Auf die Hilferufe der Überfallenen ließen sie ihr Opfer frei.

Am 18. 2., abends, wurde in einer Straße Triers das Ehepaar W. aus Trier von Spahis überfallen. Der Überfall geschah in der Absicht, die Ehefrau des W. zu vergewaltigen. Da dies nicht gelang, entriß ihr ein Spahi die Handtasche, in der sich nebst anderen Gegenständen 7000 M. befanden.

In Saarburg bei Trier belästigten Angehörige der französischen Brückenwache am 13. und 14. 2. wiederholt Frauen und Mädchen mit unsittlichen Anträgen, z. T. unter Androhung von Gewalt und Mißhandlungen.

Der Arbeiter Johann G. aus Kürenz befand sich am Morgen des 11. 2. auf dem Wege nach seiner Arbeitsstätte in Trier. Vor dem Tore der Jägerkaserne in der Ruwerstraße versuchte ein Spahis unter Bedrohungen mit dem Gewehr, den G. zum widernatürlichen Verkehr zu zwingen. G. widersetzte sich und konnte entfliehen.

Die deutschen Behörden haben in allen Fällen Anzeige bei den Franzosen erstattet. Nicht ein einziges Mal wurden sie einer Antwort gewürdigt. Wehrlos, schutzlos und rechtlos ist die Bevölkerung der farbigen Soldateska ausgeliefert.

Das sind „nur" ein paar Fälle. Man muß sie mindestens verfünffachen, um der Wirklichkeit nahezukommen. Und das alles während einer einzigen Woche! Und dieses Schreckensregiment dauert nun schon über vier Jahre!

Poincaré aber hatte die Stirn, am 15. April in Dünkirchen zu sagen: „In dem Unternehmen, das erforderlich war, und das Frankreich ins Werk gesetzt hat, wird es durchhalten, wie es ohne Gewalt und ohne Provozierung bisher durchgehalten hat."

Ringwaldt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. April zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Lenz. — Wille, Macht und Schicksal. Von Max Lenz. (Kleine Historische Schriften III. Band.) 273 S. München 1923. R. Oldenbourg.

Lilienfein. — Das trunkene Jahr. Roman von Heinrich Lilienfein. 320 S. Stuttgart, J. G. Cotta.

Manzoni. — Die Werke von Alessandro Manzoni. Herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. (Bd. 3 und 4: Die Verlobten. Eine mailändische Geschichte aus dem 17. Jahrhundert; Bd. 5: Schriften zur Philosophie und Ästhetik.) München 1923, Theatiner-Verlag. (Gbd. GZ. 6,— und 7,—.)

Marcos. — San Ignacio de Loyola por Benjamín Marcos. Con prólogo del ilustrísimo Señor D. Enrique Vázquez Camarasa. (Biblioteca Filosófica.) S. 380. Mit zahlreich. Bildtafeln. Madrid 1923 (6 Pes.)

Müller. — Die Heilige. Roman von Franz Müller-Frerich. 233 S. Dortmund 1923, Gebrüder Lensing.

Münchhausen. — Meister-Balladen. Ein Führer zur Freude. Von Börries, Freiherrn von Münchhausen. (Sammlung „Dichtung und Dichter".) 214 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Musikalische Novellen. — Eine Auswahl von Novellen der Weltliteratur. Herausgegeben von Dr. G. von Westerman. 2 Bände. München 1923. Drei-Masken-Verlag.

Niemeyer. — Völkerrecht. Von Dr. Theodor Niemeyer. 168 S. Berlin 1923, Walter de Gruyter & Co. Sammlung Göschen. (GZ. 1,—.)

Nobel. — Handbuch des Staatsmanns. Von Alphons Nobel. Parteien / Gewerkschaften / Zeitungen / Parlamente / Kabinette / Verfassungen in allen Ländern der Welt seit dem Kriege. 348 S. München 1923, Wieland-Verlag.

Pastor. — Das Leben Albrecht Dürers. Dargestellt von Willy Pastor. 399 S. Mit 50 Bildtafeln. Leipzig 1923, H. Haessel. (GZ. 7,50, gbd. 9,—.)

Pastor. — Deutsche Urzeit. Grundlagen der germanischen Geschichte. Von Willy Pastor. 475 S. 32 Bildtafeln. Leipzig 1922, H. Haessel. (GZ. 9,—, gbd. 11,—.)

Petersen. — Karoline Mathilde. Von Albert Petersen. 463 S., mit 6 Holzschnitten von Fredderich-Campen. 2. Aufl. Hamburg 1923, Hanseatische Verlagsanstalt.

Pius. — Rundschreiben unseres Heiligsten Vaters Pius XI., durch göttliche Vorsehung Papst über den Frieden Christi im Reich Christi. Autorisierte Ausgabe (lateinisch und deutsch). Freiburg i. Br. 1923, Herder & Co.

Ponten. — Der Jüngling im Maskan. Fünf Erzählungen aus einem reisenden Leben. Von Josef Ponten. 183 S. Potsdam, Gustav Kiepenheuer.

Psalmen, die. — Übersetzt und kurz erklärt von Athanasius Miller. O. S. B. (Ecclesia Orans, 5. Bändchen.) 560 S. 5.—10. Aufl. Freiburg 1923, Herder & Co. (GZ. gbd. 6,60.)

Rausch. — Die Saarpolitik Frankreichs. Vorläufer und Vorbild seiner Politik am Rhein und an der Ruhr. Von Bernhard Rausch. 32 S. Berlin 1923, Zentralverlag.

Richter. — Die Religionen der Völker. Von Prof. Dr. Julius Richter. 110 S. München 1923, R. Oldenbourg. (GZ. 3,50.)

Rilke. — Sonette an Orpheus. Geschrieben als ein Grabmal für Wera Onckama Knoop. 64 S. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Sander. — Jesus und Johannes: Ein Mysterium von Otto Sander. Köln 1923, Rheinland-Verlag.

Sander. — O n i T. Von Otto Sander. 24 S. 4°. Köln 1922, Rheinland-Verlag.

Schäfer. — Mittelalter. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dietrich Schäfer. 160 S. München 1923, R. Oldenbourg. (GZ. 4,50.)

Scheurmann. — Als Landstreicher durch Amerika. Karl Steinhöfels Wanderungen durch die Vereinigten Staaten. Von Erich Scheurmann. 151 S. Konstanz 1923, See-Verlag.

Schütz-Leerodt. — Höhensteiger. Roman von Schütz-Leerodt. 182 S. Köln, J. P. Bachem.

Stein. — Die soziale Frage im Lichte der Philosophie. Vorlesungen über Soziologie und ihre Geschichte von Dr. Ludwig Stein. 3.—4. Aufl. 592 S. Stuttgart 1923, Ferd. Enke.

Stifter. — Bunte Steine. Nachlese. Von Adalbert Stifter. 755 S. (Dünndruckausgabe). Leipzig, Insel-Verlag.

Storm. — Ausgewählte Werke von Theodor Storm. Mit Einführung und Anmerkungen herausgeg. von Prof. Dr. Otto Hellinghaus. 2 Bände. 2. vermehrte Aufl. Freiburg i. Br. 1923, Herder & Co.

Ströver. — Neugestaltung des Geldwesens. Von Carl Ströver (Rechtsanwalt beim Obergericht der Vereinigten Staaten). 40 S. Berlin 1923, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Tagore. — Meine Lebenserinnerungen. Von Rabindranath Tagore. 375 S. München 1923, Kurt Wolff.

Tolstoi. — Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre. Roman von L. N. Tolstoi. Übertragen von H. Röhl. 493 S. Leipzig, Insel-Verlag.

Torrund. — Verschlossene Truhen. Erzähltes und Erlebtes. Novellen von Jassy Torrund. 290 S. Köln, J. P. Bachem.

Verhaeren. — Der seltsame Handwerker und andere Erzählungen. 109 S. mit 26 Holzschnitten von Franz Masereel. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

Wagner. — Trotzdem. Ein deutsches Spiel in fünf Bildern von Hans Gustav Wagner. 73 S. Stuttgart, J. G. Cotta (zurzeit 2000,— M.).

Weber. — Gesammelte Dichtungen von Friedrich Wilhelm Weber. 3 Bände. Mit zwei Bildnissen des Dichters, herausgegeben mit Lebensbild von seinen Kindern Elis. und Dr. Fr. W. Weber. Paderborn 1922, Ferdinand Schöningh. (Gbd. GZ. 15 —.)

Winkler. — Die Bedeutung der Statistik für den Schutz der nationalen Minderheiten, von Dr. Wilhelm Winkler. 75 S. (Schriften des Institutes für Statistik der Minderheitsvölker, Universität Wien Nr. 1.) Wien 1923, Franz Deuticke.

Wunderle. — Einführung in die moderne Religionspsychologie. Von D. Dr. Georg Wunderle. 140 S. (Sammlung Kösel.) Kempten 1923, J. Kösel & Fr. Pustet.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hydra

(Mit Benutzung einer Darstellung Pierviviano Zechinis, dessen Gedächtnis ich diesen Aufsatz weihe)

Von

Theodor Däubler

Einmal soll Herodot Hydrea, eine kleine Insel, die heute kahl und fahlgelb, im blauesten Meer, der Peloponnes zuschwimmt, erwähnen. Das erzählten mir stolz ein paar unterrichtete Hydrioten. Wer nämlich auf seinen Felsen beharrt, liebt diese Heimat mit Hingebung: die meisten Bewohner haben ihr Eiland längst verlassen. Amerika, der Piräus bedeuten für sie freizügigeres Fortkommen, weil leichteren Gewinn, endlich etwas Vergnüglichkeit. Sogar die Schwammfischerei ist in ägäischen Gewässern zu gefährlich, denn gar tief schwellen hier Schwämme aus dem Meeresgrund auf; drum begeben sich Hydrioten, für lange Monate, auf Suche nach griechischen Schwämmen, an die Nordküste von Afrika.

Wahrscheinlich lebten, seit verdämmernden Zeiten, griechische Hirten auf der Insel: vor etwa dreihundert Jahren wurde sie, wie Geschichte kundtut, eigentlich erst von Albanern bevölkert. Um den Ausbruch der Freiheitskriege flüchteten Griechen des Festlandes zu den ziemlich unabhängigen Hydrioten; heute verstehen bereits Kinder kaum noch Albanisch. Das nicht griechische Blut der meisten Menschen hinderte aber durchaus nicht, daß Hydra Herd des Aufstandes, um die Unabhängigkeit Griechenlands von den Türken, wurde. Die Kaufmannschaft war hier, im achtzehnten Jahrhundert, sehr reich geworden, opferte jedoch, späteren griechischen Händlergeschlechtern vieler Länder das große Beispiel gebend, den erworbenen Besitz vollkommen für den Dienst der Heimat. Seit den Befreiungskriegen ist man auf Hydra tatsächlich arm, und die kahle Insel entvölkert sich. Vielleicht gibt es, statt der dreißigtausend stolzen Hydrioten vor hundert Jahren, kaum noch, in der Welt verstreut, dreitausend. Die kurze Kriegsgeschichte von Hydra gereicht Hellas zur Ehre. Hier wehte die frühe Fahne der östlichen Christenheit in Aufruhr zuerst übers Meer. Eine Abbildung von ihr bewahrt man noch im Schatz der bischöflichen Kirche. Man ließ sie, gar mannigfaltig erdacht, über eigner Faust, oder von hoher Raa, in Begeisterung erhoben, durch die Welt flattern. Der Grund war dunkelblau; in der Mitte hatte das Banner ein Kreuz und, darunter erliegend, einen Halbmond. Rechts war ein schlangenumschlungener Anker und im linken Feld eine lorbeergekrönte Eule der Athena angebracht. Darunter stand geschrieben: *Θάνατος ἢ ἐλευθερία* — Tod oder Freiheit.

Seeräuber zu werden, zwang Hunger oft den Hydrioten; doch wunderbar: auf einmal entschloß er sich, hier im östlichen Mittelmeer, ein Sparta der Seefahrt zu gründen; das begab sich, als der große Korse seine Macht im Westen zu gestalten begann. Ein italienischer Arzt, der Hydras Heldenjahre mitgemacht hat, sagt: Wie durch ein Heiligtum der Vaterlandsliebe schritt man damals durch alle Gassen der Seekriegerstadt. Fremdling, ruft er künftige Zureisende an: halte den Kopf unbedeckt, falls du an Wunder des Opfermuts glaubst, wenn du jemals Hydras Boden betreten dürftest!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:33 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch beschreibt er, als feuriger Philhellene, die Sitten der Insel ums große Geschehen. Von der Zucht des Weibes hängt ja die Kraft des Kriegers und dazu Hoffnung auf ebenbürtige Söhne ab. Jeder Hydriot trug mit Stolz seine Inseltracht. Schön, wenn auch etwas zu bräunlicher Haut — ereifert sich der Italiener — sind die Frauen der Seehelden; doch ihre Art, ein Seidentuch um die Schläfen gefaltet und unterm Kinn geknüpft zu tragen, läßt leider des Antlitzes Anmut etwas verschwinden, denn zu gleichmäßig und rund erscheint uns dadurch das Gesicht. Über einen, leicht dem Leib schmiegsamen Seidenrock, prächtig bestickt, fiel eine steifgefaltete Jacke — das ursprüngliche ἔγκυκλον, meistens in zarten, grünen Tönen gehalten und mit schweren Bändern in auffallenden Farben, volkstümlich überbürdet. Kleine Pantoffeln, Homer würde sagen, so hell wie Perlen glitzern, schimmerten um die nervös hin und her bewegten Füßchen der früh zu Üppigkeit neigenden Morgenländerinnen. Zierlich an sich, weil sehr gepflegt, doch noch dazu mit vielen prunkhaften Ringen geschmückt, blieben die Hände der Hydriotinnen beherrschter, drum stiller, bei Rede und jedem artigen Betragen des Körpers, in meistens hingestreckter Lage, auf wohlgepolstertem Sofa. Die schwarzen Augen ließen das naturhaft-rhythmische Taktgeben der Seele, bei kleinen Verrichtungen der Finger, wie Kaffee in Schälchen gießen, Zigaretten herumreichen, als Mondgeheimnisse aufleuchten, doch auch bei begeisterten Gesprächen über Freiheit und Griechenland, sternende Entschlüsse zu Tag blitzen. Wenn nicht die schönsten, so waren die Hydriotinnen die anmutigsten Geschöpfe des Archipelagus. Ihr östliches Wesen begehrte bloß das Hellas ihrer Gatten und Söhne. Keine Liebeshändel wären möglich gewesen; nicht das betroffene Weib vielleicht, doch der Buhle hätte den Tod durch Dolchstoß fürchten müssen. Bloß von einer Hydriotin wußte man, seit Menschengedenken, daß sie Ehebruch beging — man band sie einmal nackt auf einen Esel und trieb das Tier, bei Hohn- und Schmähgezeter auf die Verirrte, durch alle Gassen. Nie konnte man einer Dame begegnen; außer einigen Afrikanerinnen, die sich als Dienstboten auf der Insel anwerben ließen, gab's kein Weib außer Haus. Freilich waren die Griechinnen damals — und das sagt auch Byron — obschon als Christinnen ungebundener, doch weniger gebildet als die Türkinnen aus bevorzugter Gesellschaft. Niemals nachlässig in fein bemessenen Bewegungen, doch faul im Gehen, lag auch die Hydriotin, als wäre sie Haremsweib, oft stundenlang, meistens mit türkisch-verschränkten Beinen, auf ihren schwellenden Kissen.

Buntschimmernde Süßigkeiten, Kaffee in kostbaren Schälchen, die man zierlich ziselierten Silberkästen entnehmen mußte, wurden dem zugelassnen Gast von einer Verwandten des Hausherrn gereicht. Vor diesen winzigen Leckerbissen, bot man frisches Wasser in großen Gläsern an; es war selbst im Sommer frisch. Man hielt es nämlich — wie übrigens auch jetzt — in sogenannten κανάτι, das sind poröse Tongefäße, die in Zugluft stehen bleiben, wodurch das Wasser, bei etwas Verdunstung kühlt bleibt, im Haus. Dann kam die Reihe ans Narghilé, die orientalische Wasserpfeife. Mühe hatte die Lunge, erste Wallungen vom Rauch des starken Argostabakes, den sogar der Sultan bevorzugte, durch ihre Flügel schwellen zu lassen. Redselig sind die Griechen, trotz ihrer Lebendigkeit, selten; stundenlang saßen sie, auch in jenen kriegerischen, doch nicht zu Zank neigenden Zeiten, ihr Narghilé rauchend, beieinander; kaum einer sagte ein Wort, und wenn es fiel, so bloß halblaut zum Nachbarn.

Die Männer — erzählt der Arzt — waren alle athletisch und schön: einige nahmen sich großartig aus. In ihrer Kleidung fand sich zur morgenländischen Leichtigkeit auch die Geschmeidigkeit des Europäers, bei einfachem Gehaben. Prahlerisch bestickt waren Weste und Jacke. In ihrem Auftreten stolz und ruhig, lassen Griechen doch hastig und unaufhörlich die Kügelchen ihres Komboloi (von κόμβος, Knoten)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die Finger gleiten. Es ist das eine Spielkette, die beim Türken religiösere Bedeutung hat. Die Muselmänner drücken nämlich jene Knochen- oder Bernsteinkugeln so lange, bis ihnen dabei eine Eigenschaft Allahs klar vor die Sinne tritt; dann erst folgt die nächste und so fort, bis die ganze Folge sich erledigt. Übrigens sollen die Mohammedaner ihre Komboloi von den christlichen Byzantinern übernommen haben. Am meisten brüstete sich jedoch der Hydriot mit dem Griff seines μαχαίρα, einer Art von Jagdmesser, dessen man sich allein auf der Insel bediente. Die Beinkleider — sie reichten bis zu den Knien — waren das Kleidungsstück, an dem man sie am besten unter Griechen herausfand. Sie waren sackartig, aus Leinwand und türkischblau. Ihren Schnitt hat man breit gehalten, und viele Falten solcher Hosen verliehen der Person, die sie trug, einen großartigen Anstrich. Leider, heißt es, sei der Ehrgeiz dieser Inselmänner oft bis zur Eitelkeit gesunken; Neid und Streit entstand, wenn der Name eines Menschen, der sich irgendwie hervortat, auf allen Lippen oder auch nur über einem Lippenpaar schwebte. Die Zeitung wurde schon damals das Unheil des neuen Griechenlands. Gewandt redete der Hydriot Griechisch, aber das Volk doch lieber Albanisch; wer ein Schiff besaß oder befahl, konnte gut Italienisch, Türkisch und Spanisch sprechen.

Sowohl die Männer als die Frauen hielten streng auf ihre Volkstracht; jeder Hydriot, der davon nur etwas abwich, hätte sich als Lästerer der Inselsitten benommen, wäre vielleicht wie Mönche eines strengen Klosters, die geringe Abweichungen in der Kapuze einführten, in dunkelsten Kerker geworfen worden. Aufruhr entstand, weil einmal einige Hydriotinnen ihr Kopftuch aus Wolle durch eines aus Seide ersetzen wollten. Ein höchster Gerichtshof wurde gebildet und faßte den Beschluß, daß es zu dulden wäre, wenn man Seide vorzog, doch die Farbe müßte blau bleiben, und die Musterung, gelbe Blümchen, sollte man nicht ändern. Die klügeren Frauen hielten sich nun auch ferner an den schlichten Brauch ihrer Großmütter und verachteten die Landsmännin in etwas prächtigerer Ausstattung. Die erste Hydriotin, die Handschuhe trug, war eine Tochter des hochangesehenen Konduriotis: einmal floh sie aus dem Vaterhaus in die Wohnung eines Priesters, um dort einen Sohn des ebenso beliebten Zamadós zu heiraten. Es gab darüber viel Klatsch und derbe Rügen. Die Schuld und Verantwortung für Abschleifung der hergebrachten Ansichten, wurde auf die Handschuhe geschoben; seitdem verwarf man jedes Weichen vom Bewährten, also auch den Gebrauch seidener Tücher, noch unweigerlicher. Ähnliches Festhalten an der alten Tracht führte auch im klassischen Hellas zu weithallenden Ereignissen. Als einmal, aus nichtigem Grund, Krieg zwischen den Ägineten und Athenern ausbrach, blieb von diesen bloß einer übrig. Er zeigte sich in Athen und wurde, für die schlimme Meldung von Müttern und Bräute der Gefallenen, mit Nadeln und Häkchen zum Aufrechthalten ihres Haarbaues, zu Tode gequält. Die Obrigkeit von Athen entsetzte sich über so grausame Schandtat und befahl den Weibern, sich von nun an nicht mehr auf dorische Weise, das ist mit gefährlichen Stahlgreten, sondern ohne solche, also auf jonische Art zu kleiden. Ein guter Teil von Hellas fand den weisen Beschluß der Athener für zeitgemäß, doch auf Ägina und zu Argos fürchtete man, die dorischen Ansichten, das Ansehen des Staates, könnten durch solche Abschaffung in der Tracht des Weibes Schaden erleiden, und es wurde dort befohlen, daß Häkchen und Nadeln, von nun an, sogar noch länger, spitziger und schärfer zum Gebrauch der Frau anzufertigen wären. Also kündet wohl Veränderung in der Kleidung Verschiebungen im Wesen ihrer Träger an? Als Pasquale Paoli — unter dessen Führung sich noch der Jüngling Napoleon Buonaparte, zum Trotz des Genuesentums gegen die Französlinge gestellt hatte — aus London auf seine Insel zurückgekehrt war, erregte sein altmodisches Sich-tragen unter den fortgeschrittenen Korsen Ärgernis. Er fügte sich aber keineswegs den neuen Gewohn-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heiten, sondern forderte Rückkehr zum Ehrbaren-Alten. Doch umsonst; sein Geklammert-bleiben am Hergebrachten half mit, daß er aus dem Wege geschafft wurde. Als Paoli einmal seinem Gegner Pozzo di Borgo entgegenrückte und sah, daß eine Menge mit verdächtiger Kopfbedeckung herankam, fragte er: Tragen diese Männer Hüte oder Mützen? — Mehr von diesen, als von jenen!, ward ihm die Antwort. So, seufzte er: nun, dann ist meine Zeit vorbei, besser, daß ich mich fortbegebe!

Vor der französischen Revolution war der Handel von Hydra belanglos. Als aber Franzosen, Spanier und Italiener von der Schiffahrt im Mittelmeer und der Ostsee ausgeschlossen blieben, machten sich die Hydristen anheischig, diese ausgesperrten Völker mit Getreide aus Alexandria, Odessa und dem Archipelagus zu versehen: hauptsächlich wichtig wurde ihre Hilfe im Handel, während der Jahre 1816 und 1817. Sie trotzten immer wieder den Europa mit Hunger drohenden Briten, die Berber und andere Seeräuber schlugen sie in vielen Treffen und hielten sich die Meerfurche von Hydra nach Marseille, Genua und Cadix frei. Fast kein Grieche, mit Ausnahme seltner Psarioten, gelangte über Gibraltar damals hinaus; den nunmehr seetüchtigsten und kriegskundigen Männern Hydras war es geläufig, bis nach Amerika zu segeln. Pouqueville sagt, im Jahre 1816 hätten sie 120 Schiffe, darunter 40 mit 400 bis 600 Tonnen Gehalt, auf See gehabt. Als ihr Handel nicht mehr der einzige blieb, drohte Hydras Kaufmannschaft und Reedereien unvorhergesehne Not. Seeraub oder Krieg war nun die Frage ans Gewissen. Man entschloß sich für Griechenlands Freiheit zu kämpfen. Hydra führte sein Stadtwesen bereits unabhängig von der Hohen Pforte, hatte es auch einen bösen Zoll an die Türkei zu entrichten: es mußte nämlich jährlich, auf eigne Kosten, dem Sultan 150 Matrosen liefern und erhalten. Viele Hydrioten hatten sich freilich auch freiwillig in Dienste am Goldenen Horn begeben, wo sie es zum Pascha brachten. Dieser Tribut erinnerte an den der Könige von Sizilien an Rom, später der Korsen an Genua; doch dafür war es keinem Türken gestattet, die Insel auch nur zu betreten. Schließlich gelang es Hydra, Matrosen von Hermione in Sold zu nehmen und den Großtürken mit ihnen, als Blutsteuer, abzufinden. Das Entscheidende für die Befreiung Griechenlands geschah nun aber auf Hydra: keinen Sohn der Insel schob es mehr in fremden Zwangsdienst ab, sondern jeder Matrose wurde am Verdienst des Reeders und Kapitäns beteiligt. Also zum erstenmal in der Geschichte des Archipelagus, siegten Besitzer und Diensttuende in Eintracht, von einer kleinen Insel aus, über das Weltreich des Halbmondes in Asien, Afrika und Europa. Schnell war der Sprung aus Leibeigenschaft, Fron dem Unterjocher, über Besoldung, zu freier Berechtigung des Arbeiters auf See gewagt und in Glücklichkeit entfaltet worden. Wir denken da gern an Gabriele d'Annunzio, der es im Entwurf zu einer Verfassung von Fiume — er sandte sie mir nach Berlin — unternahm, mit herrlichen Forderungen vor sein Volk zu treten: großzügige Opfer der Bevorzugten, hohe Hingebung ans Vaterland bei allen Beteiligten am Staate waren ihm Voraussetzung. Kühn geführter Handel füllte unaufhörlich den hellenischen Kriegsschatz auf der gutgeborgenen Insel; einmal — es war am 21. Juli 1821 — erreichte ein solcher Kauffahrer in Marseille die Nachricht vom Tode Napoleons. Er war dabei, statt Getreide, Waffen zu verladen. Ein Grieche, er sollte bald der Held Mavrokordatos heißen, hatte das veranlaßt, sprang selbst an Bord und ließ sich nach der Peloponnes bringen. Das Gebiet von Olympia lieferte das beste Holz für Schiffsbau: schön waren die Formen der Fahrzeuge von Hydra; besonders schön, weil bloß aus Überlieferung, keiner anderen Wissenschaft, gebildet. Wie bei den alten Griechen — Goguet beschreibt es uns — verwandte man damals im Archipelagus, zum Schiffsbau, Ulmen, Pappeln und Tannen, freilich sind in den warmen Ländern diese Hölzer härter, darum geeigneter, als schon in Oberitalien. Auf der Leichtigkeit des Holzes beruhte aber auch der Flotte Geschmeidigkeit durchs Meer. Sextant,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Log, jedes nautische Werkzeug, außer der Nordnadel, fehlte an Bord; nicht einmal Seekarten kannten die Seehelden von Hydra! Wenig anders als die hohen Vorfahren, die Homer besingt, bewegten sich somit die Inselbewohner des Griechenlandes vor hundert Jahren durchs traubenblaue Gewoge um ihre Heimat. Auch die Schiffe ähnelten damals noch den mythischen: sogar die größten hatten bloß einen Mast mit breiter Raa und weitem Segel; flach, doch steil war der Achter, geschmückt und ausladend das Kastell, kurz: wie beim Fahrzeug des Theseus, auf einer Malerei aus Herkulanum.

Schon die Knaben von Hydra begaben sich auf See: jeder wußte mit Segel und Ruder umzugehen, lernte die Nachbarschaft des kahlen Eilandes kennen. Hunger und Durst zu leiden, Unbill sich waghalsig aufzubürden, war frisch aufgenommener Spartanerbrauch. Kein Kind scheute Gefahr, doch hatte man es bereits, wie die Erwachsenen, am Gewinn beteiligt. Stark war jedes Kauffahrers Besatzung, fast immer blieben Blutsverwandte beieinander. Zu Meuterei sollen übrigens die Hydrioten auch in ihrer Heldenzeit geneigt haben: zu stark blieb der Trieb zu Freizügigkeit immer bei griechischen Mannen vorhanden; doch stets müssen die Hydrioten auch unternehmend, mutig und geschickt gewesen sein. Ihre Ehrlichkeit, heißt es, war überall gerühmt. Kein Papier, bloß das Wort verpflichtete. Schreiben, lesen oder besonders vorlesen, konnten nur einzelne Menschen: Miaulis brachte es erst als Admiral dazu, seine Unterschrift, allerdings wie gestochen, unter Befehle zu setzen. Wenig Nahrung nahm man auf See ein, doch oft trank man, selbst bei Sturm, ohne Bedachtsamkeit, dann sangen die Männer übers Meer:

Hydra hat kein Feld, doch Schiffe,
Bloß das Meer ist sein Besitz.
Statt der Schaufel halt das Ruder,
Und so ernte'st du am Nil,
Werd' ich reich durch die Provence,
Doch gibt Griechenland uns Wein!

An Mühe und Entbehrungen gewöhnt, immer im Treffen mit Seeräubern, bereiteten sich die Hydrioten für den kommenden Krieg. Die Türkentruppen dürften gerade damals Üppigkeit und Völlerei unterlegen sein. Wenigstens berichtet man uns von Faulheit der Befehlshaber und Mannschaften auf des Sultans Geschwadern. Sklaverei, Harem auf See, übertriebner Kanonendonner als Salut der Zitadelle, wenn man sich ins Konak eines Hafens zur Behaglichkeit zurückzog, waren äußerste Zeichen von Verfall.

Auf Hydra erschien eine Zeitung, die öffentlich vorgetragen wurde. Sie hieß *Ὁ Φίλος τοῦ Νόμου* (der Freund des Gesetzes); ein Genuese, namens del Chiappa, gab sie heraus. Auch gab es auf der Insel bereits einige Volksschulen, ein Hospital und ein Lazarett, doch hielt sich Hydra von Europa unwirsch gesondert. So hatte der Senat den Aufenthalt Fremder auf der Insel untersagt. Dem italienischen Arzt, der trotzdem — wie er sagt — die fünf schönsten Monate seines Lebens auf der Insel verbrachte, widerfuhr auch manche Belästigung durch fremdenfeindliche, zu Steinwürfen bereite Gassenjungen. Seinem Bruder, der nur kurz dort weilen durfte, hatten sogar einige besonders eifrige halbwüchsige Kerle mit dem Tod bedroht, falls er sich aus dem Hafen ins Innere der Stadt begeben würde. Merkwürdigerweise erlebte auch ich, in dem so gastfreundlichen Griechenland, nur einmal, und zwar auf Hydra, eine bedrohliche Feindseligkeit. Ich schwomm am Abend, in anständigstem Badeanzug, von einer beliebten Auskleideklippe aus, ins goldene Meer. Plötzlich fielen Steine neben mir ins Wasser; ich hielt mich für nicht erkannt und wollte zu meinen Sachen zurück. Unmöglich: ich geriet in Gefahr, verletzt zu werden. Ein großer Stein nach dem andern sauste mir neben Kopf, Armen, Beinen nieder: nun blieb

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nichts als die Flucht vor einigen gehässig blickenden kleinen Hydrioten. Ich schwamm weit hinaus, legte mich auf den Rücken, ließ die Wellen über Bauch oder Rücken wegschaukeln, bis nach etwa einer Stunde — es war unterdessen Sternennacht geworden — ein Boot erschien, mich aufnahm und zu meinen Kleidern zurückbrachte. Beim Nahen vieler Erwachsener waren die Knaben davongelaufen; mir fehlte nichts von der verlassenen Habe.

Das Volk traute, auch zu Zeiten seiner Befreiung, keineswegs den Patriziern. Ein armer Bursche drohte einmal Lazzaro Konduriotis, ihn zu verunstalten und zu blenden, falls er seine Braut aus dem Geschlecht der Zamadós heiraten würde, denn diese Ehe wäre für das Gedeihen des Vaterlandes nachträglich. Konduriotis beachtete die Drohung nicht; am Tag nach der Hochzeit traf ihn jedoch ein Pistolenschuß ins linke Auge, so daß er einäugig ward und von nun an genannt wurde. Mit schwarzer Binde stand er seitdem immer in Seeschlacht und Gefahr bei Aufruhr. Der junge Mensch, der solchen Frevel begangen hatte, hieß Anton Kollura; als Grund solcher Untat gab er des Volkes Angst vor Eintracht der bis dahin entzweiten mächtigen Familien an. Bloß auf Neid und Eifersucht der Herrschenden, behauptete er, gründe sich die Hoffnung der Unterdrückten!

Noch zu Beginn der Freiheitskriege kam's auf Hydra zu einem Aufstand. Der ihn anstiftete hieß Anton Ikonómos. Der Handel fiel aus, Not wurde gefühlt. Konduriotis opferte einen Teil des Erworbenen. Die Archonten — es gab solche wie einst in Athen — schlugen ein ver sacrum, das heißt einen heiligen Frühling, durch Verpflanzung zu vieler Menschen auf anderen Boden vor. Doch umsonst: die Volksbewegung war bereits im Gang. Ikonómos redete: „Unsere Arme brachen den Marmor für die Paläste der faulen Kaufherren, brachten das Gold aus Perù und Mexiko, das dort andere Abgezehrte aus Gruben geholt haben." Und der Haufe rief: „Tod den Reichen! Wir wollen Freiheit, hoch lebe Antonios." Zwei Kapitäne, die Brüder Panagiotis und Theóphilos Dregna, wurden verwundet, ins Gefängnis geschafft. Bloß Antonios Kriesi, der später ein Held ward, warf sich den Anstürmern entgegen: doch endlich floh er vor den Starkbewaffneten ins Haus seines Freundes Georgios Bulgaris; und von dort aus schoß er, mit alter Armbrust, umgeben von Tombasi und Zamadós, in die Aufrührerischen. Schließlich wich die Menge, Ikonómos mußte fliehen; doch von Johannes Zacca, einem Kapitän auf eigenem Schiff ereilt, wurde er gefesselt, in Hydra eingekerkert.

Noch ein Aufstand entstand später, durch Wühlerei der Engländer. Damals wurden alle Archonten und Großkaufleute hinter Schloß und Riegel gesetzt. Auch Imanuel Tombasi, Bruder des Admirals, verlor durch Volkswut seine Freiheit. Konduriotis opferte 100 000 Piaster zugunsten der Matrosen ohne Schiff. Andre Patrizier spendeten ebenfalls viel von ihrer Habe, schließlich befriedigten sie ihr Hydra. Was hatte der Aufstand durchgesetzt? Vor dem letzten Volkssturm wurde die Insel auf Grund des französischen Handelsgesetzbuches verwaltet. Dieses Recht ward schon etwas früher vom türkischen Pascha, Feudalherr im Ägäischen Meer, durch hohe Zahlung erkauft. Wer der Insel der beweglichsten Schiffe vorsaß, befahl bloß fünfzig Mann Leibwache. Die Steuern trieb man durch Zoll auf Ein- und Ausfuhr ein. Hier ließ sich nichts zu Volkes Vorteil ändern. Doch hatten die Vornehmen ein Sonderrecht: bloß ihre Leichen wurden auf der Insel begraben, die der Armen aufs Festland gebracht. Es galt das als Zeichen, daß sie, die Reichen, sich als Eigentümer der Insel betrachteten. Giambattista Vico sagt: Die Riesen bewiesen durch die Gräber ihrer Verscharrten Herrschaft über die Erde. Deshalb, meint der große Philosoph in Neapel, blieb es auch römisches Recht, den Toten auf eigenem Boden zu beerdigen, wodurch Besitz auch geheiligt wurde. Dieses alte Gesetz schwand nun, auch das Volk auf Hydra erhielt seinen Insel-Friedhof.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nun traf die Bevölkerung bald ein allgemeines Unglück. Noch hatten die Männer des Ägäischen Meeres sich kaum am Aufstand der Peloponnes gegen den Sultan beteiligt. Plötzlich kam Nachricht, hundert Hydrioten seien grausam, am Tag nach dem Aufruhr von Patras, niedergemetzelt worden. Verzweiflungsgeschrei, Gestöhne der Verwandten hörten nächtelang auf der Insel nicht auf. Endlich wurde auf Befehl der Archonten das Banner der Befreiung gehißt. Cyrill, Bischof von Ägina, segnete es ein; am 28. April 1821 rief man das Reich des Kreuzes aus. Jakob Tombasi sollte das Großschiff „Themistokles" führen. Spatsä und Psará schlossen sich Hydra, ohne Eifersucht um die Hegemonie, an. Alle Kaufleute brachten ungeheure Opfer, drückten sofort die Mitgift ihrer Töchter um ein Drittel herab. Auch Hydrioten zu Odessa machten sich fürs Vaterland arm. Diesem Beispiel folgte Venedig im Jahre 1849, als sich dort achtzehn alte Familien mit acht Millionen Lire selbst besteuerten, da es die Vertreibung der verhaßten Österreicher galt.

Die Familie Konduriotis war so reich, daß sie allein, im Besitz von achtzehn Schiffen, die Ausgaben für den ganzen Seekrieg bestreiten konnte. Der Krieg wurde, nachdem Tombasi im Senat seinen Eid auf den wahren Gott geleistet hatte, ehrlich geführt. Man achtete die Flagge der nicht am Krieg beteiligten Völker und ließ sogar Waren für den Feind frei durch. Schiffe christlicher Herrscher wurden nicht untersucht, es wäre denn, daß feststand, sie brächten Waffen, Pulver oder Mannschaften zum Türken. Gefangengenommene Soldaten mohammedanischen Bekenntnisses führte man in den nächsten Hafen. Einmal ergab sich, daß man streng verfahren mußte! Der Speziot Stemitziotis hatte eine österreichische Golette gekapert; auf ihr befanden sich bloß Türken, die man aus Kleinasien aussandte, großes Christengericht auf der Peloponnes zu halten; das geschah am 3. Mai 1821, am ersten Tag, da die griechische Flotte die Fahne mit dem Kreuz im Archipelagus flattern ließ. Nie hatte sich das seit Verschwinden des schwarzen Doppeladlers von Byzanz, auf gelbem Feld, seit dem Fall von Konstantinopel ereignet. Die Griechen gaben dem Konsul der Wiener Regierung nicht nach, stellte sich doch heraus, daß dreißig große Schiffe, die zu Österreich gehörten, im Kykladenmeer „zugunsten der guten Sache der Türken" herumschifften. Oft wurde die Tatsache festgestellt: die Namen aller Schiffe und ihrer Kapitäne sind für die Geschichte aufgezeichnet, beispielsweise in den „Scene Elleniche" von Brofferio. Es handelt sich da um ein Beispiel der schädlichen Politik Metternichs. Franz Grillparzer war gewiß kein Schwärmer für Freiheit, diesem christenfeindlichen Vorgehen der hohen Herrn und Hüter des Rückschritts an der blauen Donau sträubte sich aber sein beherztes Wesen entgegen. Übrigens hat auch Treitschke — wenn ich mich richtig besinne — die unchristliche Haltung des Hauses Habsburg in der Griechenfrage gerügt *).

*) Anmerkung. In Griechenland fragt man sich oft: Warum sind die Deutschen heute griechenfeindlich? Waren sie als einziges Volk gegen die Befreiung des geknechteten Landes? Hofprediger August Honig, der Erzieher des jetzt herrschenden Königs Georg II. und seiner Geschwister, antwortete darauf, in einem Vortrag, den er im vorigen Jahr zu Salonik hielt. Er stellt mir freundlichst seine Unterlagen zur Verfügung: ich entnehme ihnen folgendes: Am 7. März 1821 überschritt der Fürst Alexander Ypsilanti den Pruth und entfaltete in Jassy die Fahne der griechischen Hetärie; einen schwarzen Phönix im weißen Feld.

2000 Jahre waren seit dem Untergang der hellenischen Freiheit vergangen. Zerbröckelnd lebte Griechenland, nach den furchtbarsten Heimsuchungen, fort. Nun richtete es sich zu neuem Dasein auf. Es muß ein edler Kern in einem Volk stecken, das jahrhundertelang in solchem Elend dahindarbt, durch Tyrannei und Brutalität ständig in seiner Ehre verletzt, doch den Glauben an ein menschenwürdigeres Los nicht verliert.

Hat das deutsche Volk diese Tat unterstützt, hat es versucht, zurückzugeben, was nach 1453 durch den Humanismus dem gesamten Abendlande gespendet wurde? Damals stand Deutschland unterm Einfluß von Metternich. Er hatte, obschon er ganze Gesänge

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Durch Volksbeschluß auf Hydra wurde angeordnet: die Familie jedes Mannes, der fallen wird, erhält die Stadt. Überhaupt tat die Insel für Hinterbliebene, ebenso wie für Ehrung aller Toten, Hilfe an verstümmelten oder auch heil heimgekehrten Kriegern fürsorgliche Dinge, die man damals im Morgenland durchaus nicht kannte.

Alle Inseln sandten, nach Maß ihrer Kräfte, Schiffe für den heiligen Aufstand (ἐπανάστασία); Hydra, das beinah so viele wie Marseille besaß, übertraf an Zahl und Rüstung alle andern im Archipelagus: 40 wurden mit 10 bis 20 Geschützen bestückt, 5000 Matrosen bedienten das kleine Geschwader. Die neue Fahne, die man damals übers Meer flattern ließ, ward durch ein Bildnis des Heilands, der die Kinder segnet, geheiligt. Der spartanische Sinnspruch: *H TAN H ΕΠΙ TAN* war drauf zu lesen. Die Hydrioten deuteten ihn: „Entweder mit oder hinab" — das wäre: siegen oder sinken. Merkwürdig, gerade die Hydrioten wurden von den Türken früher giudamlar = Hasen genannt. Damals aber lebte ein Kapitän Panagiotas, der sich so tollkühn zwischen die Feinde warf, daß ihn sogar die Seinen fürchteten, für wahnsinnig hielten. Doch außer Schlacht soll er fast schüchtern gewesen sein. Auch die andern Inseln stellten Schiffe dem Aufruhr. Spetsä 10 mit 164 Matrosen. Mykonos, das unter den Türken bloß wegen seiner süßesten Feigen berühmt war, 22 mit 132 Kanonen; das kleine Poros, dereinst Kalauria, eines mit 110 Mann und 16 Kanonen an Bord. Psarà zeichnete sich großartig aus: es sandte 20 kleine Fahrzeuge und 8 segelnde Brandstifter. Kymea, bekannt wegen seiner Taucher, weil Schwammfischer, mutige Kerle, wie sie Homer besungen hat, befand sich, obwohl vom

aus Byrons' Childe Harold auswendig wußte, keinen Sinn für das Ringen eines Volkes nach Freiheit. Überall witterte er verhängnisvollen Aufruhr. Auch Gentz sprach von einer legitimen Herrschaft der Türken, von den Rechten des siegreichen Eroberers. Wenn irgendwo, so ist dieses Wort eine Frivolität vor dem Schicksal der Griechen. Nicht der Staat der Griechen war von den fremden Unterdrückern (nicht Eroberern) unterworfen, sondern jeder einzelne Mensch im Staat des türkischen Herrn Sklave, also ein Teil der rechtlosen Herde seines Rajahs. Er hatte nach der Lehre des Islams sein Leben verwirkt und durfte es jährlich nur durch eine Kopfsteuer wieder erkaufen. Trotzdem hat die österreichische, damals eine deutsche Regierung, den griechischen Aufstand nicht unterstützt. Das ist furchtbar betrüblich. Viel strahlender stehen im Grund die Regierungen der andern Mächte auch nicht da: England besonders unterstützte die Griechen bloß seiner Pläne in Anatolien wegen; wenigstens hat keine deutsche Regierung mit christlicher Liebe und Philhellenismus geheuchelt.

Anders als die Regierungen stellten sich die Völker zum Freiheitskrieg der Griechen. Ungeheure Begeisterung erfaßte Europa. Auch ein Metternich und sein Helfer Gentz konnten diesen Sturm durch Deutschland nicht aufhalten. Nie wieder, seit jenen Tagen, hat Europa eine Bewegung von solcher Einmütigkeit gesehen.

Der bekannte Bahnbrecher war Byron.

„Auf Marathon schaun grüne Berge,
Und Marathon schaut in das Meer;
Da träumte ich, daß der Scherge,
Der Hellas band, geflohen wär'."

In Deutschland war das Zentrum der griechenfreundlichen Bewegung München. Der bayerische Kronprinz hatte die Gedanken Winckelmanns in sich aufgenommen und war durch Reisen nach Italien mit der Welt des Altertums vertraut geworden. Die Begeisterung fürs alte Hellas konnte in ihm nicht wieder ersticken. Niemand dachte damals in Bayern an die Möglichkeit, daß einmal ein Prinz aus dem Hause Wittelsbach den griechischen Thron besteigen könnte. Bloß eine Auferstehung des Hellenentums stand ihm und seinen Freunden als Ziel vor den Augen. Er jubelte und jauchzte bei jedem neuen Sieg der griechischen Freiheitskämpfer, die, wie auch die Helden von Marathon und Salamis, mit höchster Aufopferung rangen. So wurde der Kronprinz von Bayern der Führer des deutschen Philhellenismus.

Ihm zur Seite stand der Professor Thiersch, den Metternich einen der frechsten Schreier um Freiheit nannte. Er trat nämlich in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung" für die Sache der Griechen ein, verbreitete richtige Anschauungen über das Wesen und den Charakter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

großen Türkenhafen auf Rhodos aus am knappsten im Auge behalten, mit 12 Seglern und ebenso vielen Ruderbarken, zu neun Sitzreihen, auf See. Fast alle waren Schwammfischer, brauchten daher große Ruderboote und wurden der Schreck starker Segler bei Windstille. Trykera ließ seine raschen Einmaster, die sonst auf Seeraub zwischen den Klippen von Myrtos lauerten, aus der Bucht von Pagasae zum Freiheitskampf auslaufen. Tinos wandelte seine Barken in Brandstifter. Dem Beispiel folgten Andros, Santorin, Kos und Paros. Bloß Chios hielt sich fern; in alter Zeit hatte es sich gerühmt, daß siebenhundert Jahre lang keine Familie, nicht einmal ein Einzelner vom Weg der Ehre gewichen war, und nun fand es sich mit seiner Fron ab. Übrigens erzählt doch Herodot, daß die Chioten auf ihre Götter am entscheidenden Tag ihrer Geschichte nicht hören wollten. Hundert Jünglinge hatten sie ausgesandt, das Orakel zu befragen, ob sie zu Xerxes oder bei Athen stehn sollten, sie wollten Eingebungen ihrer Begeisterten zu Haus umdeuten; bald mußten sie ihren Frevel bereuen, die Bittgänger zum weissagenden Gott wurden alle, bis auf zwei, die des Unglücks Nachricht heimbringen sollten, von schrecklicher Seuche hingerafft.

Die Entscheidung zugunsten der Befreiung der morgenländischen Christenheit lag beinah in der Hand der Hydrioten. — Als Ibrahim-Pascha nach Taten der Inselleute, die wir hier erläutern möchten, das nackte Eiland, bei Achladókampos, hinter Argos, gewahrte, fragte er sich: Winziges England, wie lange wirst du noch widerstehn?

Miaulis, der große Volksmann zur See, führte den treffendsten Hieb. Vor Hydra, unter den Blicken der Gott um Hilfe bestürmenden Mütter, Weiber, Kinder auf der Insel, schlug er mit 18 Briggs die gesamten Streitmächte zur See dreier ungläubiger Weltteile. Jedes der 84 Vollschiffe des Großtürken war der ganzen Griechenflotte überlegen. Doch Miaulis überwand das übermächtige Geschwader. Der Bischof von

des griechischen Volkes. 1821 schon rief er zur Bildung einer deutschen Legion für die Griechen auf. Als die Ausführung des Planes, auf Österreichs Drängen, verboten wurde, schrieb er an Jacobs: „Sollte mir einfallen, die Geschichte unserer Tage zu schreiben, um das unselbständige, charakterlose Verhalten der Machthaber bei dieser Gelegenheit zu geißeln, so würde niemand in günstigem Licht erscheinen, als ein oft genannter und hochgestellter Fürst, der bei dieser Gelegenheit das Echte seines Wesens nicht verleugnet hat.“

Um Geldsammlungen zu verbieten, reichte Metternichs Macht nicht aus. Durch Stadt und Dorf, von Haus zu Haus, wanderte der Griechenkasten mit dem blauen Kreuz. In allen Städten bildeten sich Komitees. Nach vielen Kriegen war damals das deutsche Volk arm. Trotzdem konnten viele Hunderttausende an den Schweizer Eynard nach Genf gesandt werden, der sein Vermögen opferwillig für die Sache der Griechen hingegeben hatte. Johann Heinrich Voß, der Übersetzer Homers, gab 1000 Gulden, als einen kleinen Beitrag jener großen Schuld für die von Hellas empfangene Bildung! Auch die Hohenzollern spendeten; der König, die Prinzen, Garderegimenter folgten diesem Beispiel. 1826 schenkte Ludwig I., nun König, 120 000 Franken. Alle großen Empfänge und Feste wies er zurück. Das Geld sollte zur Hälfte den Armen des Orts, zur Hälfte den Griechen zugute kommen. Wenn man bedenkt, daß die Sammlungen in ganz Europa etwa 2½ Millionen ergaben, so ist der Beitrag der Deutschen ein recht ansehnlicher.

Nicht bloß Geld, auch Männer kamen aus dem deutschen Volk, die ihr Leben für Griechenlands Freiheit zu opfern bereit waren. Nicht weniger als acht Expeditionen Freiwilliger gingen 1821 und 1822 von Marseille nach Griechenland. Darunter waren von deutscher Seite Männer, die mit Körner und Schill für die Freiheit gefochten hatten; überdies viele Studenten und Offiziere. Nicht bloß Lord Byron blieb beim Untergang Missolonghis, auch sechs deutsche Philhellenen und der Schweizer Meyer.

Am 26. Januar 1833 betrat ein noch unmündiger König, aus dem Haus Wittelsbach, als Otto I., griechischen Boden. In seinem Namen führte eine Regentschaft aus deutschen Männern die Regierung. Dies ist die Zeit des deutschen Kultureinflusses in Griechenland. Deutsche haben die Grundlagen des heutigen Griechenlands gelegt, nicht um das junge Land selbstsüchtig auszubeuten: sie haben ihr eigenes Bestes drangesetzt, dem Volk zu helfen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ägina bat erſt vor — dann belaubte die Menge, mit gläubigen Lauten, den bloß vokaliſierten, faſt wortloſen Stamm und die melodiſchen Verzweigungen ſeiner kirchlichen Pſalmodie. Unten auf traubenblauem Meer tauchte der griechiſche Delphin und verletzte den mohammedaniſchen Walfiſch zu Tode. Das fremde Ungeheuer, Schreck der Schiffer im Archipelagos, röchelte und ſchwand. So rieſenhaft war die Angſt vor den Ungläubigen geweſen, daß alle Spezioten ſich auf Hydra begeben hatten; bloß einige Späher waren zwiſchen den Klippen der Heimat zurückgeblieben. Allen Flüchtlingen, den früheren Nebenbuhlern im Handelswettkampf, gewährte die Stadt Miaulis' Gaſtrecht. Allein aus Pſarà verteilte der Flottenkapitän Tombaſi vierzehntauſend Menſchen auf den übervölkerten Inſeln.

Miaulis ſchrieb das Wunder ſo vollen Sieges einem Einſchreiten himmliſcher Streitſcharen zu; bloß dem Kreuz, keiner Chriſtenſeele in Leibeshülle, ſollte Ruhm geſungen ſein! Man beſchloß, einen Splitter des Holzes, auf dem der Heiland für uns geſtorben iſt, aus Samothrake, dem geheimnisvollen Eiland der Kariben, auf die Inſel Hydra zu bringen. Kaiſer Konſtantin hatte die Heiligſte Reliquie den Mönchen von Blanquerne anvertraut; in hoher Heidennot übergaben ſie das geweihteſte Geſchenk den Hütern des Heiligen Tabor-Lichtes auf dem Berg Athos, von wo aus das liebſte Andenken an Jeſus auf die noch geborgenere Inſel vor dem Hellespont gelangt war.

Der Geſchichtsforſcher Ciampolini berichtet: Alle Inſeln der Ägäis wurden von der Überführung des Allerheiligſten Holzes benachrichtigt. Die Prieſter hatten es auf dem Admiralsſchiff niedergelegt: das ganze ſiegreiche Geſchwader folgte darauf, herrlich mit dem Wind ſegelnd, dem nun geheiligten Hauptſchiff: man hatte es mit Flaggenpracht angetan, und auf ſeinem Maſt — ebenfalls in Feierputz — loderte am Tag und bei Nacht ein Feuer; doch hielten ſich die andern Fahrzeuge, viel ſchlichter geſchmückt, etwas in ſcheuender Ferne. Als das inbrünſtig erwartete Schiff in Hydra eingelaufen war, übernahm der Biſchof von Ägina die heiligſte Reliquie und ſetzte ſie in der Hochkirche des Pantokrators bei. Die Prozeſſion bildete, außer der Geiſtlichkeit, den Archonten, Richtern und Ephoren, das geſamte Volk. Darauf wurde ein Trauergottesdienſt für vierzigtauſend chriſtliche Märtyrer, die Opfer des Maſſakers von Chios, abgehalten. Nach Befreiung fordernden Worten ſprach dann die Stimme der Hydrioten auch von chriſtlichen Tugenden: Liebe, Mitleid, Demut, Geduld, gottvertrauendem Mut. Chriſtliche Geſinnung und Dankbarkeit zeigte ſich ferner bei den Hydrioten, als ein großer Trauergottesdienſt zu ehrender Erinnerung an Papſt Pius VII. gefeiert wurde. Er war eben verſchieden. Jede Viertelſtunde wurde ein Kanonenſchuß gelöſt; die Kirchen blieben tagelang ſchwarz verhängt. In gemeinſamen Preiſungen rühmte man die Gaſtfreundſchaft des Heimgegangenen, der Tauſenden flüchtiger Griechen in ſeinen Gebieten Aufnahme und Schutz gewährt hatte. Des Papſtes Ohnmacht, die helleniſchen Geſandten zu empfangen, ihnen Einlaß in Verona zum Kongreß zu erlangen, bedauerte die geſamte Gemeinde, laut klagend und den Herrn der Heerſcharen anrufend. Sogar ihr geliebter Georg Marromichalis konnte nicht, als gefeierter Hydriot, für Hellas zu den Mächtigen der Welt ſprechen! Welcher Kampf mußte ſich in der Seele des Kirchenvaters, als Fürſt gegen den Menſchen, ausgerungen haben! Als dann Leo XII. endlich ſich herabließ, dem Kapitän Kiefalà, Geſandten ſeiner Brüder im Chriſtenkrieg, zu geſtatten, daß er ſeine Bitten vorbringe, hörte er kaum auf ſeine Rede und antwortete wie nebenbei: Weder er noch ſein Vaterland ſollten hoffen, daß der Heilige Stuhl irgendeine Vermittlung zugunſten Griechenlands übernehmen wolle; übrigens wähle man doch einen Prinzen aus dem Haus Savoyen zum König der Hellenen! Aus einem Eilbrief des Geſandten S. M. des Königs von Sardinien in Rom an den Miniſter des Auswärtigen in Turin vom 7. Auguſt 1828 geht das hervor.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Eine merkwürdige Tat aus Vaterlandsliebe der Hydrioten erzählt der italienische Arzt etwa folgendermaßen: Dreißig Kinder der Insel saßen an Bord vom Linienschiff des Paschas von Salonik Abolubud als Gefangene. Der fahrende Segelkasten geriet auf eine Klippe. Man war, nicht weit von Hydra, im Südosten der Insel gestrandet: die Türken zeigten sich unfähig, wieder flott zu werden, das eigene Leben zu retten; sie boten es den gefangenen Aufständischen und dazu Freiheit, im Fall ihre Rettung gelänge, an. Wie ein Mann stimmten die Hydrioten unterzugehn, doch nicht den Feinden des Vaterlandes zu helfen.

Für pfiffig gelten die Griechen, besonders sind es unter ihnen die Hydrioten. Als der Kapitän Bey im Archipelagus ankam, eine riesige Flotte mitbrachte, erfaßte ungeheurer Schreck alle Inselleutchen. Niemand dachte, man werde einem Anprall so arger Übermacht standhalten können; fast ganz Hydra beschloß, sich aufs Festland setzen zu lassen! Das wäre aber bestimmt der Untergang Griechenlands geworden. Ein Hydriot erhielt durch Gottes unendliche Güte folgende Eingebung; er ahmte dabei, jedenfalls ohne davon eigentlich Kenntnis zu haben, den großen Themistokles ein wenig nach. Durch Brief ließ der einfache Mann den Kapitän Bey wissen, auf der Insel, deren Gewässer er bereits abtastete, sei zu seinen — des Großadmirals des osmanischen Geschwaders — Gunsten eine Bewegung angezettelt worden und schon in Gang, um endlich Frieden und Ordnung wieder zu erlangen. Er möge nur kommen; Feuerzeichen wurden ihm mitgeteilt, damit die Flotte der Getreuen des Propheten sich mit den Anhängern des Kalifen auf dem Eiland in Verkehr bringen könnte. Der Befehlshaber der Schiffe unterm und zum Schutz des Halbmondes traute nicht recht, glaubte aber doch an die Bestellung, da tatsächlich Hader unter den Männern auf den Kykladen das fast unmögliche Werk der Befreiung endgültig zu bedrohen begann. Er kreuzte an Hydra heran. Das geschah aber mit aller aufbringbaren Gewandtheit — doch die Vorsicht war noch größer. Als der Türke einen Tag lang und dazu zwei Nächte, die ihn dunkel einrahmten, kein verabredetes Aufflackern von flammendem Herbeiruf merken konnte, ging ihm ein halbes Mondlicht auf, daß er sich in gefährliches Klippenmeer hatte locken lassen. Hydra hielt bereits seine, zumeist den Türken abgenommenen Geschütze auf ihn gerichtet. Die Stadt schien bereit und entschlossen, den betrognen Feind, mit Feuer und ohne Furcht, zu empfangen. Solchen Anblick, und dazu den einer Fülle von Felsen um den Hafen, den Muselmännern zu bieten, war die List des selbständigen, bis dahin gleichgültigen Hydrioten. Er hatte Erfolg: wohl wütend, doch noch vorsichtiger begab sich der Bevollmächtigte über die schwimmenden Festungen, mit ihnen, in entfernte Gewässer.

Nicht weniger geschickt war der Kniff, den der Kommodor Sakturis anwandte, als er an der Beherztheit seiner Kapitäne — da sie auf wenigen Briggs die ganze Flotte Topal-Paschas angreifen sollten — bestimmt zweifelte. Er berief alle — Offiziere und Mannschaft — zu gemeinschaftlichem Mahl. Zu viel starken Trank ließ er kreisen. Plötzlich schlug er scherzend und lachend vor: wer sich am nächsten Tag — er müßte eine Schlacht bringen — feig benähme, sollte das Gesicht mit Kohle geschwärzt bekommen; er selbst, wenn er's so verdiente, als erster. Alle waren mit Beifall einverstanden, die Matrosen schwenkten an Bord und auf den Booten dazu ihre Mützen. Jeder kämpfte, als der Türke den Angriff herausforderte, so tapfer und erbittert, daß niemand entscheiden konnte, wer sich am besten geschlagen hatte: Sakturis kam zum Schluß, daß er nur Helden befohlen hatte, und gab diese Erkenntnis kund.

Selbst Spaß half somit, das Unglaubliche — die Säuberung des östlichen Mittelmeeres von den Seeräubern, die ganz Europa nicht leisten konnte — unter Miaulis, von Hydra aus, durchzusetzen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wer kennt nicht den Namen Kanaris? Victor Hugo hat ihn unter den Sternen eingesetzt. Er war der unheimliche Erbauer und Verstreuer von Brandstiftern. In ihm machte sich ein Griff zu den sagenhaften griechischen Feuern, die schwimmen, doch nicht erlöschen konnten, rege. Doch auch aus Hydras Werft stachen Flammenpfeile, in allen Richtungen übers Meer gesandt, auf osmanische Dollschiffe und Fregatten los. Ein gutes Dutzend ihrer besten Lenker könnte man namhaft machen: doch bloß Papantonis, den würdigsten Nebenbuhler des besungenen Psarioten, wollen wir anführen und rühmen: ihm gelang es, die kleine, aber ganze griechische Flotte zu retten, als er, auf emporflammendem Boot, noch rechtzeitig in eine winzige Schaluppe setzend, die Parade-Fregatte des Reiches über drei Weltteilen, mit fünfzig Kanonen und neunhundert Mann an Bord, anzünden und vernichten konnte: der Admiral von Tunis, der sich darauf befand, ergab sich ihm in Gefangenschaft. Ein anderer gewandter Feueranstecker, man nannte ihn auf Venezianisch Pepino, tat sich groß hervor, als er am Dollschiff des Kapitän-Paschas von Chios Feuer anlegte, und zusammen mit Georgios Patilis und Alexandros Dynamos die ottomanische Flotte, die vor Moros ankerte, in Brand steckte, so daß die meisten Schiffe in die Luft flogen. Jakob Tombasi, ein sehr erfindungsreicher Mechaniker, hat diese flammenden Schreckenverbreiter erfunden: also war Hydra auch die Heimat kluger Männer.

Von Demitrio Sakturis erzählt die Chronik folgendes: Als Befehlshaber des Ares, der zur Stütze der Kämpfer von Sfakteria in der Bucht von Navarino lag, rang er allein sechs Stunden lang gegen vierzig ägyptische Dollschiffe, die den Eingang zum Hafen gesperrt hielten; nachdem er sich zwischen ihnen durchschlang, hörte er nicht auf, obschon ihm fünf Dollschiffe, eine Fregatte, eine Korvette und drei Briggs an den Leib gerückt waren, sich zu verteidigen. Ganz eingeschlossen, wurde aber sein Schiff unaufhörlich unter Feuer gehalten, schon beinahe gekentert, halb Wrack, dem Sinken nah, aber noch, wie durch ein Wunder, gerettet.

Dann neigte sich der Stern von Hydra. Seine mutigen Männer verloren einmal die Besinnung, entarteten in grausamer Raserei. Auf Hydra traf die Nachricht ein, der Kapitän Athanasios Kriesi sei, durch Verrat eines rachsüchtigen Türken, in Vathikò mit sechzig Mann Besatzung seines Schiffes, alle Hydrioten, umgekommen. Der Schelm hatte die Lunte an die Sankta-Barbara (Pulverraum) des Schiffes gelegt, weil der Kapitän ihn an dem Tag bestraft hatte. Fünftausend Männer auf der Insel stießen große Schmerzensschreie aus, stürzten wie Wahnsinnige auf die Straße, und ihr Gestöhne fand kein Ende. Plötzlich stieß ein Schwarm die Kerkertüren ein, drang zu den kriegsgefangenen Türken und brachte sie alle auf barbarische Art um. Nun war Blutdurst unstillbar erwacht. Wo sich ein Türke, auch friedlich in Diensten bei feindlichem Herrn, fand, ging das Totschlagen an. Auf allen Schiffen, am Strand, überall gabs Metzelei. An jedem Leichnam konnte man hundert Dolchstiche zählen; denn keiner begnügte sich, bloß ein Opfer zu schlachten, auch das des Nachbarn sollte einen Stoß wegbekommen. Wer als Ungläubiger durch die Straßen eilte, fand seinen Erlediger. Drei Stunden dauerte das Niedermachen; zweihundertdreißig Unschuldige fanden so ein entsetzliches Ende; keiner der dreißigtausend Hydrioten hatte nur einen Laut gefunden, um sein Mitleid auszudrücken, nur ein Weib, die Mutter des umgekommenen Kapitäns Athanasios, Schwester des Großadmirals Miaulis, zeigte sich größer als eine Frau in Sparta oder Rom. Sie allein bot ihre Brust, zum Schutz der Kriegsgefangenen im eigenen Haus, dem wutschnaubenden Haufen dar. Mit zischelnden Zungen wurden sie von ihr verlangt, doch keine mit ihrem Yatagan bewaffnete Hand, drohend gegen die Frau erhoben, vermochte etwas gegen ihren Trotz. Sie siegte. Als Christin und Weib, wie sie von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich forderte! Keinem Anbeter des Propheten war in ihrem Haus ein Haar gekrümmt.

Solches Wüten der Hydrioten konnten Menschen nicht entschuldigen. Freilich wandte man ein: nirgends wie auf dieser Insel galt Blutsverwandtschaft, Gefühl der Zusammengehörigkeit und Geburt auf gleicher Scholle stärker. So war es, blieb es in Griechenland immer. Der Arzt fügt, wo er solche Untat berichtet, hinzu, was Titus Livius sagt: Nullum scelus rationem habet.

Parteihader drohte, im kaum aufgerichteten Griechenland, das Errungene zu vergeuden. Hydra war nach Vertreibung der Osmanen unbefriedigt: sein Haß richtete sich gegen Capo d'Istria, den Korfioten, Haupt der Hetärien; jener ältesten Vereinigungen zur Bekämpfung fremder Unterdrücker. Capo d'Istria hatte im Dienst des Zaren gestanden; gegen ihn gründeten die Freiheitlichen eine Zeitung, den „Apollo", der auf Hydra erschien. Die Regierung hatte ihn verboten, obschon sehr bewährte Männer, wie Trikupis, Suzzos, Marrokordatos, drin schrieben. Der Präsident habe — war man überzeugt — die Verfassung verletzt, die Rechte, die ihm die Nationalversammlung von Argos erteilt hatte, mißbraucht. Er wurde ferner beschuldigt, willkürlich, durch Ernennung seiner Freunde und Schmeichler zu Abgeordneten und Archonten, geherrscht zu haben. Immer mehr Inseln schlossen sich Hydra an, schließlich auch ein guter Teil der Peloponnes. Hydra wurde ungeduldig, rüstete drei Schiffe aus, um die Sache der Inseln gegebenenfalls gegen die Selbstherrscher verteidigen zu können. Bald darauf rückte man aus, um sich in Poros der Fregatte Hellas, Miaulis' Heldenschiff, dreier Dampfer und einiger Segler im Arsenal zu bemächtigen. Sie wurden auf Befehl Capo d'Istrias von der Russenflotte unterm Admiral Ricord eingeschlossen und festgehalten. Als sich die Hydrioten vor der Entscheidung sahen, entweder ihre Schiffe dem Ausländer einzuhändigen oder sie zu vernichten, beschlossen sie, Feuer anzulegen. Miaulis selbst ordnete das große Opfer an. Auch Garibaldi sah sich später einmal veranlaßt, die eigenen Schiffe im See von Potos und in Paranà den Flammen zu überlassen. Mag Miaulis an Hermokrates gedacht haben, der vor Byzikus das Schiff der Syrakuser vor den Augen der Athener unter Alkibiades anzündete? Ariston, einer der letzten heldenmütigen Athener, zerstörte das Odeon des Perikles, damit Sulla sich nicht seines Holzes zur Erstürmung der Akropolis bedienen könnte.

Hydra nahm die Königswahl Ottos von Wittelsbach, ohnmächtig, Hellas im Sinn seines Miaulis zu lenken, hin. Sein Rang unter den Helden-Inseln glitt ab, ist heute Geschichte. Ein Aufruhr zugunsten Venizelos' wurde für Salonik gegen Athen, während des Weltkrieges, versucht, erlangte aber keine Geltung. Ölbaum! ist der Ermunterungsruf der Königlichen Wehr auf den Bergen des Festlandes; Anker! hingegen bei den Venizelisten auf den Inseln. Griechenland ist leider auch jetzt in zwei Teile gespalten! Der Parteistandpunkt ist oft Überlieferung der Familie oder eines Ortes. Wer in Griechenland oder im Ausland, daher besonders dem fernsten Amerika, einen Bewohner der gleichen Stadt oder Insel trifft, fühlt ihn als blutsverwandt, wird sich unerschrocken für ihn einsetzen. Gefühle walten hier noch viel machtvoller als unsere Vernunft. Hat sich jemand hervorgetan, so wird er heute heroisiert, von den Verwandten, Freunden, Landsleuten vergöttert. Geschieht ihm Unrecht, so übt man blutige Rache.

Hydra erhielt sich als eine merkwürdige Stadt: viele schöne Patrizierpaläste stehn noch, bewohnt und gut erhalten, um den runden Hafen. Ein morgenländisches Rokoko in zierlicher Einfachheit sagt uns, daß sie im achtzehnten Jahrhundert gebaut wurden. Ihre Namen tragen weit hinweg übers Meer: Konduriotis, Miaulis, Topasi, Bulgaris. Einige gehören noch diesen Familien, manche gingen an Verwandte aus dem Konstantinopler Phanar über. Nirgends wie auf Hydra, fand ich neue griechische

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kultur. Selbst Santorin, das ich später besuchte, beherbergte niemals eine so reiche und verfeinerte Kaufmannschaft. Heute freilich ist die kleine Insel nicht mehr ihre Heimat, die großen griechischen Kaufherren leben, außer in Athen und dem Piräus, als Bürger anderer Staaten, die ihnen Heimat wurden, in Smyrna, Konstantinopel, Odessa, Triest, Marseille, Wien, besonders aber in Alexandria, Paris und London. Freilich hat sich auch da nun ganz zuletzt vieles geändert! Dem griechischen Kaufmann werden morgenländische Untugenden vorgeworfen. Gute Kenner der Griechen versicherten mir, das beruhe heute auf einem Vorurteil. Ich kann da kein Zeugnis für das mir so liebe Volk abgeben; eines aber besteht: der griechische Kaufherr ist von ungeheurer Vaterlands- und Freiheitsliebe beseelt. Mehr als die eigenen Kinder sind ihm Größe und Gedeihen des Bodens seiner Ahnen. Unglaubliche Vermächtnisse längst ausgewanderter Männer oder sogar deren Söhne erreichen oft unerwarteterweise den Boden der Heimat: Athen wird zu allen menschenfreundlichen, wissenfördernden, sportbelebenden Zwecken in Hinterlassenschaften bedacht. Krankenhäuser, Gefängnis, Kriegsschiffe, das marmorne Stadion, Ausstellungsgebäude verdankt die Hauptstadt des neuen Vaterlandes der Großzügigkeit ausländischer Griechen.

Der Palaststil auf Hydra hat mir sehr gefallen! Im achtzehnten Jahrhundert, als man noch weich, weil mit freier Hand, alle Bauentwürfe zeichnete, griff man hier, durch Schärfe der Striche, unseren Zeiten, mit Reißbrett und mechanischen Werkzeugen, vor. Freilich gibt es keinen Baumeister, dem es bisher bei uns irgendwo gelungen wäre, so hart, kantig, schroff, also modern und dabei gefällig, weil schmiegsam, zu sein, wie das auf Hydra bereits möglich war. Die Familienhäuser auf der Insel sind aus einem Guß: geradezu grau-metallisch spiegeln sie sich in den Fluten. Da die Stadt, über steile Abhänge, aus der Bucht emporklimmt, mußten lange Mauern den Gärten und ihren Terrassen Raum schaffen. Man hat sie dabei so ungemein gelenkig und doch gespannt geschwungen, daß ich an Van de Veldes beste Leistungen — doch damals schon in vollendeter Form, besser gelungener Großartigkeit erreicht — denken konnte.

Verfallene Bollwerke und Trümmer mächtiger Mühlen bezahnen die Felsenkränze um Hydra: auf dem Wind besonders ausgesetztem Riff drehen sich noch drei segelbespannte Räder. In benachbarter Wildnis, bei der sterbenden Stadt, fristen halb verlassene Klöster ihr welkendes Dasein.

In der Dreifaltigkeitsgemeinschaft gibt es noch fünf steinalte Nonnen. Ich habe den Kegel mit Kloster und Kirche erklommen; eine Neunzigjährige empfing mich: sie berichtete, seit dreiundsiebenzig Jahren hätte sie nicht den Beschluß fassen können, sich vom Fleck zu rühren. So hausen Frauen, wo Gestein die Welt von aller Fruchtbarkeit zurückmahnt, um eine Zisterne, zwischen Steinen, bei Salatbeeten, die sie spärlich instand halten. Die Weltunendlichkeit hören sie ihnen zu Füßen aus allen vier Windecken emporbrausen, auch blaut sie, doch weniger laut verkünderisch, über ihren Köpfen, die aufs Bedenken irdischer Dinge Verzicht leisteten. Im März blüht die Totenblume Asphodelos bis vor ihre Zellenfensterlein. — Durch totgebrannte Sommereinsamkeit gelangte ich auch vor die Pforte der Einsiedelei der Heiligen Matrona. Man wollte mich nicht einlassen; dort wohnt jetzt weltliches Weibervolk, das plötzliche Scheu vor der Stadt auf die Felsen trieb. Doch ein Gnadenbild der Allheiligen Gottesmutter verstrahlt gerade hier, im kleinen Kirchlein, seine große Wunderkraft. Die letzten Nonnen, die drinnen weilten, sind weggestorben.

Beim Heiligen Nikólaos, auf dem Sattel der Insel, steht noch ein Greis aufrecht; auch dieses Kloster wird bald verlassen sein.

Hoch oben, aufgereckt über Hydras Hafen, in hallenhaftem Haus, der Heiligen Praxía geweiht, leben noch einige Nonnen, nützlicher Frauenarbeit und Armen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pflege ergeben; hier ist das Kirchlein besonders niedlich, im Hof wachsen sehr alte Zypressen, sie wipfeln in die hier besonders windigen, aber trotzdem recht erhitzten Lüfte. Wer heraufklimmt, Pilger oder Wanderer, betritt eine Stätte seltsamer Weihe. Noch etwas weiter oben wandeln und wirken Mönche in Kirche und Einsamkeit: fromm besprechen sie, wenn man sie aufsucht, sogar die Fragen des Tages. Ihr Kloster blinkt ausnehmend freundlich über die wenig wirtliche Insel. Nach dem Propheten Elias, der mit Rossen auffuhr, hat man es benannt. Noch etwas höher, doch ganz nahe, krümmt die Felseninsel Hydra ihre letzte Kuppe über das Ägäische Meer. Eros heißt sie im Volksmund. Eros unter den Mönchen! könnte man lächelnd ergänzen. Wahrscheinlich hieß jedoch die Spitze von Hydra einfach Oros: Berg. Oder sollte Eros eine Verdichtung von Aëros, der Lufthafte, eigentlich Windumwehte, geworden sein?

Im Winter blinken schneeweiße Zahnzacken — Kretas Berge — über die Schäume des felsenzerfressenden Meeres. Der Berg Ida gleicht einem schiefen Stockzahn. Lauter Gigantengebeine bleichen unscheinbar auf allen steilen Inseln. Melos und Eremo-Melos, das einsame Melos, Kythera und Antikythera gewahrt das Auge fast allmorgendlich. Nachts schimmert die goldene Krone des Piräus sichtbar bis zu den Felsenklüften Hydras. Des Phalerons elektrischer Brillantenkranz erscheint sogar wie eine Reihe prachtvoller Leuchtfeuer beieinander.

Athen, Juli 1922.

Ein Bismarckdenkmal der Novemberrevolution

(Verantwortlichkeiten VII)

Von

Richard Fester

Es ist eine Ironie der Weltgeschichte, daß es der deutschen Novemberrevolution vorbehalten blieb, das bedeutendste Denkmal [1]) der Bismarck-Renaissance [2]) ins Leben zu rufen. Der Beschluß, alle Karten nach verlorenem Spiel auf den Tisch zu legen, wurzelt im Marxismus. Karl Marx, Friedrich Engels und ihre Jünger hatten sich nie auf die ökonomische Kritik der Welt des Kapitalismus beschränkt. Auf den Kongressen der Internationale waren die politischen Probleme allezeit aus dem Gesichtspunkte der marxistischen Gesellschaftslehre erörtert worden. Als ob sie außerhalb des deutschen Bankrotts stünde, sah sich daher die deutsche Sozialdemokratie der gemäßigten wie der radikalen Richtung als Konkursverwalterin an, indem sie durch Vorlage aller Geschäftsbücher des Deutschen Reiches zu beweisen beschloß, daß das neue Deutschland völlig mit dem alten gebrochen habe. Wilsons Kundgebungen hatten nicht vergeblich das deutsche Volk zur Sinnesänderung ermahnt. Wie weit man gehofft hat, durch Ver-

[1]) Die große Politik der europäischen Kabinette 1871—1914. Sammlung der diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes. Im Auftrage des Auswärtigen Amtes herausgegeben von Johannes Lepsius, Albrecht-Mendelssohn-Bartholdy, Friedrich Thimme. I. Der Frankfurter Friede und seine Nachwirkungen 1871—77, XVI. und 328; II. Der Berliner Kongreß und seine Vorgeschichte, 344; III. Das Bismarcksche Bündnissystem, 454; IV. Die Dreibundmächte und England, 419; V. Neue Verwicklungen im Osten, 350; VI. Kriegsgefahr in Ost und West; Ausklang der Bismarckzeit. 419 Seiten. Berlin 1922. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

[2]) Vgl. Deutsche Rundschau, Dez. 1921, Seite 343—351.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

öffentlichung der Vorkriegsakten auf die Siegerſtaaten unmittelbar Eindruck zu machen, bedarf im einzelnen noch der Aufklärung. So viel ſteht feſt, daß es auf eine revolutionäre Fortſetzung des Krieges abgeſehen war. Wenn erſt im eigenen Lande von dem militariſtiſch-kapitaliſtiſchen Imperialismus die letzten Hüllen heruntergeriſſen waren, ſtand er nach der Rechnung der Volksbeauftragten vor der ganzen Welt in gebrandmarkter Nacktheit da. Als das uns abverlangte Schuldbekenntnis die unſägliche Torheit dieſer größten aller deutſchen Illuſionen offenbarte, war es bereits zu ſpät. Die Tendenz, das deutſche Kaiſerreich als abgeſchloſſene Vergangenheit zu behandeln, hat die revolutionären Anfänge der deutſchen Republik überdauert und die Herausgeber der Akten des Auswärtigen Amtes von allen diplomatiſchen Rückſichten entbunden. Auf die bereits 1919 erſchienenen „Dokumente zum Kriegsausbruch“ und die Aktenveröffentlichungen der verſchiedenen parlamentariſchen Unterſuchungsausſchüſſe ſind 1922 als erſte Serie der Akten des Deutſchen Reiches ſechs Bände über Bismarcks Reichskanzlerſchaft gefolgt, und es dürfte nicht ganz den Erwartungen der Marxiſten entſprechen, daß daraus durch ihre nicht mehr rückgängig zu machende Liberalität ſtatt eines Schandmales für den Reichsgründer ein monumentum aere perennius geworden iſt.

Aktenwerke finden ſelten einen weiteren Leſerkreis. Wenn wir überzeugt ſind, daß dieſes Aktendenkmal keinen, der es einmal aufſchlägt, wieder losläßt, bis er es zu Ende geleſen hat, ſo darf auch ſeine mühſelige Baugeſchichte ein allgemeines Intereſſe beanſpruchen. Es iſt doch etwas anderes, etwa aus den Werken eines Schriftſtellers oder aus modernen Aktenmaſſen eine Auswahl zu treffen. Während 879 deutſche Dokumente die wenigen Wochen vom Attentat in Sarajevo bis zum Kriegsausbruch erhellt haben, mußten ſich die zwei Jahrzehnte Bismarckſcher Staatsleitung mit 1365 wörtlich abgedruckten Aktenſtücken begnügen. Auch der Laie ſagt ſich, daß die Auswahl in dieſem Falle eine umfaſſende Kenntnis der Univerſalgeſchichte ſeit der Reichsgründung vorausſetzt. Wer den Ariadnefaden nicht mitbringt, wird ſich aus dem Labyrinth der Akten nicht wieder herausfinden. Nur unſere aus den Fugen geratene Zeit erklärt es daher, daß die Reichsregierung zunächſt 1919 einen Völkerrechtslehrer mit der Bauleitung beauftragt hat. In der Periode der Haager Friedenskonferenzen kannte er natürlich beruflich alle Wege und Stege. In die politiſche Geſchichte des ganzen Zeitraums hätte er ſich erſt hineinarbeiten müſſen. Noch deutlicher wurde die pazifiziſtiſche Tendenz der Reichsregierung, als ſie dem Juriſten einen Miſſionar zu Hilfe ſchickte, der ſich durch ſeine Propaganda gegen Armeniergreuel und durch ein engliſch geſchriebenes ſatiriſches Dramolet „Jeſus auf der Friedenskonferenz“ [3]) bemerklich gemacht hatte. Auch der hiſtoriſche Fachmann hätte als Dritter im Bunde ſeit März 1920 den verfahrenen Karren nicht zurechtſchieben können, wenn die Verteilung der Welt unter dieſes Triumvirat durchgeführt worden wäre. Es iſt dann ſchließlich ſo gegangen, wie in allen Räteregierungen, daß einer unter der nominellen Kontrolle der andern die Sache gemacht hat, ohne bei der abſchließenden Bearbeitung alle Lücken ausfüllen und alle Spuren ſeiner beſſernden Hand [4]) verwiſchen zu können.

[3]) Jesus at the peace conference. 16 Seiten. Haag. Ohne Jahr. Namentlich in der angelſächſiſchen Welt wäre der witzigen Schrift heute noch weiteſte Verbreitung zu wünſchen.

[4]) Dazu gehören die Anmerkungen, die nachträglich auf unentbehrliche, von den erſten Sammlern überſehene, Aktenſtücke hinweiſen. Als Wünſche für Nachträge ſeien notiert: ausführlichere Mitteilungen (Inſtruktion, Berichte) über die Miſſion Radowitz 2, 58; das 3, 52 erwähnte Schreiben Manteuffels; das 3, 113 zitierte Telegramm Bismarcks an Wilhelm I. über Saburows Eröffnungen; das 5, 78 nur auszugsweiſe mitgeteilte Diktat Bismarcks vom 22. Oktober 1886 über Schuwalows Beſuch in Varzin; die zwei 6, 110 erwähnten Berichte Münſters über Mohrenheim und Boulanger; Wedels Bericht vom 19. Mai 1886 (6, 136) über Kronprinz Rudolf und Dr. Szeps.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn die sechs Bände trotzdem den geschlossenen Eindruck eines historischen Denkmals ersten Ranges hinterlassen, so wird man das bei aller Achtung vor der Arbeitsleistung des eigentlichen Herausgebers Friedrich Thimme ausschließlich auf die Rechnung Bismarcks setzen müssen. Strahlender ist der Zauber seiner Persönlichkeit noch nie hervorgetreten als in diesen ganz sachlichen Diktaten und Randbemerkungen des Reichskanzlers. Zum ersten Male haben wir nicht mehr zu fragen und zu untersuchen, was seine innerste Meinung gewesen ist. Öfter als in den Jahren der Reichsgründung hat er wegen seiner längeren Aufenthalte in Varzin, Friedrichsruhe und Kissingen in umfänglichen Aufzeichnungen seine Ansicht der Lage und die Richtlinien seiner Politik fixiert. Nicht nur seine aus der Erinnerung geschöpften Gedanken, auch seine diplomatischen Handlungen lassen sich jetzt mit dem festen Kerne seiner politischen Überzeugungen vergleichen. Mit aller Bestimmtheit läßt sich jetzt sagen, daß er auch da, wo er in usum Delphini spricht und schreibt, niemals nach Art diplomatischer Intriganten die Dinge verdreht, sondern daß er sie lediglich nach d e r Seite dreht, mit der er bei dem Partner Eindruck machen will. Haupt- und Nebenmotive seiner Politik können jetzt reinlich geschieden werden, und es gibt für den Betrachter der Vergangenheit keine Entschuldigung mehr, wenn er sie auch in Zukunft verwechselt.

Überall offenbart sich der Staatsmann als Ordner und Gestalter des Weltchaos, in dem sich der große Haufen der Durchschnittsdiplomaten zu verlieren pflegt. Wer sich in seine Gedankenwelt eingelebt hat, wird in den meisten Fällen bei Hinweisen des Herausgebers im voraus wissen, was Bismarck an den Rand eines Aktenstückes geschrieben hat. Alle Räte des Auswärtigen Amtes haben aus den Frage- und Ausrufungszeichen, den Interjektionen und Schlagwörtern des Meisters sehr bald erraten, wo er hinaus wollte, und Weisungen in seinem Sinne zu entwerfen gelernt. Eine bessere Diplomatenschule hat es nie gegeben, und es ist nicht Bismarcks Schuld, daß außer Herbert keiner darin gelernt hat, Bismarckisch weiterzudenken, wenn man erwägt, daß sogar der mit pazifizistischem Mißtrauen an seine Aufgabe herangetretene Herausgeber Johannes Lepsius nach Absolvierung jener Schule aus einem Saulus zu einem Paulus geworden ist [5]).

Nicht als ob dem Pazifizismus durch Aufdeckung aller Fäden der Friedenspolitik Bismarcks ein Schulbeispiel geschenkt worden wäre, die Bibel, auf die sich die Friedensfreunde berufen könnten. Der Reichskanzler ist seiner eigenen Vergangenheit nicht untreu geworden, als er Präventivkriege grundsätzlich verwarf [6]). Das Deutsche Reich ist dadurch entstanden, daß er es 1864 und 1866 zum Kriege trieb und 1870 der französischen Kriegsdrohung nicht auswich, um das gallische Hindernis unserer Einigung hinwegzusprengen. Als Staatengründer hat er an Blut und Eisen appelliert, aber er hat nicht an das Märchen von unabweisbaren Kriegen geglaubt [7]). Wenn wir eine Schlinge zerreißen, ehe sie zugezogen wird, beweisen wir nicht, daß sie ohne unsern Eingriff uns tatsächlich erdrosselt hätte. Dauernde Gefahren werden auch durch glückliche

[5]) Die Wurzeln des Weltkrieges. Auf Grund der neuen Bismarck-Akten dargestellt von J. Lepsius. Süddeutsche Monatshefte, Juni 1922.

[6]) Was Bismarck im Reichstag am 4. November 1871 (Reden 5, 156) über die Theorie eines Angriffskrieges „zum Behufe der Verteidigung" gesagt hat, ist als Warnung Frankreichs vor Wiederaufnahme der Waffen zu verstehen. Daß Bismarck 1875 an keinen Präventivkrieg gedacht hat, ist jetzt durch die aktenmäßige Darstellung H a n s H e r z f e l d s (Die deutsch-französische Kriegsgefahr. Forschungen und Darstellungen aus dem Reichsarchiv, Heft 3, Berlin 1922) erwiesen. Vgl. die wichtige Ergänzung P a u l W e n t z c k e s in Nr. 751, 754, 760 der Kölnischen Zeitung, daß Bismarck den zur Stärkung Andrássys bestimmten Wiener Brief der Kölnischen Zeitung vom 5. April 1875 durch das Medium Aegidis inspiriert hat.

[7]) 6, 81, Randbemerkungen 7.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kriege nicht beſeitigt [8]). Akute Gefahren können mit dem Augenblicke, der ſie geboren hat, vorübergehen. Es iſt kein Beweis der Stärke, ſondern der Schwäche, wenn ein Staat einem drohenden Angriff zuvorkommt, ſtatt ihn abzuwarten. Der Hieb als Parade iſt erſt am Platz, nachdem es gelungen iſt, den Gegner ins Unrecht zu ſetzen. Der Verzicht auf militäriſche Vorteile des kriegeriſchen Auftaktes wird dann im weiteren Verlauf des aufgezwungenen Krieges durch die moraliſche Kraft der Verteidigung aufgewogen [9]). Bündniſſe ſind dazu da, gegen Kriegsgefahren zu ſichern, aber ſie dürfen nicht ſelbſt zur Kriegsgefahr werden, weil jeder nicht lokaliſierte europäiſche Krieg für Sieger wie Beſiegte in ſeinen Nachwehen ein großes Unglück iſt [10]). Militäriſche Überlegenheit verfehlt daher den Zweck der Sicherung des Staates, wenn ſie zu prophylaktiſchen kriegeriſchen Maßregeln benutzt wird [11]).

Das Fundament der Bismarckſchen Überzeugung von der „Kalamität“ eines europäiſchen Krieges iſt die unheimliche Treffſicherheit ſeines Urteils über die Folgen einer Niederlage. „Wenn wir nach Gottes Willen im nächſten Kriege unterliegen ſollten“ — geſteht er Weihnachten 1886 dem Kriegsminiſter von Bronſart [12]) — „ſo halte ich das für zweifellos, daß unſere ſiegreichen Gegner jedes Mittel anwenden würden, um zu verhindern, daß wir *jemals* oder doch im nächſten Menſchenalter wieder auf eigene Beine kommen, ähnlich wie im Jahre 1807. Die Ausſicht, uns aus unſerer damaligen Ohnmacht bis zur Lage von 1814 wieder emporzuarbeiten, wäre eine ſehr geringe geweſen ohne die unberechenbare und von uns unabhängige Vernichtung der großen franzöſiſchen Armee durch den ruſſiſchen Winter und ohne den Beiſtand Rußlands, Öſterreichs und Englands. Daß wir auf letzteren wiederum rechnen können, nachdem dieſe Mächte geſehen haben, wie ſtark ein einiges Deutſchland iſt, hat wenig Wahrſcheinlichkeit. Nicht einmal auf das einige Zuſammenhalten des jetzigen Deutſchen Reiches würden wir *nach* einem unglücklichen Feldzug rechnen können. Der Reichstag und ſeine Wahlen beweiſen zur Genüge, wie gering das Nationalgefühl und wie bereitwillig der Parteihaß iſt, das eigene Vaterland im Stich zu laſſen, ſobald das Parteiintereſſe ausländiſche Anlehnungen nützlich erſcheinen läßt. Das ſiegreiche Frankreich würde in unſeren heutigen Oppoſitionsparteien nicht weniger dienſtbarer Gefälligkeit begegnen als Napoleon ſeinerzeit im Rheinbunde. Ich will aus dieſem Rückblick nur den Schluß herleiten, daß unſere Situation, wenn wir beſiegt ſein ſollten, eine ſo böſe ſein wird, daß wir kein *Finanzopfer*, und wäre es noch ſo groß, ſcheuen dürfen, um uns den Sieg zu ſichern, wenn wir können.“ Von Rüſtungsfieber würde Bismarck in einer von Waffen ſtarrenden Welt nie geredet haben, wohl wiſſend, daß nicht die ſtärkſte Rüſtung, ſondern die ſchwächeren Bataillone angriffsluſtige Gegner herausfordern. Er hat ſich nicht geſcheut, dem Zaren Alexander III. im November 1887 ins Geſicht zu ſagen, daß Moltke und andere Militärs einen Angriffskrieg jetzt für geboten hielten, um ihm zu zeigen, daß Deutſchland ſich nicht vor Rußland fürchtete, wenn es ſich in ſeiner Friedenspolitik durch die ruſſiſchen Anfeindungen nicht beirren ließ [13]). Er trägt auch kein Bedenken, „durch das Feuer der deutſchen Armeeleitung die öſterreichiſche zu erwärmen“ [14]), damit auch die verbündete Donaumonarchie in der

[8]) An Kronprinz Wilhelm, 9. Mai 1888. „Schon zur Zeit der Luxemburger Frage 1867 habe ich der Ausſicht öffentlich Ausdruck gegeben, daß im Kriegsfalle Frankreich gegenüber der Kampf ſich nicht auf ein Kriegsjahr beſchränken, ſondern Jahrzehnte und mehr ausfüllen werde.“ 6, 304.

[9]) 6, 219 f. 5, 260.

[10]) 3, 29. 3, 134 f. 3, 303. 5, 260; 6, 48 (Schweinitz); 6, 152; 6, 282.

[11]) 6, 25.

[12]) Bismarcks Briefe an Bronſart, 1886—87, eine der wichtigſten Ergänzungen der Akten in der „Deutſchen Allgemeinen Zeitung“ 1922, Nr. 157; 169; 179; 189; 201; 211; 223; 235; 245. Der zitierte vom 24. XII. 1886 in Nr. 179.

[13]) 6, 47.

[14]) 6, 24.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Defensive stark wird [15]), aber er sieht zugleich den Zerfall Österreich-Ungarns voraus, wenn es in Verkennung seiner klar vorgezeichneten defensiven Aufgabe sich durch offensive Politik der Gefahr aussetzt, von Rußland überrannt zu werden [16]). Nicht minder deutlich schwebt ihm als Folge einer Niederlage die Katastrophe Rußlands vor Augen. Durch einen Angriff kann man es festigen. Wird sein Angriff abgewartet, so kann sein innerer Verfall durch seine revolutionären Kriegstreiber vielleicht schon früher als sein Angriff eintreten [17]). England hat sich vor der gefährlichen Feindschaft Frankreichs zu hüten, während es von Deutschland nicht mit Erfolg bekriegt werden kann und in einem Kriege mit Rußland keine lebensgefährliche Verwundung zu befürchten hat [18]). Am günstigsten ist es in dieser Reihenfolge der Zerbrechlichkeit um Frankreich bestellt: von niemand bedroht, „am allerwenigsten" von Deutschland, das nach Rückeroberung des Elsaß von Frankreich „absolut nichts zu gewinnen" hat, besitzt „der kriegslustigste Staat Europas" eine innere Garantie gegen die Folgen einer Niederlage in der Stärke des französischen Nationalgefühls [19]).

An die Möglichkeit lokalisierter Kriege zweier oder mehrerer Großmächte hat Bismarck seit 1871 nicht mehr geglaubt, nachdem durch die national-staatliche Einigung Deutschlands und Italiens das Konzert der europäischen Mächte vollzählig geworden war. Der Wegfall des tertius gaudens machte auch das Intrigenspiel des „divide et impera" zu einer zweischneidigen Waffe. Der Hetzer kann sich die Finger ebenso verbrennen wie der ungebetene Vermittler [20]). Für das junge Deutsche Reich kam noch hinzu, daß es um seiner selbst willen Österreich-Ungarn in den Kreis seiner politischen Sicherungen hineinziehen mußte. „Blind und verrückt müßte ich sein" — hat der Kanzler kurz vor Abschluß des Zweibundes dem französischen Botschafter Grafen Saint-Vallier gesagt [21]) — „wenn ich an eine Annexion Deutschösterreichs dächte." Obwohl es ihm darauf ankommt, der dritten Republik die von Napoleon III. geerbte Furcht vor dem deutschen 70-Millionen-Reich zu benehmen, ist es ihm ernst mit der Sorge, daß die deutschen Lande der Habsburg-Lothringer nach Zertrümmerung der

[15]) 6, 27; vgl. 3, 346, 380; 6, 14—17; 6, 356 f.

[16]) Exposé Bismarcks für die bevorstehende Unterredung Wilhelms I. mit Alexander III. vom 10. XI. 1887: „La défaite de l'Autriche décomposerait cet empire pour ouvrir l'ère des républiques dans les pays du Danube et des Balcans." 5, 321 f. Vgl. die Äußerung von Giers 6, 18.

[17]) 6, 303.

[18]) Die maritime Schwäche Englands 1888 bestärkt B. in der Überzeugung, „daß Englands Sicherheit gegen französische Überfälle ausschließlich in seinem guten Verhältnis zu Deutschland besteht". 4, 399. Ein Krieg mit den Vereinigten Staaten oder mit Rußland wird für England nur lebensgefährlich, wenn Frankreich der Bundesgenosse seiner Feinde ist. 4, 401. Vgl. 3, 134. Auf Italiens Vorschlag, England den Beitritt zum Dreibund offen zu halten: „Die Idee, England den Krieg zu erklären, sei wohl jedem der Kontrahenten fremd; denn keiner könne ihn mit Erfolg führen; erkläre England ihn, so sei keine Wahl." 3, 239.

[19]) 4, 340; 6, 180; vgl. 5, 219. Über das Vaterlandsgefühl der Franzosen gegen Münster 6, 165.

[20]) Bismarck an Wilhelm I., 27. Mai 1885 (4, 125): „Es liegt daher [wegen der Gefahr einer englisch-russischen Allianz] für die deutsche Politik die Versuchung nahe, zwischen Rußland und England lieber feindselige als zu intime Verhältnisse herbeizuführen. Wir haben derselben aber gewissenhaft widerstanden . . ." Wir haben jedoch „alles zu vermeiden, was dahin führen könnte, daß wir England die russische Feindschaft abnehmen, indem wir sie uns selbst aufladen". Der Professor an der Universität Wisconsin, Fuller, Wilsons historischer Adjutant in Versailles, übersetzt in seinem Buche „Bismarcks Diplomacy at its Zenith" (Cambridge 1922, Seite 14): „It is the aim of German policy to bring about between Russia and England hostile, rather than too intimate, relations." Der klare Gedankengang des ganzen Aktenstückes schließt bei einem Kenner der deutschen Sprache wie Fuller einen Übersetzungsfehler aus.

[21]) Berlin, 27. Juni 1879. Rapport de la commission d'enquête. (Vgl. „Deutsche Rundschau" 1922, Märzheft, Seite 174 f.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Monarchie das katholiſche Süddeutſchland zu ſich herüberziehen und die Schöpfung von 1870 ſprengen würden. Die beabſichtigten Übertreibungen dieſer Auseinanderſetzung tragen gewiß die Farbe des Kulturkampfes. Daß er für ſeine Zeit nicht zu ſchwarz geſehen hat, wird kein Beobachter der augenblicklichen gleichzeitigen Einſtellung Frankreichs auf die Furcht vor Großdeutſchland und auf die Vereinigung Süddeutſchlands und Deutſchöſterreichs in einer Donaukonföderation zu behaupten wagen. „Öſterreichs ungeſchwächte Exiſtenz iſt" ihm daher „ein Lebensbedürfnis für Deutſchland und das europäiſche Gleichgewicht" [22]). Wilhelm II. und ſeine Ohrenbläſer haben Bismarck nie mehr verkannt als durch die Annahme, daß er Öſterreich preisgeben wollte. Wo ſich der ſchärfſte politiſche Denker unſeres Volkes ſcheinbar in Widerſprüche verwickelt, ſind es bei näherem Zuſehen doch nur die alten Widerſprüche unſerer Geſchichte, mit denen er ſich auf die beſte Manier abzufinden ſucht. In der alten Formel Kaiſer und Reich hatte dem Hauſe Habsburg-Lothringen und den Anſprüchen ſeiner Hausmacht das Reich gegenübergeſtanden. In der kleindeutſchen Formel des engeren und des weiteren Bundes fanden die habsburgiſchen Anſprüche ihre Grenze an den reindeutſchen Intereſſen. Ein von den Parlamenten beider Reiche ſanktioniertes Dauerbündnis würde durch die Verſchiebung des Kräfteverhältniſſes Öſterreich-Ungarn von Deutſchland und ſeiner defenſiven Politik abhängiger gemacht haben, als es das römiſche Reich deutſcher Nation von den Nachkommen Karls V. je geweſen war. Der Zweibund war dafür ein ſehr unvollkommener Erſatz. Obwohl ſich Bismarck ſagen mußte und auch tatſächlich geſagt hat, daß die Zumutung ſeines Ideales an die faktiſche Souveränität der Monarchie zu groß war, iſt es doch bezeichnend, daß er bei erſter Gelegenheit, als Franz Joſef ſelbſt den Wunſch nach längerer Dauer des Zweibundes ausſpricht, auf ſeinen erſten Plan zurückkommt [23]). Eine Utopie iſt ihm alſo die einzig ſichere Garantie dagegen, daß Deutſchland nicht durch eine offenſive Politik ſeines Verbündeten mit in den Abgrund geriſſen wird [24]). Man darf wohl ſagen, daß ihn eine in ſeinem Sinne revidierte Wiederherſtellung der ſtaatlichen Gemeinſchaft, wie ſie bis 1806 beſtanden hatte, auf Bündniſſe und ihre Gefahren hätte verzichten laſſen. Der Ausdruck „Bündnisſyſtem" trifft für ſeine weniger künſtliche als kunſtvolle Politik der Sicherungen nicht zu. Der Dreikaiſerverband, der Dreibund und die Rückverſicherungen des Zweibundes und des deutſch-ruſſiſchen Vertrages von 1887 ſind für ihn nur Aushilfen geweſen, die beſten, die zu haben waren, aber, an ſeinem Ideale gemeſſen, Zerbrechlichkeiten, die er nie überſchätzt hat [25]). Die Ausſichten eines Zweifrontenkrieges ſah er erſt als gebeſſert an, als das Mittelmeerabkommen Englands mit Italien und Öſterreich ihm einen Teil ſeiner öſterreichiſchen Sorgen abnahm. Gefürchtet hat der furchtloſeſte der Deutſchen

[22]) 6, 82.

[23]) An Reuß. 15. und 23. Mai 1887. 5, 277, 279. Die Akten des Auswärtigen Amtes werden wohl noch mehr Material zur Geſchichte dieſes Bismarck unerreichbar gebliebenen idealen Zieles enthalten.

[24]) An Kronprinz Wilhelm, 9. Mai 1888 (6, 305): Öſterreich würde, „wenn es . . . unſere alleinige Stütze bliebe und wir Rußland und Frankreich als geborene Gegner uns gegenüber hätten, einen analogen Einfluß auf das Deutſche Reich wiedergewinnen, wie wir ihn 1866 mit Glück beſeitigt haben. Die Sicherheit unſerer Beziehungen zum öſterreichiſch-ungariſchen Staate beruht zum großen Teile auf der Möglichkeit, daß wir, wenn Öſterreich uns unbillige Zumutungen macht, uns auch mit Rußland verſtändigen können. Fällt die letztere Möglichkeit fort, ſo wird Öſterreich ein viel anſpruchsvollerer Bundesgenoſſe werden, als es bisher war." Verzicht auf den Zweibund wäre der gleiche Fehler geweſen. Es gehörte ein hoher Grad von Verſtändnisloſigkeit dazu, ihn Bismarck nach ſolchen Darlegungen zuzutrauen.

[25]) Im März 1887, ein Vierteljahr vor Abſchluß des Rückverſicherungsvertrages: „. . . auf den möglichen Bruch der ruſſiſchen Freundſchaft infolge revolutionären Druckes oder Aufruhrs müſſen wir mit und ohne Vertrag gefaßt bleiben."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine englisch-russische Allianz, wodurch „die Basis für eine Koalition gegen uns gegeben wäre, wie sie gefährlicher Deutschland nicht gegenübertreten kann“ [26]).

Der Zusammenhang jener Aushilfen hatte sich dem Historiker bereits aus den Bündnistexten erschlossen[27]). Als Hauptgewinn der sechs Bismarck-Bände wird man die Klarheit über die Wurzeln seiner Politik zu buchen haben. Nur seine Persönlichkeit hat unser Volk und das Ausland darüber getäuscht, daß das spätgeborene Deutsche Reich gerade durch seine Jugend und durch die österreichische Achillesferse gebundener war als die anderen großen Mächte. Während auch seine deutschen Gegner sich in dem äußeren Glanze unserer Weltstellung sonnten, ließ sich Bismarcks urdeutsche innere Wahrhaftigkeit durch den trügerischen Schein nicht betören und stellte die Zeit in seinen Dienst, um das Reichsschiff zwischen den Gefahren der deutschen Jugend und der österreichischen Altersschwäche zu dem fernen Ziele unangreifbarer besonnener Stärke hindurchzusteuern. Daß das Deutsche Reich in Ketten geboren war, wurde übersehen, weil ein Freigeborener erhobenen Hauptes an seiner Spitze stand.

In keiner der schwierigen Lagen, die er überwunden hat, gab er sich die Blöße, sich verletzt oder entrüstet zu zeigen [28]). Als Alexander III. in einem Trinkspruche den Fürsten von Montenegro den einzigen aufrichtigen und treuen Freund Rußlands genannt hatte, warf er wohl die spöttische Frage auf, „wer hat denn einen?“ [29]). Das Mißtrauen, das der Menschenverächter als Staatsmann mit Recht für angezeigt hielt, war bei ihm nur die Kehrseite des Vertrauens auf die eigene Stärke und hat ihn nie, wie Lord Derby oder Holstein, zu Verhandlungen unfähig gemacht [30]). In Personen mag er sich manchmal getäuscht haben, wenn er Lord Odo Russell für einen Gentleman hielt oder hinter Intrigen der Kronprinzessin Kaiserin Augusta witterte, in der Sache hat er sich nie geirrt. Wie der Deutsche aus der Geschichte Bismarcks das Wesen der Politik erlernen kann, hat er selbst in vorbildlicher Weise aus der Weltgeschichte gelernt [31]). Hinter den Politikern, mit denen er um das friedliche Erstarken seiner Schöpfung zu kämpfen hat, sieht er allezeit die Staatspersönlichkeiten, die als gegebene Größen genommen sein wollen, wenn man mit ihnen auszukommen wünscht. Die Schärfe seiner Kritik der großen Mächte bestimmt nie seine Sprache und seine Handlungen. Die Akten verraten uns, wie er über die Hysterie des Zarismus [32]), die nervöse Zielloſigkeit Österreich-Ungarns [33]), den kindlichen Egoismus Italiens [34]) und die englische Unzuverlässigkeit gedacht hat, aber sie zeigen auch, wie er jeden an seiner schwachen Seite, nicht als Fechter, sondern als Arzt zu packen verstanden hat [35]). Das stets

[26]) 4, 125.

[27]) „Deutsche Rundschau“ August 1920, Seite 214—223; vgl. auch „Die Westmark“ 1922, Oktober/Novemberheft, S. 732—736.

[28]) 5, 303.

[29]) 6, 356.

[30]) Was Herbert 1884 zu Lord Hartington über Derby gesagt hat (4, 87), „daß mit einem Staatsmann, der nur aus Mißtrauen zusammengesetzt sei, überall Schlimmes vermute und seinerseits Kniffe anwende, nicht zu verhandeln sei“, paßt wörtlich auch auf Holstein.

[31]) Über dieses Thema sehr lesenswert die Studie von Maria Fehling, „Bismarcks Geschichtskenntnis“. Cotta, Stuttgart-Berlin 1922, 136 Seiten. Die Verfasserin hat aus Bismarcks Lesezeichen in der Bibliothek zu Schönhausen den Umfang seiner historischen Lektüre in ähnlicher Weise, wie ich das früher für Schiller getan habe, festgestellt. Zu bedauern ist Seite 76 die Aufnahme einer von Julius von Eckardt überlieferten angeblichen Äußerung Bismarcks über Ranke. Eckardt gehört zu den baltischen Bismarckhassern und hat in seinen Erinnerungen eine Szene von ähnlicher Unglaubwürdigkeit erzählt.

[32]) 2, 309—310; 5, 7; 5, 71; 5, 179; 6, 14; 6, 20.

[33]) 5, 9; 5, 28; 5, 36; 5, 38; 5, 146; 5, 198.

[34]) 3, 188; 3, 410.

[35]) Bezeichnende Anerkennung der Überlegenheit Bismarcks durch Kalnoky 5, 7.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bedenkliche Säbelraſſeln überläßt er andern [36]); über ernſte Kriegsvorbereitungen zieht man beſſer einen Schleier [37]). Den Ruſſen droht er nicht mit der deutſchen Wehrmacht, ſondern mit der Iſolierung, dem einzigen, was in Petersburg gefürchtet wird [38]). Der Staat Franz Joſefs wird durch die Ausſicht, daß er einen ruſſiſchen Vorſtoß zunächſt allein auszuhalten hat, zu größerer politiſcher Vorſicht und zu ſtärkeren militäriſchen Anſtrengungen erzogen [39]). Die italieniſchen Kinder beſchwichtigt er durch die neue Faſſung des Dreibundes. Den Engländern wird, als ſie unſere kolonialen Anfänge mißgünſtig aufnehmen, vor Augen geführt, daß es für ihre Ausdehnungspolitik in Ägypten nicht gleichgültig iſt, ob Deutſchland ſich unintereſſiert zeigt oder ſich zu ihren Gegnern geſellt [40]). Wie hätte da der Welt zum Bewußtſein kommen ſollen, daß Deutſchland zur Defenſive verurteilt war. Überall triumphierte die politiſche Vernunft vermöge der Bismarckſchen Perſonalunion von Mannhaftigkeit und Verbindlichkeit über die reichlich vorhandenen Neigungen zu europäiſcher Brandſtiftung.

So wird die Reichskanzlerſchaft Bismarcks zum Prüfſtein für Menſchen und Dinge, für Zeitgenoſſen und Epigonen. Obwohl die Akten nur einen Auszug ſeiner politiſchen Arbeit darſtellen, widerlegen ſie doch das Märchen, daß es unſerem Volke an politiſchen Köpfen gefehlt habe. Aus dem Schatten des Titanen treten jetzt zum erſten Male bewährte Mitarbeiter wie ſeine rechte Hand, der ältere Bülow, der zuverläſſige Prinz Reuß in Wien, der bedächtige General von Schweinitz in Petersburg, der kluge Graf Hatzfeldt in London und der ſcharf beobachtende junge Bernhard von Bülow greifbar in das helle Licht der Geſchichte. Fehlt es auch nicht an Verſagern wie Keudell, Solms-Sonnenwalde oder dem von Eckardſtein überſchätzten Grafen Münſter, ſo kann ſich doch die deutſche Diplomatie der Bismarckzeit im allgemeinen ſehen laſſen. Den Rang von Unterführern, die im entſcheidenden Augenblicke der oberſten Leitung bedürfen, hat freilich außer Herbert Bismarck keiner überſchritten. Nur in ſeinen Aufzeichnungen und Berichten ſpürt man über das Echo hinaus den Hauch Bismarckſchen Geiſtes. Seitdem ſein Heiratskonflikt mit ſeinem Vater bekannt iſt, wird man dem väterlichen Wahlſpruch für Herbert die Faſſung geben dürfen: patriae et patri patriae inserviendo consumor. Die allſeitig bezeugte perſönliche Schroffheit des Sohnes im dienſtlichen Verkehr wird vielleicht durch die ihn einhüllenden Giftſchwaden des Neides noch verſtändlicher als durch die nie ganz verheilende Wunde ſeiner Mannesjahre. In geiſtigen Dingen ſind die Deutſchen ſeit den älteſten Zeiten Republikaner geweſen und haben ihren großen Männern niemals ebenbürtige Söhne gegönnt. Daß hier in der Tat wie im Zeitalter der Pippiniden die perſönlichen Vorausſetzungen zu einer Hausmeierdynaſtie vorhanden waren, haben die den Bismarckakten auf dem Fuße folgenden Selbſtbekenntniſſe des Grafen Waldersee [41]) und Kaiſer Wilhelms II. widerwillig be-

[36]) 6, 27: „Sich mit der Kriegsbereitſchaft zu rühmen und zu brüſten, iſt immer bedenklich.“ Vgl. ebenda 181: Herbert über die Mehrzahl der Militärs, die überall gern mit dem Säbel raſſeln.

[37]) 6, 27: „Ich möchte glauben, daß es richtiger wäre, wenn die Öſterreicher nach ruſſiſchem Vorgange in den Zeitungen ſagen, daß nichts geſchehe, heimlich aber alles tun, was ihr Generalſtab für nützlich hält.“

[38]) 4, 162.

[39]) 6, 77, Anmerkung 14.

[40]) Sehr ſtoffreich Maximilian von Hagen, „Bismarcks Kolonialpolitik“, Stuttgart-Gotha, F. A. Perthes, XXVI und 523 Seiten. Leider iſt das Buch nicht nur gleichzeitig mit Plehn entſtanden, ſondern offenbar auch gedruckt worden, ſo daß der Nachtrag über die Bismarckakten nicht dafür entſchädigen kann, daß dieſe nicht von vornherein den Kern der Studie gebildet haben. Man vergleiche Seite 136 f. die jetzt ganz veraltete Anmerkung über den Rückverſicherungsvertrag.

[41]) „Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarſchalls Alfred Grafen von Waldersee.“ Auf Veranlaſſung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee bearbeitet und herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Stuttgart-Berlin, Deutſche Verlagsanſtalt, 1922, I (1832—1888), X und 423; II (1888—1900), 456 Seiten. Meisners Bearbeitung der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zeugt. Durch seine militärisch-politische Doppelbegabung und durch sein Verständnis Bismarcks ein Anwärter auf die Nachfolgerschaft, wird Waldersee, als Herbert sich dazwischen schiebt, zum Aufwiegler Wilhelms II. gegen eine Politik, deren Richtigkeit er sich nach seinem eigenen Sturze eingestehen muß. Schonungsloser als von diesem enttäuschten Günstling ist Wilhelm II. nie kritisiert worden. Es fehlte nur noch die Gegenüberstellung der Akten und des Kaiserbuches [42]), um der Welt zu offenbaren, daß der Enkel Wilhelms I. den Prozeß gegen den Reichsgründer endgültig verloren hat. Dort das Sträuben Bismarcks gegen den Berliner Kongreß, hier die verwegene Behauptung, daß die Einberufung des Kongresses ein schwerer Fehler Bismarcks gewesen wäre, dort die Vorlage aller wichtigeren Berichte des Konsuls in Kiew, hier die Geste, daß der Kaiser dem Manne, dem er vor seiner Entlassung das schnöde Handschreiben über die vorenthaltenen Berichte zu schicken gewagt hatte, um seiner Verdienste willen verzeihen wolle. Großartiger hätte sich der historische Bismarck über den mißverstandenen Bismarck [43]) nicht erheben können.

Die Fortsetzung der diplomatischen Akten wird die heilsame Beschäftigung mit diesem Thema nicht einschlafen lassen. Das Mißverständnis beginnt bereits mit der sogenannten Option für Österreich-Ungarn. Bismarck hat sich 1879 so wenig für die Monarchie wie 1887 oder 1890 für Rußland entschieden. Die Unerreichbarkeit eines von ihm geleiteten weiteren Bundes hatte ihm die Entscheidung für den Dreikaiserverband diktiert. Der Zweibund von 1879 war die erste Rückversicherung [44]) mit der Wirkung einer Wiederannäherung Rußlands und Österreich-Ungarns. Die zweite Rückversicherung von 1887 hätte zum Ausgangspunkt einer zweiten Wiederannäherung werden können, wenn Caprivi sie nicht nach Bismarcks Sturz gekündigt hätte. Der Zweibund hatte allerdings der Monarchie die deutsche Waffenhilfe gegen einen Angriff Rußlands versprochen, während der Vertrag von 1887 sich auf das Versprechen der Neutralität beschränkte für den Fall, daß Rußland von Österreich-Ungarn angegriffen werden sollte, aber eine Option für die Monarchie war das nicht gewesen. Dazu hatte Bismarck 1866 nicht an die Waffen appelliert, um die Politik des Deutschen Reiches der Dynastie der Habsburg-Lothringer wieder dienstbar zu machen und sich an den

Tagebücher ist eine mustergültige. Für die politischen Grenzen Waldersees besonders aufschlußreich seine Bemerkungen über die Wiederherstellung Polens in einem Kriege mit Frankreich und Rußland (1, 301), verglichen mit der militärischen Einsicht, daß „wir nicht hundert Polen unter die Waffen bringen". 1, 303. Vgl. jetzt Hans Wendt, „Bismarck und die polnische Frage" (Historische Studien, herausgegeben von R. Fester, IX). Halle, M. Niemeyer, 1922, 98 Seiten.

[42]) Wilhelm II., Ereignisse und Gestalten, 1878—1918. Leipzig-Berlin, K. F. Koehler, 1922, 309 Seiten. Ich werde in den „Verantwortlichkeiten" auf dieses Buch und Waldersee noch zurückkommen.

[43]) Otto Hammann, „Der mißverstandene Bismarck. Zwanzig Jahre deutscher Weltpolitik." Berlin, Reimar Hobbing, 1921, 204 Seiten. Das Buch ist ein Auszug aus den dreibändigen Erinnerungen des Verfassers mit Weglassung der eigentlichen Memoiren und unter Berücksichtigung der seit 1918 erschienenen Literatur. In der Caprivizeit wurzelnd, erinnert Hammann an Ottokar Lorenz, der als von Großherzog Friedrich von Baden beeinflußter Bismarckgegner eine Streitschrift „Wider Bismarcks Verkleinerer" schrieb. Eine dritte Nachlese Hammanns „Bilder aus der letzten Kaiserzeit" (Berlin, R. Hobbing, 1922, 163 Seiten) lenkt wieder in die Erinnerungen ein, die durch karikaturartige Zeichnungen Olaf Gulbranssons gewürzt werden sollen.

[44]) 3, 82: Bismarcks Begründung des Gedankens einer Defensivassekuranz. Vgl. 5, 236: Kalnókys Zugeständnis vom 18. Mai 1887, „wie erwünscht es sei, Rußland nicht aus den Banden seines Vertragsverhältnisses herauszulassen, wenn das Band auch noch so dünn wäre". Daß der Vertrag von 1887 nicht, wie beide Kontrahenten eigentlich wünschten, auf fünf, sondern auf drei Jahre geschlossen wurde, hat Paul Schuwalow verschuldet (5, 257). Wenn der Vertrag erst 1892 abgelaufen wäre, hätte Caprivi ihn nicht unmittelbar nach Bismarcks Entlassung kündigen können. Nur von diesem unglücklichen Zufall kann man sagen, daß der Embryo des neuen Kurses der Bismarckzeit angehört.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„ungariſchen Kometenſchweif“ [45]) binden zu laſſen. Das Mißverſtändnis, daß er des Zweibundes überdrüſſig wäre, iſt dadurch entſtanden, daß er ſich in den Kriſenjahren 1886 bis 1888 mit vollem Einſatz ſeiner Perſönlichkeit gegen die von Franz Joſef und Kronprinz Rudolf [46]) beabſichtigte Verſchiebung des Bündniſſes gewehrt hat. Nicht Bismarck, ſondern das Irrlicht Andrássy [47]) hat den 1918 von ſeinem Sohne gekündigten Zweibund bereits 1886 zertrümmern wollen. Für Bismarck iſt dieſer nie mehr geweſen als eine Ergänzung des Dreikaiſerverbandes, der auch nach ſeiner Auflöſung für ſeine Politik maßgebend blieb. Die Kündigung des Rückverſicherungsvertrages hat nicht nur das letzte Hindernis eines Bündniſſes zwiſchen Frankreich und Rußland beſeitigt, ſie hat auch den Charakter des Zweibundes verwandelt.

Es kann daher nichts Verkehrteres geben als die neuerdings von dem Amerikaner Fuller begierig aufgegriffene Behauptung Delbrücks, daß alter und neuer Kurs ſich höchſtens durch Temperamentgrade, aber keineswegs durch einen Richtungswechſel unterſchieden hätten, woraus Fuller die Schlußfolgerung zieht, daß die Urſachen des Zuſammenbruchs von 1918 in Bismarcks Politik zu ſuchen ſeien [48]). Die „Tragödie des Zweibundes“ begann nicht 1879, ſondern 1890. Wir wollen hier nicht wiederholen [49]), was Holſtein aus Bismarcks Erkenntnis gemacht hat, daß Öſterreich-Ungarn zu ſeiner Sicherung gegen Rußland und Italien in erſter Linie auf England angewieſen ſei. Das durch die Akten bekanntgewordene Bündnisangebot an England von 1889 beweiſt jedenfalls, daß Bismarck ſich über Fragen, die nicht den näheren Orient betrafen, mit England ohne Zuziehung ſeines Verbündeten zu verſtändigen geſucht hat. Auf ein engliſches weltpolitiſches Angebot zu antworten: ſprecht erſt mit Wien, konnte nur einem Manne einfallen, der die Politik des Meiſters gründlich mißverſtanden hatte. Wie oft iſt vor dem Kriege gerade aus dem Delbrückſchen Kreiſe gepredigt worden, daß unſere Kolonien in Europa verteidigt würden. Noch im Weltkriege hat die Reichsleitung damit ihre Hoffnung genährt, durch ihre Fauſtpfänder England zur Herausgabe unſeres Kolonialbeſitzes zu zwingen. Jetzt belehren uns die Akten, daß die Quelle dieſer Illuſion in einer Weiſung Bismarcks vom 11. Dezember 1886 [50]) gelautet hat: „das

[45]) 5, 147.

[46]) 5, 195 ff.; 6, 74: Die politiſche Begabung des Kronprinzen Rudolf lernte man zuerſt kennen aus ſeinen von Pribram veröffentlichten Aufzeichnungen zweier Geſpräche mit Bismarck („Öſterreichiſche Rundſchau“, Januar 1921), die Bismarcks Gedankengänge nachweisbar vorzüglich wiedergeben. Die politiſche Gefährlichkeit dieſes „Franzoſenfreundes“, der 1888 eine große, für Öſterreich glückliche kriegeriſche Zeit erſehnt hat, erſieht man jetzt aus dem von Dr. Julius Szeps herausgegebenen Buche „Kronprinz Rudolf. Politiſche Briefe an einen Freund, 1882—1889“. Wien-München-Leipzig, Rikola-Verlag, 1922, XVI und 213 Seiten. Wie Rudolfs Freundſchaft mit Wilhelm II. in Wahrheit ausſah, erfährt man aus ſeinem Briefe vom 24. Auguſt 1888 an jenen Freund, den Journaliſten Dr. Moritz Szeps, deſſen Tochter einen Bruder Clémenceaus geheiratet hat: „Wilhelm II. macht ſich; er dürfte bald eine große Konfuſion im alten Europa anrichten; dieſes Gefühl habe ich auch; er iſt ganz der Mann dazu . . . energiſch und eigenſinnig, . . . ſich ſelbſt für das größte Genie haltend, was will man mehr. Er dürfte im Laufe weniger Jahre das Hohenzollernſche Deutſchland auf den Standpunkt bringen, den es verdient.“ Die Akten hätten über Rudolf, der hauptſächlich Bismarck eine Wiederkehr der Kaunitzſchen Koalition befürchten ließ, mehr veröffentlichen dürfen.

[47]) 5, 146 f. Vgl. 5, 123 f. Wertheimer, Andrássy (3, 330) ſchweigt über die Rede des Exminiſters in den Delegationen vom 13. November 1886.

[48]) A. a. O. 3 ff., 316—325: Die Akten trafen erſt im Spätſommer 1922 in Cambridge ein. Fullers Vorrede datiert vom Oktober. In der kurzen Zeit, die ihm bis zur Drucklegung blieb, hat er ſich begnügt, in das fertige Manuſkript angebliche Aktenbelege für ſeine keiner Reviſion unterzogenen Ergebniſſe einzutragen. So konnte die groteske Verdrehung der Tatſachen ſtehenbleiben, daß Bismarcks Politik im Kriſenjahre 1887 das friedliche Frankreich und Rußland provoziert habe. Eine Preisſchrift der Univerſität Halle über 1887 von Heinz Trützſchler von Falkenſtein wird hoffentlich bald im Druck erſcheinen.

[49]) Vgl. „Deutſche Rundſchau“, Februar 1921, Seite 196—214.

[50]) 6, 155.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schicksal unserer Schutzgebiete bei einem französisch-deutschen Kriege wird niemals zur See, sondern lediglich durch unsere Landarmee entschieden werden." Daraus auch nur die geringste Hoffnung in einem Kriege mit dem auf dem europäischen Kontinent nicht niederzuwerfenden britischen Weltreiche herzuleiten, blieb der absoluten Verständnislosigkeit der Epigonen vorbehalten.

Das diplomatische Epigonentum aber würde man schief beurteilen, wenn man den deutschen Kurswechsel zum Ausgangspunkt nehmen wollte. Gortschakow, Saburow, Jomini, Giers und die beiden Schuwalow, Andrássy, Haymerle und Kalnóky, Robilant und Crispi, Derby, Beaconsfield, Gladstone, Granville, Churchill und Salisbury erscheinen uns heute als ancien régime. Einen neuen politischen Typ hat Herbert Bismarck zum ersten Male erstaunt 1884 in dem „eingefleischten Repräsentanten des Kaufmannsstandes", Joe Chamberlain, festgestellt [51]). Der Kapitalismus mit seiner „befremdlichen Abwesenheit politischen Urteils" beginnt die zünftige Diplomatie alten Schlages zu verdrängen oder sich untertan zu machen. Bismarck konnte es noch wagen, kapitalistischen Gruppen, die sich nicht um die Demarkationslinien seiner Politik kümmerten, zu sagen, daß sie auf Unterstützung des Deutschen Reiches nicht zu rechnen hätten. Wilhelm II. kapituliert, obwohl er von keinem deutschen Chamberlain geführt wird, in selbstgefälliger Schwäche vor dem neuen Zeitgeist, wenn er die Flagge allzu bereitwillig der Ware folgen läßt. Die Anfänge der weltverwüstenden staatsfeindlichen Trustpolitik liegen vor dem Kurswechsel und außerhalb Deutschlands, aber die bewußte Auflehnung des alten Kurses gegen das Unheil des politischen Futurismus beweist auch, was die ganze Welt 1890 an der Dynastie Bismarck verloren hat [52]).

Ist dadurch die Lawine der Verantwortung für die Verabschiedung des Lotsen abermals gewachsen, so fällt jetzt auch die Entschuldigung fort, daß der alte Reichskanzler es nicht mehr verstanden habe, mit dem jungen Herrn in Fühlung zu bleiben. „Ich habe", gesteht Bismarck im August 1888, „in meiner langen ministeriellen Tätigkeit stets gefunden, daß die schwierigsten Aufgaben der Diplomatie in den Beziehungen mit dem eigenen Hofe liegen." Der Brief, worin er das aussprach, bat seinen Freund und Ministerkollegen v. Scholz, den Unbequemlichkeiten der Eigenheiten des Charakters Wilhelms II. Rechnung zu tragen [53]). Wie er das selbst versucht hat, läßt sich nach Vermehrung seiner Mentorbriefe durch die Akten jetzt besser beurteilen. Wo nur die Sache wirken konnte, hat er schon 1879 auf persönliche Einwirkung verzichtet. Mit seinem Herrn zu kämpfen, mochte es der alte oder der junge Kaiser sein, hatte in solchen Fällen keinen Zweck und störte die sachliche Betrachtung, zu der die Lektüre einer Denkschrift zwang. Die Voraussetzung war freilich, daß der Herrscher sie mit eigenen

[51]) 4, 76.

[52]) Paul Haake (Bismarcks Sturz. Schriften der Hist. Gesellschaft zu Berlin. Herausgegeben von Dietrich Schäfer, Heft 2. Berlin, Weidmann, 1922. 65 Seiten) erzählt Seite 57, Bismarck habe, wie ihm Professor v. Bissing mitteilte, zum Prinzen Wilhelm gesagt: „Eure K. Hoheit müssen einmal Ihr eigener Reichskanzler werden." Die Erzählung kann, da sie auf Wilhelm II. zurückführt, doch höchstens in dem Kapitel der Mißverständnisse zitiert werden. Haben Bismarcks Worte ähnlich gelautet, so sollten sie den Prinzen daran erinnern, daß er ein absoluter Herrscher sein müsse, um sich absolutistische Grundsätze zu gestatten.

[53]) Staatsminister Adolf von Scholz, Erlebnisse und Gespräche mit Bismarck. Herausgegeben von Wilhelm von Scholz. Stuttgart-Berlin, Cotta 1922. 150 Seiten. Die schriftstellerische Hilfe, die der Sohn seinem hochbetagten Vater geleistet hat, respektiert durchaus den schlichten Rahmen um die mitgeteilten Briefe und älteren Aufzeichnungen. Der angeführte Brief Seite 88. Die Äußerung des Prinzen auf die falsche Todesnachricht Seite 82, über den Verzicht auf persönliche Einmischung Bismarck am 3. Oktober 1879, Seite 18.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Augen las [54]). Bei Wilhelm II., der schon als Prinz seinen politischen Lehrer nicht für unersetzlich hielt, hat die Unfähigkeit sachlicher Betrachtung zu den Eigenheiten seines Charakters gehört.

Belege interessieren in der Regel nur den Fachmann. Wenn unsere Beschreibung des neuen Denkmals mit Anmerkungen nicht gespart hat, so will sie wie ein Cicerone den Leser auf den richtigen Standpunkt stellen. So unbequem für ältere Generationen das Umlernen ist, so wird von nun an für sie wie für den Anfänger, und für sie erst recht, der Weg nicht von der Bismarckliteratur zu den Akten, sondern von den Akten zur Literatur führen. Daß die Wahrheit über Deutschland die Wahrheit über die andern Mächte hervorlocken wird, ist in Ermangelung zwingender Momente ausgeschlossen. Um so weniger wird sich der Deutsche in Zukunft durch Ausländer sagen lassen, wie der historische Bismarck aussah. Die historisch-politische Wirkung des Aktenwerkes wäre deshalb eine noch größere, wenn in seinen durch die Internationale und den Pazifizismus bestimmten Anfängen statt des Frankfurter Friedens als Start der Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges gewählt worden wäre. Es ist das große Verdienst Kurt Rheindorfs [55]), durch sein Buch über die deutsch-englischen Beziehungen im Kriegsjahre 1870/71 nachdrücklich daran erinnert zu haben, daß Sorels diplomatische Geschichte des siebenziger Krieges seit 1875 auf ein deutsches Gegenstück wartet. „Die Schwäche der britischen Diplomatie und Politik" ergab sich aus dem in den Biographien von Clarendon, Gladstone, Granville und Lyons enthaltenen englischen Material. Der Nachweis, daß diese Schwäche „vielleicht nur noch von der Mißgunst gegenüber Preußen übertroffen wurde", konnte nur aus den preußischen Staatsakten geführt werden. Wenn trotzdem sogar Gladstone sich mit den deutschen Friedensbedingungen befreundet hat, so haben das die am Tage vor Weißenburg von Gramont den Russen mitgeteilten französischen Minimalforderungen bewirkt [56]). Zurückdrängung Preußens in die Grenzen von 1865, Abtretung des Saargebietes an Frankreich, Zahlung der Kriegskosten an Frankreich und Zurückgabe der Kriegsentschädigung an Österreich, Wiederherstellung Hannovers, Kurhessens, Nassaus und der freien Stadt Frankfurt, Vergrößerung der Mittelstaaten auf Kosten Preußens, Bildung deutscher Staatengruppen, die Preußens Vorherrschaft dauernd brechen würden und — last not least — der Köder Danzigs für Rußlands Zustimmung — das war mehr, als England vor Preisgabe seiner staatlichen Selbstbehauptung an den Ententetrust verdauen konnte. Aus dem ersten Band der Akten geht hervor, mit welcher humanen Mäßigung Bismarck das besiegte Frankreich behandelt hat [57]). Durch Rheindorf ist festgestellt, was aus Deutschland vor seiner Einigung geworden wäre, wenn Frankreich 1870 gesiegt hätte. Man wird damit das Gutachten des alten Moltke von 1879 [58]) zusammenhalten müssen, „daß ein Deutsches Reich auf die Dauer überhaupt nicht bestehen könnte, wenn wir einen Angriff Frankreichs nicht aus eigenen Kräften abzuwehren vermöchten". Wie würde eine andere Regierung als die deutsche diesen 1870 mit 1923 verbindenden archivalischen Fund verwertet haben!

[54]) Die Waldersee 1, 395 f. abgedruckte „Abschrift" des Kronprinzenbriefes an Bismarck vom 10. Mai 1888 aus Waldersees Nachlaß ist offenbar das von diesem entworfene Konzept zu der von dem Kronprinzen mehrfach geänderten Ausfertigung in Gedanken und Erinnerungen 3, 136.

[55]) Kurt Rheindorf, England und der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. Ein Beitrag zur englischen Politik in der Zeit des Überganges vom Manchestertum zum Imperialismus. Mit Benutzung bisher unveröffentlichten Materials. Bonn-Leipzig, Kurt Schroeder, 1923. XV u. 195 Seiten.

[56]) A. a. O. 134. Alexander II. hat sie nach Bericht des Prinzen Reuß vom 12. August 1870 dem preußischen Militärbevollmächtigten v. Werder mitgeteilt. Bismarck gab sie am 22. August aus Pont-à-Mousson an Bernstorff in London weiter.

[57]) Eine Arbeit H. Herzfelds darüber in Vorbereitung.

[58]) 3, 122. Von Wilhelm I. unterstrichen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rheindorfs Buch ist auch eine erneute Warnung zur kritischen Vorsicht, wo deutsche Akten zur Kontrolle fehlen oder noch nicht bekannt sind. Odo Russells Verleumdungen der Bismarckschen Politik haben neun Jahre lang das historische Urteil verwirren können, bevor sie durch Herzfelds aktenmäßige Darstellung widerlegt wurden. Eckardsteins tendenziöse Erinnerungen an Mitteilungen Münsters und Hatzfeldts haben sogar einen Forscher wie Felix Rachfahl zu einem verzeichneten Bild von Bismarcks englischer Bündnispolitik verleitet [59]). Hatzfeldt scheidet von vornherein als Zeuge für Lothar Buchers Londoner Mission von 1875 aus, während Münster in seiner einseitigen Westorientierung sich nie die Mühe genommen hat, Bismarcks Gedankengängen zu folgen. Obwohl das Archiv des Auswärtigen Amtes über Buchers Sendung nichts enthält und die Magerkeit der zuerst von Mendelssohn-Bartholdy getroffenen Auswahl der Englandakten bei dieser ersten Anknüpfung Bismarcks mit England besonders störend hervortritt, so enthält doch die Information Münsters über eine Unterredung Bismarcks mit Russell am 3. Januar 1876 den Schlüssel zu diesem sich jetzt erst erschließenden Kapitel seiner Politik der Sicherungen [60]). Wie schon früher, entwickelt der Reichskanzler dem englischen Botschafter sein „Axiom", daß das Deutsche Reich der Erbe des Römischen Reiches Deutscher Nation und des Deutschen Bundes sei und damit auch die Interessengemeinschaft des früheren österreichischen Reichsoberhauptes mit England geerbt habe. 1875 fand Russell darin eine Bestätigung seines Argwohnes, daß Bismarck Annexionsabsichten auf Deutschösterreich im Schilde führe. 1876 sucht Bismarck ihn aufs neue zu überzeugen, daß die Engländer auf dem Kontinent kein größeres politisches Interesse haben als die Existenz eines mächtigen und friedlichen Deutschland und ihre guten Beziehungen zu diesem. In Englands Schweigen über die orientalischen Verwicklungen sieht er einen Rest des früheren Mißtrauens gegen Preußen und bemüht sich, einen Gedankenaustausch anzubahnen, der die bereits 1875 aufgetauchte Gefahr englisch-russischer Verständigung durch Empfehlung einer gewissen Annäherung Englands an Frankreich beschwören soll. Er ist also weit entfernt von einem Bündnisangebot, und wenn in London Beaconsfield und Münster seine Eröffnungen doch so angesehen haben, so ist ihr eigener Wunsch der Vater des angeblich Bismarckschen Gedankens gewesen, wobei nicht übersehen werden darf, daß Russell, um den deutschen Festlandsdegen gegen Rußland zu gewinnen, seine Berichte vermutlich jetzt ebenso gefärbt hat wie ein Jahr zuvor.

Eine Bestätigung dieser Interpretation bringen die Akten über die zweite Annäherung zur Zeit der Zweibundverhandlungen. Während das Material über 1876 vorläufig dürftig ist und für Eckardsteinsche Phantasien Raum läßt, unterrichten uns über die Vorgänge von 1879 die englische wie die deutsche Regierung. Da nur wenige deutsche Bibliotheken noch imstande waren, die Biographien Beaconsfield und Salisburys [61]) anzuschaffen, läßt es sich nicht umgehen, den englischen Staatsmännern zunächst selbst das Wort zu erteilen.

Salisbury an Beaconsfield.

Pups, 19. September 1879.

Ich hatte Waddington [62]) hier den ganzen Tag. Er hatte sich selbst angemeldet, sichtlich um mich zu überzeugen, daß Frankreich, wenn Rußland und Italien beabsichtigten, Deutschland und Österreich anzugreifen, sich nicht daran beteiligen würde, und daß er Bis-

[59]) Felix Rachfahl, Bismarcks englische Bündnispolitik. Freiburg, Theodor Fisher, 1922. 27 Seiten.

[60]) 3, 29—31. Vgl. Buckle, The life of Benjamin Disraeli, earl of Beaconsfield. 6 (London, Murray 1920), 20 f.

[61]) Buckle, a. a. O. 6, 486—492. Life of Robert, marquis of Salisbury by his daughter Lady Gwendolen Cecil. 2 (London, Hodder & Stoughton, 1921), 364—373.

[62]) Französischer Ministerpräsident.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

marck die bündigſte Verſicherung gegeben habe, er könne ſich auf die Neutralität Frankreichs verlaſſen. Er ſchien mir ſehr beſorgt zu ſein, ſeine Ergebenheit gegen Bismarck kundzugeben.

Memorandum Beaconsfields für Königin Viktoria.

Geheim. Haus Hughenden, 27. September 1879.

Graf Münſter kam geſtern um halb ſieben hier an und reiſte heute früh ab. Bevor er ſich ſetzte, ſagte er: „Ich ſtöre Sie ungern in Ihrer Zurückgezogenheit, aber ich gehorche dem Befehle des Fürſten Bismarck und komme, um Ihnen einen Vorſchlag von größter Bedeutung zu machen. Es muß jedoch ganz vertraulich geſchehen, darf in dieſem Stadium nicht als offizielle, ſondern nur als private freundſchaftliche Mitteilung des Fürſten Bismarck angeſehen werden in der Hoffnung, daß es zu einer offiziellen Mitteilung führen wird.“ Ich ſagte darauf: „Ich muß Ihnen zuvor erklären, daß die Verpflichtung, das Geheimnis zu wahren, mir verbietet, Staatsgeheimniſſe, die ich nicht meinem Souverän und dem Staatsſekretär mitteilen darf, anzuhören.“ Graf Münſter: „Fürſt Bismarck fühlt das und weiß, daß es für Sie nicht möglich noch wünſchenswert iſt, mit mir, außer unter jener Bedingung, zu ſprechen. Er legt jedoch augenblicklich Wert darauf, daß die vertrauliche Mitteilung nur Ihnen gemacht wird, weil er ſein Vorhaben dem Kaiſer noch nicht mitgeteilt hat, und wenn der Kaiſer davon erfährt von anderer Seite — ſagen wir aus der Königlichen Korreſpondenz oder anders woher — bevor Fürſt Bismarck ihn geſprochen hat, würde das höchſt nachteilige Folgen haben.“

Ich blieb jedoch bei meiner Anſicht, indem ich betonte, daß Lord Salisbury und ich identiſch ſeien, und daß ich aus langjähriger Erfahrung mit meinem Kopfe für die Verſchwiegenheit meines Souveräns einſtehen könnte. Nach einigem Zögern machte Graf Münſter ſeine Eröffnung. Sie war lang, aber intereſſant. Die Hauptpunkte ſind in Kürze folgende:

Die Beziehungen Rußlands und Deutſchlands ſind an ſich im weſentlichen unbefriedigend, und ſeit der Einigung Deutſchlands iſt das noch mehr der Fall. Die Ruſſen haſſen die Deutſchen, und es iſt ihnen in den letzten Jahren geglückt, faſt alle hervorragenden Deutſchen aus ihrem Staatsdienſt zu entfernen, obwohl deutſche Staatsmänner in Wahrheit dieſes Reich geſchaffen haben. Der Panſlawismus beherrſcht ſie zur Zeit ganz und gar, und die Ausſchaltung Schuwalows findet ihre Erklärung darin, daß er ein aufgeklärter Ruſſe iſt und der Politik der ihm vorausgegangenen großen ruſſiſch-deutſchen Staatsmänner folgen würde.

Dieſe konſtante Lage der Dinge hat Fürſt Bismarck veranlaßt, ſich um die Befreiung Deutſchlands aus der ruſſiſchen Dienſtbarkeit (thraldom), unter der es ſolange geſeufzt hat, zu bemühen und die durch die Einigung Deutſchlands bewirkte relative Emanzipation fortzuſetzen. In dieſem Sinne ſchlug er in einem früheren Miniſterium Lord Beaconsfields Lord Odo Ruſſell ein Bündnis (alliance) mit Großbritannien vor. Dieſer Vorſchlag wurde durch den engliſchen Staatsſekretär nicht nur abgelehnt, ſondern auch ſeinen Kollegen mit dem Bemerken mitgeteilt, daß er ſeines Erachtens überhaupt nicht in Erwägung gezogen werden könnte. Wäre der Vorſchlag angenommen worden, ſo hätte es keinen türkiſchen Krieg gegeben und keine der Verwicklungen, die uns jetzt zu ſchaffen machen. Auf ſich ſelbſt zurückgeworfen, ſah ſich Fürſt Bismarck genötigt, ſich an Rußland anzulehnen [63]), und es gelang ihm durch das nie verwirklichte Dreikaiſerbündnis und durch die gegenſeitige Hochſchätzung des deutſchen und des ruſſiſchen Kaiſers, eine Zeitlang die Dinge in leidlicher Ordnung zu halten.

Augenblicklich iſt der alte angeborene Haß wieder aufgetaucht. Alle Klagen, daß Deutſchland Rußland im Stiche gelaſſen habe, ſind falſch und bloßer Vorwand. Dahin gehören auch die angeblichen perſönlichen Zwiſtigkeiten Gortſchakows und Bismarcks und die Artikel in den ruſſiſchen Zeitungen. In Wahrheit iſt in Rußland der Panſlawismus Trumpf, und der Kaiſer von Rußland iſt ihm endlich ganz verfallen. Die Zuſammen-

[63]) „. . . and by the invention of the alliance of the three Emperors, which was never realised, and by the reciprocal regard of the two Emperors of Germany and Russia, the Prince managed for a time to keep affairs tolerably straight.“ Rachfahl überſetzt, invention in intervention korrigierend: „ . . . und durch die Intervention des Drei-Kaiſer-Bündniſſes, die noch nicht realiſierbar war, ſowie durch die wechſelſeitige Rückſicht auf die beiden Kaiſer von Deutſchland und Rußland machte der Fürſt es möglich, die Dinge vorübergehend in leidliche Ordnung zu bringen.“ Invention bedeutet in der ſaloppen Sprache Beaconsfields etwa Trick. Dieſer will ſagen, Bismarck habe ſich nach dem Korb von 1876 wieder nach Oſten orientiert. Zu einer Textverbeſſerung beſteht kein Anlaß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kunft der zwei Kaiser war dieser Tage ein völliger Fehlschlag. Der Deutsche Kaiser sagte und tat bei dieser Gelegenheit mancherlei, was seine Freunde bedauerten, aber der Kaiser ist jetzt selbst überzeugt, daß diese Opfer vergeblich waren, und daß sein Einfluß auf seinen Neffen dahin ist.

Rußland bereitet einen Angriff auf Österreich vor; der Weltfriede wird gestört werden; es liegt in der Natur der Dinge, daß es kein lokalisierter Krieg sein wird; es wird ein großer, allgemeiner Krieg sein. Friede ist für Deutschland notwendig, kein Land wünscht oder bedarf den Frieden in höherem Maße. Zu seiner Sicherung schlägt er ein Bündnis (alliance) vor zwischen Deutschland, Österreich und Großbritannien. Bevor er aber dem Kaiser davon spricht, wünscht Fürst Bismarck von Lord Beaconsfield zu erfahren, ob seiner Meinung nach England einem solchen Plan günstig ist, da er sich nicht auf fruchtlose Verhandlungen einzulassen wünscht und keine weiteren Schritte tun will, wenn Lord Beaconsfield auf den Gedanken nicht eingeht.

Lord Beaconsfield sagte, er bedaure, daß der ursprüngliche Vorschlag des Fürsten Bismarck vor einigen Jahren so plötzlich aufgegeben worden wäre. Hätten die beiden Höfe darüber verhandelt, so würde er wohl Gestalt (a practical shape) gewonnen haben. Er gebe Fürst Bismarck zu, daß der Krieg wahrscheinlich verhütet worden wäre, aber in Erwägung des neuen Vorschlages könne er, obwohl er ihm günstig sei und einer Verständigung mit Deutschland immer günstig sein werde, seinerseits nicht verhehlen, daß jeder scheinbar franzosenfeindliche Schritt Großbritanniens von dem englischen Volke zurzeit argwöhnisch und mißfällig angesehen werden dürfte, da die wirtschaftlichen, sozialen und bis zu einem gewissen Grade die politischen Beziehungen beider Länder so intime wären.

Graf Münster sagte, Fürst Bismarck habe das vorausgesehen; das Bündnis, das er im Sinne habe, würde mit herzlichen Beziehungen zu Frankreich nicht unvereinbar sein; ihre Beziehungen zu Frankreich wären gleichartig; der Fürst habe Grund zu glauben, daß weder das derzeitige französische Ministerium noch Gambetta und seine Freunde einen Angriffskrieg gegen Deutschland anzetteln würden; jede derartige Gefahr könne nur von den alten klerikalen und monarchischen Parteien ausgehen, Frankreich würde sich unter keinen Umständen rühren, wenn Großbritannien und Deutschland verbündet wären.

Die beiden Leitmotive eines solchen Zusammenwirkens würden natürlich sein der Schutz Deutschlands gegen einen solchen Angriff und die Unterstützung der Politik und der Interessen Englands in der Levante und im Osten im allgemeinen.

Die Unterhaltung hatte eine Stunde gedauert, als der Gong zum Essen rief. Nach der Mahlzeit wurde die Unterhaltung wieder aufgenommen. Lord Beaconsfield erklärte, er sei grundsätzlich von jeher für ein Bündnis oder ein gutes Einvernehmen mit Deutschland, es hinge aber viel ab von der Anwendung dieses Grundsatzes, und ohne den Staatssekretär könne nichts erreicht werden. Er möchte Graf Münster empfehlen, dem Fürsten Bismarck seine Ansicht mitzuteilen und seine Genehmigung zu persönlichem Gedankenaustausch mit Lord Salisbury einzuholen.

Graf Münster sagte zum Schluß, er werde Fürst Bismarck in diesem Sinne schreiben. Die Sache sei zu groß und zu wichtig, um übereilt zu werden. Graf Münster werde aber voraussichtlich um die Zeit der Rückkehr Lord Salisburys nach England die Antwort des Kanzlers erhalten haben.

Salisbury an Beaconsfield.

Puys, 29. September 1879.

Münsters Vorschlag ist überraschend, aber alle Anzeigen, die wir haben, bewegen sich in der gleichen Richtung. Es ist nur fraglich, ob Rußland tatsächlich Händel sucht, oder ob Bismarck ihm die Offensive aufnötigt, wie er es mit Dänemark, Österreich und Frankreich tat. Für Rußland scheint es nach Lage der Dinge Wahnsinn, Händel zu suchen. Wenn aber Bismarck seine Ostgrenze, über die er oft klagt, zu berichtigen wünscht, so bietet der Augenblick manche günstige Umstände. Rußland ist geschwächt, Frankreich ist einer Aktion noch abgeneigt, Österreich und England sind in einer Stimmung, die sie zu ihm hindrängt und das Zusammenarbeiten mit Rußland unmöglich macht.

Diese Frage berührt unseren Kurs nicht sehr. Es wird für uns sehr schwer sein, Österreich, wenn es ernstlich durch Rußland angegriffen wird, nicht zu Hilfe zu kommen, gleichviel, wie der Angriff geschieht. Aber die Frage ist, wie Sie sagen: wie wird es unser Verhältnis zu Frankreich berühren? Wünschen Sie, daß ich Waddington wegen der Haltung der französischen Regierung, falls Österreich durch Rußland angegriffen wird und England für Österreich Partei ergreift, sondiere? Ich könnte es auf der Heimreise über Paris leicht und ungezwungen tun, wenn Sie es der Mühe wert halten, ihn zu veranlassen, sich darüber zu äußern; und Deutschland brauchte dabei gar nicht erwähnt zu werden. Wenn ja, wollen Sie mir ein paar Zeilen schreiben?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:34 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beaconsfield an Salisbury.

Hughenden, 1. Oktober 1879.

Was das Spiel Bismarcks ſein mag, wage ich nicht mit Sicherheit zu ſagen, aber er iſt zweifellos der Mann, die Karten, die er in der Hand hat, auszuſpielen. Die Frage iſt, ob zur Zeit ſein Spiel nicht das unſrige iſt?

Hier überwiegt der Eindruck, daß die Politik unſerer Regierung im allgemeinen gut ſein mag, daß wir aber im beſondern ungeſchickt oder unglücklich geweſen ſind, ſo daß wir demgemäß unſer Ziel nicht erreicht haben.

Dieſes Ziel iſt nach der Meinung des Landes die Erhaltung unſeres Reiches und Feindſchaft gegen Rußland. Obwohl die Depreſſion allgemein iſt, macht ſich eine Furcht vor Rußland als der Macht, die letzten Endes unſer Reich an der Wurzel treffen könnte, ganz beſonders bemerklich, und wird ſogar von denen gefühlt, die es nicht öffentlich oder laut zum Ausdruck bringen. Ich glaube, daß ein Bündnis zwiſchen den drei in Frage ſtehenden Mächten augenblicklich durch das Land wahrſcheinlich mit einer Art von Enthuſiasmus begrüßt werden würde. Es würde manche Punkte klären, die jetzt zweideutig oder unbefriedigend ſind. Sie würden dann als Teile eines zuſammenhängenden Ganzen behandelt werden. Ich will nicht das ehrgeizigere Dichterwort anwenden: I will leave that to the country.

Die große Schwierigkeit beſteht in der Bekanntgabe dieſer Politik, wenn wir uns ſie zu eigen machen. Ich vermied mit Bedacht das Wort „Vertrag“ in meiner Unterredung mit M(ünſter). Es möchte jedoch erwägenswert ſein, ob nicht ein Vertrag zwiſchen den drei Verbündeten (Allies), nicht formell und ausdrücklich für die große Sache, ſondern mit Bezugnahme auf einen praktiſchen damit verknüpften Punkt ratſam ſein möchte; aber dieſe Dinge ſind zu weitausſehend und verwickelt, um darüber zu ſchreiben, und wir werden uns bald treffen.

Ich möchte jedoch bemerken, daß, wenn meine Annahme der unmittelbaren Wirkung dieſes Bündniſſes auf die Meinung Englands irrig ſein ſollte, und wir uns vom Amte zurückziehen, wir uns als Repräſentanten einer kräftigen und klugen Politik zurückziehen, und daß die Torypartei den Nutzen derſelben ſpäter ſpüren wird.

Ich denke, Sie würden durch Ausholen Waddingtons nichts gewinnen. Wir wiſſen wohl, was daran iſt. Verlohnte es ſich in anderer Beziehung ſo zu handeln, ſo würden doch Sie nichts gewinnen. Frankreich könnte billigerweiſe gegen unſre Unterſtützung Öſterreichs, wenn es von Rußland angegriffen würde, keinen Einſpruch erheben; beſonders wenn es ſich des dreiſeitigen Vertrages erinnert [64]).

Salisbury an Beaconsfield.

London, 13. Oktober 1879.

Ich war dreiviertel Stunde mit Münſter zuſammen, aber er lüftete das Geheimnis ganz und gar nicht. . . .

Sein Ton harmonierte im allgemeinen mit dem, was er Ihnen präziſer geſagt hat. Er ſprach von mehr geſicherter Verbindung mit Öſterreich, von Kälte und Feindſeligkeit Rußlands, von der Hoffnung, daß England mit einer ſolchen Haltung einverſtanden ſein und ſeinen Einfluß aufbieten würde, um Frankreich von Unterſtützung eines ruſſiſchen Angriffs abzuhalten, Rußland — ſagte er — wäre jetzt den Panſlawiſten ausgeliefert, der Kaiſer von Rußland hätte ſich ſehr verändert, und daß es einen Angriff auf Öſterreich plante, Deutſchland würde das nicht zulaſſen.

Ich ſprach mich demgemäß aus, gab dem großen Intereſſe Englands Ausdruck, eine Schwächung Öſterreichs zu verhindern, ſowie meiner Überzeugung, daß Frankreich unter ſeiner gegenwärtigen Regierung nicht vorſchnell handeln werde. Aber er ging über unbeſtimmte Allgemeinheiten und Ausdrücke der „Richtung“ nicht hinaus, und ich konnte auf nichts Poſitives antworten oder es analyſieren. Er war darauf bedacht, mir zu verſichern, daß die Beziehungen zwiſchen Öſterreich und Deutſchland rein defenſiv wären. Er ſagte auch, daß der Zarewitſch deutſch geworden ſei, ſeitdem ſein Vater Panſlawiſt geworden wäre, und daß die Ruſſen ſich über Deutſchland und „cet infâme Schouvaloff“ beſchwerten, ſie von dem Einmarſch in Konſtantinopel abgehalten zu haben. Schuwalow kam in einem Zuſtande tiefſter Niedergeſchlagenheit, die ich noch geſehen habe, aber er blieb nur wenige Minuten und verſchwand.

[64]) Der während des Krimkrieges am 2. Dezember 1854 unterzeichnete Vertrag Öſterreichs mit den Weſtmächten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beaconsfield an Salisbury.

Haus Hughenden, 14. Oktober 1879.

Ich möchte Ihnen zu erwägen geben, daß Sie Münster vor seiner Abreise sehen und offen sich über die ganze Angelegenheit aussprechen.

Reden Sie über mich nach Belieben und tadeln Sie, was förderlich sein kann, meine Ungeschicklichkeit im Verhandeln.

Wir gewinnen meines Erachtens durch Zurückhaltung nichts. Wenn Bismarck, wie zu wünschen ist, bemerken sollte, daß wir entschlossen sind, im Falle europäischer Verwicklungen nicht neutral und unbeteiligt zu bleiben, sondern zu handeln, und zwar mit Verbündeten, wird er fürchten, was er augenblicklich vielleicht ein wenig fürchtet, daß wir uns mit Frankreich und allenfalls auch mit Rußland verbünden möchten.

Nachdem er einmal sich uns eröffnet hat und noch dazu so vertrauensvoll, ist es, denke ich, unser Interesse, der Sache auf den Grund zu gehen.

Salisbury an Beaconsfield.

Vertraulich. Hatfield, 15. Oktober 1879.

Münster ist jetzt hier, und ich habe mit ihm über unsere Angelegenheit lange gesprochen. Der Grund, weshalb er mit mir nicht sprach, war, daß er von Bismarck nicht gehört hat, daß Rußland etwas Wasser in seinen Wein goß, und daß er deshalb dachte, es eile nicht.

Ich habe ihm unsere Auffassung auseinandergesetzt: daß wir an Österreichs europäischer Stellung ein tiefgehendes Interesse hätten und sie als eine Notwendigkeit betrachteten; daß Deutschland im Falle eines russischen Angriffs auf Deutschland und Österreich sich darauf verlassen könnte, uns an ihrer Seite zu finden. Ich sagte: ich nehme an, daß der Dienst, den ihr von uns verlangen würdet, darin bestünde, Frankreich und Italien zur Neutralität zu veranlassen. Er erwiderte, so wäre es, Metz und Straßburg sicherten sie leidlich gegen jeden Angriff auf den südlichen Teil der Grenze, aber sie wären durch Belgien ungeschützt und wünschten das Gefühl der Sicherheit zu haben, daß wir einen Angriff durch Belgien nicht dulden würden. Deswegen sagte ich, dürfte er sich sicher fühlen; und ich wäre ziemlich sicher, daß wir jede französische Regierung von der Vereinigung mit Rußland gegen sie abhalten könnten; daß er sich aber auf unseren guten Willen und Beistand im Falle eines Angriffs auf Österreich und Deutschland verlassen könnte.

Das alles entsprach dem Sinn und dem Ton Ihrer Unterredung mit ihm, aber er hinterließ mir den Eindruck, daß, seitdem er Sie gesprochen hat, ein leiser Wandel der Gesinnung stattgefunden hat, und Bismarck jetzt nicht so bei der Sache ist (is not so keen) wie damals. . . .

Er will Bismarck in Berlin ausholen (try) und sehen — so sagte er, während er angewiesen ist, den Anschein der Begierde, den seine Reise nach Hughenden erweckt hat, herabzustimmen.

Ich reise morgen nach Manchester — für meine Sünden — ich werde bis Montag nicht zurück sein.

Memorandum Salisburys an Königin Viktoria über seine Unterredung mit Graf Károlyi[65]) vom 27. Oktober 1879.

Sehr geheim.

Der österreichische Botschafter zeigte heute (wenn auch unter der Bürgschaft des strengsten Geheimnisses) ein Defensivbündnis zwischen Deutschland und Österreich an. Er sagte, es bezwecke lediglich die Erhaltung des Friedens und der Festsetzungen des Berliner Vertrags. Es wäre durch Fürst Bismarck dem Grafen Andrássy vorgeschlagen worden, da der Fürst durch die Haltung Rußlands erschreckt worden sei. Beide Reiche wären übereingekommen, daß sie in den noch auszuführenden Kleinigkeiten des Berliner Vertrags (hauptsächlich Grenzfragen) sich tunlichst entgegenkommend verhalten wollten, solange Rußland es ebenso hielte, wenn aber Rußland deswegen oder aus anderen Gründen eines beider Reiche angriffe, wären sie übereingekommen, das als Angriff auf beide zu behandeln. Er betonte, daß es ein Bündnis zur Erhaltung des Friedens und des Status quo sei, daß Österreich durch die Erwerbung Bosniens befriedigt sei und keine begehrliche Pläne (projects of convoitise) schmiede; daß Österreich, wenn die Türkei zerfiele, ein Ereignis, das er nicht als sehr entfernt ansehen möchte, weder ihren Platz einzunehmen wünschte noch dulden würde, daß es Rußland täte; daß es aber sein Bestes tun würde, die „kleinen Staaten" und die gegenwärtigen Einwohner, wer immer es wäre, in ihrem

[65]) Österreichischer Botschafter in London.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Widerſtande gegen Invaſion zu ſtärken. Er ſchloß mit der Erklärung, daß dieſe Mitteilung nur England gemacht worden ſei, und daß beide Reiche ernſtlich hofften, ſie werde der Regierung Eurer Majeſtät willkommen ſein.

Lord Salisbury erwiderte, das Einvernehmen würde von Eurer Majeſtät und dem Kabinett mit großer Befriedigung aufgenommen, da ſie darin eine Bürgſchaft für den europäiſchen Frieden ſehen würden. Er gab dem Vertrauen Ausdruck, daß die ſchwierigen Fragen, die ſich aus dem Zerfalle der Türkei, wenn er im Laufe der Jahre eintreten ſollte, ergeben würden, nur nach vertraulicher Beratung der drei Mächte geordnet würden, und er frug, ob das Einvernehmen ein ſchriftliches ſei. Auf dieſe Frage wollte Graf Károlyi keine direkte Antwort geben, ſondern ſagte nur, es wäre ein ernſtes Engagement, und es würde, wenn die Ereigniſſe, gegen die es ſich vorſehe, eintreten ſollten, Taten zur Folge haben.

Er ſagte, daß der Deutſche Kaiſer unter großen Schwierigkeiten und nur nach ſtarkem Drucke Fürſt Bismarcks dazu gebracht worden ſei, es zu genehmigen. Er ſchloß mit wiederholter Erinnerung an das Geheimnis.

Salisbury an Königin Viktoria.

3. November 1879.

Die ungewandte merkwürdig zweideutige Form[66]) läßt Lord Salisbury vermuten, daß der Originalentwurf geändert worden iſt, in dem augenſcheinlich die defenſive Verſtändigung auf die unerfüllten Teile des Berliner Vertrags eingeſchränkt wurde, um die wohlbekannten Bedenken Kaiſer Wilhelms zu überwinden, während die Miniſter ein allgemeines auf jeden ruſſiſchen Angriff anwendbares Defenſivbündnis nach wie vor im Sinne haben.

Salisbury an Lord Odo Ruſſell.

5. November 1879.

Wie die Sache jetzt ſteht, haben wir (unter dem Siegel tiefſten Geheimniſſes, was nach Lage der Dinge komiſch iſt) die Mitteilung des Defenſivvertrages erhalten; unſere Zuſtimmung dazu wurde erbeten und gegeben; aber unſere Mitwirkung iſt nicht erbeten und natürlich nicht verſprochen worden.

Wenn Öſterreich durch einen Angriff Rußlands wirklich gefährdet wäre, glaube ich nicht, daß die engliſche Regierung, in welchen Händen ſie auch wäre, gleichgültig zuſehen würde; und augenſcheinlich würde die Hilfe, die wir leiſten könnten, hauptſächlich darin beſtehen, daß wir Frankreich abſchreckten, ſich mit Rußland zu einem Angriff auf die deutſchen Mächte zu vereinigen. Aber, ich denke nicht, daß Waddington oder irgend ein anderer Leiter der republikaniſchen Partei irgendwie eine ſolche Verbindung im Sinne hat. Nichts könnte nachdrücklicher ſein, als Waddingtons Zurückweiſung einer ſolchen Idee in Dieppe. Bismarcks Motiv iſt noch rätſelhaft. Károlyi gebrauchte den ſeltſamen Ausdruck, „Bismarck war erſchreckt über das, was er von Rußlands Abſichten wahrnahm“; Rußland ſcheint aber nicht in der Lage zu ſein, irgendwen, geſchweige denn Deutſchland, zu erſchrecken. Ich möchte eher mit M. „Dalbert“ in der Revue annehmen, daß Bismarck fortfahren wird, über das eine oder andere erſchreckt zu ſein, bis die nächſte Militärvorlage erledigt iſt.

Memorandum Beaconsfield für Königin Viktoria.

Downing Street, 5. November 1879.

Lord Beaconsfield empfing gehorſamſt den Brief des Schatzkanzlers, der die Anſicht Eurer Majeſtät über ein Bündnis mit Öſterreich und Deutſchland zum Ausdruck bringt.

Als Graf Münſter Hughenden verließ, wollte er Fürſt Bismarck das Ergebnis ſeiner Konferenz mit Lord Beaconsfield mitteilen und die Ermächtigung des Fürſten einholen, mit Lord Salisbury darüber zu ſprechen. Graf Münſter rechnete damals darauf, daß er ungefähr in einer Woche oder zehn Tagen eine Antwort von Fürſt Bismarck erhalten würde. Ob der Fürſt enttäuſcht war durch die im allgemeinen gezeigte Zurückhaltung Lord Beaconsfields, oder ob er ſich daran ſtieß, daß Lord Beaconsfield auf unmittelbare Mitteilung des Vorſchlages an Eure Majeſtät und den Staatsſekretär drang, oder ob die Lage in Berlin ſich plötzlich verändert hat, oder ob Graf Münſter von Anfang an einen Fehler gemacht hat, oder was ſonſt der Grund ſein mag, ſo viel ſteht feſt, daß Fürſt Bismarck nie

[66]) Bruchſtück eines Berichtes über Münſters Mitteilung des Zweibundes am 3. November. In der von Münſter verleſenen Note hatte der Zweibund die Faſſung, daß „beide Mächte im Falle einer aggreſſiven Aktion Rußlands entſchloſſen wären, jeden gegen eine von ihnen gerichteten Angriff als gegen ſie beide gerichtet anzuſehen“.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an Graf Münster schrieb und später nicht mehr an ihn geschrieben hat, noch hat der Fürst Graf Münster während seines letzten Besuches in Deutschland gesehen, ja er lehnte es ab, ihn zu sehen. Die geheime Note des Grafen Andrássy war eine Mitteilung Österreichs, nicht Deutschlands, und obgleich Graf Münster vergangenen Montag (3. November) Graf Salisbury eine ähnliche Note vorlas, zeigten die beiden identischen Noten nur ein Defensivbündnis zwischen Österreich und Deutschland an, ohne England irgendwie zum Beitritt aufzufordern oder anzuregen.

Das alles ist sehr sonderbar, aber nach Lord Beaconsfields Ansicht nichts weniger als ein Unglück. Es wäre eine schwierige und sogar gefährliche Sache gewesen, das in Aussicht genommene Bündnis gänzlich abzulehnen; und es wäre, obwohl nach den Besprechungen Waddingtons und Lord Salisburys in Dieppe eine Entfremdung Frankreichs nicht notwendig hätte eintreten müssen, doch ein Ereignis gewesen, das die wechselseitigen Gefühle der Regierung Eurer Majestät und der Pariser hätte erkälten können. Jetzt ist Eure Majestät so frei wie die Luft, und zwar noch dazu ohne irgendwie Mangel an Sympathie für die österreichisch-deutschen Gesichtspunkte zu zeigen.

Antwort der Königin: Wir sind fein heraus (We are well out of it).

Salisbury an Odo Russell.

2. Dezember 1879.

Er (Schuwalow) sprach sich gegen jeden Versuch Rußlands aus, sich der österreichisch-deutschen Allianz anzuschließen und den Dreikaiserbund zu erneuern; denn Rußland könne Österreich und Deutschland die Garantie, die sie einander gegeben hätten, weder geben noch sie von ihnen empfangen. Es könnte sie nicht empfangen, weil niemand da wäre, gegen den die beiden Mächte es garantieren könnten; denn sie wären die einzigen Mächte, durch die sein Territorium bedroht werden könnte. Es könnte keine Garantie geben, weil es gegen seine Grundsätze wäre, die slawischen Besitzungen einer nichtslawischen Macht wie Österreich zu garantieren.

Salisbury an Lord Dufferin[67]).

23. Dezember 1879.

Vielen Dank für Ihren interessanten Bericht über Bismarcks Monolog. Seine sehr zynische Äußerung über seine wachsende Überzeugung, daß Rußland eines Aderlasses bedürfe, und sein Entschluß, daß es lieber auf Kosten der Türkei als Österreichs geschehe, unterscheidet sich materiell nicht von dem, was er mir vergangenen Juni erzählte. Da er der Geschichte treu bleibt, mag sie in der Hauptsache als wahr gelten. Es legt den Gedanken nahe: in welcher Nation wird sein geübtes medizinisches Auge demnächst die Notwendigkeit eines Aderlasses erkennen?

Salisbury an Odo Russell.

14. Januar 1880.

Selbstverständlich haben wir unsere Schritte so zu regeln, daß wir in Frankreichs Augen nicht von dem geraden Wege abzuweichen scheinen; denn Frankreich ist fähig, uns sehr zu beunruhigen. Aber Deutschland ist nach der gesunden Regel, daß wir die, mit denen wir am wenigsten wetteifern, am meisten lieben, offenbar unser gegebener Bundesgenosse. Sogar unser alter Freund Österreich ist augenblicklich nicht so völlig frei von Plänen oder Interessen, die unsere eigenen durchkreuzen wie Deutschland. Die Dinge werden sich natürlich verändern, wenn Deutschland es sich je beikommen ließe, Kopenhagen oder Rotterdam zu begehren. Daß es am deutschen Hofe eine Partei gibt, die ernstlich den Besitz Hollands erwartet, schließe ich aus einer Äußerung der kleinen Herzogin von Connaught, sie fürchte, es werde ein „Zankapfel" werden. Zweifellos sagte sie, was sie ihren Vater hatte sagen hören.

Aber von diesen Träumen zur Wirklichkeit ist ein langer Schritt, und inzwischen können wir in allem Bismarcks Freundschaft ohne Furcht pflegen.

[67]) Englischer Botschafter in Petersburg. Das Konzept des Berichtes Dufferins über seinen Besuch in Varzin am 15. Dezember bei Alfred Lyall, The life of the marquis of Dufferin and Ava. London 1905. 1, 303. Bismarck hatte danach erzählt, er habe, als er sich (vor dem russisch-türkischen Krieg!) von Rußlands Entschluß zu einem Aderlaß überzeugte, einen Angriff auf die Türkei für Europa für weniger gefährlich gehalten, als einen Angriff auf Österreich. Salisburys gehässiges Mißverständnis kennzeichnet den Grad seines Mißtrauens.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wären dieſe Briefe unſere einzige Quelle, ſo dürfte man ſich nicht wundern, in allen geſchichtlichen Darſtellungen der Bismarckzeit zu leſen, daß der Reichskanzler es im September 1879 auf einen Dreibund gegen Rußland abgeſehen hatte und ſich erſt auf den Zweibund beſchränkte, als er ſich in London nach ſeiner Deutung der engliſchen Zurückhaltung einen Korb geholt hatte. Der Verfaſſer kann, da er ſie früher zu Geſicht bekam als die deutſchen Akten, aus eigener Erfahrung beſtätigen, daß der Eindruck, den ſie hinterlaſſen, nicht ſo leicht zu verwiſchen iſt. Die Angaben in Beaconsfields Memorandum vom 27. September lauten ſo beſtimmt, daß der Hiſtoriker erſt feſtſtellen mußte, ob nicht neben den veröffentlichten Akten private Korreſpondenzen Bismarcks und Münſters exiſtieren [68]), die ſich mit den Ausſagen der engliſchen Staatsmänner eher vereinbaren laſſen. Es bedarf wiederholter Prüfung, bis ſich ein Zuſammenhang erſchließt, bei dem ſowohl der engliſche wie der deutſche Standpunkt zu ſeinem Rechte kommt. Der Ausgangspunkt iſt wie 1876 das klare Wort Bismarcks. Der Drohbrief des Zaren Alexander II. an Kaiſer Wilhelm I. vom 15. Auguſt und die Meldungen des Botſchafters v. Schweinitz veranlaſſen ihn, am 14. September 1879 von Gaſtein aus ſeinen Vertreter im Auswärtigen Amt, von Radowitz, anzuweiſen, Graf Münſter von der Lage zu unterrichten. Der Botſchafter ſoll aus Beaconsfield herauszuholen ſuchen, „welches die Politik Englands ſein würde, wenn wir fortfahren, uns den ruſſiſchen Zumutungen zu verſagen und darüber mit Rußland in Zerwürfnis geraten ſollten“. Es wird ihm dabei ausdrücklich eingeſchärft, daß durch Nachgiebigkeit gegen die ruſſiſchen Wünſche kein eigenes deutſches Intereſſe verletzt würde. Das Deutſche Reich ſoll in Beaconsfields Augen nicht hilfeflehend erſcheinen. Ein Dienſt iſt des andern wert. Bevor Deutſchland den ruſſiſchen Zumutungen nicht nachgibt, muß es wiſſen, „was England tun würde, wenn wir darüber in Händel gerieten“. Mit andern Worten, Bismarck fragt an: bleibt ihr neutral, oder tretet ihr auf unſere Seite, wenn wir und Öſterreich-Ungarn durch Rußland angegriffen werden. Man begreift es, daß Münſter bei Empfang dieſes Auftrages frohlockte, weil er ſein Ziel eines deutſch-engliſchen Bündniſſes nähergerückt ſah, aber man würde es ſchwer verſtehen, wenn er ſich zu einem Bündnisangebot mit Zuſicherung der Unterſtützung der engliſchen Politik in der Levante und in Aſien ermächtigt geſehen hätte. Der Hergang der Unterredung auf Beaconsfields Landſitz war denn auch der, daß der Leiter des engliſchen Kabinetts, nachdem Münſter in ein paar Worten den Zweck ſeines Kommens mitgeteilt hatte, ſofort erklärte, „er würde mit Freuden auf eine Allianz mit Deutſchland eingehen“, und ſich dafür verbürgte, daß Frankreich ſich nicht rühren dürfe, wenn Bismarck im Oſten England helfen wollte. Wenn Beaconsfield der Königin Viktoria und Salisbury gegenüber ſeinen Wunſch Münſter in den Mund legte, ſo findet das ſeine Erklärung darin, daß er in der Hoffnung auf das Jawort Bismarcks nicht gegen alle engliſchen Traditionen als Werber erſcheinen wollte. Ein geſchickterer Unterhändler als Münſter würde ſich nochmals auf ſeinen klaren Auftrag bezogen haben mit der Zuſatzfrage, ob er Beaconsfields Bündniserbieten Bismarck melden ſolle. Die Folge wäre dann ſicher der Rückzug des engliſchen Miniſters auf unverbindliche Redensarten geweſen. Aus Münſters Schweigen glaubte dieſer zu entnehmen, daß ſeine Antwort Bismarcks Erwartung entſpräche und Münſter bis zu Salisburys Eintreffen zur Einleitung von Bündnisverhandlungen inſtruiert ſein würde. Was Münſter ſchon am 27. September hätte tun ſollen, hat er erſt auf nachdrückliche Erinnerung Bismarcks

[68]) Der jüngſt verſtorbene Fürſt Münſter hat auf eine Anfrage geantwortet: „Aus dem Jahre 1879 befindet ſich unter den Papieren meines Vaters nur das Concept der Einladung Englands zu der Berliner Conferenz. Aus den vorhergehenden Jahren ſind einige Erlaſſe des A. Amtes und Briefe (auch von Radowitz), die über die ſchwebende Gefahr eines Krieges zwiſchen England und Rußland handeln; aber ein Auftrag zur Sondierung der engliſchen Regierung für den Fall eines Krieges zwiſchen Rußland und uns findet ſich darin nicht — auch nicht in den Briefen des Fürſten Bismarck oder ſeines Sohnes Herbert.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an seinen Auftrag in der Unterredung mit Salisbury vom 13. Oktober getan und dadurch dem englischen Außenminister ein Rätsel aufgegeben, das Beaconsfields Schlauheit, wenn er aufrichtiger gewesen wäre, wohl hätte lösen können.

In dieser Komödie der Irrungen kommt es jedoch in beiden Lagern zu Aussprachen, die den englischen Briefen wie den deutschen Akten ihren eigentlichen Wert verleihen. Das politische Mißtrauen in London und in Berlin hält sich die Wage, in Berlin mit Recht, weil Beaconsfield im Vertrauen auf den deutschen Festlandsdegen große Neigung zu offensiver Orientpolitik zeigt, in London mit Unrecht, weil man der deutschen Reichsleitung Absichten auf Grenzverbesserungen im Osten, ja sogar auf Rotterdam und Kopenhagen zutraut. Beaconsfield ist bereit, sich über dieses Mißtrauen hinwegzusetzen, Salisbury nur mit der Einschränkung, daß er Bismarcks Frage unverbindlich bejaht. Hätte Münster zuerst mit Salisbury gesprochen, so wäre Bismarck befriedigt gewesen. 1887 haben sie sich rasch gefunden, und 1889 ist auf eine klare Frage eine nicht minder klare Antwort erfolgt. 1879 ergibt sich aus den durch Beaconsfield und Münster zu gleichem Anteil verschuldeten Weiterungen, wie eng verbunden England nach wie vor mit Frankreich ist. Im Orient hat England jene Interessengemeinschaft mit Österreich, die zu dem Mittelmeerabkommen von 1887 geführt hat, in Mitteleuropa wird es Deutschland als Erben der österreichischen Kaisermacht durch ein Bündnis erst anerkennen, wenn es sich selbst durch Frankreich bedroht fühlt. Bismarck hat sich demgemäß vor 1879 begnügt, durch diplomatische Annäherungsversuche die Gefahren des englischen Mißtrauens zu beschwören. Zwischen 1879 und 1887 bemüht er sich, die alte Interessengemeinschaft Englands und Österreichs nach der Levante zu verschieben. 1889 benutzt er die durch die maritime Schwäche Englands vertiefte Spannung der Westmächte zu dem ersten Bündnisangebot, um sich einen Korb zu holen. Wer mehr aus den Akten herausliest, vergewaltigt die Geschichte. Der Zukunft hat er auch da die Bahn gewiesen durch die Erkenntnis, daß England, wenn überhaupt, nur durch Gegensatz zu Frankreich für Deutschland bündnisreif werden könne. Im übrigen bestätigt gerade das englische Kapitel seiner Politik, daß sie in der deutschen Mitte Europas verankert war und sich weder in West- noch in Ostorientierungen jemals verloren hat.

Die Märchen von der Landschaft und den Jahreszeiten, von der Liebe und vom Schicksal

Von

Karl Röttger

1. Die Seelenwiese

Die Wiese ist D o r t, nicht Hier. Wenn ihr fragt, w o Dort sei, kann ich es euch nicht sagen. Überall ist Dort, wo nicht Hier ist. Sie dehnt sich endlos grün; nichts ist da zu sehen, als das weite Grün. Ist es Gras? Ja, doch wohl; vielleicht weht auch ein Windlein darüber. Und Licht scheint, eine milde Sonne. Endlos grün und weit; bis an den Horizont nach allen Seiten. Endlos weit und grün. Und sonst nichts. Kein Haus, kein Strauch, kein Baum. Immer nur die grüne Wiese. Deren Gras nicht gemäht wird und nie welkt. Sanfte Sonne scheint. Die aber ist nicht u n s e r e Sonne. Denn wir sind ja hier. Und die Wiese ist dort. —

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Wiese liegt tief, irgendwo unter allem Sein. Unter Wasser und Land, zu Grund, wohin wir nicht gelangen können. Aber wir sind vielleicht einmal dort — gewesen.

Über diese große Wiese kam etwas gegangen und schaute. Schaute fragend, ernst und groß. — Wenn wir Es sehen würden, müßten wir fragen: Wer bist du? — Und hätten vielleicht keine Antwort gekriegt. Es schaute aus Augen und war gestalthaft wie ein Mensch. Aber blaß und verwehend. Ging auch kaum, schwebte so hin über das Grüne. Flog aber auch nicht und berührte mit Füßen den Boden. War aber mehr ein Dahingleiten . . . . .

War keine Stimme da, die fragte: Wo kommst du her . . .? So sprach Es keine Antwort. Fragte niemand: Wo gehst du hin? Und so sprach Es auch keine Antwort auf diese Frage. — Aber als ob es Weg und Ziel wüßte, glitt es dahin. Immer geradeaus. Aber die Augen schauten groß und fragend. Wie um zu sagen: Wann wohl diese Endlosigkeit, dieses Grüne und diese Wanderung ein Ende haben möge. Aber da Es diese Frage nicht aussprach, gab die Landschaft darauf keine Antwort. So schwebte oder glitt Es dahin. Und war eine Gestalt, aber noch undeutlich und in fließendem Gewand, im ganz leisen Wind fast verwehend.

War ein Seelchen.

2. Der gläserne Baum

Es kommt aber alles zu einem Ende und damit zu einem Anfang. Und die Ewigkeit ist nicht. Und ist kein Donnerwort. Und die Endlosigkeit ist vielleicht nur in unserer Ungeduld da, die schneller am Ziel sein möchte, als sie sein kann. Darum aber will ich doch nicht sagen, daß diese Dinge alle weniger wirklich wären. Ob sie gleich nur leidvolles Träumen und Schmerz des Nicht-wissens sind.

So auch kam Seelchen zuletzt dahin, wo die Mitte aufsteht und ein Baum ist. Zu Füßen dieser Mitte floß rings das Grüne, Weite ab, nach allen Seiten, und verdämmerte im Horizont; und als Seelchen da stand, wußte es nicht mehr, von welcher Seite es gekommen war; denn überall war gleiches Gras, gleiches Grün . . .

So stand es vor dem Baum und sah hinauf, wußte aber noch nicht, was das war. Es stieg aus dem grünen Boden auf, dick und doch schlank und wie in immerwährender Bewegung, blank und durchsichtig, und da innen spiegelte sich aller Weite Grün. Und das Licht spiegelte sich im Baum, von dem Seelchen doch nicht wußte, was er sei. Oben aber wölbten sich Zweige, rund wie einer gezogenen Esche Zweige im Sommergarten. Seelchen sah alles an und sah die Bewegung des Baumes — ein Fließen hinauf, immer hinauf, und oben die Zweige wölbten wie ein Sternenhimmel. Und das war die erste Bewegung, die Seelchen sah — nach all dem unbeweglichen Grün und Licht; denn die Bewegung des leisen Windes, in dem es hergeglitten war, konnte es ja nicht sehen. Und im Aufschauen in die klare, durchsichtige Helle des Glasbaumes, der doch immer in Bewegung war, vergaß es sich und breitete die Arme aus, umarmte den Baum — und schwand hin und war nicht mehr. Wurde emporgetragen von der Bewegung des gläsernen Baums und schwebte in einer anderen Welt und schwand in den Silbertropfen an einem der Strahlenzweige des Baums.

*

Es blühte dort und wurde reif und fiel ab. Fiel ab vom Baum und lag in grauer Dämmerung eines weiten Raumes; und das war das erste Erwachen. Und Seelchen erkannte: der Seelchen viele saßen da, kauerten in Dämmerung, Feuchte und Kühle und waren alle nackt. Saßen an rinnenden Wässerlein und warteten. Warteten: Worauf? Dem dachten sie aber nicht nach. Schlugen die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Arme um ihr nacktes Sein, auf daß sie nicht frieren möchten. Bis sie zuletzt, fast bewußtlos noch, in das Wasser glitten. Das sie hinauf trug. Denn dort geht das Wasser hinauf. Bei uns geht es hinab.

Und dies Fließen im Wasser war noch wie ein letzter süßer Schlaf, der aber schon sehr leise ist, weil das Aufwachen so nah ist. Und da, zuletzt, wie von einer starken Hand geworfen, brach das Wasser hervor und schleuderte das Seelchen hinaus . . . In Helle und Licht, ins Grüne — und in ein großes, aber süßes und leises, wundervolles Rauschen . . .

Da lag es, im Wasser immer noch, und das Wasser war kühl, tat aber wohl . . . Denn rings war Sommer und Grün der Tannen an steilen Wänden rings um das Wasser — und war die Sonne des Morgens, die in das Wasser schien, und war die Spiegelung des blauen Himmels und des Grüns der Bäume. Und waren Vogelstimmen und Rauschen der hohen, uralten Bäume . . .

Da lauschte Seelchen und schloß ein wenig die Augen und dachte: Es ist alles Traum. So schön ist dies . . . Was ist dies alles rings . . .? Und dachte nach — und wußte es nicht. Und hatte vergessen das Aufsteigen im Wasserbaum. Und hatte vergessen das Fröstеln im Dämmerraum. Lag nur so da und lachte aus schönen Augen . . . Lange; lange. Und wußte nicht, wie lange; denn da haben die Seelchen noch kein Maß der Zeit, das kommt ihnen erst, wenn sie ganz bei uns eingekehrt sind.

3. Die Mutter

Aber noch war Seelchens Wanderung nicht zu Ende.

Es geschah, daß an einem Tag, gegen den Abend, da die Sonne vom Westen noch ein ganz wenig in das Waldwasser geschienen hatte und Seelchen wie in Müdigkeit vom Schauen ein wenig die Augen schloß, daß da jemand gegangen kam; und das war eine Frau; hoch, schlank und mit ganz blondem Haar. Und ihr Gesicht war ganz schön anzusehen. Die setzte sich an das Wasser und seufzte. Und schaute in das Wasser hinein, aber wie verloren im Traum. Als Seelchen aus dem Wasser heraus in das Gesicht der Frau sah, erschrak es in süßem Schreck. So schön erschien ihm die Gestalt, die da saß. Und das war die erste Gestalt, die Seelchen deutlich sah. Denn da unten im Dämmerraum, wo der Seelchen viele gehockt hatten — hatte es die andern wohl erfühlt; aber nur kaum gesehen. Und es war die letzte Helle des Himmels über der Frau, und Seelchen sah hinter ihr das Grün des Waldes: wie ihr Gewand, das sie umgab.

Und dachte: was blickt sie so . . .? Sieht sie mich denn nicht? — Wie ist sie schön. Sieht sie mich denn nicht, wie ich aus heißen Augen sie anschaue? Und die Frau sah Seelchen nicht. Denn sie war in Trauer oder Schwermut oder in Sehnen — wer weiß es? Zuletzt stand sie auf vom Stein, auf dem sie saß, zog ihre Kleider aus und stieg weiß in das Wasser hinab. Und die Dämmerung war schon, und Seelchen sah die Formen ihrer hüllenlosen Gestalt im Wasser fließen, verfließen und sich wieder zusammenfügen. Und liebte die Gestalt und schmiegte sich eng an sie — — und war nicht mehr. War untergegangen im Blut dieses Wesens; im menschlichen Blut. . . . Und das war wieder ein Schlaf für Seelchen; ein Schlaf, eng, dicht und tief. . . . Und es wußte nicht, daß danach noch ein Erwachen komme. Das letzte. . . . Schlief nur so hin.

Die Frau aber, in süßer Müdigkeit, wie nach schwerem Tun, wußte nicht, warum sie so müde sei. Stand aus dem Wasser auf, trocknete schnell im lauen Wind des Abends; warf die Gewänder über sich und schritt durch den Dämmerwald, durch den Traumwald zu Tal. Sie sah von der Höhe schon die ersten Lichter des kleinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Städtchens da unten; glitt an den hohen Stämmen hin, die emporstanden, als reichten sie oben bis ins Ungeheure. Und schwand durch die Dämmerung des Feldes in die Tore der Stadt.

4. Das Kind

Als Seelchen geboren war — endlich — war es ein Knäblein und lag in der Wiege. Und die Frau, wie Maria-Jungfrau anzusehn, saß oft bei ihm und sah ihn an. — Gedachte wohl auch des seltsamen Frühsommerabends und wußte: dort hatte Es sich in sie geschmiegt, weil Es, aus aller Welt Es allein, sie liebte. — —

Aber auch das Geborenwerden ist so sehr langsam; wenn auch die Menschen meinen, es sei damit geschehen, daß das Kind aus dem Leibe der Mutter hervorbricht. Und sein Wachsein war noch untermischt mit vielem Schlaf.

Wenn es die Augen aufhatte, sah es die Welt. Und als allernächstes die Liebe der Mutter. Die Augen der Mutter; und die guten Hände der Mutter . . . Danach das Licht durch die Scheiben, die Sonne, und wehende Schatten und eines Tages das Grüne. . . . Das Grüne des Frühlings, und danach des Sommers. Da war ein Lächeln auf dem Gesicht des Kindes, so schön, wie es niemand sagen kann. — — Und es geschah danach, daß das Kindchen schon auf seinen eigenen Beinchen allein stand, lief und ging; und daß es an einem solchen Frühlingstag aus der Haustür trat in den Garten und die Augen aufhob gen Himmel und hob die Arme auf in das Licht und in das Grüne und rief selig: O, wie schön! —

Und dies ist das Märchen, wie Seelchen wirklich wach wurde, menschlich wach. . . .

Von nun an war ihm unverlierbar: die Freude, und die Schönheit der Blumen und Bäume, des Frühlings und des Sommers und des bunten Herbstes. . . . Dies alles liebte Seelchen. Und ging in all dem umher wie ein Märchenkind und freute sich nur, ohne es alles deuten zu können.

5. Die Träumchen und die Sternenwiese . . .

War eine Nacht; da wachte Seelchen auf und fühlte mit den Händen an die Augen, und die waren naß. Und da wußte Seelchen, daß es weinte, und besann sich und fühlte: ihm tat etwas weh, und wußte noch nicht, was . . . Und in der Kammer war es finster und ganz still; denn Vater und Mutter schliefen. Und da fühlte Seelchen, der Knabe, zum ersten Male die Verlassenheit des Menschenherzens und atmete tief in seinem Weinen und weinte danach nur um so mehr. Und davon wachte die Mutter auf; denn wie verlassen eines Menschen und Kindes Herz manchmal ist — so ist die Mutter mit Händen und mit dem Herzen doch nahe und hat leisen Schlaf.

Seelchen aber wußte ja noch nicht, daß es nun eben teil hatte am großen Leid der Welt und wußte nicht, daß es ja nur das Herz war, das ihm weh tat . . . und da lag es auf einmal im Arm der Mutter, die sprach leise zu ihm, strich über die Stirn ihm, wischte leise das Nasse vom Gesicht, und schon machte Seelchen wieder die Augen zu. Leise klang die Stimme der Mutter: Was ist dir, mein Kind . . .? Und da konnte es, schon in die Sicherheit wieder eingekehrt, flüstern: O, der Wald und alle Bäume brannten, und wir mußten mit verbrennen. Und dann auf einmal der hohe Berg und unten das Meer, und der Wind faßte uns an, und da fielen wir . . . Fielen . . . immerzu . . . Tief hinab . . .

Du hast geträumt, Kindchen, sagte die Mutter . . . Aber das hörte Seelchen nicht mehr, sondern glitt schon wieder hinüber in Schlaf und Traum . . .

War schon wieder im Wald. Aber da waren vom Brand des vorigen Traums alle Stämme kahl. Und es war Winter und lag Schnee zwischen den kahlen Stämmen, und Seelchen ging, aber nicht allein, sondern mit Spielkameraden. Und sie gingen, einen Baum zu suchen für das Fest des Lichts, das im Dunkeln aufgeht, in den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Winternächten. Und sie suchten lange vergeblich und kamen zuletzt auf die Höhe und fanden da noch ein Bäumchen, das war n i c h t verbrannt, sondern grün und duftend. Und sie fingen an, das Bäumchen mit dem Kinderbeil zu schlagen. Aber da fing Bäumchen an zu weinen, und kühle Tropfen fielen Seelchen auf die Hand, daß es sprach zu den anderen: Laßt sein. Da standen die und schauten Seelchen an. Danach sprachen sie: Du bist dumm. Dann werden wir diesmal kein Fest haben. Da wollte Seelchen schon wieder weinen; kam aber nicht dazu, denn sie erschraken auf einmal, als vor ihnen auf dem Grat, steil, struppig: ein Wolf stand und heiser bellte . . . Da liefen sie alle fort. Und oben stand das Tier . . . Das fühlten sie hinter sich wie lauter Grauen, und vor sich, fühlten sie, war die Heimat, irgendwo, wohl nicht mehr weit. Und sie dachten: wir kommen schon hin. Aber da fing oben das Tier auch schon an zu laufen, und sie hörten die Trapptritte, und ihre Angst ward ganz groß. Und da wurden von der großen Angst ihre Beine immer schwerer, immer schwerer. Und zuletzt konnten sie gar nicht mehr von der Stelle. Da weinten sie; aber Seelchen wachte diesmal nicht auf. Und die Mutter, die auch wieder eingeschlafen war, konnte diesmal das Kind nicht trösten. Da, als eben der Wolf ganz nahe war, sah Seelchen: es war ja eine Höhle ganz nahe, und da schlüpften sie hinein. Und sieh, da waren sie ja auch schon zu Haus. Und das Fest hatte schon begonnen, und sie traten herein mit kalten Gesichtern und Händen in die warmen Lichterräume. Und da begann irgendwo aus einer Dämmerecke die Musik und ein heiliges Lied . . . Da lächelte Seelchen und fühlte: es ist Erfüllung in der Welt . . .

Der Traum aber ging weiter, und Seelchen sah: die Wände des Raumes weiteten sich, und es stand im Schreck und sah: die Wände wichen hinweg . . . wie einmal der Horizont auch immer weiter weg gewichen war, als es ihn fassen wollte . . .

Und da war auf einmal wieder freier Raum da, und die Decke des Hauses war schon in das Grau des Winterhimmels entwölkt. Und da war auf einmal Seelchen ganz allein im Wald mit einem kleinen M ä d c h e n. Das schaute der Knabe an und wußte nicht, wo er es schon einmal gesehen hatte.

Da sagte er zu dem Kind: Was sollen wir tun? Aber das Kind wußte keine Antwort.

Da sagte er weiter: Komm an meine Hand; und da gingen sie zusammen.

Da gingen sie zusammen durch den Winterwald, durch den schweigenden stillen Frost. Dann fielen Seelchen die Wölfe ein und es dachte: wenn sie nur nicht kommen. Aber sie kamen nicht wieder, und so gingen sie. Bis sie an einen Teich kamen, der lag inmitten eines Platzes mit Heidekraut bewachsen und das Kraut klang hart und gläsern an ihren Füßen. Ringsum aber standen hohe, schweigende Tannen; nur daß es da oben in den Kronen fein sauste. Auf den zugefrorenen Teich aber schien der hohe Mond über die Tannen hernieder. Und da sagte das Mädchen: Wir werden über den Teich schlittern. Und das taten sie. Als sie aber mitten auf dem Teiche waren, versank auf einmal das Mädchen im Wasser, und als Seelchen seine Hand nach ihm ausstreckte, da konnte er's doch nicht mehr fassen; er konnte ihm nur noch in die großen, großen Augen sehn. Bis auch die schon versanken. Da ging Seelchen traurig und allein weiter . . . Wurde aber zuletzt so müde, daß er dachte: was soll dies? Immer gehn und nicht wissen, wohin? Ich werde mich an die Seite der Tannen legen und schlafen. Und so tat er und schlief ein.

Als Seelchen von diesem Traum erwachte, streichelte eine leise Hand über sein Gesicht, und da wußte er: es ist die Mutter. Setzte sich auf im Bett und sah um sich. Und da hob er sein Gesicht und holte tief Atem und wußte: Eia, es ist das Fest. Denn es duftete im Hause nach Wald und Heimat. Der Walddust kam von dem Baum und der Heimatdust von den Kerzen. Da sprang er heraus, lief im Hemd in die Stube, die Tür war nur angelehnt und schloß die Augen vor Helle und Glück. Legte auch ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weilchen die Hände vors Gesicht, so schön war das. Ja, und dann sah er gut und groß in den Lichterbaum . . .

Es geschah danach, daß Seelchen in diesen Winterabenden einmal vor dem Hause stand und in den klaren Himmel aufschaute . . . Und daß er da der Erde und sich selbst entrückt ward und in den Himmel und die Sterne untertauchte, als seien sie grünes Gras und Blumensterne . . .

Und das währte eine kleine Weile, und danach rief ihn die Mutter herein, und er wandte sich schnell und lief ins Haus.

Danach vergaß er diese Entrückung, bis sie ihm wieder kam, an einem Frühsommerabend, als er unter dem reifen Kirschbaum im Grase lag. Er hatte die Hände unter den Hinterkopf gelegt und sah hinauf. Und sah einen Stern fallen und im Blau verschwinden. Und da schien es ihm, als sei ihm das alles bekannt, der weite Himmelsplan und die Sterne. Und dann wußte er auch, wie das war: wie eine große Wiese. Wie eine wunderschöne Traumwiese — — nur daß das Gras und die Blumen die Sterne in ganz unberührter Reine dort waren und keines Menschen oder Engels Füße dort gingen. Und es fröstelte ihn ein wenig, trotz des lauen Abends, als er die ungeheure Einsamkeit der Himmelswiese sah.

Bis auf einmal das Wunderbare geschah: aus dem Blau der Himmelswiese tauchte ein neuer Stern und ward größer und ward eines Kindes Angesicht; eines Mädchens, das lag nun so da zwischen den Sternen und glänzte und lächelte . . .

Er sah das alles entzückt und staunte; und da kam es wie ein Erinnern: auch an eine weite namenlose einsame Wiese — — aber mehr fand er nicht. Nur daß ein Gefühl war: d o r t oben war das nicht. Er lächelte und schaute hin. Er streckte die Arme, er ward entrückt . . . und entschlief . . .

Die Mutter trug ihn danach ins Haus und bettete ihn leise und weich . . .

6. Der blaue Ring

Und es geschah, daß Seelchen manchmal an den blauen Frühlingsabenden oder auch an den Sommerabenden oder an den Herbstabenden stand und hinaus sah in das weite Land. Daß er am Giebelfenster des Hauses stand oder an dem Stadtwall oder über der Stadt am Bergabhang. Und sah: es war Weite um ihn, darin sein Herz sich verlor. Und sah, über der Stadt stehend, daß Wege, mit Bäumen zur Seite, nach allen Seiten hinaus gingen: wie Strahlen eines Lichtkerns. Und er wußte nicht, wohin sie gingen. Einmal hatte er die Mutter gefragt, aber die hatte gesagt, die Wege gingen durch immer neue Städte und Dörfer und immer weiter. Aber was sagte ihm das? Nichts. Wo münden denn alle Wege? Wo ist ihr Ziel? Und an einem solchen Nachmittage fand er's, denn da wurde sein Auge aufgetan, und er sah den blauen Ring, der alles einschloß; und nun wußte er: da hinein, in den blauen Ring liefen alle Wege, da endeten sie . . . Oder liefen sie d u r c h ihn hindurch? Und wohin dann? Das hätte er wissen mögen! Und schon war er am Gehen und setzte Fuß vor Fuß. Denn er fühlte: man muß g e h e n, um das große Geheimnis zu finden . . . Denn es war ein großes Geheimnis, den blauen Ring zu greifen, der alles Leben umschloß; und er fühlte: die Sehnsucht ist groß, die das Wunderbare enträtseln will . . .

Und er ging und ging — lange — und kam dem Ring nahe und sah: man sah durch ihn hindurch — und sah da: neue Weite und einen n e u e n Ring . . . und da versuchte er den Ring zu fassen; aber der war zarter als ein Schleier und war aus feinem Dunst, davon die Augen kühlen . . . Und da wurde er traurig und fing an zu weinen. Die Wege aber, das sah er nun wohl, gingen weiter, bis wo hinten der n e u e Ring stand.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Über dem allem war es Nacht geworden — und er setzte sich an den Wegrand, wo eine Brücke über ein Wasser führte, wo weiterhin Wiesen sich breiteten — legte sich nieder und schlief ein.

*

Er ward aber in der Nacht heimgeholt, wie damals, da er in den Sternen der Himmelswiese ertrunken war. Heimgeholt von Armen und Händen und wußte nicht: Wer. Es war ihm, während er getragen wurde im Schlafe, als sänge ein schönes Lied des Friedens:

„Schlafend trägt man mich
In mein Heimatland.
Ferne komm' ich her
Über Gebirge, über ein dunkles Meer
In mein Heimatland."

7. Das weiße Mädchen und das Kinderfest

Seelchen war in der „Zeit", wie alles Leben. Jenseits alles Lebens ist — (vorher und nachher) — nicht Zeit, sondern Raum. Da wird nicht nach Zahl und Jahr gemessen und da ist viel, viel Schlaf und Ruhe den Seelen an den namenlosen Teichen, in den blauen Nächten, in weiten Wäldern, die süß vom Dunkel sind, unter Nachtsträuchern, deren weiße Blüten wie Sterne hängen. — Denn niemand sieht sie ja blühen, es sei denn der ewige Raum — und: ob sie je abblühen, das weiß niemand . . .

Seelchen, aus dieser Stille gekommen, wußte nichts mehr davon. Aber es war ein Warten in ihm, als könne jederzeit etwas hervortreten aus — dem Jenseits in das sichtbare Dasein, in welchem es lernte: ich bin nun sechs Jahre alt, und übers Jahr bin ich sieben . . .

Als Seelchen aber zehn Jahre alt war (nach der Menschenrechnung, in Wirklichkeit war es vielleicht Tausende von Jahren alt, und in der letzten Wirklichkeit ist es zeitlos), da geschah dies: der Knabe stand vor seiner Eltern Haus, das nicht an der Straße lag, von dem ein Weg zwischen zwei Gartenstreifen hinunter führte zu einer eisernen Pforte in einer Mauer, auf die Straße . . . Er stand bei seiner Mutter, die an der Pumpe wusch, und er sah in den Frühsommer und sah: die Pforte ging auf, und herein und heran kam ein Mädchen an der Hand einer Dame.

Das Mädchen war weiß vom Hals bis zu den Füßen, hatte aber blondes Haar, und irgendwo muß noch ein wenig Blaues gewesen sein — eine Schleife vielleicht, im Haar oder am Kleid . . . Seelchen stand, schaute, groß, ernst . . . und fing an zu zittern, wurde weiß, danach rot und hatte das Gefühl, er müsse sich an etwas halten.

Es war ein Kind von sieben Jahren. Der Knabe sah es an — und wußte alles . . . Es begann eine Melodie in ihm, aber sie begann von weit . . . Er dachte: alle Welt sieht nun, was jetzt geschieht:

Ich will das Kind fassen und mit ihm fortgehn und allein sein. Er wußte, daß er dieses Kind liebe und lieben würde . . . immer lieben würde . . .

Und all das war märchenhaft und süß und traurig . . .

Dunkel begriff er: die Menschen wissen's nicht; auch die Mutter nicht; aber er hätte wissen mögen, ob SIE ihn so sah. —

Aber dann war das Gespräch der Dame mit der Mutter schon zu Ende, und das Mädchen ging an ihrer Hand fort . . . Sie gingen aus der Pforte, traten auf die Straße, verschwanden. Er blieb zurück in einer dumpf dröhnenden Leere . . .

*

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Er fragte niemals, wer das Mädchen war. Er hätte sich geschämt. Er hätte gefürchtet, ein Geheimnis preiszugeben. Er fühlte, sie war hereingeweht wie eine weiße Blüte und war wieder fortgeweht. — — Aber einmal war ein wunderbares Fest in der Stadt. Seit Mittag waren die Straßen überhängt von Kränzen, die Häuser behängt mit Girlanden — geschmückt mit vielem Grün, so daß man durch die Straßen wie durch Birken- und Eichenalleen ging . . . und in der Dämmerung kam's von fern — und dann die Straße herein: Musik, rauschend und die Herzen dehnend, die Herzen aufwühlend, sie hinauslockend in den festlichen Zug hinter der Musik, wo die dunkle Masse flutete. Glitt unter dem schwankenden Rot, Gelb und Blau und Weiß der Lichter straßenhin, immer straßenhin — Rausch und Glück . . . Windlein über dem Haupt und raschelnde Zweige, Stimmen und Lieder . . . Und immer vorn vorauf der Musik dunkle, doch glühende Farben . . .

Da, irgendwo, vor sich, glaubt er die Weiße zu sehn, mitgehend im Zug, er eilt, glaubt ihr nah' zu sein. Fragt in sein tiefstes Herz, ob er ihre Hand fassen dürfe . . . Und während er fragt, schwebt sie hinweg . . .

*

Er steht leer und allein an einem Baum vor der Stadt. Er hört drinnen in der Stadt Musik und Menschen . . .

Er sagt zu sich selber: Ich bin nun zwölf Jahre und bin . . . wohl . . . feig?

Es ist keine Frage der Antwort. Aber er fühlt auf einmal Warmes an seiner Hand, erschrickt und sieht ein fremdes Kind. Vielleicht in seinem eigenen Alter.

Sie sagt: Du stehst auch allein? Das Fest — ist auch für dich nichts? —

Wer sagt das?

Nun, du stehst allein —

Ja so.

Sie sagt: Geh mit mir. Wir besehn uns Schönes in der Mondnacht . . .

Was denn?

Nun, komm nur . . .

Da überkommt's ihn, schmerzlich und tapfer . . . Er geht mit ihr. Sie führt ihn ins Feld . . . An einem Wäldchen vorbei, an ersten Bauernhäusern vorbei und dann eine Allee von Ebereschen . . . Er ist die Allee später noch ein paarmal gegangen, aber immer im Herbst, darum weiß er unverlierbar: es war eine Ebereschenallee . . . Und da, als sie eine Biegung machen, gehn sie in einen wunderschönen großen Garten und Park, über eine Brücke zwischen dunklen Büschen. Unten klunkert ein Wasser, sie gehn weiter und sehn ein Schloß mit Türmen, zwei steinerne Obelisken stehn da; man kommt durch sie in einen Schloßhof, da ist ein Brunnen mit ewig fließendem Wasser. Der Mond scheint hinein . . . es ist nun ganz hell da, aber die Fenster des Schlosses sind alle blind und im Schlaf . . . Sie stehn und stehn und schauen. Er denkt nichts. Er schaut. Er hört eine dünne Glocke auf dem First des Schlosses, sie schlägt die zehnte Stunde . . . aber es stört ihn nicht; es gehört zum Märchen . . . Er ist jung und kann nicht sagen: O Schönheit . . . Er kann in der Armut seiner Worte und seines Fühlens nur eins: weinen . . .

Nicht vor Schmerz. Vor Schönheit und Glück.

Das Mädchen neben ihm sieht ihn an. Sagt: Du!

Er antwortet nicht. Sie sagt: Ich bin hier. Er rührt sich nicht. Da tritt sie einen Schritt näher; ihre Kleider, ihre Hände, ihre Gesichter kommen einander nah . . . Er fühlt ihren Atem . . . hört ihre Stimme, die fragt: Wer bist du? . . .

Ich heiße Namenlos . . .

Dann laß uns nahe zusammen stehn und gehn; ich heiße . . .

Aber er fühlt den Schreck und die Angst der Treue . . . Er ist ja doch verlobt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit jener kleinen Blassen und will nicht untreu sein ... obwohl diese ihn geradewegs ins Märchen geführt hat.

Er wendet sich auf einmal und läuft fort. Ein leiser Schrei, Auflachen dann und Aufschluchzen des Mädchens bleibt hinter ihm zurück.

Er eilt heim. Weiß nicht, daß dies Erlebte abgrundtiefes Weltsymbol ist.

In Schmerz, Angst, Trauer und Glück des Geschauten gräbt er sich zu Hause in die Kissen, preßt die Zähne aufeinander, um nicht zu schreien und schläft endlich ein ...

8. Der Abschied. Der Spiegel

Seele war nicht mehr Kind.

Sondern ein Mann; jung noch; aber doch Mann. Knospenhaft, schön. Mit blonden Haaren, mit sonnigen Händen, mit Augen wie Traum; der war selig erblüht in den Gärten hinter dem Abendrot.

Die aber waren lang verschwunden ... Er war heimgekehrt in das Leben. Eine lange Zeit. Aber in seinen Augen war nun immer doch etwas gewesen: wie um zu entlaufen ... wie er es vordem mehrmals getan hatte. Wohin? In das Wunder. In die Märchen. In die Schönheit ...

(In die Liebe könnte man auch sagen, da sie alles umfassen würde. Aber das wußte der Mann noch nicht.)

Siehe, sprach er zu sich, du bist nun ein Mensch wie die andern. Geh' suchen. So ging er an einem Abend fort, und die Mutter stand am Fenster und sah ihm nach. Sie weinte nicht. Sie lächelte sogar. Aber dies Lächeln war wie in Stein geschnitten, als sie ihm nachwinkte. — Sie gedachte noch einmal der Sommernacht im Bergwald, da im Wasser Seelchen sich in sie geschmiegt hatte.

Einmal sah er hinter sich, und im Herzen zuckte ihm etwas. Aber er dachte: ich komme noch einmal wieder, wenn ich mit den Farben der Ferne, dem Gold der Sonne, mit dem Rot des Abends, mit dem Blau des Himmels angetan bin, wenn meine Seele nicht schwermütig und grau ist, grau vor Sehnsucht und Suchen, sondern wenn ich bunt bin wie Frühling und wie Schmetterlinge ...

So ging er und entschwand ihren Blicken im Blau des Abends.

Er ging sehr lange. Und kam hinter Mitternacht, als das letzte Viertel des Mondes aufgegangen war, an einen Teich, der lag ganz still inmitten eines Kranzes von Wacholderbüschen. Er sprach zu sich: Ich will hier rasten, und setzte sich zwischen die Büsche. Und indem er so rastete, wußte er, daß dieser Teich der Spiegel sei, darin er schauen müßte, um danach zu deuten sich selbst und wie er wäre. Denn das wußte er immer noch nicht, wie er wäre und aussähe. Und er fand einen Kahn da am Wasser und setzte sich darauf und fuhr bis in die Mitte und sah in die schweigende Tiefe hinab, darauf ein wenig Mondlicht lag.

Zuerst sah er nichts ... Aber er dachte: ich will schon warten, bis ich mir erscheine.

Als er nun lange geschaut hatte, begann auf dem Grunde eine leise Bewegung: so etwa, als wenn etwas, das schon dagewesen sei, aber noch unerschaut, sich ein wenig hin- und herschiebe, danach sich ihm ein wenig entgegenhebe und nun in Stille ihm entgegenblicke. Und da atmete er tief: denn er selber und sein Gesicht war das nicht.

Er sah eine grüne Wiese, die verdämmerte aller Seiten. Und er dachte: das ist etwas, das ich noch nicht kenne. Und danach wandelte sich das Bild in eines Menschenkindes Angesicht, das lag weiß auf blauem Wasser wie der Kopf einer weißen Wasserrose, und da dachte er: das ist etwas, das ich schon gesehen habe. Aber nun, in diesem Augenblick, wußte er nicht, wann er das gesehen hatte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Danach wandelte sich das Bild, und er sah ein Frauenhaupt, das war überflutet mit rinnendem Wasser, also daß man die Züge kaum erkennen konnte, und das mußte er lange ansehn. Danach wußte er, und sah: aus den Augen der Frau rannen immerzu Tränen, die flossen übers Gesicht herab ins Unergründliche. Und danach wußte er, daß dies seine Mutter sei. Da dachte er tief nach und fand dies: einst, im Sommer, da er noch Kind war, war er aus dem Grün und dem Dunkel der Bäume und Büsche da draußen heimgekommen, aus der Sonne und dem Nachmittag, war in den Hausflur getreten, und da war er einen Augenblick stehen geblieben, da er da drinnen, im Zimmer, Stimmen hörte. Und durch die Stimmen war auf einmal etwas erklungen, das ihn durchschauert hatte, da hatte er in staunendem Schreck gestanden: denn es war ein Weinen gewesen, traurig, wie Tropfenfall an der Dachrinne, und als er ein wenig durch die Türspalte sah, hatte er gesehen, daß es seine Mutter war, die da weinte. Und er im Schreck hatte nichts zu sagen gewußt, war nur still fortgeschlichen, wie vor etwas Unfaßbarem, fortgeschlichen hinter das Haus, hatte sich da in eine Ecke gesetzt und hatte dann in einem unerklärlichen Gefühl auch angefangen zu weinen.

Das also war es, das Weinen. Weinen und nicht wissen warum. Was war dies? Er fand den Namen noch nicht.

Das Bild wandelte sich, und er sah wieder ein Kindergesicht, auf blauem Grund, aber mit geschlossenen Augen, wie schlafend. Und da wußte er: das war die Blasse, die hereingeweht war, als er zehn Jahre alt war, und die dann verweht war wie eine Blütenflocke. Das Bild wandelte sich. Er sah ein Kind sitzen, allein, während nach den Seiten rings andere Kindergestalten entschwebten. Ein Zweig wiegte zu Haupt des Kindes im Dunkel. Und da wußte er auch dies: das war er selber als Kind, nach den Kinderspielen, da er allein blieb in großer Traurigkeit. Und er wußte: das war immer so gewesen, die Traurigkeit nach den Spielen.

Danach wandelte sich das Bild, und er sah den Garten des Abendrots. Aber das rote Licht verglühte bald, und er sah nichts mehr. Der Mond war dunkel geworden, das Wasser blind.

Er stand seufzend auf und fragte sich: weiß ich nun, was ich bin? Ich habe vielerlei gesehen, Bekanntes und Unbekanntes; aber bin ich das? Und wer bin ich? Das ja wollte ich finden. Nun sah ich lauter Bilder. Was ist dies? Und lehnte an einen Baum und schlief ein. Stand in der Frühe auf und ging weiter.

*

Er ging eine lange, schnurgerade Straße. Und in der schönen Sonne war die Straße weiß im Staub. Da freute er sich doch ein wenig: wie die sonnige Straße so blendend durch all das Grüne lief und wie die Schatten darüber hinwehten. Und er gedachte den ganzen Tag zu wandern, denn in seinem Herzen war etwas, das w o l l t e so: nur schnell; als könne er irgendwo etwas versäumen in der Welt.

Weil er aber doch nicht den ganzen Tag immerzu wandern konnte, rastete er manchmal auf den Steinen an der Straße. Sah großen Auges auf die Wiesen und Felder und auf die wehenden Schatten auf der Straße. Und auf seinen eigenen Schatten, der vor ihm in dem Straßenstaub lag.

Und wenn er dann aufstand, mußte er jedesmal umsehen, als ließe er etwas da, wo er gesessen hatte, und wunderte sich über das Gefühl und wußte doch nicht, was er dahinten ließ.

So wurde es Nachmittag und fast schon Abend, da kam er an einen Fluß, der floß breit im schrägen Licht vorüber. Jenseits aber, das sah er wohl, ging die grade Straße wieder weiter.

Er blieb an dem Fluß stehen und dachte: es sind zwei Wege, der Fluß und die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weiße Straße. Und sie kreuzen sich hier; als sei hier der Mittelpunkt der Erde, und sie gehen beide nach zwei Seiten ins Endlose hinein. Und der Horizont schließt alles ein.

Und er stellte sich seitlich an den Fluß und sah hinab, wie das Wasser floß, und im Schauen wurde es Abend, und der Himmel erglühte. Und er war entrückt in den Traum und sah: auf dem Wasser floß vorüber der Seltsamkeiten eine Menge, auch wieder Bilder, auf dem Wasser schwimmend Landschaften, Häuser und Uferstädte — und Dörfer. Auch Menschen; aber die waren, als wären sie in ihren letzten Bewegungen lieblich-traumhaft erstarrt.

Aber goldne Fische schwammen um alles her und begleiteten es. Und alles floß weit in das Land hinaus; bis in das Abendrot . . .

Danach, vom Traum aufwachend, schüttelte er alles ab, ging nahe ans Wasser, löste einen Kahn vom Uferpfahl und fuhr über den Fluß; drüben band er den Kahn an, und wollte gehn — die lange Straße weiter. Aber da rief ihn eine Stimme: Bleibe noch, und: siehe hinter dich! Da wandte er sich, also daß er nun zur Rechten das Abendrot hatte, vor sich den Süden, daher er gekommen war und im Rücken den Norden, dahin er wandern wollte. Und er hob seine Augen auf, und sah eine Gestalt, ganz fern. Hatte die ihn gerufen? Er wußte es nicht. Er sah sie und wußte endlich: er selber war es. Und es war eines Kindes Gestalt. Und er sah in des Kindes Gestalt, was er gewesen war in den Jahren seither: Seele in Menschengestalt und immer forschend und suchend. Und immer nie wissend. Diese Gestalt sah ihn nun aus großen Augen an; als wollte sie sagen: nimm mich mit! Sieh, ich war du, unterm Baum, im Heimatgarten, da du im Grase lagst, da du zum erstenmal ein Kind liebtest, da du litteſt am Leben und doch nicht recht fandest, w a s dich denn so quäle. Sieh, du bist aus mir hervorgewachsen. Es geschah aber das Seltsame, daß das Bild, wie er es ansah, immer mehr zurückwich, immer undeutlicher wurde. Aber er sah immer nur hin, er wußte: das w a r ich — aber es war ihm schon ganz fremd. O wie fremd. Und das Gefühl der Fremdheit gegen sein Gewesenes machte ihn traurig. Danach verblaßte fern am Himmelsrand das Bild. Und da wandte er sich kurz um und ging gen Norden.

9. Die toten Gärten

Er gedachte zu wandern, bis er an das Meer käme. Dort wollte er zu Schiff steigen.

Vorher aber mußte er noch durch die toten Gärten . . .

Er stand auf einmal am Gittertor und sah auf. Und ein überraschtes „Ah“ flog wie ein ganz zartes Vögelchen von seinen Lippen auf. Das war aber nur die erste Überraschung. Denn schon, da er nun eben hineintrat, überfiel ihn die Stimmung des Gartens: die maßlose Traurigkeit, die erdrückende Schwermut. Und er wußte und sah: dies war ein Garten von einst, von wunderbarer Schönheit, ein Garten mit goldenen, vielverschlungenen Wegen, schwarzen Laubbüschen im Mondlicht, hohen, alten Bäumen, Fontänen aus Stein — die aber leer waren — Lauben und Rasenflächen . . .

Er stand am Brunnenrand, und sah hinab; aber kein Wasser plätscherte; die Steine waren mit Moos überwachsen, aber das Moos war verdorrt. Seine Schritte erstarben in der Stille, und er trat ganz behutsam auf, als dürfe er etwas Ungeheures nicht aufwecken. Er sah die große Schönheit des Gartens, und doch erfreute sie ihn nicht. Er dachte: dieser Garten war einst Leben und Schönheit. Nun ist alles tot.

Und auch, wenn ich n i c h t e i n s a m hier eingetreten wäre, sondern mit einem anderen lebendigen Wesen wie ich, das mir lieb ist —: so würde dennoch der Garten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tot bleiben. Und er lauschte in die Stille und sah alles an, und es erschien ihm furchtbar und erschreckend: die Bäume, wie sie dunkel im Licht standen, uralt und groß und hoch, die Hecken, die Büsche, die Statuen, die großen, runden Becken, in denen das Wasser einst gelegen hatte. Und es konnte sein, daß der Körnchen von den Steinen eines abbröckelte, fiel, und dann war das wie ein Donnern in dieser furchtbaren Stille. Und es konnte sein, daß im wind- und reglosen Garten sich gleichwohl ein ganz feiner Hauch zusammenballte, dann war es wie ein Orkan.

So ging er, ein Lebender, durch die toten Gärten und sah ihre Schönheit; und wurde der Schönheit voll, wie traurig sie auch machte . . . Und ging weiter und dachte: ich werde bald gehn müssen, auf daß mich die Gärten nicht festhalten. Und da raffte er sich zusammen und eilte; und sein Schritt trat fester auf, und zuletzt fing er an zu laufen, und von seinen Schritten, die nun fest und hart klangen, schütterten und dröhnten die Gärten und fingen an, um ihn zu wanken — — und da eilte er noch mehr, lief, lief, sah den jenseitigen Ausgang, stürzte hinaus; stand draußen — —: und da fiel hinter ihm alles zusammen, die ganze steinerne, tote Schönheit der Gärten fiel zu einem großen Schutt- und Sandhaufen zusammen.

Da wandte er sich schnell, sah nicht mehr hinter sich und kam um das Morgenrot an den Heiderand.

10. Das letzte Haus. Die Schrecken

Das erste Licht schwebte schon hoch oben in den Kronen der Bäume. Da kam Namenlos durch ein Dorf, als die Leute aus ihren Häusern und Hütten hervortraten. Kühle wehte durch die Dorfgassen, die Gärten, die Blumengärten an den Häusern lagen im Tau, helle Köpfe, rot an den Wagen, schauten aus Fenstern, und das Flachshaar schimmerte.

Er hatte Hunger, aber er mochte nirgend eintreten und um Essen bitten. So ging er weiter. Kam aus dem Dorf heraus und ging nun unter den schimmernden Birkenbäumen, die den Sandweg entlang standen, da er ging. Die Wiesen lagen rechts und links in der Morgensonne; dann ging der Weg ein Weilchen durchs Gehölz, und da stand er ein wenig still. Es war eine selige Stille da, nur daß oben die Kronen im leichten Wind schwankten, nur daß es in ein paar Tannen oben fein sang; nur daß ein Wundervogel süß flötete. Und indem er so stand, da sah er's auf der Erde silbergrau liegen, wie Manna, unter einem fremden Baum, den er noch nicht kannte. Und er bückte sich und hob die Stückchen auf, betrachtete sie, roch daran, schmeckte sie dann und fing an zu lächeln. Ei, welch' eine süße Speise. Und er aß davon und ward satt; und seine Augen wurden hell, groß, und dann kam ein Glänzen in sie, und sie schauten erstaunt um sich, als sei er auf einmal in eine fremde Welt gestellt; so lachte das Licht nie, schwankten die Bäume nie, und so gewaltig-feierlich war nie der Hain gewesen (es sei denn einmal, fern, fern, im Kindertraum). Und er selber schwankte nun mit seiner hohen Gestalt traumhaft im Wind wie einer der Bäume. Dann, als er zu sich fand, ging er weiter, immer noch im Traum. Er fühlte sich wunderbar gesättigt und in einer unaussprechlichen Heiterkeit. Und in diesem göttlichen Gefühl kam er aus der Landschaft heraus, bis an den Rand, bis an das Graue. Bis wo das Endlose sich dehnt — die Wüste. Oder was es sei — und da stand er still beim letzten Haus, das da am Wege lag.

Immer liegt irgendwo ein letztes Haus vor der Ferne, und alle Wanderer müssen da vorbei. Aber er sah das Haus noch nicht an. Er sah erst die namenlos einsame traurige graue Weite an. Und wenn die Sonne sie auch beschien — so vermochte das Licht doch nur wenig die Düsterkeit der Ebene aufzuhellen . . . Er mußte die Blicke fortwenden, und da sah er das Haus. Und da erschrak er abermals. Er mußte auf einmal an die toten Gärten der letzten Nacht denken und wußte nicht, woher diese

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verbindung der Gedanken kam. Er trat an das Haus heran und sah: es war morsch, die Mauern rissig und brüchig, und im Lufthauch rieselte immerwährend der feine Sand und Staub zur Erde nieder. Und da mußte er denken: irgendwas frißt doch nun hier an diesem Haus, das verlassen ist und nicht mehr bewohnt wird. Was frißt daran? Und er ging in das Haus und sah: die Türen hingen schief in den Angeln, und er sah auf dem Holz den Schimmel und die Pilze und roch das Moderige — und ging danach bald wieder aus dem Haus an der anderen Seite heraus. Als er aber da ins Freie trat, gegen Norden hinaus, nach der Seite, da die blinden Fenster in die öde Heide hinaus schauten — sah er auf einem Stuhl im grünen Gras, umwuchert von blühendem Unkraut, unter einem alten Baum ein Mädchen sitzen, das war schön und lächelte zur Seite, als er heraustrat. Lächelte ein ganz wenig und schaute dann wieder sehr ernst, groß vor sich aus. Er blieb ein wenig stehen und staunte nur . . .

Ei, ich dachte, in dieser Öde und bei diesem morschen Haus nichts Lebendiges zu finden, sagte er.

Und nun findest du mich, sagte das Mädchen.

Ja. Ist es denn nicht sonderbar? Soll ich denn glauben, du wohnst hier — und ganz allein?

Ich verlange nicht, daß du es glaubst, sagte das Mädchen, aber du siehst immerhin, daß ich d a bin.

Das seh' ich . . . Und er kam näher an sie heran. Was tust du da?

Nähen.

Ich seh' es. Was nähst du?

Ich säume lauter kleine weiße Tüchlein und sticke meinen Namen hinein . . .

Warum das?

Sie lächelte. — Es ist für alle, denen ich weh tat, weil ich mußte. Für alle, die ich zu Tod brachte; denn dazu ward ich gezwungen. Für alle, die ich liebte, denn mein Herz war weich und ich liebte die Menschen. Weißt du meine Sünde? Daß ich nicht früher sterben wollte und mich zwingen ließ zum Willen meines Vaters, der wohl nicht mein Vater war; und daß, als ich für einen sterben wollte, der mir des Sterbens zu schade schien, daß es da wohl zu spät war und ich nun nie g a n z sterben kann. Wohl bin ich damals gestorben — sieh hier die Wunde am Herzen (und sie öffnete ohne Bedenken ihre Brust und zeigte ihm die Messerwunde da — und schloß danach das Gewand) — nun muß ich immer wieder aus dem Tod aufwachen und danach wieder in den Tod eingehen. Der Mann saß dabei und hörte. Er saß ganz starr. Dann sagte er mit rascher Stimme: Erzähl' es etwas deutlicher. Sie sprach: Du siehst wohl, es ist hier das letzte Haus vor der Ferne, die einsam und furchtbar ist. Wir wohnten hier lange. Und mein Vater war der Wirt, und die Reisenden kehrten hier ein. Einzeln oder zu mehreren. Ich aber mußte an den Sommertagen im Grünen und vor der Türe sitzen oder an den Abenden drinnen und den Reisenden zunicken und ihnen lächeln: bleibt noch ein wenig. Und vor allem den Reichen, daß sie blieben — danach konnte ich auch wohl in meine Kammer gehn und die Decke über mich ziehen . . ., und ich hörte wohl in den Nächten die Schreie derer, die gemordet wurden um des Geldes willen. — Dann mußte ich aufstehen, und jedesmal solchen ein weißes Tüchlein mit meinem Namen ins Grab mitgeben, das draußen schon gegraben war und das die dunklen Männer vor Morgen zuschaufelten. Sie haben mich jedesmal deswegen ausgelacht.

Das ist wohl lange her? fragte der Mann. Das Mädchen wiegte den Kopf. Es sagte: Seit ich starb, zähle ich die Zeit nicht mehr. Ich sinne nur immer dem Rätsel nach.

Welchem Rätsel?

Daß eine Seele so kann in die Finsternis und in das Grausen getan sein, die sich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

doch immer zum Licht sehnte und in das Gute und in die Schönheit. Ich habe aber immer den Geruch des Bösen riechen müssen. Der übertäubte mir selbst die Gerüche des süßen Frühlings. Warum das Reich der Finsternis und der Schrecken da sei — das mein' ich und finde es nicht . . .

So saßen sie lange und redeten zusammen. Und er sah, sie war schön und ihr Geschick furchtbar groß. Es war aber wohl ihre Schuld, wie sie selber sagte, daß sie nicht früher zu sterben vermocht hatte.

Dann, auf einmal, warf sie alles aus ihren Händen, sprang auf, faßte ihn an und bat mit flehenden Augen und leisem Mund: Töte du mich zum andernmal, daß ich sanft zu ruhen vermag danach und nicht wieder aufwache. Er stand verwundert und sah sie an.

Hast du kein Messer bei dir? fragte sie. Er schüttelte den Kopf. Sonst hätte ich dich gebeten, es noch einmal in die Wunde zu tun. Ich will nicht mehr aufwachen und hier sitzen und noch einmal alles bedenken müssen. Das Rätsel der Schrecken. Ich will schlafen . . .

Da jammerte sie ihn. Und er legte ganz sanft ihr Gesicht in seine Hände, strich darauf sanft an den Wangen herunter, strich über den Nacken und den Hals. Und ein paar Tränen standen dabei in seinen Augen . . . Und da begann ein Friede auf ihrem Gesicht, ein Lächeln, das schloß sich zu. Und der Mund schloß sich und danach die Augen, und ihr Gesicht war nun wieder das einer Schlafenden. Aber sie hauchte noch: Komm — und sie schritt rückwärts, und er mit ihr. Er hielt noch immer ihren Hals ganz sanft . . .

Und dann geschah es: sie fiel langsam aus seinen Händen hintenüber in die blühende Unkrautwildnis.

Da lag sie und war seinen Händen entglitten. Und er sah auf sie nieder, die da lag, wie schlafend. Und dann geschah das Merkwürdigste: sie versank vor seinen aufgetanen, forschenden Augen, als wäre sie ein Bild, in die Luft gemalt, ein Nebelbild, ein Traumbild — als sänke sie in die Erde. Und war nicht mehr. Und er atmete tief auf und stand in der Dämmerung . . . Lehnte taumelnd sich an eine Kiefer . . .

Als er zu sich kam, in seine Bewußtheit zurück, saß er im Gras, im Unkraut, in den Blumen — und die Dämmerung war noch ein wenig tiefer geworden. War süß und schmeckte feucht. Er sah um sich, saß und sann und fand nicht, was dies alles gewesen sei, noch, was er tun sollte.

So fanden ihn ein paar Männer, die des Weges kamen. Ein großer, baumlanger Mensch mit einem riesenhaften Schlapphut, ein ganz kleiner Mensch mit einem Spitzhütchen links neben ihm, und ein ganz dicker mit kurzen, zappeligen Beinen rechts neben ihm. Die gingen so hin und sprachen zusammen, und der Lange sprach auf die zwei anderen immer nieder wie aus großer Höhe, wie aus den Wolken, einmal nach rechts und einmal nach links herunter. Sie sahen den Mann da sitzen und blieben stehen; schwiegen und sahen ihn an.

Der mußte ein wenig lächeln, als er die drei so sah. Bis der Kleine sagte: Heh, was tust du da? . . .

Und ihr, was steht ihr da? fragte er zurück.

Die drei standen und sahen sich an; der Baumlange sah hoheitsvoll herab und schwieg. Der Dicke sprach: Willst du etwa hier so schlafen —? und schielte nach dem zerfallenen Haus. Dies ist das letzte Haus hier. Die Wohnungen der Menschen sind weit. Der Mann im Gras nickte und sprach: Ich weiß.

Du könntest auch unangenehme Träume hier haben, sprach der Dicke weiter . . .

Mag sein, darum will ich durch die Heide wandern die Nacht, bis ich jenseits dieser Leere wieder zu Menschen komme in die Dörfer oder Städte. — Die drei sahen sich wieder an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Tu das nicht, sprach der Kleine . . . Es könnte schief gehn. Geh' mit uns. Wir wandern auch durch die Heide, aber wir wissen eine Behausung, wo man die Nacht bleiben kann, ohne . . ., sie sahen sich wieder an . . . Ohne in den Schrecken der Landschaft zu verkommen . . . Willst du mitgehn, dann steh' bald auf . . . Da stand er auf und ging mit ihnen . . .

Und sie kamen nach einer Stunde Wanderns auf einem schmalen Sandpfad, der zwischen dem braunen Kraut lief, an ein niederes Haus, das zwischen Krüppelkiefern und Wacholdern lag. Da traten sie ein, nachdem sie klopften und eine Hand von innen ihnen aufmachte . . . Gleich hinter ihnen schloß sich die Tür. Sie standen auf einer rauchigen Diele, die von einer elenden Ölfunzel ein wenig Helle empfing. Und da sah Seele, es stand ein Weib da, uralt; mit einem Angesicht, wie verwitterter Stein, mit grauem Gewand wie verwitterter Stein, mit Haar in so dicken Strähnen wie gemeißelt in verwitterten Stein . . . Da sie nun sprach, wehte es ihn kalt an. Ihre Stimme war hart, wie Urweltstimme, die noch nicht menschlich geworden ist. Sie grüßte und lachte verzerrt. Sie stieß die Tür auf, und da traten sie in ein Zimmer, so groß, schien es ihm, wie ein Saal. Da hing von der Mitte der Decke ein breites, aber trübes Licht, das fiel auf eine breite Tischplatte von Eiche und ließ die Tiefen des Raums in Dämmerung oder im Dunkel . . . Unter dem Licht stand ein Mann; Seele wußte erst nicht: war's ein Mensch oder eine Figur; ein Gestell, ein Golem; Kleidung schlotterte um ihn — aber er lachte breit: — er l e b t e ; das sah er wohl. Aber sein Gesicht war gelb, faltig, — wie Leder — überm Haupt hing das Haar wie Fell, lang; dickes Haar. Die Hände waren auch wie Leder; standen in der Luft und fielen herab. — Ha — die drei warfen die Hüte und Mäntel an die Wand und fielen auf die eichenen Stühle.

Sie schüttelten sich — wie gerettet aus einer Winternacht. Und ihre Stimmen hallten im großen Raum. —

Leise, hauchte der Lange — aber es klang wie Rauschen in hohen Tannenkronen. Wirt, die Fenster sind nicht verhängt. Der lief hin und ließ dicke Vorhänge herab . . . Dann saßen sie am Tisch und sahen sich an . . .

Trag' auf . . .

Und der Wirt und die Wirtin trugen auf: Flaschen, Karaffen und Gläser . . . Das Mahl und Gelage begann . . .

Namenlos fand erst noch nicht zurecht. Er fühlte sich in Fremdes, Ungeheuerliches, Schreckhaftes gestellt, gesetzt. Sah um sich; gedachte, zu entfliehen. Aber da lächelte der Kleine und flüsterte: Laß sein! — — Bleib' da. — Hier ist gut sein. Draußen ist die leere Nacht. Die Türen sind zu — hier dringt nichts ein. Hier ist gut sein.

Während sie zuerst in Stößen tranken, begann es draußen wie ein Wind, als wenn an den Wänden etwas entlang striche; entlang schlurfte. Die drinnen aber taten, als hörten sie nichts, sie sprachen ineinander, lachten, und dann fing auf einmal der Baumlange an zu singen mit einer wüstgewaltigen Stimme, mit einer Stimme wie das Stampfen und Stolpern von Riesenbeinen auf steinernen Treppen sang er ein Pferdknechtslied. Als er geendet hatte, rauschte das Gelächter der andern noch lange nach. Es folgte der lederne Wirt mit einem meckernden Weiberlied . . . Auch dies Singen war bei allem Meckern noch laut. Ein paar Mal klangen während des Singens Stöße gegen die Türe oder gegen die Hauswand, davon er erschrak . . . Er sah in die Mienen der andern hinein; aber die schienen nichts zu merken . . . Und danach sangen alle die andern: die Hexe krächzend, der runde Faßdicke wie aus einem tiefen Loch, wie aus dem Keller; tief und dumpf; und danach auch der Schlanke, scharf und blechern.

Dann tranken sie wieder. Und er trank mit ihnen. Kam davon in einen wohligen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Taumel und schlief ein. Im Schlaf dünkte es ihn, es höbe ein Lärm an, als wenn das Haus berannt würde von Ungeheuern, die hinein begehrten; aber er konnte nicht aufwachen. Einmal, als er die Augen aufzwang, sah er die stillgewordenen Genossen Bretter und Tischplatten gegen die Fenster und Türen stellen, wie um zu wehren dem, das herein wollte, sah den Wirt das Licht löschen. Dann war Stille, aber man hörte jetzt deutlicher das Schnauben und Heulen der Dämonen da draußen. Doch entschlief er wieder und erwachte am Morgen, als ein Lichtstrahl durch einen Ritz drang. — Er stand auf, stolperte über die merkwürdigen Gestalten des Abends und ging ans Fenster, riß Bretter und Laden zurück, warf das Fenster auf und sah noch, wie die letzten Dämonen der Nacht im windschnellen Ritt über die Heide setzten und im fernen Föhrenwald untertauchten.

Da beschloß er, das Erwachen der Schnarchenden nicht abzuwarten, sondern allein weiter zu wandern. —

11. Das Meisterstück

An einem Teiche sitzend und die Angel haltend, fühlt er etwas hinter sich treten und schauen. Er wartet, daß sie beginne zu sprechen; aber sie schweigt noch. Nach einer Weile fragt sie: Was fischest du da?

Träume und Herzeleid.

Warum denn das?

Es heißt nichts anders an, sagt er. Noch schaut er nicht um.

Du gehst hier so herum. Wo wohnst du?

In einer Höhle im Wald.

Allein?

Nein, bei einem alten Manne.

Wer ist es?

Das ist schwer zu sagen. Ich lerne bei ihm.

Was lernst du?

Geheimnisse. Stark sein und schweigen und reden zur rechten Zeit. Manchmal ein Lied. Sonst: den Schmerz verachten und in die Sterne schauen.

Das sind wohl große Dinge . . .?

Mag sein. Sie tun mir gut. — Sie schweigen beide. Dann fragt sie: Darf ich ein Weilchen bei dir sitzen?

Da sieht er zur Seite: Du bist die Prinzessin und des Fürsten Tochter und *fragst* mich? Siehe, alles hier ist deines Vaters Land!

Aber ich frage dich — ich könnte es nicht gegen deinen Willen. —

Da läßt er die Angel fallen, macht den Rücken grad und dreht sich herum. Sie sehen sich an, während sie einander gegenüber sitzen. Sie sagt: Erzähle von ihm; es gehen Sagen und Gerüchte von ihm . . .

Er lächelt. Es ist nicht mein Vater; aber er ist *wie* mein Vater; er ist so unendlich reich.

Wie denn das, wenn ihr in einer Höhle wohnt?

O, sag' das nicht, Prinzessin; das ungeheuerste und größte Leben schmiedet er in wenige feine Worte. Die Schätze des Wissens gräbt er aus der Nacht. Seine Höhle liegt voll von Schätzen.

Verkauft ihr sie nicht?

Nein. Wir können sie nur verschenken. Auch sind sie nicht für jedermann. Er stockt und sieht an ihr vorbei.

Sprich weiter, sagt sie. Sieht ihn aber nicht an . . . Dann aber sind ihrer beider vier Augen Magneten, die einander anziehn. Die Blicke stehn auf einmal wie Speer-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spitzen einander gegenüber, nähern einander, drücken gegeneinander und können sich nicht mehr trennen. Die Hände folgen — und dann haben sich ihre Lippen berührt. Aufwachend sagt sie: Ich kann in dich sehn. Du bist durchsichtig. Du glänzest. Bist du ein verborgener Prinz?

Nein, nicht, daß ich wüßte, sagt er rauh.

Ich meinte es nicht böse . . . Was weiß ich . . . Ich meinte nur, es sei etwas in dir, das sei . . . gut, will sie sagen; aber er hat das letzte Wort mit der Hand fortgeschlagen und sagt: Still! Wer ist gut? Ich bin auf einer furchtbar langen Wanderung. Habe meine Mutter verlassen — und gehe mit einem Gefühl der Kälte und Fremdheit durch die Welt. Ist das etwas Gutes . . .? Warum tu ich nicht Nützlicheres?

Da klatscht sie in die Hände. Es hat so sein sollen, daß du zu mir kämst und ich dich gewänne. Aber komm, erzähl' mir von euren tiefen Geheimnissen. Mich dürstet. — Und sie sitzen zusammen, Schulter an Schulter, und er beginnt zu sprechen.

*

So geht die Zeit hin, deren Maß ihm entschwindet. Sie sagt eines Tages: Gelüstet dich nicht, Schwert und Schild zu tragen? Und ein Roß zu reiten?

Er schüttelt den Kopf: Die Zeit war einmal. Jetzt ist andere Zeit. Fühle, es wächst und wird eine Welt, die weiß davon nichts mehr. Aber sie ist darum nicht ärmer. Komm, ich erzähle dir von den Wunderdingen der Armut; den Taten der Namenlosen; von den Schönheiten der verborgenen Welten.

*

An einem Tage kommt sie feierlich und leise aus dem Gitter, als er auf sie wartet, winkt ihm und sagt: Du sollst zu meinem Vater kommen. Ich habe ihm von dir gesprochen. Nun will er dich sehen. Ich will ihn bitten, daß er dich mir zum Manne gibt.

Da wird ihm ebenso feierlich. Und sie gehn hinein. Sie stehen vorm Fürsten. Der schaut her und sagt: Du heißest?

Ich bin ohne Namen.

Bist du eines Fürsten Sohn? Willst du verborgen bleiben?

Ich fühle ein Werdendes in meiner Hand. Irgendeine Kraft.

Wo ist dein Heim? Bist du reich?

Nicht in deinem Sinn. Aber ich bin eben daran, mir andere Schätze zu gewinnen.

So kann meine Tochter nicht dein werden. Ich sehe wohl, du hast ihr Herz betört. Nun sollst du gehn. Ganz aus meinem Lande gehn. Da bittet die Tochter: Laß ihn nicht gehn. Laß ihn mir. Er aber winkt ihr zu schweigen und sagt nochmals: Geh.

Aber Namenlos kann nicht. Er ist wie versteint und sieht starr den Fürsten an. Der wird zornig und schreit: Gehst du noch nicht? Namenlos spricht, wie aus dem Traum: Ich — sehe — in dich und sehe dein Herz. Eine dunkle Hand klammert sich darum. Du mußt so sprechen, weil die dunkle Hand dein Blut verdunkelt und dein Herz umklammert. Da wird der Fürst zornig, winkt den Rittern, die greifen Namenlos, und einer sticht nach ihm. Sie schleppen ihn hinaus und werfen ihn vors Tor. Aber die Prinzessin ist auf einmal bei ihm und richtet ihn auf. Blutest du? Er lächelt: Es ist nichts.

Dann will ich mit dir gehn. Wir wollen uns verstecken in der Höhle im Wald.

Dein Vater würde uns finden und uns beide töten. Höre: Es gibt etwas, das ist stärker als der Mensch und zwingt ihn. Das ist nun über uns, und wir können nichts dawider machen. Da wir uns lieben, dünkt es uns, daß wir zusammen gehören. Etwas ist da, das trennt uns. Nun müssen wir das suchen, womit wir uns

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über diese Macht erheben — die uns trennt. Denn in dem Darüberhinaus können wir die rohe Gewalt überwinden.

Sie lauscht seinen Worten nach. Dann sagt sie sehr einfach und traurig: Was dies Überwinden auch sei — es ist gleich dem Tod: Du hast also mit deinen Worten gesagt, wir sollen sterben.

Nein, sagt er eifrig. Das nicht. Wir werden leben. Und ob man uns trennt, wir begegnen uns noch und werden uns an den Händen halten. Sie sieht plötzlich neue Blutstropfen, schreit leise und gibt ihm ein ganz feines Tuch, daß er's über die Wunde binde. Dann trennen sie sich.

*

Er liegt eine Woche auf der Matte. Sein Freund, der Alte, ist um ihn mit wenig Worten. Sie verstehen einander gut im Schweigen. Vogelstimmen und Blätterrauschen wehn leise herein.

Er fragt: Was rätst du, was soll ich tun?

Der Alte spricht: Du weißt alles. Und lächelt leise. Du stehst im Schicksal; das schmerzt dich — wie Tod, so weh. Aber du wirst nicht daran sterben.

Da sagt Namenlos plötzlich ganz betroffen: Ich hab's immer gewußt, starrt und schaut. Das Bild des weißen, kleinen Mädchens steht vor ihm. Er hat es vergessen gehabt. Nun dünkt es ihm, es ist die Prinzessin. Mit einem Schrei richtet er sich auf; so schreit die Hoffnungslosigkeit. Dann fällt sein Körper plump und hart zurück aufs Lager. —

Als er genesen ist, steht er manchmal am Gitter. Aber sie kommt nicht. Das währt so Tage. Fast Wochen. Dann gibt er's auf. Schloß und Garten sind wie gestorben und leer. —

Eines Tages erzählt ihm ein Gärtnerjunge, daß der Fürst fort ist in ein anderes Land, um seine Tochter da einem Könige zu vermählen. Da denkt er, sie hat mein vergessen, und geht heim.

Als er aber an die Höhle kommt, hält ein schwarzer Ritter da.

Der fragt ihn, ob er der Held Namenlos sei. Er sagt, er wisse nicht, ob er ein Held sei, heiße aber Namenlos.

So solle er mit ihm reiten und das zweite Pferd besteigen.

Was er denn solle?

Sein Meisterstück machen.

Das verstehe er nicht.

Er werde schon sehn. Der Ritter deutet auf ein Bündel auf dem Rücken des zweiten Pferdes. Er öffnet es, es sind die Kleider eines Edeln darin. Er soll sich ankleiden. Noch will er nicht. Und geht in die Höhle zu seinem alten Freund. Der spricht: Folg' dem, was dich ruft. Sei stark und fürchte nichts. Sie ruft dich, daß du ihr dienst als ein Fremder — der einer Fremden dient. Dafür will sie dich zum Abschied noch einmal küssen. — Ich seh' es wohl, dein Herz schreit auf in Qual der Grausamkeit. Aber ich sage dir: Folge. Es ist das Ungeheuerste, was sie tun will: ihr Unsterbliches dir vermählen — über die Häupter der Menschen hinweg. Da geht er wieder hinaus und sagt dem Ritter, daß er folgen werde. Er kleidet sich neu und steigt zu Pferde. Ein anderer, Fremder, fast Lebloser, reitet mit dem schwarzen Ritter in die Welt.

*

Ist irgendwo eine Hochzeit einen langen Tag lang. Mit Hörnern und Geigen. Eine junge Königin ist blaß, sitzt mit schmalem Lächeln zu Tisch und wird bedient von einem Ritter, der kein Schwert trägt.

Man fragt, warum er kein Schwert trägt. Die Königin sagt: weil er's nicht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

braucht; aber er ist stärker als die Ritter alle, o h n e Schwert. Er dient der Königin zart und mit Anstand. Niemand kennt ihn, auch der König nicht.

Aber die junge Königin lächelt ein paar Mal nach hinten zu ihm auf, als er beim Mahl ihr dient.

Hernach am Nachmittag muß er ihr den Bügel halten, als sie alle ausreiten. Er ist an ihrer Seite und hört ihre leisen Worte: Du zürnst mir nicht?

Er sieht gerade aus.

Bedenke es wohl und laß keinen Zorn sein in dir. Ich muß vor Abend sterben; dann bin ich ganz dein.

Er sagt: Du sollst nicht sterben. Warum solltest du —? Wir sind nicht gemacht zum Sterben.

Und sterben doch soviel mal, sagt die Königin, e i n g a n z e s L e b e n l a n g sterben wir . . .

Da hast du recht . . .

Der Abend ist grau verwehend. Wie voll Rauch. Die junge Königin soll Abschied nehmen. Sie läßt eine Rose und ein Tüchlein fallen. Er hebt es auf, und sie wendet sich, da muß er's behalten. Aber dann wendet sie sich auf einmal zu ihm zurück, geht auf ihn zu, — es dünkt ihm, sie wird übermenschlich groß, neigt ihr Haupt und bietet ihm den Mund zum Kuß. Er erwartet, daß der Gemahl der Königin und der alte Fürst sie voneinander reißen; aber nichts geschieht. Er küßt sie . . . und sieht in grauenhaftem Schmerz, als sie ihr Gesicht abhebt von seinem Mund —: eine fremde Gestalt mit einem fremden Gesicht fortschreiten. Dann: fortreiten . . . und verschwinden.

Aber in seinen Händen ist das Gefühl, als halte er die Wangen der Königin. Immer das Gefühl. Und das ist so fürchterlich, daß er schreien muß, als er in der Nacht reitet.

Denn er ist gleich hernach in die Nacht geritten.

12. D i e B e g e g n u n g i n d e r N a c h t

Die Abendsonne hing schon tief, wie überschwer, eine Riesenkugel, glutrot überm grauen Meer. Er lag an einem Baum und schlief. Ein Abendwind kam an und lief vorüber . . . Ein Abendvogel flötete süße Lieder in seinen Traum. Abendwolken glitten hoch, wie Schaum, am seligen Himmel. Dann, als er aufwachte, stand schon das Abendrot über dem schwarzen Wald. Er sah den Abendhimmel an und sah den großen, gewaltigen Raum über das Land und seine menschliche, seelsuchende Kleinheit gespannt.

Er dachte: Bald wird schon Nacht um mich sein. Aus fernen Wiesen steigt es weiß von Abendrauch und Nebel . . .

Es war eine stille Stunde; — der Welten Gleichgewicht hing, schwebte. Kein Leisbewegtes störte; hoher Abendglanz verklärte alles. Dann sah er alles vergehn in sanfte Dämmerung. In Nacht. Darin begann ein erstes kühles Wehn wie ein schwermütiger Gesang.

Das blinde Lied der Dunkelheit hub an.

Er saß und aß vom Brot. Um Mitternacht war er des unfruchtbaren Denkens satt . . . und gedachte zu wandern . . ., als aus dem Rauch und Nebel ein Schatten näher trat und bei ihm saß . . . Ein zweiter aber war auch schon nah. Saß nieder. Und ein dritter. Dann ein Vierter schloß die Runde.

Da saßen sie im Kreis. Des einen Mund begann zu sprechen: Dies ist nun die Stunde.

Der zweite nickte: Eine Seele kam. Der dritte: Die sucht in Inbrunst lang das Ding der Dinge . . .

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der vierte: Aber aller Welt wuchsen die Jahresringe — — — die Welt ist alt, sie schloß ihr Geheimnis ein, tief in ihr Innerstes hat sie es eingewachsen — es ist zu, wie eine . . . Scham.

Er sprach: Wer seid ihr, daß ihr bei mir sitzt, wie Brüder, aber ganz unfruchtbar in euren Worten?

Die Gestalten baten: Laß! Sprich nicht so hart zu uns. Wir sind von Weisheit schwer und wissen doch, uns fehlt . . . ein Winz'ges, das alles Leben . . . beseelt . . . Es ist ein Traum bei uns von einst und irgendwo, das Winz'ge blühe in dem Herzen eines Kindes. Bist du das Kind? —

Ich weiß mein Alter nicht. Ich weiß nicht Zeit. Wenn ich die Straßen wandere, fühle ich: So ist alles. Und so bin ich. Wie würde ich suchen, wenn ich hätte . . .? Sie sprachen: Vor Nacht sahn wir dein Angesicht im Schlaf, als wir, noch unsichtbar, vorüberschwebten. Du schienst uns jung in deiner Stirne Glätte und in der Röte auf deinen Lippen . . . Er sprach: So sagt mir eure Weisheit erst . . ., daß ich derweile mich bedenke . . . Sprachen sie: Es ist die Welt gefügt, doch inner allem Herz klafft einer Wunde Schmerz. Etwas ist noch nicht heil . . . Die Welt ist groß und lebt . . ., doch in sich frißt der Tod seit Ewigkeit sie schon . . . und wird der Gier nicht satt. Die Welt blüht Licht wie ungezählte Blüten und schließt das Dunkel ein . . . und hüllt sich zu . . . Er sprach: Ihr sagt Schwermütiges . . . Mag es so sein — man geht dennoch den Weg . . . Er wird zu Ende sein, eh man's gedacht . . . Sie sprachen: Du bist jung, wir hören's nun. Denn alles Ende ist trostlose Leere . . ., aber wie man die Welt los würde und doch selig wäre, das suchen wir . . . Wir leben in der Welt der Ebene und horchen in den Wind, wir lauschen . . . in die Himmel, wenn in Nächten Sterne stehn . . ., wir raten Rätsel, wenn wir traurig sind . . .

Was seid ihr traurig?

Darum, daß wir alt und weise sind, daß wir nicht sehend sind.

Sagt eure Rätsel . . .!

Nötiger wäre uns doch . . .

Sagt erst die Rätsel.

Zum ersten, sprachen sie: wer das sei, der uns die Welt herschleppe auf seinem Rücken und uns zu Füßen lege, daß man sie sehe. Namenlos sann eine Weile, dann erhob er sich und sprach:

Wartet die Weile . . .

Schritt aus in der Mitternacht und verschwand. Wie Flut schloß hinter ihm das Dunkel.

*

Steht weit im All das Erntefeld,
Das goldne Erntefeld der Welt.
Ein Sommerwind, ein Weltwind weht
Über die Frucht, die vor der Reife steht.
Süße, wogende Einsamkeit streift
Über das Feld, das schweigend reift.

Wer hat gesät, wer wird hier mähn?
Wer wird in die Scheunen fahren?
Ist keine Scheuer der Welt zu sehn . . .
Die Einsamkeit des Weltwinds wiegt
Schwerhängende goldene Ähren.
Blaugoldener Duft der Ewigkeit liegt
Über der Ebene . . . Wer hat gesät,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Was von tausend zu tausend Jahren
Nun reift? . . . Schweigender Weltwind weht
Den Tag in die Nacht; die steht süßblau
Mit weichem Himmel und Sternengold-
licht über der schlafenden Au.

— — — — — — — — — — —

Als er kam an den Rand
Und vor der weißschimmernden Ebene stand
Und wartete des Lichtes Aufgang.
War eines Windes summender Gesang . . .
War schon das Feld der Ernte l e e r . . .
Verweht in All-Nacht. In unendlicher Ferne
Sah er den Aufgang Millionen neuer Sterne . . .
Als er stand, seine suchende Hand fand
Ein K ö r n l e i n, das hob er beglückt . . .
Und hat auch eine späte blaue Kornblume noch abgepflückt.

*

Auf der Heide saßen die Männer noch immer im Kreise. Und warteten seiner Wiederkehr . . . Sie lachten, als er kam und müd' sich setzte.

Du kommst so leer, wie da du gingst. Aber da tat er seine Hand auf und sprach und lächelte: S o schwer, so leicht wiegt — Welt! Seht, hier leg' ich die Welt euch ganz zu Füßen . . . Ein Korn vom Feld der Ewigkeit. Und fuhr fort, als sie staunten:

Habt ihr n o c h Rätsel?

Wohl! Das Bild der Tiefe, das da Traum und Werden spiegelt, in dem Vergangenes, Zukünftiges versiegelt liegt — das Wasser unterm Baum der Welt, aufrinnend, ein monotones Lied beginnend durchsingt die Quelle Tag und Nacht und kreist in Dingen . . .: bring' einen Tropfen uns, daß unser Geist nicht länger dürste . . . Wieder verschwand er in das Dunkel. Gen Westen tief. Unterm Baum der Nacht fand er beginnend den abgründigen Schacht und fuhr hinab . . . Die Quelle lag im Schein des Unterweltmonds, da hob er mit der Hand den Tropfen, fuhr empor und brachte ihn, mit der Hand ihn hüllend, den vieren.

Als er die Hand auftat, dunstete die Feuchte, die sogen gierig die im Kreise Hockenden . . . und wurden glänzend in der späten Nacht und sprachen: Du bist der, den wir gesehnt. — Wir trugen Wissen, aber müd' und kalt. Du hast uns Nahrung gegeben, ein Jahrtausend neu zu leben.

Er aber war müde und nickte nur. Wer seid ihr? S a g t mir's nun! Sie sprachen: Schatten der Gedanken, Taumelnde, die vorüberschwanken. Schwermütige, ungelebt und krank. Du aber gabst uns Welt zu essen und zu trinken; das reicht für ein Jahrtausend, tief zu denken das Unbegreifliche der Nacht, das Unfaßbare, den Raum! Das Unsichtbare. Das Nichtwahre . . . die Zeit! Kehre uns wieder über tausend Jahre . . .

Er sprach: Wollt ihr denn e s s e n das Korn? Lieber pflanzt es, so blüht euch eine Welt auf.

Sie lachten: Wohl! Wohl. Weltlauf beginnt immer von vorn. Alles ist uns unverloren. Wir werden's gut bedenken. Vielleicht, daß wir das Korn einem Bauern schenken. Vielleicht auch, daß wir davon essen . . . wenn wir traurig sind. Nun aber hör', was wir dir sagen, vor Enttäuschung dich zu hüten:

Alles Suchen hat Lohn in sich. F i n d e n i s t n i e.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da lachte Namenlos: Fand ich doch eben noch Korn und Wasser . . .

Da sprachen sie: Wenn du das meinst — ja! Doch suche nie — den Menschen; der ist nicht. Zum andern: Brich Bande, brich Bunde. Untreue ist der Dinge und des Lebens innerste Seele!

Das aber erzürnte ihn. Er sprach: Den schönsten Traum bespeit mir nicht: die Treue!

Zum dritten sprachen sie:

Begehrst du Glück —
Bleibst du zurück,
Begehrst du Welt —
Den Fuß kein Hindernis hält!

Da lachte er sie an und sprach: Mein Glück ist — Welt; und Welt mein Glück.

Da lachten auch die vier tief in sich und sprachen: Nimm nun noch unsern Dank — und gaben ihm ein Schleierlein, zart wie Nachthauch; das sollte, vor seinen Blick in unbekannter Nacht gehängt, seines Traumes Vollendung zeigen (aber er hat es hernach nie gebraucht). Und gaben ihm weiter drei Kristalle: einen hell wie Glas, einen rot wie durchsichtiges Blut, einen schwarz und undurchsichtig wie der Abgrund.

Danach war er auf einmal allein. Fragte sich, ob er geträumt habe, und fing aufs neue an zu wandern.

Und es war sonderbar, daß er auf einmal Sehnsucht hatte, heim zu gehen, und er beschloß, in seine Heimat zu kommen.

13. Das Mutterlied

Er hat das Gefühl, die durchwanderten Jahre und die durchwanderten Landschaften dehnen hinter ihm wie Wüsten sich; leer, ausgebrannt. Er hat das Gefühl, ins Riesenhafte gewachsen zu sein; aber wenn er sich irgendwo im Wasser beschaut, hat er ein Aussehen wie andere Menschen auch. Aber das Gefühl des Altwerdens wächst in ihm, wie langsam auch. Es kündet sich in einer gewissen Schwere und Müdigkeit: manchmal. Nicht in den Gelenken und Gliedern, sondern im Herzen. Süß ist die Erinnerung an die Sommernächte, bei den Statuen — und doch so unendlich traurig; süß die Erinnerung an das kleine, weiße Mädchen, an die Prinzessin; und alles so unendlich traurig. Ist seine Seele unersättlich? Denn er hat doch Liebe gefühlt? Und hat in Stunden Vollendung des Schicksals gefühlt?

*

Er ist in einer Nacht durch seine Heimat, durch die kleine Stadt gewandert, hat vor seiner Eltern Haus gestanden, hat klopfen wollen; und da hat er mit dem Nachtwächter ein Gespräch in der Nacht gehabt: seine Mutter tot; sein Vater tot. Geschwister hat er nicht gehabt.

Er hat mit dem Nachtwächter auf dem Friedhofe gestanden; bei einer Sturmlaterne, und er hat das Grab seiner Mutter gesehen; dafür hat er dem Nachtwächter einen Edelstein geschenkt.

Und ist in der Nacht weiter gewandert.

Aber während er wandert, summt ein Lied in ihm, und da er dessen sich besinnt, weiß er, daß es ein Lied der Mutter ist. Da geht ein kleines Glück in seinem Herzen auf wie ein kleines Lichtlein, daß ihre Seele doch bei ihm ist . . .

Immer bin ich bei dir, Kind —
Immer ist dir meine Hand
Zugestreckt, mein Angesicht dir zugewandt —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirst du einmal von mir gehen, Kind?
Locken Erde, Sonne, Ferne, Wind?
Meine Seele folgt dir bis ins fernste Land —

Schlafe noch in meinen Armen, Kind . . .
Fühle immer, wie wir beieinander sind . . .
Und die gleiche Liebe beide uns umwandet — unverwandt . . .

14. Im Schloß am Meer

Des Königs Haus steht hoch am Meer. Von grauem Stein gebaut; breit, gewaltig und schwer. Man schaut weit hinaus und sieht: die unendliche Ferne wälzt sich her; Wogen sind mit weißem Gischt beschneit . . .

Namenlos kam herauf; ein Wächter stand am Tor. Der hielt den eschenen Speer vor sich — aber Namenlos schob den Speer zur Seite und trat ein.

Trat in die hohe Halle des Königs ein . . .

Da saß der König in seinem Stuhl, starr wie Stein. Die Augen blickten gläsern.

Er trat vor ihn und sprach: Ich bin gekommen, du weißt es.

Der König nickte. Sprach nicht. Sein Blick, der wie hungrig die Stille und die Räume fraß — tauchte in Namenlos' Augen unter — — — Und ruhte da!

An der Türe zwei Männer, Schwert und unangezündete Fackeln in der Hand —. Namenlos winkte ihnen, und sie gingen.

Dann fragte er den König . . . Du lauschest, du lauschest — immerdar in die Stille . . . hast ein Königreich vernachlässigt. Was ist über dich gekommen?

Das Große, sagte der König. Die Angst und ein namenloses Warten.

— Worauf?

Daß wir ins Meer stürzen. Ich höre, ich fühle, wie das Schloß sich bewegt, wie es wandert, hinauf, den Klippen zu — einmal stürzt es da oben hinab. Dann ist die Qual aus.

Welche Qual?

Aber der König antwortete nicht. Er fragte Namenlos:

Sag', gibt es Schuld?

Darauf sprach Namenlos so —: Es g a b sie einmal. Aber ich habe aus dem Munde eines uralten Mannes vernommen, daß es sie nicht mehr gibt.

Woher wußte der Mann?

Aus der Hand oder vielleicht sogar aus dem Mund Eines, den man nicht nennt. Wir wandern und wachsen alle der großen Stille zu, wo keine Schuld mehr ist, weil ja sonst dort keine Stille sein könnte: Dort ist Qual abgetan.

Der König hatte sich aufgerichtet. Ist das so? Und ist es wahr? Oder bist du einer, der alte Männer narrt . . .?

Da erbarmte es Namenlos des grauenhaften Gemartertseins von diesem König — und er trat zu ihm und legte die Hand auf ihn und sprach:

Gut dann, s a g ' d e i n e Schuld . . .

Da erschütterte es den König, daß er sein eisernes Haupt an Namenlos legte und sprach:

Wenn du mein Sohn sein könntest — willst du mein Sohn sein?

Namenlos schweigt. Dann: Sag' deine Schuld, dein Leid.

Da beginnt der König, während schon die Dämmerung sinkt:

Ich habe einst meine Tochter ermordet . . .

Namenlos erbebt tief innen; aber seine Stimme klingt tief und ruhig:

Warum tatest du es?

Sie war wider meinen Willen. Sie liebte den Heimatlosen, statt daß sie den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fürstensohn freite, den ich ihr bot. Hernach verließ sie das Schloß und folgte ihrem Liebsten nach. Da ließ ich sie fangen nach Monden und unten in die Gewölbe tun. Dort hab' ich sie vermauern lassen. Sie trug ein Kind im Leib . . .

Namenlos' Seele schreit in diesem Augenblick auf, als morde einer sie.

Er läßt den König los wie einen Aussätzigen. Steht beiseit' und windet sich in Schmerzen . . . Aber er fühlt den hungernden Blick des Königs . . .

Nun wirst du auch fliehen . . . nicht wahr? Sieh', alle sind in den Jahren von mir geflohen . . . Die Kerle hier noch, die mir dienen — — sind Ungeheuer . . . Sie dienen nur mir . . . Auch hab' ich ihnen Schätze versprechen müssen, daß sie's tun. —

Namenlos fragt dumpf: Wann war es?

Vor 15 Jahren . . . Sieh', nun glaubst du wohl, daß es Schuld gibt . . .?

Namenlos antwortet nicht. Der König fährt fort . . .

Was soll ich dir sagen? Daß ich im Zorn war? Daß sie schrie und bat, während wir mauerten? Daß ich lange Zeit befriedigt war über meine Tat? Daß aber in den Jahren die Stimmen nicht nachließen unter dem Boden? . . . Daß meine Diener und Dienerinnen mich verließen, aus Angst? Daß allmählich mir Besinnung wuchs — — und daß ich seit Jahren so sitze und lausche . . . Denn da unten hallen die Stimmen schauerlich in den unermeßlichen Gewölben, die unter Erd' sich dehnen: bis unters Meer nach dort — und bis unter den Berg in die Ebene hinab nach dort . . .

Dann preßte er Namenlos die Hand und sagte: Still — horch — Sie lauschten. Und da war es, als begänne ein Gesang . . .

Da schrie Namenlos auf in Grauen und übermenschlichem Gefühl, riß den König hoch und schrie:

Hinab; Fackeln und Äxte . . . Auf und hinab.

Sie standen in tiefer Dämmerung. Der König fragte: Was willst du?

Fackeln und Äxte! Hämmer und Meißel, schrie Namenlos . . .

Stieß die Tür auf und brüllte durchs hohle Haus — —:

Fackeln und Hämmer. — Schon standen die Kerle mit Fackeln da.

Er reckte den Arm und gebot auch dem König: Hinab, führe uns! Dem König graute. Er bekannte seine Furcht und wollte im Saal bleiben. Aber Namenlos zwang ihn hinab.

Als sie die letzte Treppe hinabstiegen, hörten sie den Gesang deutlicher.

Da graute es den zwei dienenden Ungeheuern, und sie wollten nicht tiefer hinab. Namenlos nahm die Fackeln, gab eine dem König, die andere nahm er selbst, nahm einen Schmiedshammer in seine Rechte und stieg mit dem Könige in den letzten Abgrund. Fragte nicht länger. Sondern hieb an die Wände . . . Da verstummte der Gesang und es begann ein Weinen. Dann schwieg auch das. Und eine große Stille trat ein im Raum. Nur daß Namenlos dröhnend hieb.

Hinter Mitternacht stürzte die Wand, und regnender Staub hüllte die Augen . . .

Als die Luft sich geklärt hatte, sanken sie in die Knie, und das Bewußtsein schwand beiden: dem Könige und Namenlos von Dem, das sie sahen . . .

Sie sahen, als sie aufwachten, eine violett-grün verfließende Landschaft, von einer Unterweltsonne mondgleich überschienen. Sie sahen eine Frau und an ihrer Hand ein Mädchen, fast Jungfrau schon, die starrten die zwei Männer an wie geisterhaft . . . schon sahen sie, die zwei glitten rückwärts, aber die Augen immer hergerichtet — wie gebannt die zwei anschauend. Der König, aufstöhnend, schrie: Sie weichen hinweg. Winke ihnen. Da winkte Namenlos und zwang den König über die Schwelle . . . Der König schrie —: Laß sie nicht weichen. Ruf' ihnen: Gnade! Bitte sie — Gnade. Schrei, der König stirbt —: Gnade!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Namenlos, wie heimgekehrt in sein Element . . . glitt schnellfüßig über die Landschaft, übers Grasweiche . . . glitt über den Boden hin und erreichte die zwei, sah sie an, fiel nieder vor ihnen und sprach: Dem Könige Gnade. Er stirbt.

Da standen die zwei. Und sahen ihn an.

Wer bist du?

Fragt nicht d a s, sagte Namenlos. Sagt, lebt ihr oder seid ihr Gespenster . . .?

Wir leben. Es geschah uns das Wunder. Der König ließ mich einmauern, da ich mein Kind trug — und nun leben wir im Märchen. — Denn es wuchs eine Landschaft um uns. Aber sag' mir . . . Warum stört ihr uns? Will uns der König töten . . .?

Er bittet um deine Gnade . . .

Und da führte er sie hin zu dem König. Der aber war tot . . .

Da sprach Namenlos . . . Sein letztes Wort, o Königstochter, war Gnade!

Alsdann, nimm meine Tochter an die Hand und führe sie abseits. Ich will beim König beten. Aber sie kann nicht beten. Sie fängt an zu fluchen. Sie rast . . . Sie schlägt auf die Leiche des Königs . . . Sie weint . . . Und dann — nach langer Zeit findet sie endlich Frieden und spricht dem Könige, dem Vater, die Gebete . . .

*

Es ist die Stunde des Sonnenaufgangs da oben im Tag. — Namenlos weiß es dunkel und dumpf an seinem Blut; er mahnt die zwei zum Aufgang. Aber sie hören nicht. Da geschieht etwas sehr Merkwürdiges: die Unterweltssonne verliert ihren Schein. Es wird dunkel — sie sitzen im Finstern . . . Die Fackeln sind lange erloschen. Namenlos zerrt beide an den Händen und Armen und steigt mit ihnen hinauf in den Tag . . . Oben stehn schweigend die Ungeheuer, die Diener —; als sie Namenlos mit den zwei Frauen kommen sehn, ohne den König, brüllen sie auf vor Entsetzen und fliehen aus dem Schloß! — — Namenlos steigt mit ihnen auf den Turm und gedenkt ihnen die schöne, wiedergewonnene Welt zu zeigen. Da erschrickt er bis in das Innerste seines Leibs und seiner Seele, als er nun erkennt, die Mutter, die Königstochter fängt ein Wahnsinnslachen an zu lachen — und das junge Mädchen bekennt leise und traurig, daß sie nicht sehe — s i e i s t b l i n d . . .

*

Namenlos schmerzt das Übermaß seines Mitleids. Er will zu der Irregewordenen reden, sie hinunterbringen in die Gemächer; sie betten — aber sie widersteht. Schwört, auf dem Turm zu bleiben, bis er verbrenne, sie seien alle zum Untergange reif. Da sieht er das rührend schöne Gesicht der Blinden an und nimmt sie an der Hand und führt sie fort. — Er verläßt mit ihr das Schloß und wandert mit ihr in das Land. Als sie nach der Mutter fragt, antwortet er ihr, daß sie noch zu tun habe im Schloß und wohl nachfolgen werde. — Als er am Abend hinter sich sieht, sieht er fern, oben den Turm brennen, das Schloß brennen, glaubt eine wehende Gestalt im Wind zu sehn — — und dann kommt die Dämmerung über alles. Und es wird Nacht.

*

Er hat dem Mädchen lange seine Liebe gesagt. Sie antwortet: Ich fühle an deiner Stimme und an deinen Händen, wer du bist. Ich weiß so viel . . .

Was weißt du denn? . . .

O vieles, und manches wächst noch in mir. Du kommst auch von tief unten. Und einmal müssen wir wieder hinab. Aber das ist ohne Traurigkeit. Und eine Weile ist Glück und Liebe bei den Menschen. Küsse mich und hab' mich lieb. Dann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

will ich dir beschreiben, wie du aussiehst, und will dir sagen, was dir widerfuhr in den Jahren, da ich noch nicht war, und da ich wuchs im Schein der Unterweltssonne . . .

*

Eines Morgens, beim Erwachen, mitten im Frühling — ist sie sehend. Sie starrt und schaut. Sieht Welt, die sie nie sah, aber nach wenigem Anschauen schon zu kennen meint . . .

Dann sieht sie den neben ihr liegenden Mann und erschrickt. Es ist, als sei mit ihrem Sehendwerden ihr dunkles Gefühl für ihn ausgelöscht. Sie sieht ihn an und denkt, er ist ein fremder Mann . . . Sein Haar ist grau; — er kann ihr Vater sein. So denkt sie und fängt an sich zu fürchten. Dann wieder blickt sie auf die weite Welt — darin sie mitten inne liegt, und — es ist nichts Böses in ihr — sie denkt: sie will ein wenig in die Welt gehn, während er noch schläft, und will überdenken, was es mit ihm und ihr ist, und ob ihr waches, sehendes Sein ihn noch so liebe, wie ihr dunkles und blindes.

Da steht sie auf und geht. Geht immerzu und verschwindet hinter dem Wald.

Er hat in seiner Müdigkeit geschlafen bis in die hohe Morgensonne. Dann, als er erwacht, ist sie nicht da. Er denkt, sie ist vor mir aufgestanden und wartet irgendwo im Grünen auf mich. Dann kleidet er sich an und geht sie suchen. Findet nicht und sucht jedes Fleckchen im Umkreis ab. Hinter Mittag kommt ihm die Angst. Die wächst und ist um den Abend brennend heiß und durstig, er rennt alle Weiten ab, läuft und läuft, schreit ihren Namen in alle Winde und erlauscht keine Antwort. Vor Mitternacht sinkt er todähnlich nieder im Gras der Frühlingsnacht und schläft ein in einer toten Traurigkeit . . .

15. Der Jungbrunnen

Als er erwachte, war es Nacht.

Er hatte das Gefühl, vom Tode aufzuwachen. Das Dunkel stand rings wie die schwarzen Wände der Tiefe. Er war wie Christus im Grabe, vor der Auferstehung. Er dachte, wie fühl' ich mich kühl und nächtig; mein Leib ist wohl gebleicht vom Tau und vom langen Liegen.

Noch vermochte er nicht, sich zu rühren. Er lag nur so, und seine Augen standen gradauf ins Dunkle. Einen Augenblick dachte er: wie lange war ich tot? Aber das war wohl nur, weil ihm sogleich das Leben einfiel. Und überhaupt fand er danach, er war nicht tot gewesen. Nur lange geschlafen hatte er.

Aber dann: er war doch wohl wie tot. Christ hatte ja auch nur zwei Nächte und einen Tag gelegen. Wenn die Sonne nun käme, würde er aufstehen wie Christ. Es war ihm feierlich; nur daß die Wände der Nacht rings standen. Wie einem Kind sein mag, das in der Weihnachtsnacht aufwacht und nicht wieder einschlafen kann und nun wartet, bis es Morgen wird und die Glocken anfangen zu dröhnen und die Eltern zum Tannenbaum rufen — der dann anfängt zu glühn. Zu glühn.

Sein Geist war um ihn schwebend, aus ihm getreten — wie Raum um sein Haupt. Darin wanderte alles — Bilder und Namen . . .

Und da standen nun auch, die er geliebt hatte: der alte Einsiedler, die Geliebte. Alle Geliebten. Und es war ihm feierlich, wie so ruhig sein Herz schlug; denn das Wissen war noch da, wie ihn alle hatten leiden lassen. O, sein heiliges Suchen — hatte es ihrer eine ganz verstanden? Erst das blaue, blasse Kind, das in die Kindertage schwebte, dann die hohe, schmale Tochter der blassen nordischen Ebene . . . dann das Märchenkind der deutschen Wälder, dann die Einsame mit dem grauen Blick, mit dem Singen innen, das immer wie ein Weinen war, um deren Haupt die Phantome flatterten, die Blinde aus der Unterwelt — o alle — Ihr seid alle fort-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegangen — und keine habe ich halten können. Der Mensch ist ewig und unvergänglich, weiß ich, da ich die Schmerzen trug, die ihr mir schuft! — Alle seid ihr im Abendrot ertrunken . . . Selbst eure Leichen liegen nicht bei mir. Was tut's? Ihr braucht nicht aufzuerstehn, ihr lebt in mir.

Indem kam das Morgengrauen und dann die Morgenröte. Er lag noch so, da hörte er eine Stimme sprechen: Stehe auf und wandle. Es war aber eine weiche Stimme — eines Mädchens Stimme, die so sprach. Und sprach weiter: Und wandle mit mir! Ich warte deiner. Dann richtete er sich auf und stand. Und da saß sie ihm gegenüber unter einem wiegenden Ast. Und stand nun auch auf: Da bin ich! Da war das Glück süß und feucht in seinem Angesicht; da er sie ansah und wußte: Ja du! Du! Du! Und dachte und fühlte dazwischen: Traum, Traum! Und sah doch und fühlte: Wirklichkeit.

Er sprach: Ich bin der, der da suchte und nicht fand.

Das ist etwas Ungeheuerliches, sprach das Mädchen, es stehet geschrieben: Wer da suchet, der findet. Du mußt nicht recht gesucht haben. Oder du mußt etwas gesucht und gewünscht haben, was es nicht gibt.

Doch, doch, sprach er: Da stehst du ja.

Ich? Gut! So gehe ich mit dir.

Erst laß dich küssen. — Willst du nun ganz die Meine sein?

Ich war immer die Deine. Immer schon. Und habe auf dich gewartet. Und war kaum noch not, zu küssen, da er nun sie berührte, da jede Berührung wie eine unendliche Liebkosung war.

Dann gingen sie Hand in Hand. Und in seinem Geist jubelte das Lied, ich war dein von allem Anfang an. Er dachte, wir werden nun hinfinden; dorthin, wo wir zurecht sind. Und hinter ihm schwand alles Gewesene — das Leben. Mag so leicht und gut einem Sterbenden sein, der — hinüber geht? Er dachte nicht daran, aber vielleicht ist es so, und wir wissen es nicht: Er ging mit ihr dahin und wußte nicht, daß es hinüber war.

Sie gingen durch eine verklärte Welt. Ihre Glieder streiften Halm und Blume am Wege, die unendliche Bläue und Tiefe des Himmels spiegelte sich in ihrem unendlich klaren Geist! — Ding und Stimmen spiegelten sich wider in ihrer unendlich ruhigen, stillen Heiterkeit, die nur selig aufkräuselte, wenn ihre Blicke zueinander fanden.

So erstaunten sie, als der Tag schon zu Ende war, und das Abendrot vor ihnen aufstand am Himmel. Aber wir müssen noch weiter, sprach das Mädchen. Bis da hinein.

Bis ins Abendrot? fragte er.

Ja! Und so gingen sie weiter. Und siehe, der Weg war kürzer als er glaubte. Es war gewiß noch nicht Mitternacht, da standen sie am Fuße des Berges und stiegen hinauf. Sie hatten die Blicke erhoben, bis hoch hinauf stand das Rosa und Weiß. Und das Schreiten war nicht schwer auf diesen breiten, sanften Stufen . . .

Dann standen sie oben. Ganz im Rot, ganz in Glut. Zwei Engel standen zu Seiten eines roten Vorhangs und grüßten leicht. Im stummen Einverständnis ließen ihre Hände sich los, und sie legten einander die Arme um die Leiber. — Leicht Haupt an Haupt geneigt, standen sie so.

So ist's wahr, es ist eine letzte und tiefste Erfüllung allem Sein! sprach der Mann. — Ja, hauchte leise das Mädchen. Und nun halte mich, ich halte dich auch sehr fest. Nie mehr loslassen. Nicht loslassen . . .

Und da gingen sie zwei Schritte, und die Engel hoben stumm den Vorhang und sie traten hindurch . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Da war ein Donnern in ihrem Ohr. Und das Meer schlug herauf, kühl, urweltlich. Was ist das? fragte der Mann.

Das ist der Jungbrunnen, in den alles einmal hinabsteigt, auf daß es neu werde. Der Beginn, der hinter allem Ende kommt. Es ist der Gesang der Ewigkeit — aber fürchte dich nicht, darunter ist süße Stille. O, wie du schön ruhen wirst in meinem Arm. — Und da glitten sie schon hinab . . . War ein leiser Schrei noch und schwebte wie ein Flügelschlagen über der Tiefe . . .? Niemand weiß es. Der Vorhang hatte sich schon wieder geschlossen; die zwei Engel warteten unbeweglich auf das Kommen der nächsten Seelen . . .

Die Ukraine und Deutschland

Von

Werner Wirths

Das offizielle Deutschland der Vorkriegszeit war gewohnt, das vom russischen Zaren beherrschte Reich an seiner Ostgrenze als einheitliches Volksgebiet zu betrachten. Infolge seiner besonderen staatspolitischen Erziehung wußte es kaum — oder kümmerte sich wenigstens nicht darum — daß dieses zentralistisch von Petersburg aus regierte Staatsgebilde sich aus den unterschiedlichsten Völkern zusammensetzte, die sich im schärfsten Gegensatz zur Zentralgewalt befanden, ja diese oft als ungerechteste Fremdherrschaft betrachten mußten. Erst der große Krieg brachte die bevölkerungspolitischen Probleme des Ostens wieder offensichtlich in Fluß. Nach dem Zusammenbruch des russischen Kaiserreiches trennten sich die einzelnen Völker fast selbstverständlich. Wie im Norden die Ostseeländer und im Westen Polen, bildete im Süden die Ukraine, die mit ihren 45 Millionen Einwohnern nicht nur das größte und reichste Land Osteuropas, sondern zugleich auch bevölkerungspolitisch das einheitlichste Gebiet bedeutet, ihren eigenen Staat. Sie vor allem empfand in ihrer Gesamtheit den Zusammenbruch Rußlands stark und spontan als Befreiung von der Fremdherrschaft und schloß sogleich, sich auf politische und wirtschaftliche Zusammenhänge besinnend, die sie einst eng mit Mitteleuropa verknüpft hatten und traditionell durch die ehemalige Bündnispolitik mit Schweden und Deutschland bestimmt waren, ihren Frieden mit Deutschland.

Doch die durch diesen Frieden so erfolgreich begonnene Entwicklung in Osteuropa, die dem im Westen gebundenen Deutschland und insbesondere seiner Industrie in der industriell nur schwach entwickelten Ukraine den neuen notwendigen Raum hätte schaffen können, wurde jäh aufgehalten. Die Randstaaten und ebenso Polen behielten die gewonnene Selbständigkeit bei; der junge ukrainische Staat aber wurde nach kurzer Selbständigkeit von den Bolschewiken überrannt, von neuem seiner Freiheit beraubt und in das von Moskau aus organisierte zentralistische System des Bolschewismus, des Erben des Zarismus, eingespannt. Während die ersteren von Deutschland wie vom übrigen Europa als selbständige Nationalstaaten anerkannt und behandelt werden, obwohl sie, im Gegensatz zur Ukraine, die verschiedensten Nationalitäten in sich vereinigen und obwohl z. B. in Polen die herrschende Nationalität nicht einmal die Mehrheit besitzt, hat sich der Ukraine gegenüber die öffentliche Meinung Deutschlands seit dem Jahre 1920, in dem der dritte Bolschewikeneinfall endlich die verzweifelte Gegenwehr der ukrainischen Bauern brechen konnte, schon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wieder an die Hinnahme des durch den Sieg der Bolschewiken geschaffenen Zustandes gewöhnt, und mit verhängnisvoller Gleichgültigkeit bezieht man die Ukraine einfach in das bolschewikische Rußland ein, wie man sie früher ins Zarenreich einbezog. Gerade Deutschland aber, das einen bedeutenden Teil seiner Bevölkerung unter fremdes Joch gebracht sieht und deshalb seit Versailles in der Reihe der vergewaltigten Völker an wichtiger Stelle steht, sollte bei anderen Völkern niemals das Prinzip des Selbstbestimmungsrechtes außer acht lassen, dieser einzigen positiven Idee, welche der Weltkrieg gebracht hat. Die Gemeinschaft aller unterdrückten Völker ist auch ihm eine notwendige Waffe zur Freiheit. Und eine deutsche Politik nach Osten hin wird nur dann auf die Dauer Erfolg haben, wenn sie dieses größere Ziel berücksichtigt, selbst auf die Gefahr hin, scheinbare politische und wirtschaftliche Augenblicksvorteile zurückstellen zu müssen.

Der Vertrag von Rapallo schien Bedeutsames zu verheißen. In der Tat: er war insoweit von Bedeutung, als er einmal wieder grundsätzlich zeigte, in welche Richtung Deutschlands Zukunftsweg führt. Aber den praktischen Möglichkeiten seiner Auswertung steht noch alles im Wege, was eben durch das bolschewikische System gekennzeichnet ist. Über allen einzelnen Abmachungen, die deutsche Wirtschaftskreise mit den Sowjets abgeschlossen haben oder noch abschließen werden, und was für Ergebnisse sie immer haben mögen, nach wie vor ist die Frage ungelöst geblieben: Ist für Deutschland die Erschließung des Ostens und darüber hinaus die wirtschaftliche Verbindung mit dem Osten möglich, solange die bolschewikische Herrschaft besteht? Nichts wäre verfehlter, als die tatsächliche Macht der Sowjets geringer einzuschätzen, als sie ist. Sie ist heute die einzige reale Macht im Osten. Aber wird es nicht trotzdem darauf ankommen, mit den östlichen Wirtschaftsgebieten zusammenzuarbeiten, ohne den bolschewikischen Machtstaat zu unterstützen, und ohne die Völker des Ostens mit der augenblicklichen Staatsmacht gleichzusetzen? Diese Staatsmacht muß ihrer bolschewikischen Grundtendenz gemäß jedem wirtschaftlichen Aufbau im europäisch-deutschen Sinne ausweichen. Jede Mitarbeit auf wirtschaftlichem Gebiet wird ihr im eigensten Interesse immer nur der eine Zweck sein können, ihre weltrevolutionären Ziele durchzusetzen.

Diese wirtschaftspolitischen Grundtatsachen zwingen Deutschland, das Ostproblem endlich nicht mehr nur in seiner engeren Beziehung zum sowjetrussischen Staate, sondern in seiner Gesamtheit zu betrachten. In dieser Gesamtheit aber spielt die Ukraine als ehemalige und zukünftige Kornkammer Europas noch immer die wichtigste Rolle. Die Ukraine steht augenblicklich unter sowjetrussischer Schreckensherrschaft, wie das deutsche Ruhrgebiet unter französischer Schreckensherrschaft steht. Aber die Ukraine ist ebensowenig sowjetistisch-russisch wie das Ruhrgebiet französisch. Und sie kann es kraft ihrer bäuerlichen Bevölkerung niemals werden. Für ein Deutschland, das für seine eingepreßten Wirtschaftskräfte Raum und Betätigung sucht und dabei auf den geradesten Weg, der heute wie damals zur Ukraine und durch sie hindurchführt, angewiesen ist, gilt es, dieses Land wirtschaftlich und politisch als selbständiges Bevölkerungsgebiet zu erkennen und einzusetzen, als ein Volksgebiet, das sich verzweifelt und aktiv gegen die bolschewikische Schreckensherrschaft wehrt und von Natur aus über eine Wirtschaft verfügt, mit deren Hilfe der kranke Körper Europas wohl zu heilen wäre, das aber diese Mission niemals erfüllen kann, solange es unter sowjetrussischen Wirtschaftsmethoden dahinsiecht.

Auf dem Wege, die ukrainische Frage in ihrer ganzen Dringlichkeit den Deutschen zu verdeutlichen, hat der in Berlin neugegründete Verlag „Ukrainske Slowo" mit seiner ersten Veröffentlichung („Hunger in der Ukraine" von Iwan Herasymowytsch) einen gewichtigen Schritt getan. Zum ersten Male nach dem Kriege wird hier in deutscher Sprache auf Grund alten und neuesten statistischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Materials die Bedeutung der Ukraine für Europa-Deutschland dargelegt und zugleich der durch die Bolschewikenherrschaft herbeigeführte Zustand geschildert. Das Werk muß sich in der Hauptsache auf offiziöse bolschewikische Statistiken stützen; wenn es trotzdem ein erschütterndes Bild von der gegenwärtigen Schreckenslage der Ukraine gibt, so offenbart sich nur um so klarer die eine große politische Absicht Sowjetrußlands: die Ukraine geistig und wirtschaftlich zu vernichten, um sie restlos in ihrem Zentralapparat aufgehen lassen zu können. Herasymowytsch schildert zunächst in guter Übersicht die Ukraine als das große europäische Wirtschaftsgebiet. Eindringlich gliedern sich Territorium und Bevölkerung, Landwirtschaft und Industrie. Und man erhält einen Begriff von dem ungeheuren Reichtum, der dort geschaffen wurde, heute nutzlos vertan wird oder unerschlossen daliegt. Von besonderem Interesse ist in diesem Zusammenhange das Kapitel über die ukrainischen kooperativen Genossenschaften, die bereits in der zaristischen Zeit gegründet wurden und, wenn auch das Petersburger Zentrum damals ihre Selbständigkeit einengte, für die Wirtschaft der Ukraine eine der wichtigsten Organisationsformen bedeuteten. Als die Bolschewiken im Jahre 1920 die Ukraine besetzten, vernichteten sie diese Kooperativen und plünderten ihr Vermögen restlos aus. Die an ihre Stelle gesetzten russischen Exposituren aber dienen lediglich dem einen Zweck, die ukrainischen Erzeugnisse, also in erster Linie Lebensmittel, für den eigenen Bedarf gewaltsam aus der Ukraine auszuführen.

Der Verfasser geht dann auf die eigentlichen Ursachen der ukrainischen Hungersnot über, die entgegen sowjetrussischer Behauptung keineswegs behoben ist, sondern sich naturgemäß mehr und mehr verschärfen muß, weil sie sich eben auf die bolschewikische Politik der Exploitation des Landes gründet. Hier ist vor allem von Interesse, wie der staatliche russische Okkupationsapparat das ukrainische Dorf als die eigentliche Zelle der Ukrainewirtschaft durch Einführung des Klassenkampfes zu beherrschen sucht. Die Komnesamy (Komitees der ärmeren Bauern), die sich zum Teil aus dem aus Rußland in die Ukraine überführten Lumpenproletariat zusammensetzen, sollen die Agenten für die Ausführung der staatlichen Regelung der Dorfwirtschaft sein und bilden neben den Tschekas und der Roten Armee die wichtigste Organisation zur systematischen Ausbeutung der ukrainischen Schätze. Diese Ausbeutung vollzieht sich durch zwangsmäßige Requisitionen, mit denen die Vergeudung des gesammelten Gutes Hand in Hand geht. Durch sie ist der ungeheuerliche Verfall der Produktion bedingt, der im Jahre 1921 durch eine furchtbare Mißernte unterstützt wurde und die Hungersnot hervorrief. Im einzelnen schildert das Buch dann die der Ukraine trotz der Hungersnot auferlegte Naturaliensteuer, die bolschewikische Administration, den roten Terror und die Hilfe für die Hungernden. Überzeugend wird bewiesen, daß die sogenannte bolschewikische Rettungsaktion in der Ukraine nur eine weitere Auspumpung, eine bewußte Vernichtung der ukrainischen Dörfer und Bauern ist. Auch an Hand einwandfreier Dokumente offenbart sich die bewußt vollzogene grauenvolle Vernichtung dieses reichen und schönen Landes.

Das erschütterndste Zeichen für den Umfang der Katastrophe aber ist der Zusammenbruch der deutschen Kolonisation, die in der Ukraine zu besonderer Blüte gelangt war. Nichts wäre verfehlter, als die Pläne der Sowjetregierung nunmehr darin zu unterstützen, die absichtlich entvölkerten Gebiete ohne jede Garantie neu zu kolonisieren. Hier seien des Verfassers eigene Worte hergesetzt: „Nein, diesen Weg kann man nicht zur Gesundung des Organismus wählen. Neue, gesunde Menschen in ein noch nicht einmal gelüftetes Haus führen, aus dem man Hausherrn und Gäste, die zusammen an der bolschewistischen Pest starben, brachte, das hält nicht die Ausbreitung des Elends auf, daran gesundet kein Organismus, im Gegenteil, die frischen, gesunden Menschen, die in dieser Pestatmosphäre moralischen und all-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gemeinen Verfalls beständig leben müssen, gehen fraglos den gleichen Weg, den ihre Vorgänger beschritten haben."

Der Verfasser schreibt weiter unter dem Erlebnis des Geschauten: „Erneuerung der Ukraine bedeutet Gesundung ihres Organismus, und seine Instandsetzung, damit er regelmäßig funktioniert, und dies kann nur geschehen nach Beseitigung der russisch-bolschewistischen Okkupation und dadurch, daß man der Ukraine die Möglichkeit gibt, ein souveränes staatliches Leben zu führen. Dann werden alle, die Ukrainer und die Kolonisten, wer sie auch seien, aus den Produkten ihrer Arbeit und den Naturreichtümern der Ukraine Nutzen ziehen, und dies führt in seiner Folge zur sicheren Gesundung des Organismus, zur Gesundung der Lebens- und Wirtschaftsverhältnisse. Dies ist der rechte und einzige Weg!"

Das Wesentliche ist: daß dieses zeitgeschichtliche Dokument sich nicht damit begnügt, bloße Zustandsschilderung gegenwärtigen europäischen Elends zu sein, sondern in die Problematik der europäischen Fragen hineinleuchtet und entwicklungsgeschichtliche Zusammenhänge zwischen Mittel- und Osteuropa bloßlegt, mit denen sich ein der Zukunft dienendes Deutschland wird auseinandersetzen müssen.

Die polnische öffentliche Meinung und die Juden

Von

Gottfried Barthold

Einer der größten Schmerzen der Polen sind die 3½ Millionen Juden im polnischen Staate. Der polnische Antisemitismus ist ein eigenartiges Gewächs, das mit den Pflanzen aus der gleichen Familie in Westeuropa nur eine recht entfernte Familienähnlichkeit besitzt. Der starke Prozentsatz der Juden, der im Staatsgebiet 15 Prozent beträgt und in den kongreßpolnischen Städten zwischen 40 und 80 Prozent liegt, macht den großen Raum, welchen die Judenfrage in der polnischen Öffentlichkeit einnimmt, begreiflich. Auf der andern Seite läßt sich die Judenfrage in Polen nur wenig mit der in den westeuropäischen Ländern vergleichen. Es haben sich in der kurzen Zeit des Bestehens der polnischen Republik zwischen der deutschen und jüdischen Minderheit Beziehungen herausgebildet, die wohl auf der Grundlage politischer Taktik erwachsen sind, aber durch ein gegenseitiges Verständnis wesentlich befördert wurden. Es liegt das am meisten daran, daß das Judentum in Polen im Gegensatz zum Judentum in Westeuropa sich als ein besonderes Volkstum fühlt und als solches sich erhalten will. Es gibt in Polen kaum das, was in Deutschland alle Erörterungen über das Judenproblem so unerquicklich macht; die Schwierigkeit zu begreifen, was man eigentlich unter Judentum zu verstehen hat, Schwierigkeiten, die z. B. dahin führen, daß man unter Judentum eine geistige Richtung versteht, die sich im Stammesariertum genau so findet wie im Stammesjudentum. Während in Deutschland der Assimilant der Hauptvertreter des Judentums ist, spielt er in Polen eine kaum nennenswerte Rolle. Der Jude, der sich vom Judentum löst, wird Renegat und geht dann wie der Jude Stronski, der Redakteur der „Rzeczpospolita" und nationaldemokratische Sejm-Abgeordnete, in das Lager der schärfsten Antisemiten über. So kämpfen die verschiedenen Minderheiten in Polen trotz der ungeheueren Unterschiede ihrer natürlichen Veranlagung in der Tat auf einer gemeinsamen Plattform.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Polen muß purifiziert werden", das ist das Leitwort des polnischen Antisemitismus, und diese Parole beherrscht ausgesprochen und unausgesprochen die Stellungnahme der gesamten polnischen Öffentlichkeit gegen die Juden. Die berüchtigte Devise „Swoj po swoje do swego", zu deutsch „Ein jeder zu den Seinen", die im Anfang der achtziger Jahre die von polnischer Seite ausgehende Verschärfung in den Nationalitätenkampf der preußischen Ostmarken brachte, beginnt auch hier wieder ihre verhängnisvolle Rolle zu spielen. Dabei richtet sich die Boykott-Parole keineswegs nur gegen das Überwiegen der Juden im Handel, sondern sie hat das Ziel, jüdische Handwerker, Arbeiter und Industrielle in gleicher Weise zu schädigen. Mit welchen Mitteln hierbei gearbeitet wird, und wie die ganze Hetze nicht nur wirtschaftliche, sondern noch sehr viel instinkthaftere Ursprünge hat, zeigt eine Resolution, die von der Konferenz der polnischen Katholiken im September 1921 angenommen wurde. Die Konferenz richtet sich an die Priester und bittet sie, die Massen zum Kampf gegen das Judentum aufzurufen und die Parole „Swoj po swoje do swego" zu proklamieren. Auch wieder ein Beweis dafür, wie sich die Methoden des Nationalitätenkampfes in Polen ohne Rücksicht auf die Gegner gleich bleiben. Es wird hier von den katholischen Priestern nichts anderes verlangt, als was sie in den preußischen Ostmarken mit so viel Erfolg getan haben.

Auf der Versailler Friedenskonferenz haben die Bestrebungen, den Juden eine gesicherte Existenz in Polen zu verschaffen, eine gewisse Rolle gespielt, und sie haben an dem Abschluß der sogenannten Minderheitenschutzverträge einen nicht unbeträchtlichen Anteil gehabt. Diese Verträge wollen in allgemeinen Formulierungen die wirtschaftliche, zivilrechtliche und politische Gleichberechtigung der Minderheiten gewährleisten. Einige Beispiele sollen zeigen, was man in Polen unter einer solchen Gleichberechtigung versteht. In einer Versammlung, die der Verband der sozialen Selbsthilfe, der größte antisemitische Verband, im Dezember 1921 abhielt, wurde folgende Forderung aufgestellt:

> „Die in den Friedensverträgen enthaltenen Rechte der nationalen Minderheiten sind so auszulegen, daß sie nur auf der Grundlage der Gegenseitigkeit Anwendung finden können. Die Juden, die kein Recht der Gegenseitigkeit kennen, dürfen aus diesen Rechten keinen Nutzen ziehen."

In der Tat ein probates Mittel, die Tatsache der Nichtexistenz eines jüdischen Staates als Rechtsgrund dafür zu nehmen, den Juden keine Minderheitsrechte einzuräumen. In der Zusammenkunft einer ähnlichen Gesellschaft „Roswoj" findet sich ein Satz, der in recht bezeichnender Weise sehen läßt, was man in Polen unter Gleichberechtigung versteht. Es heißt dort bei einer Besprechung des Minderheitenschutzvertrages, daß die Durchführung dieses Vertrages für Polen „die Teilung seiner Schätze zwischen dem polnischen und dem jüdischen Volk bedeuten würde". Man wehrt sich also nicht gegen angebliche jüdische Aussaugung, sondern dagegen, daß die Juden an dem allgemeinen Wohlstande teilnehmen. Wer weiß, in welcher unglaublichen Armut der größte Teil der jüdischen Bevölkerung in Polen lebt, kann sich eine Vorstellung von der Geistesverfassung machen, die aus dem zitierten Satze spricht. Es versteht sich von selbst, daß die gleichen Auffassungen von Gleichberechtigung, wie sie auf wirtschaftlichem Gebiete herrschen, auch auf andern Gebieten vertreten werden. Ein polnischer Regierungskommissar empfing im Januar 1923 Vertreter der jüdischen Jargonpresse und erklärte ihnen gegenüber, das Interesse des polnischen Staates heische, daß alle Nationen, die ihm angehören, sich in ihm wie zu Hause fühlen. „Daher betrachte ich es als meine Aufgabe, ihre Bedrückung nicht zuzulassen." Dazu schreibt der „Glos Pomorski" folgenden klassischen Satz: „Würde es uns unter diesen Verhältnissen wundern, wenn Herr Annusek (der Kommissar) zum Ehrenmitgliede der oder jener jüdischen Gruppe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ernannt würde?" Zu den beliebten Forderungen der antisemitischen Organisationen gehört der Proporz auf den Universitäten. Ein entsprechender Antrag liegt augenblicklich dem Sejm vor. Der Gesellschaft „Rozwoj" geht das aber noch nicht weit genug. „Um die Juden zu isolieren," verlangt sie, „muß man jüdische Schulen und selbst eine besondere Universität schaffen, denn ein einzelner Jude kann hundert Christen demoralisieren, während hundert Christen nicht imstande sind, die Moral eines einzigen Juden zu heben." Ein treffliches Armutszeugnis, das sich diese illustre Gesellschaft damit ausstellt. In einer ganzen Reihe von Gesetzen oder doch Gesetzentwürfen finden sich Bestimmungen, welche die Minderberechtigung des Judentums gar nicht einmal, wie bei dem Proporzantrag, hinter dem Anschein einer Gleichberechtigung verstecken. Ein Gesetz über Offizierslisten vom 17. Juli 1919 unterwirft der Stellungspflicht nur Offiziere, die Bürger des polnischen Staates polnischer Nationalität sind. Der Gesetzentwurf über den Militärdienst, der in dieser Form allerdings nicht Gesetz geworden ist, setzte fest, daß nur ein Pole polnischer Nationalität Offizier sein dürfe. Die Zulassung zur Rechtsanwaltschaft zu erreichen ist den Juden nur mit größten Schwierigkeiten gelungen. Daß zu den Forderungen der Antisemiten, die in offiziellen Audienzen der Regierung vorgetragen werden, ohne daß man je etwas über die Antwort der Regierung erführe, es auch gehört, keine Juden zu Beamten zu machen, sie mit Regierungsaufträgen zu bedenken und ähnliches mehr, versteht sich von selbst.

Zu der Entrechtung gesellt sich die gesellschaftliche Ächtung. Eine antisemitische Versammlung in Posen verlangt, daß Staats-, Wojewodschafts-, Kommunal- und Militärbeamte, die mit Juden verkehren, an den Pranger der öffentlichen Meinung gestellt werden und aus ihren Ämtern und Stellungen entfernt werden. Es wurde ja oben schon ein Beispiel gezeigt, wie die Zusage des Schutzes gegen Unterdrückung der Juden als eine Art Landesverrat betrachtet wird.

Auch da, wo man sich bemüht, sachlich zu sein, fehlte es nicht an den haarsträubendsten Entstellungen und Übertreibungen. Es ist das eine berechtigte Eigentümlichkeit des polnischen Nationalcharakters, die es mit dazu gebracht hat, daß dieser Staat, der vor 4 Jahren, begleitet von den Sympathien der ganzen außerdeutschen Welt, ins Leben gerufen wurde, es in erstaunlicher Weise fertiggebracht hat, sich seinen internationalen Kredit zu untergraben. Der Verlust an internationalem Ansehen ist das, was der eitle Pole am schwersten erträgt, und natürlich sucht er hierbei nach einem Prügelknaben und findet ihn in den Juden und Deutschen. Die entstellende Propaganda der jüdischen Presse ist eine ständig wiederkehrende Rubrik der polnischen Zeitung. Dabei gibt es jüdische Zeitungen in dem Sinne, wie etwa in Deutschland „Berliner Tageblatt" und „Frankfurter Zeitung", in Polen nicht. Was an jüdischen Zeitungen erscheint, sind ausgesprochen jüdische Parteiblätter, die ihren offen-jüdischen Charakter teils dadurch zeigen, daß sie in jüdischem Jargon geschrieben sind, teils, wenn sie polnisch erscheinen, das Judentum mit offenem Visier bekennen. Aber um Beweise im einzelnen pflegt man sich in Polen nicht zu kümmern und greift dann zu Entstellungen, die gelegentlich eines scherzhaften Beigeschmacks nicht entbehren. In Posen erscheint eine deutsche Zeitung, die „Posener Neuesten Nachrichten". Sie war in deutscher Zeit als polenfreundliches Organ bekannt und ist in polnischer Zeit, zumal nachdem der Verlag in polnische Hände überging, immer mehr ins polnische Fahrwasser übergegangen. Aber selbst diese Zeitung kann die handgreiflichen Vergewaltigungen, die Polen an seinen Minderheiten begeht, nicht immer verschweigen. Das erregt dann natürlich die besondere Wut der polnischen Presse, und so muß dann die unglückselige Zeitung es sich gefallen lassen, bald als Hakatistenorgan, bald aber auch als in Posen er-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

scheinende jüdische Zeitung bezeichnet zu werden, wobei es zweifellos feststeht, daß irgendeine jüdische Beteiligung weder im Verlage noch in der Redaktion der Zeitung vorhanden ist. Das Ziel der Juden ist nach immer wiederkehrender Darstellung die Schaffung eines Judäapolen. Der Beweis ist recht einfach. In Palästina haben höchstens 200 000 Juden Platz, das Ideal eines jüdischen Nationalstaates muß also anderswo verwirklicht werden, und dazu haben sich die Juden Polen ausgesucht. In diesem Ziel werden sie natürlich von dem Freimaurertum und Judentum der gesamten Welt unterstützt. Minderheitenschutzvertrag, Völkerbund und dergleichen sind nur Exposituren der jüdischen freimaurerischen Weltpropaganda. Deshalb werden alle Anzeichen eines Verfalles des Völkerbundes von der antisemitischen Presse mit besonderer Freude begrüßt.

Man muß zugeben, daß die antisemitische Propaganda in ihren Mitteln recht erfinderisch ist. Ein besonders hübsches Stück leistete sich der berüchtigte Prälat Lutoslawski in einer Rede über das Wesen des Judentums. Er wandte sich dagegen, daß die den Juden vorgeworfenen Eigenschaften eine Folge ihrer Behandlung in den 2000 Jahren ihrer Heimatlosigkeit sei. Als Beweis dafür zeigt er, daß Josef der erste jüdische Getreideschieber gewesen ist. Er habe in den sieben fetten Jahren ungeheure Getreidevorräte zurückgehalten, um sie dann nachher in den sieben mageren Jahren zu Wucherpreisen verkaufen zu können. Um eine gemeinsame Kampffront gegen Juden und Deutsche zu erleichtern, wird in den kühnsten Phantasien eine Verwandtschaft deutschen und jüdischen Geistes gezeigt. Es war wohl auch der Prälat Lutoslwaski — es kann aber auch jemand anders gewesen sein — der eine völlige Übereinstimmung zwischen Judentum und Protestantismus nachwies. Das hübscheste Stück leistete sich aber ein Senatskandidat der Rechten auf einer Wählerversammlung in Graudenz, worüber der „Glos Pomorski" am 12. November berichtet. Der treffliche Mann begann mit der Feststellung, daß nach dem Kriege gegen den preußischen Militarismus und das preußische Judentum der geistige Krieg gegen den Verteidiger des Preußentums, nämlich das Judentum, begonnen habe; dieses Judentums, auf dessen Gebot dank englischer Bemühungen Preußen, obwohl geschlagen, weiter bestehen kann, bewaffnet von der Fußsohle bis zum Scheitel usw. Und nun kommen die großen Entdeckungen: „Das Judentum der ganzen Welt hat im Weltkriege das Preußentum unterstützt. Nach der Niederlage schien es, daß das Ende des Preußentums eingetreten wäre, mit ihm das Ende des Militarismus, und daß als Folge dessen die Hegemonie des Judentums aufhören werde. Es schien, daß nach der Erledigung des Judentums, des Sozialismus, des Preußentums und des Militarismus — das sind die vier Ringe der einen Kette, die den Sieg der Freiheit und des Anstandes verhindert — die Menschheit aufatmen würde vom Alpdrücken des Krieges usw. . . . Aber gegen den gesunden Menschenverstand wurde auf Befehl des Judentums im Versailler Vertrage der preußische Staat an der Spitze Deutschlands belassen. . . . Ein mächtiges Polen würde die letzte Folge der preußischen Niederlage sein, deshalb war das Ziel der Politik des Lloyd George die Unterdrückung Polens." Dann kommt ein besonders hübscher Satz: „Die geheime jüdische Hand hat alles so gelenkt, daß auch keine einzige politische Frage grundsätzlich gelöst würde. Es wurde der Grundsatz der Selbstbestimmung der Völker aufgestellt, damit man an Polen nicht ganz Schlesien, Ermland und Masuren abzutreten brauchte." Also fort mit der kindlichen Vorstellung, daß das Schlagwort des Selbstbestimmungsrechtes etwa zur Schaffung des polnischen Staates gedient hat. Das Gegenteil ist richtig. Und dann kommt die Feststellung, für die alle Deutschen, Philosemiten und Antisemiten von Herzen dankbar sein werden, und die nur bekannt zu werden braucht, damit in Deutschland jeder Gegensatz zwischen allen auch nur denkbaren Parteien, Ständen, Rassen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Konfessionen aufhören wird: „Die Juden bilden einen unzertrennlichen Teil der deutsch-preußischen Kultur, die mächtigste Hilfe des Dranges nach Osten, die beste Stütze der Herrschaft des Germanismus über Polen. Die Juden stehen treu auf Seiten Preußens, weil Preußen die Heimat des Militarismus ist. Der Militarismus ist das größte Interesse für die Juden; wenn er verschwindet, verschwinden auch die Quellen ihrer Reichtümer, dann hätten sie nicht mehr die Möglichkeit, wirtschaftlich die Welt zu beherrschen, was die Bedingung zu ihrer politischen Herrschaft ist."

Jarl Irons Jagdabenteuer

Mitgeteilt von

August von Löwis of Menar

Iron, Jarl von Brandenburg, ritt beständig auf die Tierjagd mit seinen Hunden und Habichten und trieb das mit so großem Eifer, daß er oft sieben oder neun oder gar zwölf Tage im Walde blieb, ohne daß er zu seiner Burg zurück kam. Seiner Gemahlin Isolde gefiel es übel, daß er so oft und unvorsichtig durch öde Wälder und Marken ritt und nur kurz daheim war, aber lange in der Ferne.

Da geschah es, daß Jarl Iron sich mit seinen Mannen wieder einmal zur Jagd rüstete und große Vorbereitungen traf, denn er wollte zwölf Tage fort bleiben. Das hörte Isolde und sprach zu ihm:

„Herr, übel tut Ihr, daß Ihr so eifrig die Tierjagd betreibt und mit wenigen Mannen durch öde Marken reitet und so Großes hinter Euch daheim lasset, nämlich Euer Land und Eure Leute! Oft reitest du in jene Wälder, wo nicht weit davon auch deine Feinde reiten: König Salomon von Frankenfeld und seine Mannen. Er ist kein geringerer Weidmann als du, darum bleib lieber daheim und hüte deines Reiches! Denn dort in den Wäldern wird dir noch großes Unglück aus der Tierjagd entstehen, wenn du davon nicht abläßt."

Da antwortete Iron:

„Frau, das ist meine größte Lust, Tiere zu jagen, und darum bring' ich es wahrlich nicht über mich, das aufzugeben. Nicht fürcht' ich König Salomon und seine Mannen, und ich denk' es mir nicht gefährlicher, in seinen Wäldern zu jagen, als in meinen eigenen."

Da ließen sie ab von dieser Unterhaltung, doch die Edelfrau ward sehr zornig. — Dieses begab sich aber im Winter, und frischer Schnee war gefallen.

Früh am Morgen darauf verließ der Jarl sein Bett, ging zum Imbiß und rief seine Weidgesellen zu sich. Kaum war der Jarl aufgestanden und hatte das Schlafgemach verlassen, so erhob sich auch seine Gemahlin und ging hinaus vor die Burg.

Nahe der Burg stand ein schöner Lindenbaum; die Edelfrau ging unter den Baum und legte all ihre Kleider ab, dann breitete sie die Arme aus und ließ sich in den Schnee hinabfallen, so lang sie war. Danach stand sie auf und fuhr in ihre Kleider. Sie ging zurück in die Burg und trat in das Gemach, wo der Jarl am Speisetisch saß, und sprach:

„Warum esset Ihr so früh, Herr? Was habt Ihr vor?"

Da antwortet der Jarl:

„Frau, ich will in den Wald reiten, Tiere zu jagen, wie es meine Gewohnheit ist."

Da sagte sie:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Warum willst du stets hinaus in Weidwälder reiten und nicht lieber die Tiere jagen, die hier in der Nähe zu finden sind? Und dann kannst du am Abend wieder heimreiten und in deinem Bette schlafen."

Der Jarl erwiderte:

„Hier in der Nähe der Burg sind keine Tiere, die zu jagen sich lohnt. Hier laufen nur kleine Tiere umher, auf die ich meine Hunde nicht hetzen mag."

Da sprach Isolde:

„Herr, es laufen solche Tiere hier bei deiner Burg umher, daß du in öden Marken weithin jagen kannst, ehe du bessere Jagd finden wirst als hier, wenn du nur die Tiere zu fangen vermagst. Und das beste aller dieser Tiere, von denen ich dir sage, sah ich jetzt eben noch, als ich vor die Burg hinausgegangen war, und wenn du dich ein wenig eilen willst, so kannst du das Tier noch fangen, wenn du es jagen magst. Deine Rosse brauchst du deshalb nicht schweißig zu machen und deine Hunde nicht zu ermüden, sondern du allein kannst das Tier fangen, wenn du willst. Doch wenn du es nicht jagen willst, so muß ich dir sagen, daß es dann gewiß ein anderer Mann tun wird."

Der Jarl stand sogleich auf und ging mit ihr hinaus vor die Burg und zu dem Lindenbaum. Da sprach die Edelfrau:

„Herr, sieh hier die Fährte jenes Tieres und gib acht, ob du erkennst, was für ein Tier das gewesen sein muß."

Der Jarl schaute in den Schnee, sah die Stätte und das Ebenbild einer Frau mit allen Merkmalen und erkannte, daß eine Frau sich da hingelegt habe in den Schnee. Da sagte seine Gemahlin Isolde:

„Herr, sieh nun zu, ob du jemals dieses Tier erblickt hast, dessen Fährte hier zu schauen ist. Willst du es aber nicht jagen, so jagt es ein anderer Mann."

Darauf erwiderte der Jarl:

„Frau, dieses Tier soll niemand jagen außer mir."

Und er kehrte zurück in die Burg und rief seinen Mannen zu, daß sie die Sättel wieder von den Rossen nehmen und die Hunde anbinden sollten, er wolle nun nicht ausreiten.

* * *

Die Novellette, die einen so tiefen Blick in das Eheleben zweier Menschen zu werfen gestattet, findet sich in der umfangreichen Sagensammlung, die ein Isländer in seiner Sprache ums Jahr 1250 in der norwegischen Stadt Bergen angelegt hat. Dieser Mann hatte offenbar stärksten Gefallen an Volksüberlieferungen und Dichtungen der Vorzeit. Er schöpfte wohl aus allen Quellen, die ihm zur Verfügung standen, hauptsächlich aber benutzte er für seine Sammlung, wie er selber bekundet, Erzählungen und Lieder „deutscher Männer".

Deutsche Sagen wanderten ja schon früh nach Skandinavien und nach Island. Stabreimende Lieder über Wieland, den Schmied, über Sigfrid und Brünhild und manche andere gelangten in dem Zeitabschnitt dorthin, den man durch das 6. bis 9. Jahrhundert begrenzen darf. Im Norden wurden die Sagen von einheimischen Sängern ihren Hörern vorgetragen, oft erweitert und umgeformt, und bildeten z. B. den wichtigsten Grundstock für die Heldendichtung der Edda.

In den Jahren 800 bis 1000 etwa ist dagegen eine Stockung in den Kultur- und Handelsbeziehungen zwischen Süd und Nord eingetreten, an der die gefürchteten Wikinger, die Beherrscher der Meere, Schuld trugen; ein Stillstand, der sich auch in der Sagenüberlieferung ausprägt. Vom 11. Jahrhundert ab wird der Verkehr jedoch wieder lebhafter und nimmt, vom Unternehmungsgeist der Kaufleute in den deutschen Hafenstädten getragen, einen großen Umfang an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So ist es zu verstehen, daß dem erwähnten isländischen Sagenfreund und -sammler, über dessen Persönlichkeit man leider nichts Näheres weiß, eine Fülle deutscher Überlieferungen bekannt wurde. Er verband sie zu einem stattlichen Werk, dem er den Titel Thidreks-Saga gab, denn die Gestalt Dietrichs von Bern, des berühmten Königs der Ostgoten, hatte es ihm angetan. Diesen Helden, den die Geschichte unter dem Namen Theoderich der Große kennt, stellt er in den Mittelpunkt seiner Sammlung. nicht selten ohne Rücksicht auf die überlieferten Zusammenhänge.

Die Erzählungen über Jarl Iron von Brandenburg, der dem Weidwerk leidenschaftlich ergeben war, stehen nur in losester Verbindung mit den Sagen von Dietrich und seinen Helden, und die kleine Geschichte, die wir mitteilten, ist in ihrer Zeichnung und in ihrem seelischen Gehalt so abweichend von allen übrigen Abenteuern der Saga, daß sich die Fragen aufdrängen, woher kam der Stoff für diesen fein umrissenen Ehekonflikt und wem verdanken wir die Form, in der er überliefert ist?

Vergegenwärtigen wir uns den Schauplatz und den Hergang.

Die Szene spielt angeblich in Brandenburg, das auch sonst in der Thidreks-Saga häufig erwähnt wird und wofür die geschichtlichen Slawenkämpfe unter den sächsischen Kaisern (etwa 970—1030) den Anlaß boten. Iron, den unser Nordmann nach heimischem Sprachgebrauche Jarl nennt, das ist der freigeborene Edelmann, etwa Herzog, der in seinem Stande gleich hinter dem Könige steht, ist Herr über Burg und Land und weite Wälder. Als weidgerechter Jäger und Besitzer vorzüglicher Hetzhunde, der in seiner Jagdleidenschaft fremder Grenzen wenig achtet, aber auch als Jäger hinter fremdem weiblich-menschlichem Wild lebt er in der Überlieferung der Thidreks-Saga fort; sonst wird auf ihn nur noch in einigen mittelhochdeutschen Quellen gelegentlich angespielt.

Isolde, seine Gattin, deren Name aus der deutschen Tristandichtung stammt, muß hier als Jungvermählte aufgefaßt werden. Sie weiß sich untadelig schön und von Männern begehrt, und ist in ihrem Stolz getroffen, daß Iron selbst ihr zuliebe seine Jagdpassion nicht einschränken mag. Dazu fürchtet sie den mächtigen Nachbarn, den König Salomon von Frankenfeld, der gleichfalls ein großer Nimrod ist und Iron feindlich gesinnt ob seiner Grenzüberschreitungen. Isolde warnt nicht zu Unrecht, denn etliche Jahre später wird Iron, der rückfällig Gewordene, vom König gefangen genommen. Nur unter großen Mühen, Opfern und Demütigungen gelingt es der treuen Gattin, ihren Herrn aus der Gefangenschaft zu lösen.

Sehr eigenartig, aber in vollendeter Weise aus der Situation heraus entwickelt ist das Mittel, den unverbesserlichen Weidmann für eine Weile wenigstens ans Haus zu fesseln. Isolden kommt der Einfall, in sinnfälligster Weise im Neuschnee die Fährte eines Wildes herzustellen, dessen Schönheit auch einen anderen Jäger reizen könnte, es zu jagen, wenn der rechtmäßige Jagdherr es zu tun verschmähte. Bleiben wir einen Augenblick bei diesem Mittel, ehe wir die seelischen Voraussetzungen näher betrachten.

Daß sich die nackte, schöne Frau in den hohen Schnee werfe, um ein Abbild der Formen ihres Körpers zu gewinnen — „der Einfall ist zu toll!“ hat vor vierzig Jahren ein gelehrter Kritiker dazu gemeint. Auch wäre das Risiko der „schwersten Erkältung“ ganz unnötig gewesen, denn der Versuch, den Gatten von seiner Lieblingsneigung abzuhalten, hätte niemals rechten Erfolg gehabt: Iron wäre am nächsten Morgen doch wieder aufgebrochen.

Warum zeigte ihm Isolde nicht einfach im warmen Zimmer das liebewunde Wild, so, wie es Gott geschaffen hat? Die überlieferte Szene jedoch sei weder dem ersten Dichter, noch einem späteren Interpolator zuzutrauen, sie sei (von einem Schreiber der Thidreks-Saga?) aus dem Zusammenhang gerissen und gehöre eigent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:35 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lich in jenes Schlußkapitel über Irons Abenteuer, wo er als Witwer nach Isoldens Tode der schönen Frau Bolfriana nachstellt, sie gewinnt, aber vom eifersüchtigen Gatten umgebracht wird. Bolfriana sei das Urbild der nackten Frau im Schnee; zur Strafe für ihren Ehebruch sei sie hüllenlos zu dem draußen harrenden Jäger hinausgetrieben worden.

Man wird mir beistimmen, daß diese Art der Textkritik etwas Gewaltsames hat und nicht gerade von künstlerischem Verständnis zeugt. Der Einfall der Frau Isolde scheint mir so wohlüberlegt und steht so prächtig inmitten aller Voraussetzungen der kleinen Erzählung, daß man sich hüten sollte, ihn ohne Not zu entstellen und in einen anderen Zusammenhang einzufügen. Zugegeben sei gerne: das Mittel war heroisch-unklug und seine Wirkung nicht von Dauer. Aber was hat der praktische Nutzen mit der dichterischen Erfindung des plastisch geschauten, wohl abgerundeten Auftritts zu tun? Der Dichter dieser Szene war in seine Heldin verliebt: sie sollte sich in graziöser Weise mit Waffen des Gatten und den eigenen ihren Triumph erringen. Auf beinah geistreich zu nennende Weise bringt sie das zustande, und für die Wirkung der Szene genügt der Augenblickserfolg der List.

Ob der Dichter selbst das Mittel ehelicher Taktik erfunden hat, oder ob er hier, wie sicherlich an anderen Stellen, aus fremden, vielleicht französischen Quellen schöpfte, muß unentschieden bleiben, solange nicht der Nachweis der Entlehnung geführt werden kann. Die zarte Lüsternheit, die den Vorgang im lockeren Schnee umgibt, ließe ein Vorbild aus romanischer Überlieferung zu, wobei die weit verbreiteten Fabliaux in erster Linie in Frage kämen; doch eine solche Vorlage war bisher nicht zu entdecken. Auch ist man versucht, sich die Schneeszene unter der deutschen Linde eher in einem Lande entstanden zu denken, wo tiefer Schnee dem Auge etwas ganz Gewohntes ist. Dazu kommt, daß bei Walther von der Vogelweide, woran der allzu jung gestorbene Germanist Wolf von Unwerth erinnerte, die Vorstellung von dem Körperabdruck auf einem Rosenlager unter der Linde gleichfalls zu finden ist. Walthers bekanntestes Lied — bekannt freilich, wie so oft, nur durch seine Eingangsverse — erzählt davon:

Under der linden
an der heide
dâ unser zweier bette was,
dâ mugent ir vinden
schône beide
gebrochen bluomen unde gras.
vor dem walde in einem tal,
tandaradei,
schône sanc die nachtegal.

Und dann weiter:

Dô het er gemachet
alsô riche
von bluomen eine bettestat,
des wird noch gelachet
innicliche,
kumt iemen an daz selbe pfat.
bi den rôsen er wol mac
tandaradei,
merken wâ mirz houbet lac.

Auch das Zuständliche und die Sprache der kleinen Ironerzählung entsprechen durchaus deutschen, höfischen Verhältnissen in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Jagdleidenschaft war in dieser Zeit in den ritterlichen Kreisen ungemein verbreitet und wird in ihrer Übertreibung auch in einer anderen deutschen Quelle gerügt. Ferner dient in der Saga wie in zahlreichen deutschen Überlieferungen die Jägersprache mit ihren lebendigen Bildern und Ausdrücken zugleich als Minnesprache, wie das ebenfalls von W. von Unwerth feinsinnig ausgeführt worden ist, und man wird zugeben müssen, daß Frau Isolde eine sehr klare Sprache über ihre Auffassung von Ehe und Liebe redet.

Merkwürdig modern mutet der seelische Hintergrund an, den die Novellette malt. Die Problemstellung, wieweit darf ein Ehemann seinen junggesellenhaften Neigungen folgen, ohne den Ehefrieden zu gefährden? überrascht für diese frühe Zeit, und seltsam bleibt es, daß eine sagenhafte Erzählung den Rahmen für diese intimsten Züge aus dem Privatleben eines Ehepaares geben konnte.

Noch erstaunlicher aber berührt die Gefühlswelt der Heldin. Unter Einsatz ihrer ganzen Persönlichkeit wehrt sie die Vernachlässigung ab, die der Gatte sich gestattet, bekämpft seine Junggesellenallüren, weist ihn auf seine Pflichten als Landesherr hin und scheut sich trotz ihrer Liebe zum Gatten nicht, den geheimsten Gedanken auszusprechen: ‚Läßt du mich darben, schenk' ich mich einem andern Mann.' Das ist ein Höhepunkt psychologischer Kleinmalerei, der in gleichzeitiger deutscher Dichtung nicht leicht wieder zu finden ist!

Scheinbar kaltblütig zeigt die Frau dem Gatten die Gefahr, die ihm droht, und die sie selber noch schmerzlicher träfe, denn sie liebt ihren Herrn und hält ihm die Treue in schwerster Not. Ihr Stolz aber und die Gewißheit, schön zu sein, lassen es nicht zu, um Liebe zu betteln. Dem Weidmann macht sie mit weidmännischen Mitteln klar, was auf dem Spiele steht, und stellt ihn kühn vor die Alternative. Da erkennt er den Abgrund, dem seine Jagdleidenschaft ihn zutreibt, wie Schuppen fällt es von seinen Augen, und er begreift aufs neue die Schönheit seines Weibes. Der Jagdausflug wird abgesagt.

Das alles wird mit sparsamsten Strichen hingezeichnet. Für Seelisches, für Naturschilderung und Zuständliches findet der Dichter den knappsten, sichersten Ausdruck. Selbstverständliches wird nicht ausgesprochen; der Dialog wird mit Ausdrücken und Anspielungen aus der Jäger- und Minne-Sprache geführt, die in ihrer Verhaltenheit von stärkster Wirkung sind. Es ist, als ob ein mit Spannung geladener Einakter auf seine prägnanteste Formel gebracht worden wäre.

Leider wird man schwerlich jemals feststellen können, von wem dieses Kabinettstückchen herrührt, und was der überlieferte Text etwa auch dem Bearbeiter oder Schreiber verdankt, mit anderen Worten: was an der Erzählung deutsch und was isländisch ist. Als Resultat jedoch etwaiger verschiedenartiger Mitarbeit ist zu buchen: Geschlossenheit der Komposition, souveräner Stil, psychologische Feinheit und Tiefe der Charakterzeichnung. Diese Eigenschaften sichern der Novellette einen rühmlichen Platz in der Kleinkunst des 13. Jahrhunderts und wecken die Hoffnung, daß es einem glücklicheren Finder gelingen möge, über Herrn Iron und seine schöne, kluge Frau Isolde mehr in Erfahrung zu bringen, als es dem Verfasser dieser Studie möglich war.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Braut von Messina

Von

Hans Brandenburg

I

„Einen Regenbogen, der, minder grell als die Sonne,
strahlt in gedämpftem Licht, spannte ich über das Bild;
aber er sollte nur funkeln und nimmer als Brücke dem Schicksal
dienen, denn dieses entsteigt einzig der menschlichen Brust."

So schrieb Hebbel 1854 als Motto vor „Gyges und sein Ring". Ein Jahrzehnt früher hatte er seine Abfertigung von Schillers „Braut von Messina" in sein Tagebuch eingetragen, die er mehrere Jahre danach in seinen großen Aufsatz über Schillers und Körners Briefwechsel fast wörtlich hinübernahm.

Darin nennt er die „Braut von Messina" das sinnloseste von allen Schillerschen Produkten. Obwohl er längst wisse, daß Schillers Stärke nicht im Motivieren lag, so wisse er hier nicht einmal, was jener beabsichtigt habe. Er finde keine Spur von Idee, das Ganze sei eine unbegreifliche Verirrung. Alles geschehe darin ohne Zweck, wie ohne Grund, es handle sich um den nackten, rohen Fluch an sich, den ein Ahnherr, über dessen Wert und Würdigkeit wir wie über die Größe des an ihm verübten Frevels durchaus im Ungewissen gelassen würden, ausstoße, und der ein ganzes herrliches Geschlecht, das in Kraft, Jugend und Schönheit dasteht, austilge, und noch dazu erst nach dem Tode dessen, der dadurch eigentlich gestraft werden sollte. Auch Oedipus verfluche freilich seine Söhne, aber sein Fluch werde ihm abgedrungen durch ihre Handlungsweise, und wenn er sie treffe, so treffe er sie nur, weil sie es verdienten, und weil die Nemesis sie ohnehin getroffen haben würde; auch treffe er unmittelbar sie selbst, nicht ihre schuldlosen Kinder und Enkel, während in der „Braut von Messina" alles edel und gut sei und es bis zum Ende auch bleibe. Allein selbst wenn Schillers Verfahren wirklich antik wäre, so würde das den Handel nicht verbessern. Der Dichter dürfe aus einer überwundenen Weltanschauung nur diejenigen Motive herausholen, die nicht völlig vernichtet und aufgelöst seien. Heute jedoch sei das Individuum emanzipiert, mit jedem beginne eine neue Welt, ein unendlicher Lebens- und Tatenkreis, keines könne dem Rachedurst eines anderen Individuums ohne eigene Schuld verfallen, sondern es könne sich nur durch sich selbst vernichten.

In unseren Tagen ist es unter vielen anderen Paul Ernst, der die „Braut von Messina" als Ganzes ebenfalls für „abscheulich" erklärt, obwohl er wenigstens zugibt, daß die Chöre darin zum Erhabensten und Schönsten gehören, das Schiller gedichtet habe, das wir in unserer ganzen Dichtung hätten. Martin Luserke dagegen, wie Ernst ein Denker, der in den tiefsten Theaterfragen selbst neben einem Hebbel gehört zu werden verdient, sieht in der „Braut" zunächst ein Drama, bei dem die Verdichtung des Lebens durch Zusammenschweißung in ein einziges Schicksal ausgezeichnet bis kurz vor Toresschluß durchgeführt werde, aber dann entgleise der Wagen hoffnungslos ins Sentimental-Bürgerliche hinein. Fünfundsiebzig Jahre nach Hebbels Urteils-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spruch erhebt sich hier also eine gewichtige Stimme, die, im Gegensatz zu jenem, gerade die Schillersche Schicksalsidee wieder anerkennt, aber sich, in der Ablehnung ihrer Durchführung, doch noch stark mit Hebbel berührt. Und in der Begründung dieser Ablehnung stimmt Luserke mit Ernst geradezu wörtlich überein. Ernst nämlich hat sein Diktum gegen Schiller in einem Buch über den Zusammenbruch des deutschen Idealismus niedergelegt, er sieht den Grund von Schillers Versagen im Tragischen in seinem Kantianertum, in dem Zeitalter des kategorischen Imperativs als einer optimistischen Bürgermoral, die einen allgemeinen Pflichtbegriff statuiere, und in ihrem Rationalismus weder die letzte Verzweiflung und die Verneinung des Lebens kenne, noch die wahre Religiosität. So sagt auch Luserke, daß keine positive dramatische Kunst von dem bürgerlichen Idealismus habe hervorgebracht werden können, der weder den Menschen als solchen setze und anerkenne, noch Gott oder ein Schicksal als unmittelbare Wirklichkeiten gelten lasse. Das Schicksal in der „Braut von Messina" sei nur eine poetische Fiktion. Don Cesar ersteche sich, als wenn das Schicksal einer individualistischen Korrektur durch den Helden noch bedürfte. Man könne eben nur als ein Gläubiger Schicksalstragödien schreiben, ebenso wie nur in einer Zeit, die das Selbstgefühl anbetete, Shakespearesche Schauspiele hätten entstehen können.

Hebbel sagt einmal: „Kraft und Erkenntnis gehen in ästhetischen Dingen Hand in Hand, und höchstens kann in Ausnahmefällen der Erkenntnis die Kraft fehlen, nie aber der Kraft die Erkenntnis."

Ernst und Luserke haben sehr viel Erkenntnis — ob auch Kraft, das sei an dieser Stelle, wo es sich nicht um zeitgenössisches Schaffen handeln soll, unerörtert. Bei Hebbel imponieren beide, Kraft und Erkenntnis, durch wirkliche Größe. Wer aber empfände nicht ohne weiteres, d. h. ohne daß es hier des „Beweises" bedarf, daß die dichterische Kraft Schillers denn doch größer als diejenige Hebbels ist? Sollte es seine Erkenntnis nicht auch sein? Hebbel selbst müßte, treu seinem eigenen Satze, diese Folgerung einräumen. Wie also steht es um Hebbels Urteil über Schiller? Wie steht es um die „Braut von Messina", die, nach Hebbel, nichts weiter ist, als eine „häßliche, Schauder erregende Anekdote"? Und wie steht es um den Regenbogen, die Brücke des Schicksals?

II

Es gibt in Schillers riesenhaftem geistigen Schicksal zwei Männer, die es entscheiden oder besser: die es verkörpern. Der eine ist Lessing. Wenn wir Lessing als die Personifikation einer geistigen Richtung auffassen, wie sich ja tatsächlich das Geistige stets in Personen darstellt, so sehen wir die Wucht dieses Mannes so groß, daß, ob auch unbewußt, alle unsere Dramatiker, bis heute, seine Faust im Nacken spüren. Wieviel mehr mußte das Schiller erleben, der noch den ersten Anprall jener Persönlichkeit auszuhalten hatte, ja, von ihm — innerlich und äußerlich — hochgeschleudert wurde.

Ob die französische Tragödie aus einem Mißverständnis der antiken entstanden war, interessiert uns heute nicht mehr. Solche Irrtümer können fruchtbarer und darum wahrer sein, als die „richtigsten" Erkenntnisse. Lessing irrte, im Sinne einer absoluten Wertung, vielleicht ebensosehr in seiner Art, die Franzosen abzulehnen, wie diese in ihrer Art, die Griechen anzunehmen, geirrt hatten. Darauf kommt es nicht an, und noch viel weniger auf engherzige nationale Vorurteile, die uns glauben machen wollen, Lessings große Tat bestehe einfach in der Abkehr vom Ausland oder gar vom Erbfeind. Im Gegenteil könnte gerade heute, wo sich das Deutschtum, gegenüber einer noch weit größeren Feindschaft des alten politischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gegners, noch stärker auf sich selbst zu besinnen hat, in manchem Betracht eine Rückkehr zur französischen Tragödie vielleicht ebenso wichtig und notwendig sein, wie es damals die Abkehr war. Der Wert dieser Abkehr und damit der Lessingschen Großtat beruhte einzig darin, daß sie uns vom Vorbild der französischen Tragödie in einem Augenblick befreite, wo es uns einen vorschnellen, frühreifen Stilismus gebracht hatte, der unsere Lebensbedingungen zu verschütten drohte. Heute ist uns das so selbstverständlich, daß wir darüber vergessen, durch welch einen Hunger nach Kultur, Bildung, Geschmack und Form die Wahl des französischen Vorbildes in Deutschland bestimmt worden war. Lessings diktatorischer Griff, sein kritisches Tyrannentum zerstörten eine Welt der Geistespflege, sie machten unsere Dichtung wieder zu einem umgestürzten Acker, und unsere eigenen Lebensbedingungen erhoben sich in ihrer ganzen Stofflichkeit: als Naturalismus. Dieser Naturalismus war Leben, das aus sich selber kunstreif werden, aus sich selber die bändigenden, formenden, läuternden Kräfte hervorbringen sollte. Das geschah nur langsam und stückweis, unter steten Rückfällen, in einem unsicheren Werden, über das Lessing ein ebenfalls mißverstandenes Vorbild aufgestellt hatte: Shakespeare — nicht den barocken Stilisten, sondern einen naturalistischen Shakespeare, der sich in Prosastück und fünfaktiges Blankversdrama spaltete. Denn mit dieser letzteren Form strebte doch auch schon Lessing nach neuen Bindungen, während er, der besonnene Rationalist in ihm, dem „Sturm und Drang", den doch er entfesselt hatte, spöttisch zusah.

Damit waren zwei Strömungen entsandt, in deren Kampf und Wirbel Schiller stand und wurde. „Räuber", „Fiesko", „Kabale und Liebe", die der Jüngling schrieb, waren die Erfüllung des „Sturms und Drangs" und nach Lessings „Minna" und Goethes „Götz" der erste Ruhm des deutschen Theaters, sie waren Naturalismus, Tendenz, Demokratie — welcher andere wäre nicht, aller weiteren Siege im voraus sicher, auf diesem Wege geblieben? Doch der junge Dichter hatte den Wahrheitsfanatismus Lessings in einem tieferen und höheren Sinne überkommen, er machte sich an sein erstes Versdrama, an den „Don Carlos", er verließ den Weg, auf dem er den frühen, raschen Erfolg gefunden hatte, und der vielleicht noch größere Erfolge versprach. Aber war denn der Schöpfer der „Luise Millerin" nicht nur ein scheinbarer Naturalist gewesen? Waren nicht auch schon die ersten Stücke, die Prosadramen, im Grunde ganz auf die inneren Wirklichkeiten gestellt und auf Atem, Schwung, Bewegung, Tempo, Rhythmus?

Immerhin hatte er mit dem bürgerlichen Trauerspiel auch glückliche Griffe in die äußeren Wirklichkeiten getan, er, der sonst so weltfremde ehemalige Alumne, und doch brachte er es auf diesem Gebiet nicht zu einer dauernden Sicherheit, sein Mangel im Sinnlichen verurteilte ihn zu einer einsamen Bahn, die weit weg von der durch Lessing vorgeschriebenen trieb. Er hatte sich also nicht nur dem Zwang des einzigen großen ästhetischen Gesetzgebers in Deutschland, sondern auch seinem eigenen Ruhm zu entziehen. Da begegnete ihm seine zweite Schicksalsgestalt: Goethe. Und hier trat ihm wiederum Lessing, trat ihm das Apollinische, dem seine Natur ausweichen wollte und mußte, ehrfurchtgebietend in der musischsten Form entgegen, in einer Form, die er, mit heißer Sehnsucht und tiefem Neid, als griechisch, als geradezu homerisch empfand. Er, der von jenem so Wesensverschiedene, er, der sein Dichten aus dunklen musischen Ergriffenheiten herleitet, der eine Welt außer, ja vor aller Empirie kennt, der von der „Idee" ausgeht, der aus der „Wirklichkeit" nichts hinzulernt, der als Jüngling schon alle Motive seines ganzen Dichterlebens anschlägt, stand nun vor dem „Gelegenheitsdichter" größten Stils, der mit Selbstverständlichkeit und Lebensfülle sein eigenes Selbst in unbekümmerten Bruchstücken einer organisch wachsenden und in ewigen Wandlungen sich entfaltenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„großen Konfession" enthüllte. Man kennt die berühmte Antithese „naiv und sentimentalisch", mit der Schiller jener Andersart jeden Tribut der Liebe und Bewunderung bis zur Selbstaufgabe darbrachte und doch um die eigene Selbstbehauptung mit wehem Stolze rang.

Der ungeheure Versuch eines Bündnisses, ja einer Verschmelzung seiner Art mit der entgegengesetzten des Freundes ist der „Wallenstein". Schiller, der große Dramatiker, sieht während der Bearbeitung des Stoffes, daß eine Trilogie, also ein dramatisches Monstrum, dabei herauskommen muß — naturnotwendig, denn das Historische ist episch, und episch ist die Welt des Apollinischen, dem er sich mit diesem Werke nähert wie einer Schüssel Blut, aus der sich der reine Geist Leben trinkt. Der „Wallenstein" ist Schillers Gipfel und damit ein Gipfel schlechthin, seine und der Deutschen größte dichterische oder zum mindesten größte dramatische Kraftentfaltung.

Während solches Ringkampfes mit Goethe hält Schiller das Historische für die einzige Objektivationsmöglichkeit seines sentimentalischen Talentes: Er könne, sagt er, nur gegebene Materien aufquellen machen und beleben, frei erfundene Stoffe würden seine Klippe sein. Dennoch schreibt er späterhin die „Braut von Messina". Er besinnt sich nämlich auf sich selbst, sein früher Tod, den er vorausfühlt, muß ihm gleichsam das Recht dazu geben und sein Gewissen beruhigen. Jetzt geht er auf Sophokles zurück, und zwar, weil das „sein Geschäft vereinfacht", weil er dort eine bequeme Form zu finden glaubt, bei der sich das Drama aufs rascheste exponiert, bei der es gleichsam nur eine „tragische Analysis" ist. Man sieht, er will dem übermächtigen Einfluß des Freundes entgehen und doch bei den Griechen bleiben, die auch für jenen die Kraftquellen sind. So treibt er auf seine „Klippe" zu. Und es wird eine Klippe, an der der Geistesstrom, hoch aufschäumend, sich brach, ein einsames Vorgebirge, nach griechischen Inseln zurückblickend und doch vielleicht neues Festland ankündigend, dem nördlichen Pole zu, das Festland eines deutschen Theaters.

Was steht denn für uns heute noch von Schillers nachwallensteinischem Werk? Außer der „Braut von Messina" vor allem „Wilhelm Tell". Dennoch werden beide bis heute oft genug mit falschem Maßstab gemessen. Immerhin läßt sich Schillers deutsches Volksstück weit leichter rechtfertigen, als seine Erneuerung des Griechendramas, darum sei dies zunächst versucht, zumal das auch dem Verständnis der anderen Dichtung zugute kommt.

Man hat den „Tell" zwar als Volksstück, aber nicht als ernst zu nehmendes Drama gelten lassen wollen. Und doch besteht Schillers Verdienst darin, daß er diesen Gegensatz nicht anerkennt, daß er ihn künstlerisch aufhebt. Was geht es uns an — so hat man gefragt — ob ein kleines Völkchen sich selbst regiert, oder ob es, was jedenfalls viel besser ist, einem großen Reich als Provinz eingegliedert wird? Das letztere konnte der Dichter ja nur dadurch fragwürdig machen, daß er den Vertreter des Reiches zum Erzbösewicht stempelte. Und was ist das für ein Held, der das Haupt seines Kindes in Gefahr bringt, statt auf das Herz des Wüterichs zu zielen, was er dann erst später heimtückisch aus dem Hinterhalt nachholt? Ein Meuchelmörder, und noch dazu einer, der einem seinesgleichen pharisäisch den Schutz verweigert.

Nationaler Freiheitsdrang, Apfelschuß, moralische Selbstrechtfertigung des Mordtäters — nun, Schiller hat mit alledem das Herz des Volkes bis heute aufs tiefste getroffen und begeistert. Er hat dabei freilich stofflich die Mittel des Melodrams nicht verschmäht, ja diejenigen des Rühr- und Spektakelstückes zum mindesten gestreift — er gibt alles preis, worauf sich der neuere Dichter am meisten zugute tut: den höheren Gehalt, die feinere Motivierung, die erlesenere Ethik. Er,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der geistigste unserer Dichter, verachtet hier den Gedankeninhalt der Dichtung. Hat ihn, wie behauptet wird, das Volk darum verstanden? Ist es wirklich Verständnis dieses einsamsten Genius, wenn man Worte von Personen dieser Dichtung als Sentenzen, die Schillers geistiges Vermächtnis enthalten, im Munde führt? Nein und ja. Ja insofern, als Schiller im „Tell" auf der breitesten Grundlage gebaut hat, von der aus für jedes, auch das einfachste Gemüt irgendein Weg zu Kunst und Schönheit führt. Kunst und Schönheit, Gehalt und Idee aber liegen einzig in dem Gebäude selber, in dessen Glanz und festlicher Heiterkeit, in dem schwungvollen Reigen seiner Glieder, in der Gestaltung der Volkheit zu einer chorischen Vielfalt, in der fugischen Führung der sichtbar gewordenen Stimmen . . .

III

In einem Aufsatz „Zur Kunstform des Romans", den der im Kriege gefallene Siegfried Krebs vor Jahren in den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlicht hat, und der von Meinholds „Klosterhexe", einem bereits von Hebbel besprochenen Buche, ausgeht — in diesem Aufsatz heißt es: „Hebbel fordert, als Kind seiner Zeit, eine ‚rein menschliche', in keiner Weise dogmatisch-mystische Motivation. Aber vielleicht ist auch dieser Gesichtswinkel zuletzt doch nicht unzeitlicher, als der eines Homer oder Dante. Sieht Hebbel das menschliche Leben etwa als leicht rationalisierender Psycholog, dem die Wissenschaft scheinbar selbstverständliche und notwendige Verbindungen baut, so war einem Dante sein scholastisch-christlicher Weltzusammenhang nicht weniger selbstverständlich und schlechthinnig, und einem Homer seine anthropomorphisierende Naturbegottung nicht minder. Vielleicht war immerhin der sehr gelehrte und recht philosophische Hebbel um eine Kleinigkeit noch zu sehr überzeugt davon, daß wir es so herrlich weit gebracht in der Erkenntnis, und er verwechselt doch vielleicht seine und unsere Anschauungsweise mit der allein möglichen, schlechthin menschlichen und unzeitlichen. Aber so wertvoll ihm sein unbedingter Glauben war, so wertvoll war anderen der ihre, und zwischen dem mythologischen, theologischen und psychologischen Weltbild sind, absolut betrachtet, die Unterschiede doch wohl nicht so groß, daß man, von seinem Standpunkt aus, die Vorgänger verlachen dürfte."

Damit ist — meines Wissens zum ersten Male — genau ausgesprochen, wo die Grenzen von Hebbels Denken liegen, von seinem Denken und — hier gehen wirklich Kraft und Erkenntnis Hand in Hand — von seinem Dichten. Und die angeführten Worte dienen auch einer Erklärung seines Urteils über die „Braut von Messina". Begrenztheit ist natürlich in allem menschlichen Denken, jede Grenzerweiterung bedeutet da eigentlich nur eine Grenzverschiebung: an einer oder mehreren Stellen rückt das Licht, an einer oder mehreren zugleich wieder das Dunkel vor. Es ist weniger so, daß jemand, in diesem Falle also: daß Hebbel denkt, als vielmehr so, daß „es" in und aus ihm denkt, daß dasjenige, zu dessen Gestaltung er berufen ist, in seinem Intellekt als „die Wahrheit" erscheint. Das war eine andere Wahrheit als die Schillersche.

Immerhin ist der Kampf Hebbels gegen Schiller eine große, eine zum mindesten säkulare Angelegenheit, die auch in unseren beiden von mir zitierten klugen Zeitgenossen, obwohl sie schon wieder wo anders als Hebbel stehen, noch nachwirkt. Hebbel selbst fühlte oft genug dunkel die Ungerechtigkeit, die dämonische Schicksalsbedingtheit dieser geistigen Gegnerschaft, und alles, was er an dem Genius Schillers bemängelte, schien er dem Menschen wieder abzubitten, diesem „heiligen Manne", der „immer segnete", während das Schicksal „immer fluchte". Auf seinem Sterbebett noch ließ er sich sein Lieblingsgedicht, Schillers Spaziergang, von seiner Tochter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorlesen. Höchst merkwürdig schon diese Lieblingschaft bei ihm, der sonst, gerade da er selber zu wenig Natur besaß und gedankenüberlastet war, so scharf das Naturlose, die überzüchtete Künstlichkeit an Schillers Gedankendichtungen, dieser Pseudolyrik, empfand. Hebbel konnte nicht ganz heraus aus seinem mechanisch-materialistischen Zeitalter. Liebte er darum in jenem Gedicht die gewaltige Kultursehnsucht, mit welcher der von ihm befehdete erhabene Geist noch die moderne Zeit zum Mythos zu adeln suchte, noch auf das entgötterte Bild der beginnenden Zivilisation die Strahlen der Sonne Homers herabriß? Und wollte er diese Strahlen mit in das ewige Dunkel nehmen?

Der Kampf Hebbels mit Schiller ist ein Kampf um die Wahrheit. Der Kernpunkt liegt in demjenigen seiner Vorwürfe gegen das Schillersche Drama, der sich auf dessen Schwäche im Motivieren bezieht, auf den Mangel an Psychologie. Das ist wiederum Lessing, der, ein Menschenalter nach Schillers Tode, nun in einer dritten Gestalt gegen Schiller ficht und mit dem Hebbelschen Drama und dessen Verzweigungen und Verdünnungen, als welche wir alles, was darauf folgt, so den ganzen Ibsen und Strindberg, aufzufassen haben, über Schiller zeitlich den Sieg davon tragen sollte.

Wenn Shakespeare den Menschen nicht nur zum Träger, sondern zum Herren des Schicksals machte, so war das in der Tat ein Individualismus aus Anbetung des Selbstgefühls, wie Luserke sagt. Allein dieser in den Menschen verlegte Schicksalspol schloß bei Shakespeare den Gegenpol eines unbegrenzten Zufallsspiels nicht aus, ja, dieses Zufallsspiel war bei ihm noch der dramatische Hauptimpuls, und wenn sich an den Geschehnissen in seinen Helden auch nichts entfaltet, als was von Anfang an in ihnen liegt, so erliegen sie doch, wenn sie zugrunde gehen, nur wie Kämpfer in ritterlichen Abenteuern. Das sind keine Tragödien, nämlich keine Passionen, sondern Aktionen, und am liebsten wird der Gegenpol selbstherrlich, das Zufallsspiel. Hier herrscht also im Grunde immer Komödienstimmung: an jenem triumphierenden Zufallsspiel brechen und überstürzen sich die Gestalten in flatternden Kaskaden.

Hebbel aber glaubt mit der Verinnerlichung ernst zu machen. Das nennt er Motivieren. Das Spiel des Zufalls ist nur noch scheinbar: hinter ihm gibt es eine Kette von Ursache und Wirkung, von Grund und Folge, an der sich das Schicksal der eigenen Brust des Menschen entwindet. Nach Hebbels Meinung fehlt bei Schiller die „Idee" — was er darunter versteht, sagt er deutlich: es fehlen „Grund" und „Zweck". Wie aber, wenn der Grund alles menschlichen Handelns und alles Schicksals immer dunkel bleiben muß? Psychologie heißt, in den inneren Mechanismus des Menschen — seines Gefühls, seiner Handlungen und seines Schicksals — eindringen. Wie aber, wenn diese Verinnerlichung in Wahrheit die gröbste Veräußerlichung wäre? Wenn dieses Eindringen vielleicht nur möglich ist, nachdem man zuvor aus jenem Inneren, einem in Wahrheit unzerlegbaren Organismus, eben einen Mechanismus gemacht hat? Wenn die erkannten und aufgedeckten Motive in Wirklichkeit nichts anderes wären als die Rädchen, Klammern und Schrauben, die man ihm künstlich einsetzte? Wenn gerade der „Zweck" das Surrogat für die fehlende Idee wäre? Wenn der Psycholog die Ursache mit dem Grund verwechselte, dem Grund, diesem ewig Rationalen, das er, in Ermangelung der ewig irrationalen, ewig verborgenen Ursachen, einfach unterschiebt?

Dann hätte auch Hebbel statt einer Schicksalsidee nur eine Schicksalskausalität gefunden. Und Kausalität ist, wie angedeutet, nur eine Rationalisierung des Irrationalen, eine bloße Verstandesform, dem ewigen Geheimnis substituiert. Hebbel hätte dann nicht nur ein „psychologisches Weltbild", sondern seine — und alle — Psychologie wäre selber nichts als ein Bild. Oder wäre sie gar weniger als ein Bild? Wäre sie nur ein Abstraktum? Oder gar nur ein Präparat? Wenn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Schicksal einzig der menschlichen Brust entsteigt — gut! Aber welcher Macht entsteigt die menschliche Brust? Wenn die Gesetze, nach denen ich meines Lebens Kreise vollende, in mir selber liegen — mögen sie! Wo jedoch liegt das Gesetz, nach dem ich angetreten? Auch in dir selber! antwortet der Psycholog. Sein Bild rundet sich, und alles, was früher Mythos, Sage, Glauben hieß, verflüchtigt sich — bestenfalls zum Regenbogen, der sich dann über das Bild spannt, keine Brücke, sondern nur ein angenehm funkelnder Schein, „minder grell als die Sonne", die nüchterne Tagesklarheit des emanzipierten Individuums.

Ganz gewiß: auch Hebbel hatte seinen „Glauben". Er überwand, nach Paul Ernst, als erster den „bürgerlichen Idealismus", und die psychologische Einstellung sicherte ihm den Vorteil, den Menschen „als solchen zu setzen", den Menschen als „unmittelbare Wirklichkeit gelten zu lassen". Und wenn alles, was Menschen glauben, wenn jede Weltanschauung nur Bild ist, wenn ein Bild das andere ablöst — warum sollte dann das psychologische Weltbild nicht genau so berechtigt sein, wie etwa das mythologische oder theologische und genau so gut Boden für Kunst und Dichtung hergeben wie jene? In der Kunst wird jedes Weltbild mehr als Bild im Sinne zeitlich bedingter Vorstellung, es wird in ihr Bild als dauerhafte Gestalt. Sollte das nicht auch für Hebbel gelten? Oder macht das, was das modern-psychologische Weltbild nicht nur von jedem der früheren, sondern von allen insgemein unterscheidet: macht dessen Wissenschaftlichkeit seine restlose künstlerische Inkarnation vielleicht unmöglich?

Man könnte antworten, jede Kunst habe in ihren Inhalten mit der Wissenschaft ihrer Zeit übereingestimmt, wenn nicht die weitere Frage offen bliebe, ob es denn früher jemals und irgendwo überhaupt Wissenschaft gegeben habe, Wissenschaft in dem neueren Sinne rein kausaler Verstandesfunktionen. Alle frühere Wissenschaft war Philosophie. Auch Schiller war philosophisch, und man hat, wie wir sahen, in seinem Kantianertum Hemmungen für sein Dichtertum erblickt. Wenn jedoch Hebbel nicht nur philosophisch, sondern auch psychologisch dichtete — entsprangen daraus nicht noch größere Hemmungen? Doch wer weiß, ob eine spätere Zeit nicht auch in unseren Verstandesspielen Phantasiespiele erkennt, oder könnte nicht doch Hebbel seine wissenschaftlichen Hemmungen dichterisch überwunden haben, könnte nicht das Kausal-Psychologische seiner Menschengestaltung als Welt von Symbolen fortbestehen und also seine Dichtung lebendig bleiben, auch wenn es die ihr zugrundeliegenden zeitlichen Vorstellungen längst nicht mehr sind? Wir wollen es glauben; aber sie bliebe es dann wahrlich nicht wegen, sondern trotz der Befolgung dessen, was die positive Seite seiner Einwände gegen Schiller bildet. Leider kann indessen genau so gut befürchtet werden, daß sie an ihrer Lessingschen „Wahrheit" zugrunde geht, daß ihr rationalistischer Motivbau, sobald dieser veraltet ist, sie unter seinen stürzenden Trümmern erstickt und begräbt. Auch die Dramatiker des deutschen Barocks waren hochbegabte Dichter. Zum Ideal der Dichtung gehörte für sie die Gelehrsamkeit, was an sich wahrlich nicht unrühmlicher, ja in anderer Form genau dasselbe ist wie Psychologie als Dichterideal. Für sich selber haben sie diese Gelehrsamkeit aufs schönste belebt, vielleicht so schön wie Hebbel seine Forscherblicke in die menschliche Seele, dennoch hat diese Gelehrsamkeit ihre Dichtung verschüttet, deren großartige Züge, in der Musik ihrer Zeitgenossen noch heute in mächtiger Jugend fortwirkend, uns aus jener theatralischen Poesie nur noch entgegentrauern wie fragmentarische Grund- und Umrisse aus einem Ruinenfeld.

„Psychologie" kommt von Seele her, und sicherlich besaß Hebbel noch mehr intuitive als analytische Psychologie. Aber Psychologie heißt bestenfalles, in wirklich vorhandene Seelen, in Seelen lebender Menschen eindringen. Die Dichtung jedoch hat nicht mit wirklichen, sondern eben mit erdichteten Menschen, nicht mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebenden, sondern — und wohl aber — mit lebendigen Gestalten zu tun. Man kann vielleicht nicht einmal nachträglich an Dichtergestalten, geschweige denn während des Dichtens, gleichzeitig mit dem Dichten, an Dichtergestalten Seelenkunde treiben. Und nicht einmal läßt sich sagen, daß der Dichter seine Gestalten „beseelt". Vielmehr entspringen sie sogleich seelenhaft seiner Vision, und Seele ist untrennbar der Gestalt verhaftet. Odysseus, der Held des unpsychologischsten Dichters, ist zum mindesten so seelenhaft wie ein Gyges oder Kandaules. Diese letzteren haben nur, im Gegensatz zu jenem, die Blickrichtung in die eigene Brust. Sie deuten sich ständig selber, wie der Dichter sie selber oder — sich selber deutet, während die größten Dichtergestalten ihre Deutung — eine unendliche Deutung — offenlassen, viel- und alldeutbar oder undeutbar sind. Vielleicht gilt dies dennoch auch von Hebbels Gestalten, dann wäre ihr und sein psychologisches Deutungsspiel nichts als Dialektik, eben eine psychologische Dialektik, die, gleich der sophistischen, hyperbolisch-metaphorischen Dialektik Shakespearescher oder gleich der deklamatorischen Schillerscher Gestalten nur ihre Hülle ist, nur eine Art Wort- und Begriffstanz, mit und hinter dem die Musik ihres eigentlichen Wesens erklingt. Ohne Dialektik, welcher Art sie auch sei, gibt es ja keine Dichtung, das liegt im Wesen der Sprache. Aber sie bildet nur deren Breiten-, nicht ihre Tiefenausdehnung, nur ihre Fläche und Oberfläche.

Hebbels Glaube, eben seine unbedingte Setzung des Menschen als solchen, ist viel einfacher als der Schillers, allein seine Gestalten sind viel komplizierter als die von jenem geschaffenen. Dafür ist Schillers Glaube nicht kompliziert, aber vielfältig und schwierig zu greifen. „Nah ist und schwer zu fassen der Gott", sagt Hölderlin. Und derselbe: „An das Göttliche glauben die allein, die es selber sind." Das ist nichts anderes als Schillers Wort: „Wer es glaubt, dem ist das Heilige nah." Es bedeutet nicht, daß man dies und jenes glauben soll, sondern das tausendmal Höhere, daß alles, was wahrhaft geglaubt wird, wahr ist. Das gleiche meint die Schrift mit dem Glauben, der Berge versetzt. Goethe sagt, Schillern sei die Christustendenz eingeboren gewesen, und Schillers Antipode, wir hörten es schon, nennt ihn einen heiligen Mann, und fügt hinzu: „Immer hat das Schicksal geflucht, und immer hat Schiller gesegnet."

Wenn das nicht das Bild des religiösen Menschen ergibt, so gibt es keinen religiösen Menschen. Schillers Aufklärertum — sein Tribut an seine Zeit — leiht nicht das letzte Wort über ihn her; was jemand von sich selber, und auch von seinem eigenen Glauben, glaubt, ist von nicht allzu großem Belang und ist nicht das Wesen und der Glaube selber, und was Schiller Kant verdankte, war vielleicht, wie wir sehen werden, in der Hauptsache etwas anderes als das, was er ihm zu verdanken meinte. Über sein Innerstes hat er nie gesprochen. Aber wie er dasteht, der heroische Mensch, kannte er sicherlich auch die letzten Verzweiflungen und Verneinungen. Denn wo gibt es einen Heroismus, dem die tragischen Notwendigkeiten fremd geblieben sind und der nicht hundert Tode gestorben ist? Von dem antichristlichen Schiller stammen die christlichsten Verse deutscher Sprache, die einzigen, die nicht einen Himmel für die Seele erflogen, sondern das äonische Leben aus der Seele selber entfalteten und über sie wölbten. Dem Dichter nämlich, der den „Wallenstein" vollendet hatte, kündigte sich Thekla, eine Geisterstimme, an. Langsam, stockend, in mühsam-seligen Pausen, die Harfenklang bang entzückter Sphären füllt, ringt sie sich geisterweiß aus überirdischen Räumen:

„Wo ich sei und wo mich hingewendet,
als mein flücht'ger Schatte dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
die mit seelenvoller Melodie
dich entzückten in des Lenzes Tagen?
Nur solang' sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
dort, wo keine Träne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wiederfinden,
wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht;
dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

Und er fühlt, daß ihn kein Wahn betrogen,
als er aufwärts zu den Sternen sah;
denn wie jeder wägt, wird ihm gewogen,
wer es glaubt, dem ist das Heil'ge nah.

Wort gehalten wird in jenen Räumen
jedem schönen, gläubigen Gefühl.
Wage du, zu irren und zu träumen;
hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel."

IV

Hatte schon Shakespeare das Schicksal in die eigene Brust des Helden verlegt, so war schon durch ihn der heroische Stil im Drama, und damit die große Tragödie getötet worden. Denn beide hatten darauf beruht, daß der Held gegen ein Schicksal außer ihm rang, daß er gegen das Schicksal stand, Macht gegen Macht. An seine Stelle war nun der determinierte Mensch getreten, einstweilen freilich noch der Mensch, in dessen Innerem Selbstverantwortung und freier Wille gegen Anlage und Herkunft kämpften, wofür die äußeren Umstände gewissermaßen nur Gleichnis und Beispiel bildeten. Aber über den freien Willen siegte mehr und mehr die Determination, und Milieu- und Vererbungstheorien zerkleinerten, ja atomisierten am Ende die letzten Reste des Tragischen in jener sozial bedingten Sphäre des Sitten- und Bekenntnisstückes, wo sich das Dramatische in eine Bühnennovellistik verflüchtigte.

Mitten in dieser Entwicklung steht der Fels der „Braut von Messina". Mit wahnwitziger Gigantenkühnheit hat Schiller hier das Schicksal wieder *außer* den Menschen gesetzt, hat er hier neu die Regenbogenbrücke gespannt, über die es herannaht. Die große Angst, die aus seinen Worten an Goethe spricht, das Zagen, mit dem er sich seiner Aufgabe unterfängt, der fast entschuldigende Ton, mit dem er bekennt, daß er sich „sein Geschäft vereinfachen" müsse, weil — das steht nur zwischen den Zeilen — der Tod ihm im Nacken sitzt und ihm befiehlt, das alles bezeichnet den Umfang seines Wagnisses und sein Wissen darum. Hebbel rationalisierte in seiner Auffassung selbst die Griechen, er will selbst im „Ödipus" ein Kausalitätsdrama sehen, Schiller dagegen, weit entfernt, die Antike, auf bequem-moderne Art, psychologisch umzudeuten, ringt mit ihr Brust an Brust. Bei solchem Kampf kommt es natürlich erst recht auf eine Umformung hinaus und keineswegs auf eine Nachahmung. Nicht daß Schiller den Fluch übernimmt, ist das Entscheidende, sondern daß er das *Orakel entbehrt* und entbehren muß. Ob Sophokles persönlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an dieses geglaubt hat oder nicht — jedenfalls war das Orakel das große Faktum der griechischen Welt; die einzigen Fakta des Kunstwerkes, die auch seine Form bedingen, sind die Vorstellungen der Zeit und des Volkes, aus denen der Dichter schafft, und wenn das Werk gelingt, so kann man sie nicht mehr anzweifeln: wir müssen der Tragödie des Sophokles auch heute noch das Orakel *glauben*.

Nicht der Fluch macht also die „Braut von Messina" problematisch, sondern der Umstand, daß Schiller und seine Zeit kein Orakel kannten. Und so weit sich ihre Feststellung von Schillers „Ungläubigkeit" hierauf bezieht, haben Ernst und Luserke tiefer als Hebbel geblickt. Ohne absolute Setzung weder des Schicksals noch Gottes noch des Menschen als solchen Dramatiker sein, ja, eine Schicksalstragödie dichten, ist freilich tollkühn genug, aber doch nicht unmöglich — nämlich dann nicht unmöglich, wenn gerade das Bedingte und Bedingende dieser drei Pole, wenn gerade die *Spannung* zwischen ihnen das Dramatische und das Tragische entschleudert, und wenn der dionysische Grund gefunden wird, aus dem Schicksal, Götter und der Mensch erst hervorgehen: der Urschoß der Dinge. Um dieses, und um nichts weniger, ging Schillers Kampf.

Ein altes Kunstwerk war ein Ereignis, ein modernes ist eine Tat. Als Ereignis, und mit den Griechen verglichen, ist die „Braut von Messina", diese orakellose Schicksalstragödie, unzulänglich, denn es fehlen ihr die natürlichen Voraussetzungen, die dogmatischen Glaubenstatsachen, Fundament und Resonanz einer allgemeinen Volkheit und Kultur — als einsame heldische Tat, die Unmögliches begehrt und möglich macht, ist sie ohnegleichen. Keine Kritik rührt an ihren in der Dichtung aller Zeiten unvergleichlichen Seelenadel, und wer empfindet, daß die Chöre in diesem Drama zu dem Erhabensten und Schönsten gehören, der sollte sich hüten, das Drama selber abscheulich zu nennen. So leicht kommt aus ein und demselben Munde nicht das Erhabene und das Abscheuliche. Der Schluß aber ist weder eine hoffnungslose Entgleisung ins Sentimental-Bürgerliche, noch der Versuch einer individualistischen Korrektur des Schicksals, sondern gerade die höchste Manifestation jenes Seelenadels und des durchaus unbürgerlich-unsentimentalen, wennschon durchaus sentimentalischen Schillerschen Freiheitsbegriffs. Selbst wenn nichts als ein blindes Schicksal herrschen würde — so verkündigt dieser Schluß —, selbst dann noch würde die große Haltung, das Unabänderliche in den Willen aufzunehmen, das Schicksal selber zu vollstrecken, das Unfreiwillige freiwillig zu tun, die menschliche Freiheit retten und wiederherstellen.

Sei also das Schicksal in der „Braut von Messina" eine bloße poetische Fiktion, so ist diese darum doch die großartigste Probe auf jene Freiheit und Menschenwürde, mit denen sich in Schiller die Aufklärung und die Lehre Kants über sich selbst erhoben. Die „Braut" ist jedoch überhaupt nur eine fiktive Schicksalstragödie, und ihre Nachfolger haben sie insofern mißverstanden, als sie nicht sahen, daß die Schicksalsfrage bei Schiller, wie bei jedem echten Tragiker, zur Schuldfrage, und in welchem Sinne sie das wurde. Das Fatum, an das Schiller in der Tat ja nicht wirklich glaubte, diente ihm dazu, an die Stelle des moralischen Schuldbegriffs einen anderen, einen *metaphysischen* Schuldbegriff zu setzen (darum bleibt alles bis zum Ende „edel und gut"). Was hat das mit Bürgerlichkeit, was hat das noch mit Kant zu tun? Hier ist das Schicksal da, weil die Schuld da ist, *damit* die Schuld da ist, und das erstere ist gleichsam nur die dramatische Verkörperung der letzteren, ganz un- und überpersönlich gefaßten, der man sich nicht moralisch entziehen kann. Durchaus über die Wirkung des Fluches hinaus besteht zwischen den Gestalten und ihrem Schicksal eine mystische *Wahlverwandtschaft*, darum werden sie schuldig, diese wird durch die Schuld ausgedrückt.

Schiller hatte durch Kant Raum und Zeit als bloße Formen des menschlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Denkens sehen gelernt. Das führte ihn jedoch nicht zu einem fichtisch-romantischen Solipsismus, sondern zu einer neuen gewaltigen Veräußerlichung: nicht zu der fälschlich sich für Verinnerlichung haltenden mechanistischen der Psychologie, sondern zur Veräußerlichung in dem seelenhaften Sinne aller Kultur und Kunst, für die alles Innen ein Außen wird, die alles Unsichtbare zur Gestalt treibt. Sind Raum und Zeit nur menschliche Vorstellungsarten — was hinderte ihn dann noch, alle inneren menschlichen Vorgänge in Raum und Zeit zu projizieren? Was macht es dann noch für einen wesentlichen Unterschied, ob ich die Schicksalsgesetze in die Brust des Helden oder in Weltenbahnen oder in einen dunklen Fluch verlege? Den einzigen Unterschied freilich — und das ist vielleicht doch der einzig wesentliche —, daß man als Künstler im ersteren Falle vieles verliert und in den letzteren Fällen vielleicht alles gewinnt. Mag der Weg des Schicksals der menschlichen Brust entsteigen — Innen und Außen ist ja das gleiche. Die Trennung zwischen jenem Wege und dem „nur noch funkelnden" Regenbogen ist eine größere Täuschung als ihre Gleichsetzung und tötet am Ende die Kunst. Mag es einzig mein Auge sein, welches das weiße Licht in das Bunt des Bogens zerlegt — es springt die siebenfarbige Brücke, sie wölbt sich von neuem und klingt wieder, wie von Götterschritten, unter dem Nahen des ewig dunklen Geschicks.

Was kann für Schiller da noch die kleinliche Motivierungsfrage bedeuten, ob der Ahn berechtigt zu seinem Fluche war, und ob der Fluch den moralisch Schuldigen trifft? In diesem Fluche sollen sich Verknüpfungen und Zusammenhänge offenbaren, die höher sind als diejenigen der Kausalität und als „Bestrafung": „denn alles ist Frucht und alles ist Samen." Die Menschenwelt ist wieder in den Kosmos einbezogen, die psychologischen Wege werden astrologisch. Betrog kein Wahn den in den Sternen suchenden Wallenstein, so wagt Schiller nun erst recht, mit seinen späten Gestalten zu irren und zu träumen, Schicksal und Dichtung zu einem unkausalen „kindischen Spiel" zu gestalten oder, wie er in der Vorrede zur „Braut" sagt, die sinnliche Welt „in ein freies Werk unseres Geistes zu verwandeln", des hohen Sinnes gewiß, der darin liegt, und des Heiligen, welches jedem nahe ist, der es glaubt.

Jene berühmte Vorrede verkündigt die offene und ehrliche Kriegserklärung an den Naturalismus, an die Illusion und den gemeinen Begriff des Natürlichen, eine Kriegserklärung, als welche der Dichter sein Werk aufgefaßt wissen wollte. Dieses soll, nach seinen Worten, mit der *Natur* übereinstimmen, gerade indem es das *Wirkliche* verläßt. Aber das tragische Dichterwerk werde erst durch die theatralische Vorstellung zu einem Ganzen; nur die Worte gebe der Dichter, Musik und Tanz müßten hinzukommen, sie zu beleben. Der Chor bedürfe der ganzen sinnlichen Macht des Rhythmus und der Musik in Tönen und Bewegungen. Und wie anders als ein Lessing wendet sich hier Schiller gegen die Franzosen und ihre Einheit des Orts und der Zeit im gemeinsten empirischen Sinn, „als ob hier" — auf der Schaubühne — „ein anderer Ort wäre als der bloß ideale Raum und eine andere Zeit als bloß die stetige Folge der Handlung". Dennoch nähert sich Schiller in manchem Betracht den Franzosen, ja er nimmt sie auf in seine Mischung. Allein alles, was er mischt, hat er doch zu *einem* Guß gebracht. Und so ist die „Braut von Messina" ein dramatisches Seitenstück zu den Instrumental- und Vokalwerken unserer musikalischen Heroen, ein großes Bühnenoratorium mit griechischen Chören in deutschen Reimspielen, aus starrem Fatalismus und gallisch-barockem Pomp und Faltenwurf, aus südlichem Heidentum und nordischer Gewissensfreiheit, aus spanisch königlicher Geste und deutsch bizarrem Märchen.

Sie ist weder mythologisch, noch theologisch, noch psychologisch, sondern kosmologisch, und das heißt *tänzerisch*. Sie ist die erste und — im höchsten Sinne —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einzige deutsche Tragödie größten Stils, denn nur hier ist kein anderer Sinn und Gehalt des Dramas anerkannt als derjenige, der in der Darstellung liegt. Der Tod hat dem größten deutschen Dramatiker dies Zagnis und Wagnis entpreßt — immerhin nur ein Halbes, einen Anfang, eine Tat, die, wie wir sahen, in irgendeinem Sinne das Gewissen bedrückte und der Entschuldigung zu bedürfen glaubte. Es ist sicherlich kein antikes, sondern ein ganz modernes Werk. Aber der Chor darin blieb doch ein wenig Reminiszenz — denn Schiller *brauchte* ihn nicht, er kam sonst ohne ihn aus, er benutzte ihn noch zu sehr aus polemischer Tendenz als die lebendige Mauer gegen den Naturalismus. Er *wußte* zu genau, daß „die Götter in die Brust des Menschen zurückgekehrt sind", es war zu sehr sein *Wille*, sie wieder herauszuführen. Er hat antike und christliche Vorstellungen zu künstlich amalgamiert. Oder gehören Wissen, Wille und Künstlichkeit in diesem Sinne zur neueren Kunst und ihrem Tatcharakter? Jedenfalls erfüllt Schillers Chor die stolze Forderung, die er in der Vorrede an ihn stellte, daß er „auf den hohen Gipfeln der menschlichen Dinge wie mit Schritten der Götter einhergeht". Und von wem und von welcher gleichzeitigen und nachschillerschen Dichtung läßt sich das wohl ebenfalls behaupten?

Wir wissen nicht, ob das psychologische Drama Hebbels späteren Geschlechtern noch verständlich sein wird. Aber die Linien in der „Braut von Messina" sind so einfach und groß, daß jede Zeit sie auf ihre Weise wird lesen und ausdeuten können, mit Ausnahme der gestrigen, welcher diese Dichtung eben deshalb problematisch blieb, weil sie, als einzige, keine „Problemdichtung" war.

Gewiß liegt das irgendwie Versagende der „Braut von Messina" in der bürgerlichen Epoche ihrer Entstehung begründet, aber nicht in dem Dichter und der Art *seines* Idealismus, sondern darin, daß er, wie er sagt, nicht für eine wirkliche, sondern nur für eine mögliche Bühne schreiben konnte. Wo gab es denn in dem vorigen, ganz entkörperlichten, ganz verintellektualisierten Jahrhundert Schauspieler mit den von Schiller geforderten Götterschritten? Wie hätte dieses Jahrhundert, das nur „Helden" mit dem Blick in die eigene Brust kannte, und das in Schillers größtem Werk eine häßliche, Schauder erregende Anekdote sah, die tragische Lust und den dionysischen Jubel verstehen können, mit denen hier die Schicksalswahlverwandten ihren grauenvollen Weg gehen, noch im Zerschellen „froh wie seine Sonnen fliegen"? Wer wußte, daß das psychologische Schicksal undramatisch war und dramatisch nur das kosmische, das sich lediglich auf der Bühne, wie die reigenmäßige Sichtbarkeit dunkel-heller Sternenbahnen, erfüllt? Wo war seit Händel und Gluck die Musik, die, nach des Dichters Meinung, die Götterschritte des Dramas erst beleben sollte? Wohl erklang erst kurz nach Schiller und zu seinen Worten — „froh, wie seine Sonnen fliegen" — der Marsch der Cherubim, aber nicht zu seiner Tragödie, sondern im nur-hörbaren Oratorium von Beethovens letzter Symphonie. Wo aber war, in der Zeit des Balletts, vollends die sinnliche Macht des Rhythmus in Bewegung und Tanz, an welche Schiller dachte, welche die Bühne in den bloß idealen Raum verwandelt und die Zeit bloß als die stetige Folge der Handlung fühlbar und sichtbar gemacht hätte?

Da er selber das alles nicht kannte, sondern nur erst ahnte und ersehnte, da ihm Resonanz und Hilfskräfte noch fehlten, um unsere Tragödie zum *vollwertigen* theatralischen Seiten- und Gegenstück etwa der Bachschen Passionen und der deutschen musikalischen Symphonie zu gestalten, blieb auch an seinem Werke noch manches tastende Sehnsucht, Ahnung und Anfang. Aber gerade dies macht die „Braut von Messina" zu einer Verheißung und gibt uns die berechtigte Hoffnung auf deren Erfüllung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kultur und Technik

Von

H. G. Bader

„Und so lang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Die Idee der Kultur gewinnt durch dies Goethewort Gestalt. Gleich scharf zeigt ihren Umriß Schillers Satz, daß der Weg aller Bildung von der Natur über die Unnatur zur Natur zurückführe. Der Werdende, Wachsende läßt die natürliche naive Glaubensfreudigkeit an der Schwelle des Kindesalters zurück. Mit zunehmender Urteilskraft entfremdet er sich dem heimisch Überkommenen, nimmt fremde Eindrücke in sich auf, gibt sich fremden Anschauungen hin, erliegt mit unerschüttertem Ernst stets von neuem dem Reiz des Bewegungsspieles seiner Gedanken in neuem fremden Gelände. In solch ernstem Spiel erkennt er seine natürlichen Anlagen und Kräfte. Nach ihm kehrt er zum Eigenen heimisch zurück, ermüdet zwar, doch gestärkt. So führt den Werdenden seine Entwicklung, seine Bildung von der Natürlichkeit des Kindes nach leidvoller Läuterung von allem Unnatürlichen, Fremden, das er in Lehr- und Wanderjahren aufgenommen, zu einer anderen Form der Natürlichkeit zurück, zur Natürlichkeit des „Gebildeten", der Persönlichkeit. Es ist Maß der Kultur eines Volkes, wie viele in ihm diesen Weg gehen, um sich zu finden, und es ist Aufgabe der Zivilisation, jedem diesen Weg freizugeben, ein Wachstum der Kultur zu ermöglichen. Denn die Zivilisation, die Zusammenfassung einer Anzahl Cives in einem Civitas, einer Anzahl Bürger in einer bürgerlichen Gemeinschaft, ist die unerläßliche Voraussetzung dafür, daß der einzelne Sinne und Kräfte entwickeln kann, die nicht ausschließlich dem brutalen unmittelbaren Kampf ums Dasein zu dienen bestimmt sind; daß er ohne Gefahr seine besonderen Anlagen erkennen und seine besonderen Kräfte üben kann.

Geschichtlich gab so der einzelne bei der Zivilisierung, einer gestaltenden Kunst zuliebe, die Waffenkünste auf. Er verzichtete auf sein Faustrecht. Erwarb dafür durch Schulung werklicher Anlagen und Kräfte wirtschaftliche Macht gegenüber den Mitbürgern. Mit wachsender Häufung von Menschen ergab sich so immer weitergehende Unterteilung der Arbeit.

Damit wuchs aber auch die Vereinheitlichung der Arbeit jedes einzelnen. So trat schließlich an Stelle handwerklicher Arbeit auf Bestellung und gegen Tausch die Reihenarbeit. Ohne Rücksicht auf die besonderen Wünsche ihrer noch unbekannten späteren Besitzer wurde eine ganze Reihe gleicher Gegenstände hergestellt. Bei der Reihenarbeit aber mußte sich jedem Handwerker der Gedanke aufdrängen, sich wiederholende Teilvorgänge des Arbeitsganges von Maschinen vollbringen zu lassen, sie zu mechanisieren: das Werkzeug wurde abgelöst durch die Werkzeugmaschine.

Eine technische Grenze für die Mechanisierung läßt sich nicht bestimmen. Der mechanische Antrieb der Werkzeugmaschinen erscheint uns bereits als etwas Selbst-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verständliches. Ihr Ausbau zu immer verwickelteren Vorrichtungen, zu Automaten, die Verbindung von Automaten durch automatische Förderanlagen gelten als Ziel für jeden Herstellungsvorgang. Der Fortschritt in dieser Richtung wird lediglich wirtschaftlich bestimmt, durch den kulturellen Stand der Arbeiterschaft. Auch der Tiefststehende wird es nicht für seinen höchsten Beruf erachten, in ewig wiederholtem Arbeitsgang stumpfsinnig die Teilvorgänge von Maschinen zu ergänzen. Kulturell hochstehende Arbeiter fordern die Erlösung von derartiger Arbeit und erzwingen sie vom Arbeitgeber durch hohe Löhne, die bilanzmäßig hohe Maschinenabschreibungen gestatten. Ewig wiederholte, zumal schwere körperliche Arbeit ist von je eine der bedrückendsten Vorstellungen des Menschen gewesen. So erscheint sie auch als schlimmste Strafe der Unterwelt in den Sagen der Alten: Sisyphus muß einen Stein zu Berge wälzen, der ihm immer wieder „hurtig mit Donnergepolter entrollt"; die Danaiden müssen ein Gefäß füllen, das immer wieder ausläuft, bis sie vom Brunnen zurückkehren. Es ist die groteske Folge unvollkommener Mechanisierung, daß gerade sie die Einförmigkeit der Arbeit bis zur Unerträglichkeit steigert. Ich hatte jüngst Gelegenheit, eine unserer größten, besteingerichteten Seifenfabriken zu besichtigen. Der hohe Grad der Mechanisierung des Herstellungsvorgangs muß beim Laien Staunen erregen. Die Höhe der Tagesproduktion steht in einem überwältigenden Verhältnis zur Zahl der Arbeiter; aber die Arbeit, die dort in den Lücken des mechanisierten Arbeitsvorganges durch Menschen zu leisten ist, ist von einer so beängstigenden Einförmigkeit, daß man den „Fortschritt" zu verwünschen versucht wäre. Für den Unternehmer liegt jedoch kein Zwang vor, diese Arbeit, deren Mechanisierung auch durchaus möglich ist, Maschinen zu übertragen, solange deren Abschreibung teuerer ist als der Lohn der Frauenarbeit. Der Techniker ist durchaus in der Lage, eine Seifenfabrik zu entwerfen, bei der auf der einen Seite die Tankwagen mit Öl und Fett vorfahren und auf der anderen Seite die kistengefüllten Waggons mit verpackter Seife abrollen, ohne daß ein Mensch dabei irgendwo mechanische Arbeit leistet. Lediglich einige Siede- und Maschinenmeister hätten die Überwachung des Prozesses zu besorgen; Männer, deren Vorstellungskreis einen so bedeutenden Teil des Herstellungsvorganges umfassen und so gründlich erfassen muß, daß sie bei technischen Neigungen an der Art dieser Tätigkeit, zumal die Spannkraft durch eine bedeutende Verantwortung in Anspruch genommen wird, Befriedigung finden müssen. Doch nicht allein die Technik der Herstellung, sondern auch die Technik des Verkehrs ist einer weiteren Mechanisierung fähig. Mit der Ausdehnung der Städte und den damit wachsenden Entfernungen zwischen Arbeitsstätte und Heim und der wachsenden Notwendigkeit eines Ausgleiches der Märkte untereinander sind die Anforderungen an den Verkehr stetig gewachsen, und hiermit ist auch die Mechanisierung der Fortbewegung, der Ersatz der Muskelarbeit durch Maschinen gefördert worden. An die Stelle der Treppe tritt der Aufzug. Der Fußgänger vervielfacht seine Geschwindigkeit durch das Fahrrad und überträgt die zu dessen Vortrieb erforderliche Muskelarbeit einem kleinen Benzinmotor; das Pferd vor Droschke, Omnibus und Straßenbahn wird von der seinem Organismus nicht entsprechenden Zugarbeit erlöst durch den Verbrennungs- oder Elektromotor; die Förderung von ganzen Zügen von Stadt zu Stadt und von großen Schiffen von Land zu Land war von vornherein nur möglich durch unbelebte Kräfte; denn die geringe mechanische Leistungsfähigkeit eines Organismus ließ Eisenbahnfahrzeuge nicht über den Umfang kleiner Draisinen hinausgedeihen und schloß einen Seeverkehr über große Entfernungen mit Galeeren aus. So erlöste das Segel die Galeerensklaven von schlimmster Sisyphusarbeit, wurde aber selbst in seiner Abhängigkeit vom Wind im größten Umfange durch die zuverlässigere Dampfkraft ersetzt. So ist die Mechanisierung des Vortriebs schon überall durchgeführt; jedoch bleibt noch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mechanische Arbeit zu verrichten zur Führung der Fahrzeuge; aber auch hier sind die Wege schon gewiesen. Der Paternosteraufzug stellt unter Verzicht auf einen Führer nur größere Ansprüche an die Disziplin des Publikums. Darüber hinaus gestattet die Druckknopfsteuerung jedem, ohne Gefahr und Fehler Führer des Aufzuges zu sein; und es steht nichts im Wege, den Vorgang der Druckknopfsteuerung auch auf wagrechte Förderung zu übertragen, zum Beispiel auf Bahnen, die abseits über oder unter Wegen des allgemeinen Verkehrs führen. So kann man sich den Verkehr einer Schwebe-, Hoch- oder Untergrundbahn völlig automatisch denken. Schon jetzt sucht man, wie Maybach im Automobilbau, elektromotorische Antriebe vor fehlerhaften Schaltbewegungen der Führer zu schützen, dadurch, daß die einzelnen Stufen des Anlaßwiderstandes automatisch bei steigender Geschwindigkeit abgeschaltet werden. Bei einer gleich vollkommenen Automatisierung des Bremsvorganges ist ein völlig automatischer Betrieb ganzer Wagenzüge in gleichmäßigen Abständen durchaus denkbar, wobei die optischen Signale, die auf das ermüdungsfähige Auge des Führers zu wirken und Entschlußkräfte auszulösen bestimmt sind, durch mechanische Vorrichtungen zu ersetzen wären, die auf die „Druckknöpfe" der Steuerung zu wirken hätten. Die Anpassung der Großstadtbevölkerung an einen derartigen Betrieb, ohne Anruf und Abruf der lediglich der Sicherheit des Publikums dienenden Beamten, ist nur eine Frage der Zeit. Einer ähnlichen, wenn auch nicht so weitgehenden Automatisierung erscheint auch der Fernverkehr fähig. Hier wie dort wird sicher einmal der Schalter- und Sperrbeamte durch Automaten abgelöst, die in der Art des Hollerithsystems irgendwie geformte oder gelochte Bleche aus- und gegen deren Einwurf die Sperre freizugeben hätten. Ungemein viel dringlicher erscheint es jedoch, die Heizer der Lokomotiven von ihrer abstumpfenden, schweren Arbeit zu erlösen. Auch hier führt freilich schon die natürliche Entwicklung des Verkehrs mit ihren steigenden Anforderungen an die Leistungen der Lokomotiven von selbst zu einer Erfüllung dieser Forderung der Humanität. Denn die Handbeschickung des offenen Feuers bei nur höchst mangelhaftem Schutz vor den Unbilden der Witterung findet bei ungefähr 2000 Kilogramm in der Stunde eine Grenze an der Leistungsfähigkeit des menschlichen Organismus. So muß bei Lokomotiven von über 1500 Pferdestärken ohne weiteres mechanische Beschickung vorgesehen werden, sei es als Aufwurf- oder Unterschubfeuerung für Stückkohle oder Einspritzvorrichtung für flüssige oder gepulverte Brennstoffe. Die gleiche Entwicklung hat beim Schiffbau schon früher eingesetzt. Hier ist es lediglich der wirtschaftliche Druck der Lohnforderung der Heizer gewesen, der den Anlaß zur Mechanisierung gegeben hat. Denn auf Schiffen steht im Gegensatz zur Lokomotive einer Vermehrung des Heizerpersonals nichts im Wege, um innerhalb der Grenzen menschlicher Leistungsfähigkeit zu bleiben. Aber die gesundheitswidrige Form der überaus schweren Arbeit unter unerträglich hohen Maschinenraumtemperaturen veranlaßte Forderungen, denen die Reedereien schließlich durch mechanische Befeuerung auswichen. Gegenüber automatischer Beschickung der Dampfkessel mit festen, flüssigen oder staubförmigen Brennstoffen bedeutet es dann nur einen Schritt zu höherer Wirtschaftlichkeit unter Umgehung von Dampferzeuger und Dampfverbraucher, die Brennstoffe unmittelbar in Arbeitszylindern arbeiten zu lassen. So zeigen die letzten Jahre eine unerwartet schnelle Entwicklung des Motorschiffes, das bei gleicher Leistung mit etwa einem Drittel des Brennstoffverbrauches auskommt und trotzdem nur recht bescheidene Forderungen an die Qualität des Brennstoffes stellt. Anlassen und Umsteuern dieser Motoren geschieht durch das Verstellen leichter Hebel mit Preßluft. Doch nicht allein die Führung der Maschinen, sondern die Führung des ganzen Schiffes wird immer weiter mechanisiert. Das Flettner-Ruder nimmt ohne Zuhilfenahme einer besonderen Rudermaschine dem Rudergänger die mechanische Arbeit beim Ruderlegen ab; ja

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

neuerdings hat man sogar die Haltung des Kurses vollständig einem Automaten, dem Selbststeuerer, anvertraut, der in Abhängigkeit von sehr kleinen Ausschlägen der Kompaßrose das Ruder umlegt. Eine durchaus gleichartige Einrichtung ermöglicht es, auch den Führer eines Verkehrsflugzeuges von der Überwachung des Kurses und der Bindung an die Steuerhebel zu befreien. Diese Maßnahme ist um so bedeutungsvoller, als es durch Anordnung von Hilfsflächen nur gelingt, die Längsstabilität der Flugzeuge zu sichern; auf wirtschaftliche Weise ist es jedoch nicht möglich, die natürliche Seitenlabilität und damit die Gefahr des seitlichen Absturzes bei unaufmerksamer Führung zu beseitigen. Die Überwachung des Kurses durch den Selbststeuerer, der eine Betätigung der Querruder auszulösen hätte, sichert indessen ohne weiteres auch die wagrechte Lage der Tragflügel. Der Führer kann unmittelbar nach dem Anlauf die Steuer verlassen und sich auf die Überwachung der Maschinen und Instrumente beschränken, Post abwerfen, drahtlose Nachrichten geben und empfangen. Das Flugzeug steigt ohne sein Zutun nach dem Start bis zur Reisehöhe, hält diese dann ohne Eingriff mit stetigem Kurs ein und geht, wenn der Führer in Sicht des Ziels die Motoren abstellt, von selbst in den Gleitflug über. Wird während des Fluges eine Änderung von Windrichtung oder -stärke in der Reisehöhe drahtlos gemeldet, gegenüber der Voraussetzung der Kursberechnung vor Antritt des Fluges, oder ergibt das drahtlose Anpeilen von sendenden Richtpunkten eine Abweichung von der beabsichtigten Route, so hat der Führer lediglich den Selbststeuerer auf einen anderen Kurs einzustellen, ohne willkürlich Steuer betätigen zu müssen. Damit entfällt auch die schlimmste Abhängigkeit von guter Sicht, die eine optische Orientierung voraussetzt; endlich kommt das Flugzeug wirklich in die vielgerühmte Lage, die Luftlinie als kürzeste Entfernung zwischen Ausgangspunkt und Zielpunkt einhalten und dadurch geringste Reisezeiten erreichen zu können.

So sehen wir vom einfachsten bis zum jüngsten Verkehrsmittel die Technik bestrebt, den Organismus durch den Mechanismus zu befreien von schwerer Arbeit und ermüdender Wiederholung, zu verpflichten zu Wachsamkeit, zu offenen Sinnen, zu geistiger Arbeit und Ausgestaltung. So schafft sie jedem lebendigen Menschen die unerläßliche Voraussetzung für eine Ausgestaltung seines inneren Lebens, das in äußerster Not, im rohesten Kampf ums Dasein niemals seine feinsten Blüten entwickeln kann. Aber mit der Erkenntnis seiner selbst, mit der Möglichkeit seiner Bildung, mit der Verfeinerung seiner Sinnlichkeit wachsen die Hemmnisse, die er einer weiteren Vereinheitlichung der Gegenstände des täglichen Bedarfs entgegensetzt. Während er so als Erzeuger die Technik zu immer weiterer Mechanisierung antreibt, begrenzt er diese andererseits als Verbraucher dadurch, daß sein Geschmack sich einer weiteren Vereinheitlichung der Ware, die aus einer weiteren Vereinheitlichung des Herstellungsvorganges folgte, widersetzt. Denn für unendlich viele Dinge, die mit dem Verbraucher in enge und engste Berührung treten, gilt der Wechsel von Farbe und Form als Reiz, wird die Anpassung an selbst kleine Unterschiede des Geschmacks gefordert. Die Ursache solcher Ansprüche liegt sehr tief; denn alle Bedürfnisse des Menschen, gleichgültig, von welchem Organ seines Körpers sie wachgerufen werden, finden ihre Befriedigung nicht allein durch die Ablöschung des Organreizes, sondern diese Ablöschung muß verbunden sein mit der Befriedigung eines Sinnenreizes; das ist der Zoll, den das Organ dem Organismus, den der Leib der Seele zu erstatten hat. Es genügt nicht — das wissen wir längst — dem Magen soundsoviele Kalorien in der Stunde zuzuführen; es genügt nicht, zwischen sich und die Welt eine Wärme-Isolationsschicht zu legen, die den Wärmeaustausch unterhalb einer Grenze von soundsovielen Kalorien in der Stunde hält; es genügt nicht, in Höhlen zu wohnen und auf Reisighaufen zu schlafen. Selbst der Stumpfsinnige fordert für sein Essen Appetit und wünscht mit seiner Kleidung zu gefallen. Und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

man ist nicht nur aus gesundheitlichen Gründen zum Bau von festen Häusern gekommen, in denen gefällige Möbel die gefällige Abwicklung zweckdienlicher, häuslicher Tätigkeit und die Vertiefung nächtlicher Ruhe ermöglichen. Aber diese Sinnenreize, die der Organismus über den unmittelbaren Bedarf des einzelnen Organs hinaus fordert, sind ungeheuer differenziert von Mensch zu Mensch, ihre Befriedigung ist eine Frage des Geschmackes, eine Angelegenheit der Ästhetik. Denn die Wurzel dieses griechischen Wortes αἰσθάνομαι bedeutet ja nichts anderes als „wahrnehmen". Das Wort weist also nachdrücklich darauf hin, daß sinnliche Wahrnehmungen jeder Art ästhetischer Kritik unterliegen; Angelegenheiten des Geschmackes sind. Diese Grenzsetzung für die Mechanisierung des Herstellungsvorganges betrifft gleichmäßig die drei Gebiete täglicher Not: Nahrung, Kleidung und Wohnung. Während eine Mechanisierung der Rohstoffbereitung ohne Nachteil fast unbegrenzt möglich ist, setzt hier der Rationalisierung der Rohstoffverarbeitung das irrationale Moment des Geschmackes zum Teil recht enge Grenzen. Während der Erzeuger zu seiner Entlastung durch die Maschine die Typisierung, Normalisierung und rationelle Organisierung betreibt, hindert seine Sinnenfreudigkeit als Verbraucher eine weitere Schematisierung der Dinge und Verrichtungen des täglichen Lebens. Nicht die leichte Verderblichkeit der Nahrungsmittel allein hat so die Industrialisierung der Ernährung stark zurückgehalten. Eine Ware wie die Lebensmittel, die eine begriffliche Kennzeichnung der Qualität kaum zuläßt, fordert Vertrauen zum Lieferer. Und es ist das Vertrauen zum Bäcker, Fleischer, Gärtner usf., das diese Handwerke bis in unsere Zeit in weitestem Umfange erhalten hat. Ein größerer Betrieb gestattet keine Rücksichtnahme auf die Wünsche einzelner Verbraucher. So nimmt selbst ein stumpfer Geschmack an der Einförmigkeit („Geschmacklosigkeit") der Wirtshauskost Anstoß. Diese Einförmigkeit ist indessen im Gasthausbetrieb unvermeidlich. Bei dem Bestreben, große Mengen gar zu kochen, gehen die feinen Aromate der organischen Substanzen, die einen wesentlichen Geschmacksreiz liefern, verloren. In dem Bestreben, stets schnell bedienen zu können, muß jedoch der Wirt größere Speisemengen bereiten und zudem längere Zeit auf höherer Temperatur halten. Hinzu kommt, daß bei der Vorbereitung der Rohstoffe in größeren Mengen die Aufmerksamkeit vorbereitender Hilfskräfte bei der Ausscheidung minderwertiger Teile sinkt und solche daher in den Speisen verbleiben. In Unkenntnis des Geschmackes eines Gastes ist es zudem dem Wirt natürlich nicht möglich, auf diesen Rücksicht zu nehmen.

Daraus folgt, daß niemals der kleine geschlossene Haushalt mit seiner Anpassungsfähigkeit an den Geschmack seiner Mitglieder von einem vereinheitlichenden Großbetrieb abgelöst werden kann. So wird keine Emanzipation die Frau, die den natürlichen Neigungen ihres Geschlechts nicht völlig entfremdet ist, von der Bereitung der Speisen im Haushalt befreien können. Um so mehr muß die Industrie, zumal die Unterstützung der Hausfrau durch Dienstboten immer mehr entfällt, ihr möglichst alle sich wiederholenden Handreichungen und einförmigen Tätigkeiten durch Mechanisierung abnehmen, so daß sie ihr Hauptaugenmerk auf das Wesentliche richten kann: die Auswahl der Speisen, ihre Zusammenstellung, Dauer und Temperatur ihrer Bereitung. Eine Mechanisierung der Feuerbereitung und -unterhaltung bedeutet schon der Gasherd. Hinzutreten müßten Maschinen zum Schälen, Schneiden, Mahlen, Rühren, Schlagen, Kneten, Spülen, Putzen, Trocknen usw. Aber nicht nur in der Küche, auch im weiteren Haushalt müssen die physischen Kräfte der Frau weitestgehend geschont werden. So ersparen Absaugevorrichtungen Fegen, Kehren und Staubwischen. Auch Kleider und Stiefel lassen sich ohne gesundheitschädigende Staubbildung mechanisch reinigen. Mindestens gleiche Sorgfalt, wie der Beseitigung des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schmutzes, wird späterhin jedoch schon durch den Straßenbau der Verhinderung seines Entstehens zu widmen sein.

Wie bei der Bereitung und Darbietung der Nahrung kommt dem Geschmack bei Herstellung und Pflege der Kleidung Bedeutung zu. Zwischen dem Kinokavalier, dessen Selbstbewußtsein hilflos in seiner Kleidung befangen ist, und dem Lodendeutschen, der über seiner inneren Schönheit die geschmackliche Rücksicht auf seine Umwelt in brutalster Form vernachlässigt, gibt es viele Zwischenstufen, die erkennen lassen, daß man auf sich hält, ohne sich an sein Äußeres zu verlieren. So findet die Vereinheitlichung der Stoffe und ihrer Formgebung sehr schnell eine Grenze. Schon im Stoff muß dem Geschmack durch unendliche Mannigfaltigkeit der Farben, vielfach unendliche Mannigfaltigkeit der Zusammenstellung, der Verteilung im Muster Auswahl geboten werden. Auch die Faserung, Dichte und Stärke des Gewebes hat dem jeweiligen Bestimmungszweck der Kleidung zu entsprechen. Mit Recht bemerkt die Geschichtsschreibung, daß von je die bedeutendsten Menschen — ich nenne nur Kant, Goethe, Schopenhauer — ihren Anzug nicht ohne Liebe gepflegt haben. Selbsterkenntnis und Selbstbeherrschung, die Grundlagen der Persönlichkeit, finden Ausdruck auch im Äußeren: in Haltung und Kleidung. Auch der gesund empfindenden Frau gilt das Äußere als Zeichen des Inneren. Sie sucht im Gegensatz zu den ewig gleichen toten Dingen Ausdruck ihrer Lebendigkeit in der steten Wandlung ihres Äußeren. Das Kleid hat nicht nur ihre Schönheit in verschiedener Umgebung verschieden zur Geltung zu bringen; es muß sich auch wandeln, damit sie immer wieder anders erscheint. Kennzeichnend hierfür ist eben der Begriff der Mode als eines Stiles der äußeren Linie oder auch eines gewissen Farbenspiels, das sinnenfroh die Einförmigkeit des Alltags belebt. Es ist ein völliges Mißverständnis, die Mode tyrannisch zu schelten. Sie ist nicht kleinlich, sie mischt sich nicht in Einzelheiten; sie regt nur an und überläßt es jeder Frau, sich nach Art, Gestalt und Alter in ihre Linie und ihr Farbenspiel hineinzupassen. Ja, gerade das Andersseinwollen schließt ein Gleichsein im Nebeneinander und Nacheinander aus. So ist die Mechanisierung in der Herstellung von Kleidern, die sogenannte Konfektion, ein grotesker Begriff, weil sie, entgegen dem Geist der Mode, ganze Reihen gleicher Kleider auf den Markt bringt. Hier weitet also steigende Kultur ein Gebiet für das Handwerk, das die Konfektion durch Uniformierung zu erobern sucht, das aber der Maschine stets verschlossen bleiben wird. Schon die Mechanisierung der Schuhmacherei hat ihre völlige Unfähigkeit erwiesen, das Handwerk abzulösen. Auch die feinste Staffelung von Breiten und Längen, Anpassung der Grundleistenformen an Rassen und Gegenden wird die mechanische Reihenarbeit niemals der Arbeit eines leidlichen Handwerkers gleichwertig machen, weil die Füße nicht weniger unterschiedlich gestaltet sind als das Antlitz. Viel eher könnte man eine Schematisierung der weiteren Umgebung des Menschen für möglich halten: seiner Wohnung und Einrichtung. Nicht ohne Grund pflegen wir jedoch die Wohnung selbst in den bescheidensten Wirtschaftsgrenzen als kennzeichnend für die Art eines Menschen zu betrachten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß mit der Hebung des Wohlstandes die Wohnung und ihre Einrichtung ein recht vollkommener Wesensausdruck sein kann. Es versteht sich, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit — dies Wort in weitestem Sinne — die eine wahrhafte Bildung zur Folge haben muß, zuerst auf die Gestaltung der nächsten Umgebung wirken wird. Wenn auch die Technik in der Vorbereitung der Rohstoffe, in Farben usf. unendlich viel Vorarbeit leisten kann, wird sich doch der seiner selbst bewußte Mensch die endgültige Formgebung, Zusammenstellung und Vereinigung vorbehalten. So wird die Einrichtung endlich nur Gedanken und Empfindungen abzuschließen haben, die der ganzen Raumgestaltung zugrunde liegen. Wenn wir auch von solch persönlicher Raumgestaltung unter dem Fluch unserer Armut in dieser

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trostlosen Zeit der Mietkasernen und Reihensiedlungen noch unendlich weit entfernt sind, darf doch die Technik als ein treffliches besonnenes Glied unseres Wirtschaftslebens nie außer acht lassen, welche Forderungen die mit stetigem Wachstum des Wohlstandes steigende Kultur an das Wirtschaftsleben stellen wird. Dann wird es ihr möglich sein, die Menschheit von ihrer ursprünglichen Freiheit über eine kurze Zeit unnatürlicher Versklavung durch die Maschine zu einer höheren Freiheit zurückzuführen, in gleicher Weise, wie die Bildung, die Kultur den einzelnen von der Natur über die Unnatur zur Natur zurückführt. Und jene höhere Freiheit wird als eine schöpferische Freiheit so viel höher als die ursprüngliche Freiheit stehen, als die Natürlichkeit des Hochgebildeten über der Natürlichkeit des Kindes. Sie wird frei sein von Willkür, und nur darauf beruhen, daß der einzelne seine Anlagen und Kräfte in gleichem Maße kennt und beherrscht, wie die Gesamtheit durch die Zivilisation Kenntnis und durch die Technik Herrschaft über die Umwelt gewinnt.

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Wissenschaftliche Arbeiten

Wissenschaftlichen Arbeiten und der Darstellung des Erarbeiteten in Wort, Schrift und Bild haben sich die Deutschen stets mit Vorliebe und ohne Hinblick auf Lohn oder Ehren unterzogen. Ihr Stolz ist ihre objektive, von rücksichtslosem Wahrheitsdrange beherrschte Forschung. Die deutsche Gelehrtenwelt, wo sie auch forschte und was sie auch erforschte, im Drange nach Objektivität blieb sich gleich: ja es war vielleicht die einzige, allen Forschern gemeinsame Grundlage. So hat auch die wissenschaftliche Zunft alle Laien oder Außenseiter, wofern sie nur objektiv forschten und eine einigermaßen zureichende Fertigkeit im Handwerk, im Methodischen besaßen, gelten lassen, ja sich ihrer Einzelunternehmungen gern bedient. Das ist eine der Ursachen des hohen Standes der deutschen Wissenschaft und des Ansehens, das sie auch im Auslande — trotz aller von den Franzosen ausgehenden Anfeindungen — besitzt.

Dennoch hat es an Kritikern nicht gefehlt, vor allem im Lager der Grenzdeutschen. Besonders unsern reichsdeutschen Hochschulen, die noch immer das Rückgrat der wissenschaftlichen Forschung darstellen, hat man Weltfremdheit, hat man Verkennen der großen Zeitaufgaben und falsche Objektivität vorgeworfen. Die Luft der Universitäten sei zeitlos, man gehe am Dringlichsten vorüber, wenn es sich nicht in vorhandene Fächer eingliedern lasse, wenn es keine Lehraufträge dafür gebe. Dieser Vorwurf richte sich nicht gegen den Einzelnen, der gebahnte Wege weitergeht und Teile anerkannter Probleme zu neuen Lösungen zu bringen sucht. Sondern er stellt fest, die ganze Einrichtung des wissenschaftlichen Betriebes sei zu starr und Pioniernaturen nicht günstig. Unternehmungslustigen mache sie es allzu schwer, Trägheitshindernisse aus dem Wege zu räumen. Neufinder hätten keine Aussichten an den Universitäten, ihre Werke fänden keinen Leserkreis.

* * *

Dieser Vorwurf ist wenigstens auf einem für das Grenz- und Auslanddeutschtum sehr wichtigen Arbeitsgebiete zutreffend. Das Minderheitenrecht ist ein Stiefkind der juristischen Zunft. Außer dem verstorbenen Kurt Wolzendorff, Rudolf Laun

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und Erich Kaufmann hat kein juristischer Dozent auch nur Versuche gemacht, diese seit 1918 so ungemein wichtige Disziplin auszubauen. Die einzigen seither veröffentlichten Arbeiten erschienen auf Veranlassung nicht wissenschaftlicher, sondern praktisch-politischen Zielen zustrebender Körperschaften. 1920/21 gab der vom Deutschen Schutzbund ins Leben gerufene Ausschuß für Minderheitenrecht, von 1921 an dessen Nachfolger, der vom Deutschen Schutzbunde und der Liga für Völkerbund angeregte gleichnamige Ausschuß eine Reihe von Einzelschriften heraus, die für die Entwicklung dieses Forschungszweiges von ausschlaggebender Bedeutung sind. Eine Durchsicht der Verfassernamen zeigt, daß die zünftigen Rechtswissenschaftler durchaus in der Minderzahl sind, ja daß sich an wichtigen Themen sogar Nichtjuristen versucht haben. Warum wohl? Sie sprangen in die Bresche, und allein schon dafür verdienen sie Dank.

* * *

Das Versagen der zünftigen Rechtswissenschaft gegenüber den ja ungemein schwierigen Minderheitenrechtsproblemen steht aber nicht vereinzelt da. Die Geschichtswissenschaft mußte sich erst kürzlich von Wilhelm Scheuermann (W. S.) in der „Deutschen Tageszeitung" sagen lassen, sie habe es versäumt, die Quellen der Vorzeit in einer für uns zum mindesten seit acht Jahren, ja auch schon früher ungemein wichtigen Frage auszuschöpfen, Gefährdetes zu bergen und die Ergebnisse der Welt bekanntzugeben. Seit 1914 wird die Welt mit Schauergeschichten über die Grausamkeiten der deutschen Soldaten überschwemmt. Man hat sich oft gefragt, woher die Franzosen denn die albernen Lügen nehmen konnten, die in ihrer grausigen Schrecklichkeit so gar nicht dem Charakter der Deutschen entsprechen? Die Deutschen haben viele Fehler, sie sind oft an dieser Stelle klargelegt worden. Aber Hang zur Grausamkeit, zu Verstümmelungen, zu Mordbrennerei, zu Erpressungen, zu Schändungen und Ähnlichem können wir bei voller Objektivität nicht feststellen. Also, sagte man, ist alles erlogen. Man leugnete ab. Die Welt aber sagte sich: mag auch vieles übertrieben sein, manches wird doch schon einen wahren Kern haben. Und selbst die deutsche Öffentlichkeit unterlag genau ebenso der Suggestion der französischen Lüge. Noch heute hört man dergleichen Redensarten genug. Die deutsche Wissenschaft tat nichts. Der einzelne Gelehrte begnügte sich damit, im französischen Charakter, der viele Untiefen hat, den Hang zu allem, was die Franzosen uns vorwarfen, vorauszusetzen; denn es ist ja landesüblich, zu sagen, ein Mensch verdächtigt den andern nur dessen, wozu er selbst fähig sei. Der Versuch, aus der Geschichte der zwanzig Franzosenkriege von 1370 bis 1870/71, welche die deutschen Grenzgaue des Westens verheerten, nachzuweisen, daß es gerade Franzosen waren, die so abscheulich in Feindesland zu hausen pflegten, ist, wie Scheuermann feststellte, von der zünftigen Wissenschaft nicht gemacht worden. Wir standen daher 1914 ohne Rüstzeug da, obwohl die Franzosen uns überreichlichen Stoff gegeben hatten. Ja, sie selbst wußten um ihre Sünden viel besser Bescheid als wir. Schlecht verwahrte Urkunden verschwanden seit 30 Jahren aus städtischen Archiven des linken Rheinufers. Lag darin kein Plan? Man kommt zu dieser Annahme, wenn man berücksichtigt, daß die Franzosen folgerichtig sogar den Namen des Grafen von Mélac, den Ludwig XIV. für die Verwüstung der Pfalz und die Zerstörung des Heidelberger Schlosses zum maréchal de camp ernannt hatte, aus ihren wissenschaftlichen Nachschlagewerken entfernten. Es wäre Pflicht der deutschen Wissenschaft gewesen, dies alles dem deutschen Volke und der Welt mitzuteilen: man hätte den Politikern und den Grenzdeutschen damit ein Instrument liefern können, das zum Gegenschlage geeignet gewesen wäre. Wie anders hat Frankreich gehandelt, als es für die Zeugnisse der Schandtaten seiner Vorfahren Interesse zeigte und sie nach Möglichkeit vernichtete.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wir wollen ein solches Verfahren nicht empfehlen, sondern uns nur fragen, warum es in Deutschland nicht denkbar war.

Dort fehlte eben noch ein zweites: die Mitbeteiligung der Gelehrten an den großen Fragen der Nation. Es hat auch in Deutschland, besonders früher, immer einzelne Männer gegeben, die sich nicht ausschlossen. Die große Masse — und die Zahl der gelehrte Dinge Bearbeitenden ist in Deutschland tatsächlich nicht gering — machte nicht mit. Nicht aus Trotz, Gott bewahre. Alle waren durchaus „vaterländisch" gesinnt, Liberale, Klerikale und Konservative. Das Häuflein der andern war ja verschwindend klein. Sondern man sah die Aufgabe nicht. Man fühlte sich nicht „berufen", weil weder der Staat, noch private Körperschaften beriefen, verlangten, Aufgaben stellten. Weil man nicht, wie es die engen Verhältnisse besonders der kleinen, aufstrebenden Nationen (Tschechen, Kroaten, Polen usw.) mit sich brachten — zugleich in der Tagespolitik des eignen Volkes stand, lebte und so sich selbst die Aufgaben stellte. Auch diese Feststellung soll keinen Tadel für den Einzelnen einschließen; eher trifft den Staat der Vorwurf einer schweren Unterlassungssünde. Warum trat er nicht an befähigte Männer, die es zu allen Zeiten gab, heran und forderte sie zu Arbeiten von national-politischer Bedeutung auf? Weil der Staat und seine Beamten von Amts wegen nicht den Wert solcher Arbeiten erkannt hatten. Weil es dazu des Überschreitens der geheiligtsten Grenzen, die ein deutscher Beamter kennt, der Ressortschranken, bedurft hätte. Wie der Gelehrte in seinem Fach, so saß der Beamte in seinem Ministerium. Denn die chinesischen Mauern Deutschlands liefen und laufen nicht um das Reich, sondern im Reiche kreuz und quer. Wer diese unsichtbaren Mauern durchbrach, war ein Störer, den man einen Phantasten, einen Dilettanten oder einen Hans-in-allen-Gassen schalt. Niemand wollte also verfemt sein; so etwas konnten sich nur die Allergrößten leisten. Die Ungeistigkeit des wilhelminischen Staates ließ das Feld der deutschen Forschung unbefruchtet. Die dünne Luft der „reinen", zeitlosen, fast volklosen Wissenschaft war, auf sich allein gestellt, ebenso steril.

* * *

Der andere Vorwurf wiegt fast schwerer. Er besagt, daß die deutsche Wissenschaft, wenn sie sich schon einmal auf das national-politisch wichtige Gebiet begab, aus falsch verstandener Objektivität dort mehr Unheil als Nutzen gestiftet hätte. In dieser Verallgemeinerung und Vergröberung ist er wohl übertrieben. Tatsache dagegen ist, daß einzelne Forscher und wissenschaftliche Staatseinrichtungen — es brauchen keine Namen oder Werke aufgeführt zu werden, da alle Eingeweihten Bescheid wissen — recht bedenkliche Erzeugnisse in die Welt gesetzt haben. Dem Vertrage von Versailles mit seinen brutalen Grenzziehungen dienten diese Arbeiten als Unterlagen: scheinbar rechtfertigten sie die Gewalttaten der damaligen Machthaber. Erst wo diese „deutschen" Arbeiten, die als wissenschaftliche Selbstbezichtigungen angesehen und ausgelegt wurden, nicht hinreichten, spielten die Feinde des Reiches (in erster Linie die Polen) eigene Erzeugnisse oder Fälschungen in die Hände der „Friedens"macher.

Die Hauptfrage war die deutsche Ostgrenze. Wie weit reichte der deutsche Mensch? Wo begann unzweifelhaft polnisches Land, polnische Bevölkerung? Die deutsche Wissenschaft hat der preußischen Statistik folgend im wesentlichen nur ein Merkmal der Völker, das der Sprache, gewertet. Sie hat Sprachenkarten gezeichnet und nichts anderes. Die Gegner arbeiteten nun mit der Fiktion, Sprache und Volkstum seien dasselbe, und bewiesen an Hand von Karten deutscher Gelehrter, die auf amtlichen Zählergebnissen aufgebaut waren, Ostdeutschland sei vorwiegend polnisch.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wie kam es, daß deutsche Forscher, denen es doch fraglos fern lag, dem Reiche schaden zu wollen, die offensichtlich das Gegenteil bezweckten, den Feinden solche Handhaben boten? Es gibt mehrere Gründe. Zunächst waren sich die Forscher nicht einmal darüber klar, daß jedes deutsche Erzeugnis seit Jahren planmäßig daraufhin geprüft worden ist, ob es nicht irgendwie gegen Reich und Volk verwendet werden könnte. Wäre man sich dessen bewußt gewesen, hätte unter diesem Gesichtspunkt jeder Verfasser sein Werk nochmals überprüft und alles ausgemerzt, was zu Mißdeutungen irgendwie Anlaß hätte bieten können — viel Unheil wäre vermieden worden. Dazu war man aber zu arglos. Man fühlte sich vor 1914, ja bis 1918 vollkommen geborgen im Schutze der Heeresmacht und ahnte nichts von einem Kampfe der Geister. Und doch war jeder deutsche Forscher, ob er es wußte und wollte oder nicht, mit hineingezogen. Falsch verstandene Objektivität hat die deutschen Gelehrten vielfach verhindert, den Dingen auf den Grund zu gehen. Dies und die Tatsache, daß viele Gelehrte von Politik nichts wissen wollten, weil sie ebenso naiv wie falsch Politik für Parteipolitik (das Ganze für einen Teil des Ganzen) hielten, verhinderte sie, tiefer zu schürfen. Von diesem Vorwurf der Oberflächlichkeit kann mancher sich nicht reinigen, der alles, was einen slawischen Dialekt in Kassubien, Masuren oder Oberschlesien sprach, schlechtweg als „polnisch" registrierte. Die flächenhafte Darstellung ferner, welche die dichtbevölkerten Stadtgebiete, die vorwiegend deutsch sind, nicht besonders berücksichtigte, erwies sich als ebenso verhängnisvoll. Andere Ungeschicklichkeiten und Taktlosigkeiten sind gang und gäbe gewesen. Die für jeden Kenner Ostpreußens unbegreifliche Tatsache, daß die Entente dort eine Volksabstimmung anordnete, läßt sich nur damit erklären, daß die Polen deutsche Karten vorlegen konnten, die feststellten, daß dort „polnisch" gesprochen würde. Welche Leiden hat diese wissenschaftliche Gedankenlosigkeit über Ostpreußen, welche Kosten hat sie dem Reiche, welche Beschämung ihren Urhebern gebracht!

Genug der Beispiele. Die Frage, was ein Volk ist, wie Statistiken aufzustellen und auszuwerten sind, hat seither die wissenschaftliche Welt bewegt. Die deutschen Gelehrten haben sich nicht gescheut, bei anderen in die Lehre zu gehen. Ungarn ist vorangeschritten. Was Ministerpräsident a. D. Graf Paul Teleki, der von der Berliner Gesellschaft für Erdkunde zum Ehrenmitglied ernannte Budapester Geograph, seine Mitarbeiter und Schüler für ihr Volk in den wissenschaftlichen Beilagen der Antwortnote auf die Friedensvorschläge der Entente an Menge und Methodik geleistet haben, das wollen wir noch an anderer Stelle würdigen. Unsere Wissenschaft dankt ihm zum mindesten starke Anregungen. Der große Aufschwung nationalpolitischer Forschung in jüngster Zeit wäre ohne sie undenkbar. So unterbaut, konnten die Impulse, welche die deutsche Wissenschaft gerade durch jene brutalen Bestimmungen des Versailler Vertrages erhielt, erst das viele Gute schaffen, das wir seither zu verzeichnen haben.

* * *

Die grenzdeutsche Forschung wurde zu einer Disziplin, zu einem anerkannten Zweige der geographisch-statistischen Wissenschaft. Penck in Berlin und viele andere haben seither Vortreffliches über den nahen Osten veröffentlicht. Der Breslauer Kreis um Volz hat für Oberschlesiens Erhaltung viel getan. Leider wurden diese Arbeiten erst spät begonnen und zum Teil so spät fertig, daß sie die fatalen Entscheidungen nicht mehr aufhalten konnten. Immerhin wird sich ihr Nutzen noch zeigen, und die einmal beschrittenen Bahnen werden nicht mehr verlassen werden. Penck und Volz haben der reichsdeutschen Wissenschaft Neuland erobert. Leider verbietet die Papierknappheit eine Besprechung der Arbeiten dieser Gelehrten und ihrer Mitstreiter.

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aus dem Kreise grenzdeutscher Forschung sei nur auf ein Sondergebiet verwiesen, auf Kärnten. „Kärntens Freiheitskampf" von Dr. M. Wutte[1]) und die „Landeskunde von Kärnten", bearbeitet von Dr. F. Lex, Dr. von Paschinger und Dr. M. Wutte[2]), sind die erfreulichsten Folgeerscheinungen von Kärntens grenzdeutscher Not und zugleich Zierden der deutschen wissenschaftlichen Literatur in leichtfaßlicher Form. Im „Freiheitskampfe" bietet Wutte viel mehr als der Titel besagt. Er schildert Kärntens jüngste Vorgeschichte, seine nationalen Verhältnisse und die Entstehung der südslawischen Bewegung. Dann folgen die Kämpfe um Kärntens Befreiung, zu denen Oberst Hülger und Hauptmann Hans Steinacher, die beiden Führenden im Abwehrkampf, den Stoff dem Verfasser lieferten. Weitere Abschnitte sind der Volksabstimmung, die der Kärntner Heimatdienst auf deutscher Seite organisierte, gewidmet. Wutte hat alles, was er schildert, aus nächster Nähe miterlebt und nur aus Bescheidenheit vergessen, seinen eigenen Anteil an Kärntens Befreiung ins rechte Licht zu setzen. Seine Gelehrsamkeit, die er in zahlreichen Schriften für seine Heimat fruchtbar machte, hat dem Lande wohl gedient. Die wissenschaftliche Auswertung der Abstimmungsergebnisse, vor allem die trefflichen Karten über das Verhältnis zwischen Umgangssprache (1910), Reichsratswahl (1911) und Volksabstimmung (1920) und über das Ergebnis der Volksabstimmung nach Gemeinden, stellten wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges dar. Hier ist klar der wissenschaftliche Beweis erbracht, daß Sprachzugehörigkeit (Hayssprache) und Volkszugehörigkeit nicht das Gleiche sind. Denn die Hälfte der slawisch redenden Bevölkerung in Unterkärnten stimmt gegen Südslawien, obwohl der schärfste Druck in der entgegengesetzten Richtung ausgeübt wurde. Die Wissenschaft steht also vor der Aufgabe, neue Kriterien für die Veranschaulichung der Volksgrenzen und Volksverteilungen zu suchen. Soviel bisher von Deutschen und Ungarn auch geleistet worden ist, es genügt nicht. Wir sind erst am Anfange.

Dem Freiheitskampfe schließt sich die Landeskunde von Kärnten würdig an. Lex gibt uns den geologisch-geographischen Teil, Paschinger den klimatisch-biologischen, Wutte den Rest, der die wirtschaftlichen Verhältnisse, Sprache, Religion und Volksbildung, Verfassung und Verwaltung und schließlich Kärntens Einheit darstellt, als das, was vom grenzdeutschen Standpunkt am meisten interessiert. Die drei Verfasser haben mit ihrer Landeskunde ein Werk geschaffen, das nicht nur der engeren Heimat nützlich ist, sondern auch anderen deutschen Grenzgebieten als Vorbild dienen kann. Eine unerläßliche Ergänzung dieser beiden im besten Sinne volksümlich wissenschaftlichen Werke bildet Josef Friedrich Perkonigs, des Kärntner Dichters, ergreifendes Buch „Heimat in Not". Hier sei wenigstens kurz darauf hingewiesen. Perkonig schildert die Leiden und Freuden seiner engeren Heimat, des Rosentals, von 1918 bis zum Abstimmungssiege. Der Dichter wird zum Chronisten.

Wer ein Bild moderner grenzdeutscher Arbeit eines räumlich beschränkten Abschnittes in voller Geschlossenheit erhalten will, der greife zu diesen drei besprochenen Büchern.

* * *

Es ist erfreulich, wie sehr sich auch in letzter Zeit das Interesse der wissenschaftlichen Erforschung des Auslanddeutschtums zugewendet hat; von den verschiedenen Stellen sind wertvolle Werke neuerdings veröffentlicht worden. Das Deutsche Auslandinstitut veröffentlicht bereits einen 7. Band[3]) seiner vielleicht nicht ganz zu-

[1]) Klagenfurt 1922, Kleinmayr (14 Tafeln).
[2]) Klagenfurt 1923, Gutenberghaus W. Merkel.
[3]) Dr. Karl Stumpp, Die deutschen Kolonien im Schwarzmeergebiet, ein siedlungs- und wirtschaftsgeographischer Versuch. Stuttgart 1922, Ausland und Heimat Verlags-A.-G.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treffend genannten „kulturhistorischen Reihe“ wissenschaftlicher Darstellungen des Auslanddeutschtums.

Stumpp schildert zunächst den Raum der deutschen Siedlungen im Schwarzmeergebiet, d. h. in Neu- oder Südrußland. „Ich wähle“, schreibt er, „hier meist den letzteren (Begriff), weil meine Arbeit auf die Vorkriegszeit eingestellt ist.“ Er begrenzt Neurußland auf die Gouvernements Beßarabien, das heute rumänisch geworden ist, Cherson, Jekaterinoslaw, Taurien und das Dongebiet, schildert dann die Formen des Landes, sein Klima und die Bevölkerung, welche im Jahre 1897, als die erste und letzte russische Volkszählung stattfand, bunt genug war. Ein Abschnitt über Siedlung und Siedlungsformen enthält neue, recht gute Kartenskizzen. Abschnitte über die Verkehrs- und Besitzverhältnisse, ferner über die Ansiedlung der nichtdeutschen Kolonisten geben eine gute Einführung zu dem Hauptteil des Buches, der Darstellung der deutschen Kolonien. Ihre Entstehung und Entwicklung wird uns geschildert und die Zusammensetzung nach Berufen, Gesellschaftsklassen und Konfessionen vorgeführt. 1897 waren 57,7 Proz. mit Landwirtschaft, 21 Proz. mit Industrie, 5,5 Proz. mit Handel beschäftigt. Dagegen verschwinden alle anderen Berufe. Nur 6,5 Proz. der Deutschen sind Arbeiter und „Bedienstete“, 3,5 Proz. Rentner. Die Zahl der Intellektuellen, d. h. der Lehrer, Prediger, Gelehrten und Künstler (2,6 Proz.) ist unverhältnismäßig klein. Beamte und Militärpersonen machen gar nur 1,9 Proz. aus. In der Statistik nach Gesellschaftsklassen, wie sie das alte Rußland kannte, nehmen die Stadtbürger mit 18,1 Proz. und die Bauern mit 70,7 Proz. den breitesten Raum ein. In der Religionsstatistik sind 76 Proz. Protestanten, 13,5 Proz. römisch-katholisch und neben den zahlreichen Sekten 1,3 Proz. Deutsche israelitischen Glaubens aufgeführt. Hier ist nicht angegeben, ob es sich um Juden deutscher Muttersprache oder um Deutsche, die zum Judentum übergetreten sind, handelt (wie überhaupt die Erklärungen der Statistiken zum Teil dürftig sind). Die nachfolgenden Abschnitte über die Siedlungs-, Haus- und Hofformen, über das Grundbesitzrecht, über die Bewirtschaftung des Landes, über die Fortschritte der Kolonisten und ihren Einfluß auf die sie umgebenden russischen Bauern enthalten viel Interessantes.

Der Verfasser, ein auslanddeutscher Studierender in Tübingen an der Hochschule, verfügt wohl noch nicht über große Erfahrungen in der Darstellung; er hat uns aber etwas durchaus Brauchbares und dringend Nötiges gegeben. Die beigefügte Karte in Schwarzdruck zeigt die Lage und die Einwohnerzahl der einzelnen, von Deutschen bewohnten Siedlungen an. Wir bedauern natürlich, daß der heutige Stand der Kolonien, die ja so außerordentlich auch besonders nach dem Kriege gelitten haben, uns nicht mitgeteilt werden konnte. Aber es fehlt fast jede Unterlage dazu. So müssen und können wir mit dem, was uns gegeben wurde, zufrieden sein.

Ein anderes Erzeugnis der gleichen Reihe[4]) des Deutschen Auslandinstituts erregt jedoch starke Bedenken. Mußte dies Memoirenbuch — der Untertitel Erinnerungen ist richtig, der Haupttitel „Die deutschen Kolonien an der französischen Riviera“ dagegen irreführend — überhaupt gedruckt werden und wenn schon, mußte es in der von Professor Walter Goetz in Leipzig und Professor Dr. Julius Ziehen in Frankfurt a. M. herausgegebenen kulturhistorischen Reihe erscheinen? Das Büchlein der Frau Pfarrer ist Gartenlaubenfeuilleton älteren Stiles und für den Leser voller Peinlichkeiten. Den deutschen Kolonien an der Riviera, die sich aus Heilungsuchenden, Ärzten, Rentnern, Vergnügungsreisenden, Spielern, Gastwirten und Gastwirtsgehilfen zusammensetzten, also sicherlich kein

[4]) Frau Pastor (!) Emma Wettstein, Die deutschen Kolonien an der französischen Riviera. Erinnerungen einer Deutschen von der Riviera (Bd. 11).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehr unbedeutender Teil des Auslanddeutschtums waren und im August 1914 verschwanden, will Emma Wettstein, vor den Augen derer, welche Verständnis haben für die Pionierarbeit der Deutschen im Ausland, ein Erinnerungsblatt entrollen. Schon das ist ein falscher Ton. Pionierarbeit an der Côte d'Azur!! Die übrigen Auslanddeutschen, die wirkliche Pionierarbeit leisteten, sollten sich den Mißbrauch dieser Ehrenbezeichnung verbitten. Und solche falsche Töne folgen mehr. Was Frau Emma auf 35 Seiten uns an Wichtigem erzählt, hätte leicht in einem Zeitschriftenaufsatz von 3 bis 5 Seiten zusammengefaßt werden können. Der Rest ist Geplausch, vielfach entsetzlich banal. Besonders unangenehm wirkt das zweite Kapitel vom Deutschtum in Monaco, wo der Gatte der Verfasserin eine Gemeinde gründete. Deren Kirche ist das dritte gewidmet. Frau Wettstein benutzt die Gelegenheit, sich und ihren Gatten gründlich herauszustreichen und mit allen jenen Stellen abzurechnen, die ihre Gründung nicht hinreichend unterstützt haben, mit dem deutschen Botschafter in Paris, dem Konsulat in Nizza, dem Auswärtigen Amte, dem Gustav-Adolf-Verein, dem Evangelischen Bunde, dem „Kirchenausschuß" usw. Sie polemisiert dagegen, daß dieser ihren Gatten einen Unternehmer nannte, dem zu helfen man keine Veranlassung habe. Mußten wir das über uns ergehen lassen? Gab es nicht dringlichere Arbeiten zu drucken? Gewiß, es wäre keineswegs richtig, nur Arbeiten von Gelehrten oder von Laien, die gut geschult sind, wiederzugeben. Aber auf ein gewisses Niveau sollte doch gehalten, eine sorgfältige Prüfung sollte doch nicht unterlassen werden.

Auch das Institut für Grenz- und Auslanddeutsche an der Universität Marburg hat trotz aller Hemmnisse unserer Wirtschaftslage mit Karl Schmidts Geographie der Europäersiedlungen in Deutsch-Südwestafrika[5]) die Herausgabe einer eigenen Schriftenreihe begonnen, zu der wir uns nur beglückwünschen können. Schmidt berichtet uns über den letzten Abschnitt auslanddeutscher Kolonisationstätigkeit, über unsere einzige afrikanische Kolonie, die Deutsche in größerer Zahl zur Dauerbesiedlung aufnehmen konnte.

Schmidt unterscheidet drei Perioden der Siedlung. Eine erste, die schon vorher erwähnt wurde, eine zweite von 1894—1904, d. h. bis zu dem großen Aufstand, und eine dritte bis zum Jahre 1911, die in zwei Abschnitte zerlegt ist, einen von 1904 bis 1907 und einen zweiten von 1907 bis 1911. Dieser Termin wurde darum gewählt, weil für ihn die genauesten Statistiken vorliegen. In dieser Siedlungsgeschichte spiegelt sich das Bild der Entwicklung der Kolonie überhaupt wieder. Wir sehen, wie eng militärische Ereignisse und vor allem technische Fortschritte, Straßen- und Eisenbahnbau, ferner Erschließung von Untergrundwassern mit der Besiedlung zusammenhängen. Vor uns entrollt sich ein Bild deutschen Fleißes und deutscher Tatkraft. Wir sehen zahlreiche Siedlungen der zweiten Periode in Hereros Aufständen untergehen und wieder neu erstehen. Besonders anschaulich ist das reiche Kartenmaterial, das dem Buche beigegeben ist. Die erste Karte stellt die Siedlungen des Jahres 1895 dar, und die zweite die Siedlungsdichte Ende 1894. Eine dritte Karte zeigt den Fortschritt in der Siedlungsdichte, die vierte die Lage der Siedlungen, die fünfte Karte die Arten der Siedlung zu Anfang 1913. Es ist deutlich zu erkennen, wie diese längs der Eisenbahn und der Verkehrsstraßen sich häufen, und wie die militärischen und Verwaltungsstationen vorwiegend an der Grenze und zur Sicherung der Straßen verteilt sind. Karte 6 bis 9 stellen den Zustand am 1. Oktober 1911 dar. Die Siedlungsdichte hat inzwischen gewaltig zugenommen, be-

[5]) Dr. Karl Schmidt, Geographie der Europäersiedlungen in Deutsch-Südwestafrika, mit 2 Textkärtchen, 9 Karten, 3 Plänen und 5 graphischen Darstellungen. Schriften des Instituts für Grenz- und Auslanddeutschtum an der Universität Marburg. Jena 1922, Gustav Fischer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sonders längs der Bahn von Swakopmund. Die zu Besiedlung geeigneten Landstriche heben sich deutlich von der regenarmen Küstenzone und dem wüstenartigen Kalahari-becken im Innern Südafrikas ab. Die 7. Karte zeigt die Siedlungen selbst, eine 8. die Siedlungsarten. Schon ist das damalige Farmland, das sich acht Jahre früher nur strich- und fleckweise längs der Verkehrswege und Flüsse ausdehnte, fast geschlossen zum mindesten in der Windhoeker Gegend, in einer mittleren Gruppe um Gibeon und im Süden um Keetmanshoop. Die 9. Karte zeigt die Volksdichte. Drei Pläne zeigen Siedlungen, die von Otjiembinkwe aus dem Jahre 1896, die von Lüderitzbucht wohl aus dem letzten Jahre vor dem Kriege und endlich den sehr instruktiven Plan von Windhoek. Drei Diagramme, welche die Entwicklung der erwachsenen männlichen Bevölkerung bis zum Jahre 1903 (1—3) bzw. 1913 (4) darstellen, erleichtern das Verständnis sehr. Das Werkchen schließt mit einem Diagramm, das den Besiedlungsfortschritt von 1876 bis 1911 an Hand des verkauften Farmlandes nachweist.

Eine Art von Zufallsgeschenk bietet uns Dr. Hans Kruse*) in den Deutschen Briefen aus Mexiko. Er entrollt einerseits ein Stück Heimatgeschichte des Sieger- und Bergischen Landes, anderseits schildert er die Anfänge neudeutscher Weltwirtschaftsarbeit: ein bedeutsames überseeisches Unternehmen des deutschen Kapitals und Bergbaues in Mexiko. Trotz der schwierigen Lage der westdeutschen Industrie nach Abschluß der Freiheitskriege 1815 regte sich die Unternehmungslust. Die wandte sich dem eben durch Alexander v. Humboldt bekannt gewordenen Mexiko, das noch an den zerstörenden Wirkungen der mexikanischen Freiheitskriege litt, zu. 1824 kam es zur Gründung des Deutsch-Amerikanischen Bergwerkvereins durch Friedrich August und Christian Jung in Pempelfort bei Düsseldorf, bzw. in Elberfeld, zwei Industriellen, welche schon an der Gründung des der Rheinisch-Westindischen Kompagnie Anteil gehabt hatten. Es gelang ihnen, in ganz Deutschland Teilhaber zu finden und noch im gleichen Jahre eine Expedition nach Mexiko zu senden. Bis zum Jahre 1838, in dem der endgültige Zusammenbruch erfolgte, wurden mit wechselndem Erfolge Erzgruben in Mexiko betrieben. Einzelne der an dem Bergwerksverein und auch an englischen Bergwerksgesellschaften beteiligten Deutschen verblieben im Lande. Ihr Schicksal, ferner die wissenschaftliche Arbeit der deutschen Arbeit in Mexiko, die Gründung der deutschen Kolonie, der preußischen Gesandtschaft und Konsulate werden von Kruse dargestellt. Ein Abschnitt „Mexiko, Deutschlands Freund", der die Neutralität Mexikos während des Krieges schildert und einen Ausblick auf die Zukunft gibt, schließt die 120 (XX) Seiten starke Einleitung ab.

Dann folgen Briefe aus der Zeit von Friedrich Wilhelm Grube, Sartorius, Bergrat Johann Christian Lebrecht Schmidt und seinem Sohne Friedrich Schmidt, sämtlich Teilnehmer des Unternehmens. Diese bilden den Kern des Buches und entrollen uns ein höchst anschauliches Bild von Wollen und Wirken dieser Auslanddeutschen, die zum Teil den Strapazen erlagen. Bemerkt sei noch die Demagogenverfolgung der zwanziger Jahre, die den beiden Erstgenannten den Entschluß zur Auswanderung besonders leicht machten. Ein Anhang enthält allerhand interessante Belege, so die Satzungen des Bergwerkvereins, einschlägige Berichte des preußischen Ministeriums des Innern und der preußischen Gesandtschaft in Mexiko. Die Bilder zeigen uns die beteiligten Personen in zeitgenössischen Darstellungen und die Be-

*) Dr. Hans Kruse, Deutsche Briefe aus Mexiko mit einer Geschichte des Deutsch-Amerikanischen Bergwerkvereins 1824—1838. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschtums im Ausland. Veröffentl. des Archivs für Rheinisch-Westfälische Wirtschaftsgeschichte (Rheinisch-Westfälisches Wirtschaftsarchiv). Bd. 9. Essen a. d. R. 1923, G. D. Baedeker.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sitzungen der Bergwerksgesellschaft, ferner einige oft genannte Örtlichkeiten, wie den Hafen von Veracruz, Mirados, die erste deutsche Farm in Mexiko und eine sehr anmutige Zeichnung von der Reise der deutschen Bergleute im Grubengebiet von Chiko.

Dies Buch Kruses stellt eine Bereicherung unseres Wissens dar. Verlief das Unternehmen zuletzt auch unglücklich, so können wir uns doch an den hervorragenden Leistungen deutscher Auslandpioniere auch in der Zeit schlimmster innerdeutscher Zerrissenheit erfreuen. Dem Rheinisch-Westfälischen Wirtschaftsarchiv müssen alle Freunde der Geschichte des Auslanddeutschtums für diese Veröffentlichung dankbar sein.

Die wenigen im Vorstehenden besprochenen Bücher sind nur ein Ausschnitt aus der Zahl der neuesten Veröffentlichungen. Sie bieten Stichproben und zeigen, wie reich das Feld ist, und wie an den verschiedensten Stellen gearbeitet wird. Was uns fehlt, ist Zusammenhang. Der schon erwähnte ungarische Graf Teleki konnte darum so viel in erstaunlich kurzer Zeit leisten, weil er als geschulter Wissenschaftler die Methoden beherrschte, als Staatsmann die Aufgaben sah und den Zusammenhang zwischen Staat und Forschung herstellte, endlich als Magnat, Großgrundbesitzer und Mann von Welt, dem sich alle Türen auch im Auslande öffneten, eine Großzügigkeit und einen Schmiß in diese Arbeiten bringen konnte, der den unseren zumeist fehlt. Werden wir niemals einen Teleki haben? Sylvanus.

Literarische Rundschau

Dichter-Propaganda

Um es immer und immer wieder zu sagen: vor dem Tore des deutschen Volkes steht noch immer ein erlauchtester Bettler und lächelt um Einlaß: Herr Wolfram von Eschenbach. Ich möchte lieber nicht wissen, wie hoch die Auflage der recht unförmigen, aber vollständigen Pannierschen Übertragung bei Reclam beträgt; die weiche und allzu glatte Übersetzung von Hertz hat gewiß keine hunderttausend Leser gefunden und um das Original, wie es uns Lachmann sorgsam schenkte, kümmern sich auch nicht allzuviele Philologen. Jetzt hat Albert Schreiber „Neue Bausteine zu einer Lebensgeschichte Wolframs von Eschenbach“ zusammengetragen (Frankfurt a. M., Verlag von Moritz Diesterweg). Es ist ein höchst liebenswertes Buch geworden, freilich kann nicht fehlen, daß wir mit dem Verfasser über allerlei Geröll holpern müssen; sehr anmutig gepflegte Wege gibt es nun einmal um Steinbrüche nicht. Hat man aber einmal die Scheu vor — sagen wir getrost: ledernen — Urkunden und Stammtafeln überwunden, dann wird es höchst abenteuerlich. Mit unendlicher deutscher Gelehrtenentsagung spürt Schreiber den geringsten Anregungen nach, er führt uns in des Dichters Lande, zeigt uns achtsam landschaftliche Vorbilder für Parsival-Szenen, und verdichtet nebelnd ungewisse Aussage zu leibhaftigen Gestalten. Es scheint nunmehr gewiß, daß die Burg Wildenberg bei Amorbach die heilige Stätte ist, auf der Wolfram einen großen Teil seines Parsivals schrieb. Es scheint gewiß, daß Wolfram der Markgräfin Elisabeth von Vohburg während seines Aufenthalts in Thüringen in höfischer Minne zugetan war. Es scheint nunmehr gewiß, daß die ersten beiden Bücher des Parsivals und die Übernahme der wesentlichen Tschionatulander-Motive in den Parsifal die letzten Arbeiten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Dichters darstellen. Nicht immer wird man gleicher Meinung mit dem Verfasser sein, der ein entschiedener Verfechter Kyots ist, dieses sagenhaften Vorbilds Herrn Wolframs. Bis zum endgültigen Gegenbeweis, zu dem noch nicht eine einzige, auch noch so winzige Handhabe gegeben ist, muß man Kyot für einen der grandiosesten Witze Wolframs halten. Gleichviel, ich habe dies Buch, wie einen Abenteurerroman, atemlos durchgelesen. Wer Wolfram verehrt, dem wird es ebenso ergehen. Aber — die Schlange beißt sich in den Schwanz — wer außer ein paar Gelehrten kennt ihn denn? Für ein Denkmal E. T. A. Hoffmanns wirkt Oskar Krenzer, indem er „E. T. A. Hoffmann und Bamberg" in ihren Beziehungen darstellt („Bamberger Tageblatt" in Bamberg). Die Arbeit ist rein kompilatorisch bis auf Kleinigkeiten und geht nirgends über Hans von Müllers Forschungen hinaus, der auch reichlich zitiert wird mit dem Siegel H. v. M., was sich ausnimmt wie ein altes Steinmetzzeichen. Möchte dieser vorzügliche Meister nicht lange mehr zögern, sondern uns als Bauherr einen Hoffmann-Tempel, will sagen die Biographie, schenken. — In das Seelenlabyrinth Kellers einzudringen, unternimmt Max Hochdorf („Zum geistigen Bilde Gottfried Kellers", Amalthea-Verlag). Er macht sich mit diesem Entwurf einer Karte für schwierigstes Gebiet, trotz Bächtold, Ermatinger und Frey, sehr verdient, wenn er auch manchmal die Hauptwege als Nebenpfädlein angibt und umgekehrt. Scharf erkennt er den Kampf dieser Seele zwischen Romantik und Naturalismus und sieht klar das Dreigestirn Flaubert, Kierkegaard, Zola über dem Züricher Staatsschreiber leuchten. Doch mag Hochdorf auch mit seiner Ansicht recht haben oder nicht: Der Stoff ist zu zart, als daß wir mit einem Male zur Klarheit kämen. Das wesentliche ist, daß Hochdorf mit diesem feinen und klugen Büchlein viele reizen möchte, ihm auf den vielverschlungenen Pfaden zu folgen. Es ist kein geringer Vorzug des Buches, daß es mit ganz leichter Ironie sich Kellerschem Stil und Humor anschmiegt. — Für den frühverstorbenen „J. J. David" tritt Ella Spiro ein (Leipzig, Heinrich Finck). Diese kleine Biographie ist musterhaft. Alles Wesentliche ist gesagt, sie gerät nie in eine Breite, die dem Gegenstand nicht entspräche, und bei aller Neigung für den Dichter, ohne die der Biograph nun einmal nicht zu denken ist, weiß die Verfasserin Kritiklosigkeit klug zu meiden. — Eine Einführung in das Wesen jüngster Dichtung versucht Rudolf Wolff („Die neue Lyrik", Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung). Es wird gewiß von manchem begrüßt werden, von einem Kundigen in dem Gewirr neuster Strebungen geleitet zu werden. Aber es fehlt doch mancherlei. Wenn sich der Verfasser auch im Vorwort mit dem „beschränkten Umfang" entschuldigt, daß er Däubler nicht in seine Betrachtung zog, so ist eine solche Unterlassung nicht wohl entschuldbar. Auch nisten bedenklich viele Formeln in dem Buche, die mehr nach Feuilleton schmecken und nach seinem alles mordenden Klischee, als nach wirklich durchfühltem Urteil. Es scheint ferner nicht genügend herausgearbeitet, daß sich unter dem alles überdeckenden terminus technicus für eine Stilform verschiedenartigste Willen kundgeben und überdies, daß letzten Endes doch recht wenig durch den Expressionismus gewonnen wurde. — Schärfer gehen Paul Joseph Cremers und Otto Brües vor, die gemeinsam eine Monographie über Walter Hasenklever verfaßten (Rheinland-Verlag zu Köln). Cremers, der sich mit den dramatischen Dichtungen Hasenklevers beschäftigt, schließt skeptisch mit den Worten Sorges: „Wir warten auf einen, der unser Schicksal neu deutet, den will ich dann Dramatiker nennen und stark." Und Brües, der den Lyriker analysiert — die schwierigere Aufgabe fand hier einmal die geschicktere Hand — faßt sein Endurteil dahin zusammen: „Denn wie er sich heute uns zeigt, ist er kein Dichter, kein Liedersänger mit deutschem Empfinden, sondern ein westlicher Chansonnier und ein Europäer, der politische Essays in Versen schreibt. Er schwimmt auf der Oberfläche der Zeit: ins ewig Deutsche tauchte er nicht hinab." Der Aufsatz von Cremers leidet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch an der Lust, in ästhetischen Bildungen und philosophischen Terminologien zu wühlen. Brües ist sehr viel reifer. Beiden gemeinsam ist das Bemühen um eine reinliche Objektivität und, da die Verfasser kaum zu den Ältesten zählen dürften, so freut man sich. — Will Hermann hat ein Propagandaheft „dem Dichter Karl Röttger" zu Ehren mit vielen Mitarbeitern zusammengestellt (Rheinland-Verlag, Vleugels und Wolfers, Köln). Das ist natürlich sehr gut gemeint; ob aber Röttger ein Gefallen damit geschieht, das möchte ich bezweifeln. Kein Gegner hat Arno Holz so sehr geschadet, wie sein glühender Verehrer Robert Reß mit seinem urkomischen Buch. — Ob es Friedrich Joseph Schneider mit seinem „Beitrag zur Geschichte des Expressionismus in der deutschen Dichtung der Gegenwart" gelingen wird, „Viktor Hadwiger" der Mitwelt lebendig zu machen, sei dahingestellt. Die Menschen raffen und vergeuden Ergebnisse; der Vorstufen gedenken sie kaum. Wer aber dankbar jener Vorläufer gedenkt, oder auch mit böser Lust den Originalgenies auf die Spur kommen mag, wer gern Übergänge betrachtet, der greife zu diesem Buch, das jenes Hinüberschatten vom Impressionismus zum Expressionismus gut zerlegt. Eine Entdeckung macht Max Herrmann, Neisse („Die bürgerliche Literaturgeschichte und das Proletariat", Verlag der Aktion). Ihm ist die ganze bisherige Einstellung der literarhistorischen Kritik verseucht von der bürgerlichen Kultur, und er heischt vom Proletariat, daß es entschieden Stellung nimmt. Im wesentlichen richtet sich dieser Angriff weniger gegen den Bürger als gegen die Sozialdemokratie. Einige Dichter nur sind ihm proletarisch genug. Goethe und Schiller sind ihm natürlich Bürger, eine Erkenntnis, die bei dem Dichter der Räuber vielleicht doch noch einmal der Nachprüfung bedarf. Auch kann man wohl füglich nicht von einer proletarischen Dichtkunst reden, wenn es ein Proletariat noch gar nicht gegeben hat. Rechnet Herrmann auch Swift zu den proletarischen Dichtern, so wage ich doch zu zweifeln, ob der Dechant sich diese Einstellung nicht doch recht energisch verbitten möchte. Da es sich nur um einen kurzen Aufsatz handelt, warten wir getrost auf die grundlegende proletarische Literaturgeschichte. Nur eine Frage sei mir gestattet: Warum dringen gerade diejenigen Dichter, die immer von der Menschheit singen und sagen, so heftig auf eine reinliche und feindliche Scheidung der Kasten? Wolfgang Goetz.

Ein Vorkämpfer des Deutschtums

Im besetzten Gebiet lernt jetzt die Presse die Knute einer feindlichen Zensur kennen, unter der die baltische Presse jahrzehntelang, während der Regierung Alexanders III. und Nikolai II. geseufzt hat. Die Bedeutung der Presse nimmt aber in den Zeiten der Bedrängnis nicht ab, sondern zu. Es bildet sich eine Art Geheimsprache aus, und bald genügen Andeutungen halbausgesprochener Sätze, um den Kontakt herzustellen; das geschärfte Auge des Lesers errät mehr als es liest die Meinung des Autors. Alles hängt aber davon ab, welcher Persönlichkeit die Leitung der Zeitung anvertraut ist. Steht an der Spitze der Zeitung ein Mann von großer Klugheit, von vornehmer wie aufrechter Gesinnung, so kann er auf die nationale Widerstandskraft des Landes den segensreichsten Einfluß ausüben.

Christoph Mickwitz, am 13. Mai 1850 in Dorpat geboren, studierte daselbst Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft. Nach Vollendung des Studiums widmete er sich sogleich der Presse. 1878—83 versah er das Amt eines Oberlehrers der deutschen Sprache an der Ritter- und Domschule zu Reval, trat aber zugleich in die Redaktion der „Revalschen Zeitung" ein, deren Chefredakteur er bereits im Jahre 1879 wurde. Im Jahre 1903 erwarb er die Zeitung als sein Eigentum. Zu Beginn des Weltkrieges wurde die Zeitung durch das brutale Verbot, sich der deutschen Sprache öffentlich zu bedienen, unterdrückt. Zur Zeit der deutschen Okkupation im März 1918 rief Mickwitz

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiederum ein deutsches Blatt ins Leben, das in der Folge durch mehrere Hände ging und gegenwärtig als „Revaler Bote" unter anderer Leitung fortbesteht.

Während seiner 35jährigen Schriftleitung hatte Mickwitz einen unaufhörlichen Kampf gegen die russischen Behörden durchzufechten, die während dieser Zeit die Russifikation des Landes mit allen Druckmitteln durchzusetzen suchten.

Im Jahre 1908 wurde Mickwitz vom russischen Generalgouverneur Möller-Sakomelski wegen zweier Artikel in der „Revalschen Zeitung" zu sechs Monaten Gefängnis oder 6000 Rubel Geldstrafe verurteilt. Obgleich ihm die Summe von persönlichen Freunden zur Verfügung gestellt wurde, nahm Mickwitz die Gefängnisstrafe auf sich. Da traf ihn ein furchtbarer Schlag — seine Gattin, von einem Besuch des Gefangenen heimkehrend, kam durch einen Unfall ums Leben. Trotz aller bitteren Erfahrungen fand Mickwitz dennoch die Kraft in sich, seinen schweren Beruf weiterzuführen und die Fahne des Deutschtums hochzuhalten. Jahrzehntelang war er auch als Stadtverordneter tätig.

In Reval wie in den anderen Städten des Baltenlandes wenden sich die deutschen Zeitungen an die gebildete Oberschicht des Landes, die von ihnen nicht bloß die Führung in politischen, sondern auch in allen kulturellen Fragen erwartet.

Für diese hohe Aufgabe war Mickwitz ganz besonders geeignet, da er nicht nur einen feinen Kunstsinn, sondern auch eine starke dichterische Gestaltungskraft besitzt. Es kann daher nicht wundernehmen, daß bei allen festlichen Veranstaltungen kulturell-deutscher Art seine Mitbürger sich an ihn wandten, um dem gemeinsamen Empfinden den formvollendeten Ausdruck zu verleihen. Er ist denn auch der Dichter des Heimatliedes geworden, das in allen baltischen Landen mit Begeisterung gesungen wurde.

Heute nun legt Mickwitz unter dem Titel: „Im Wandel der Zeiten" ein Büchlein mit Gedichten *) in unsere Hände, das mehr ist als eine bloße Gedichtsammlung. In ihm spiegelt sich das Schicksal des Baltenlandes getreulich wieder, denn alle seine Höhen und Tiefen haben in diesem Buch ihr Echo gefunden. Auch den Dichter selbst lernt man aus diesen Gedichten kennen und schätzen, den klugen, überlegenen, zielbewußten Mann, dem nichts Menschliches fremd ist — weder Humor noch Wehmut. Ergreifend klingen sie in den Versen aus:

Die Ernte ist geschnitten,
Mein Acker ist bestellt,
Ich geh' mit müden Schritten
Nun durch das öde Feld.
Jetzt gilt's die Kraft verdoppeln,
Um, ohne still zu stehn,
Stumm auf den harten Stoppeln
Den letzten Weg zu gehn.

J. von Uexküll.

Politische Rundschau

Unmittelbar nach der Niederschrift der letzten Rundschau hat die englische Politik durch die im Oberhause von Lord Curzon an uns gerichtete Aufforderung zu einem Angebot an Frankreich neuen schweren Wellenschlag in die Weltpolitik gebracht. Damit wurde auch die hier ausgedrückte Erwartung zuschanden, daß es der Reichsregierung gelungen sei, den Ansturm ihrer offenen und geheimen innerpolitischen Gegner auf sie zur Erzwingung von Unterwerfungsverhandlungen mit den Fran-

*) Im Wandel der Zeiten. Gedichte von Christoph Mickwitz. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zosen abzuschlagen. Die Aufforderung des Engländers genügte, um die Lage in Deutschland von Grund aus zu ändern. Es wurde seither nicht mehr erst darum gestritten, ob wir uns zu Verhandlungen erbieten sollten oder nicht. Es wurde nur noch erwogen, ob das Erbieten in Form einer Antwort des Kanzlers an den Engländer im Reichstag oder einer Note geschehen müßte, und wie man die Note am klügsten formuliere. Man entschied sich für die Note, und sie konnte für den beabsichtigten Zweck nicht gut ungeschickter abgefaßt werden. Aber selbst wenn sie gescheiter gemacht worden wäre, so hätte ihr vermutlich schon das Gerede der Parlamentarier und das Geschreibe der Zeitungen in den Tagen vorher die Aufnahme verdorben. Vollkommen empfindungslos für die Haltung, die England alle die Monate vorher eingenommen hatte, begrüßte man unter Stresemanns Vorantritt in England den Vermittler und versicherte im gleichen Atemzuge, daß über den Rhein nicht gesprochen werden dürfe und sicherlich von deutscher Seite nicht gesprochen werden würde. Poincaré bekam dadurch in dem Spiel mit uns auch die letzten Trümpfe England gegenüber in die Hand, und die Erbitterung gegen uns unter den englischen Politikern erreichte ihren Höhepunkt.

Was bewog den Leiter der englischen Außenpolitik am 20. April zu der überraschenden Aufforderung an uns? Überraschend für uns, kaum ebenso unvorhergesehen für die Engländer selbst.

Die Erklärung des englischen Vorgehens ist wohl in dem Stande der englisch-russischen Beziehungen zu suchen. England hat seinen Frieden mit den Türken gemacht. Die Schwierigkeiten, die dem Abschlusse der Ende April wieder aufgenommenen Lausanner Konferenz noch im Wege stehen, beruhen auf dem alten Gegensatze zwischen Griechen und Türken und dem erst auf der Konferenz hervorgebrochenen Gegensatze zwischen Türken und Franzosen. Auch sonst scheint der Orient, soviel den Engländern daran gelegen ist, verhältnismäßig beruhigt. In Ägypten hat am 10. April eine neue Verfassung verkündigt werden können, ohne daß gegen sie nennenswerter Widerspruch erhoben wurde, obwohl sie in allem dem englischen Willen genügt und den Wünschen der einheimischen Nationalisten zuwider ist. Aus Indien kommt entsprechende Kunde. Nehmen wir im Vorübergehen mit, daß der nationalistische Widerstand im April selbst in Irland vollkommen zusammengebrochen ist und de Valera nachgegeben hat. Ein Mann, der so wie Lord Curzon seit Jahrzehnten in der Orientpolitik lebt und webt, mochte daraufhin leicht zu dem Entschlusse kommen, die augenblickliche Gunst der Lage auszunutzen, um die tiefste Ursache zu beheben, aus der die englischen Sorgen im Orient während der jüngstvergangenen Jahre erwuchsen, und nun auch mit Rußland fertig zu werden.

Es hätte schon in der letzten Rundschau darauf geachtet werden sollen, daß die englisch-russischen Beziehungen mit den ersten Tagen des April plötzlich gespannt wurden. Gegen Ende April wurde durch das Frage- und Antwortspiel im englischen Unterhaus unverkennbar, daß England zu einem Schlage ausholte. Er ist am 8. Mai erfolgt. In einer Note erhob England Einspruch gegen die Hinrichtung des katholischen Prälaten Butkiewicz, gegen Belästigungen englischer Fischer an der russischen Nordküste und gegen die bolschewistische Wühlerei in Mittelasien und Indien. Stellten die Russen die Beschwerden nicht ab, so wollte England das von Lloyd George mit ihnen 1921 getätigte Handelsabkommen aufheben. Der politische Ton der Note liegt auf dem Einspruch gegen die Betätigung der Russen in Mittelasien und Indien. Daher erklärt sich auch die Aufregung, die sich der englischen Opposition bemächtigte. Sie fühlte heraus, daß es Lord Curzon auf Biegen oder Brechen der Russen ankommen zu lassen gedachte. Geschmeidig wie immer beeilten sich die Bolschewiken mit der Eröffnung von Verhandlungen. Sie haben mittlerweile erreicht, daß ihnen Zeit zur Antwort gegeben wurde. Sie sehen aber die Lage nach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wie vor ernst an und geben sich keiner Täuschung darüber hin, wie sehr sie sich seit Februar verschlechterte. Sollten wir im Laufe der nächsten Wochen erneut zusammenbrechen, so sind sie sich klar darüber, daß sie allein stehen und keine Gnade finden werden, so wenig wie wir sie fanden.

Lord Curzon hat die Ruhrangelegenheit als Zwischenspiel zwischen der Beruhigung der mohammedanischen Bewegung und der Abrechnung mit den Russen aufgefaßt, als ein Zwischenspiel, das zwar England nicht unmittelbar angeht, das aber immerhin störende Auswirkungen auf die englische Politik auszuüben vermag. Vor allem war ihm unbehaglich, daß sich sein Kabinettchef im Januar bei den Pariser Besprechungen aus dem Obersten Rate der uns feindlichen Mächte ausgeschaltet hatte. Er empfand die Ausschaltung mit Grund als Schwäche, weil sie ein Moment der Unsicherheit in seine Berechnungen trug. Es lag ihm vermutlich auch daran, die Gefahr einer Entzündung, die immerhin unser Widerstand an der Ruhr in sich barg, auszuräumen, ehe die Auseinandersetzung mit den Russen ernsthafte Formen annahm. Nach den Türken wir, nach uns die Russen, wir zwischenein als die leichteste Ware. Der erste Lord der Admiralität sagte am 1. Mai im Unterhause: Keine Macht, die Selbstachtung besitzt, kann es sich leisten, auf unbegrenzte Zeit in der Frage ihrer Sicherheit und sogar ihres Bestandes von einer anderen Macht abhängig zu sein. Man schätzt uns nicht mehr als Macht ein, die sich selbst achtet. Einige Wochen lang nach dem Einbruch der Franzosen ins Ruhrgebiet schwankte man darin noch einmal. Damit ist es wieder vorüber. „Es sind in letzter Zeit so viele Nachrichten über ein Nachlassen des deutschen Widerstandes hierher gelangt," so meldete der Londoner Berichterstatter der „D. A. Z." am 3. Mai, „daß man hier vielfach an die Möglichkeit glaubt, durch eine geeignete Formel über diese Schwierigkeiten hinwegkommen zu können."

Lord Curzon hatte aus dem Verhalten der Vertreter unserer bürgerlichen und sozialistischen Demokratie seit Anfang März und aus der Nachgiebigkeit des Kabinetts dagegen Ende März den Schluß gezogen, daß es nur noch des Antippens bedürfe, um unsere Kapitulation zu erreichen. Die entschiedenere Sprache des Außenministers Mitte April im Reichstag führte er — nicht mit Unrecht — auf starken Druck von rechts her zurück. Er war der Meinung, daß sich die Herren Cuno und Rosenberg diesem Drucke nur ungern gefügt hätten, und half ihnen. Er lud sie zu dem Angebote an Frankreich ein. Das völlige Mißverständnis, auf das seine Einladung in der deutschen öffentlichen Meinung, bei den Parlamentariern, in der Reichsregierung selber traf, trug ihm zunächst einen abermaligen höchst empfindlichen Unglimpf durch Poincaré ein. Dieser nahm die gänzlich ins Leere hineingesprochene, an allen Wirklichkeiten und Möglichkeiten vorbeigeredete Note zum Anlaß, England noch einmal beiseite zu schieben und mit Belgien allein gegen uns vorzugehen. Aber nun verhärtete sich der Wille des Engländers erst recht. Sein Entschluß, sich wieder in die Tätigkeit des Obersten Rates einzuschalten, war gefaßt. Die Würfel gegen Rußland waren im Rollen. Er erwiderte uns derart schulmeisterlich und verweisend, daß bei uns nicht erst der Gedanke mehr aufkam, es könne noch weiter getrotzt werden. Das abscheuliche Schauspiel vom Herbst 1918 wiederholte sich, nachdem eben erst die Erinnerung an den Sommer 1917 wach geworden war. Damals, im Herbst 1918, hieß es, daß der Kaiser und die Monarchie und der Militarismus schuld an der Fortdauer des Krieges wären. Diesmal brach das Geheul gegen die Industrie und die Landwirtschaft los. Weil die bürgerliche und die sozialistische Demokratie nicht sah, nicht sieht, nicht sehen will, um was es geht, darum griff sie aus der englischen Erwiderung auf, daß wir die Bürgschaften für die Aufbringung der von uns angebotenen Summe nicht bezeichnet hätten, und tobte gegen die die Werte unserer Wirtschaft erzeugenden Unternehmer an, die sich bisher allen Leistungen für die Ent-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schädigung der Franzosen entzogen hätten. Denken wir einen Augenblick lang auch noch an einen dritten Vergleich mit der Zeit des Krieges! Bethmann Hollweg erbot sich im Dezember 1916 zu Friedensverhandlungen. Wilson wies ihn ab mit der Begründung, daß wir unsere Kriegsziele nicht, dagegen die anderen die ihren genannt hätten. Von da ab drängten Erzberger und Scheidemann, und wie sie alle hießen, auf die Bekanntgabe unsrer Kriegsziele. Heute sind sie daran, unsere „Sachwerte" hinzugeben, als ob der Franzose deshalb auch nur einen Fußbreit deutschen Bodens eher räumen würde. Die französische Regierung bereitet soeben eine Verordnung vor, in der sie gutem Vernehmen nach von den Vorständen der industriellen Unternehmungen am Rhein und an der Ruhr die Auslieferung der Hälfte des Aktienbesitzes unter schweren Strafen verlangen wird. Konnte der Reichstag ihr in dieser Stunde einen besseren Vorwand zu ihrem Vorgehen liefern als durch seine Vorwürfe gegen das Unternehmertum? Wird die Welt gegen das französische Vorgehen nicht abermals duldsam werden, wenn sich Frankreich einerseits darauf berufen kann, daß auch der Reichstag die Unternehmer zu Bürgen unserer Zahlungen machen wollte und anderseits erfahrungsgemäß doch nur durch festen Zugriff aus uns etwas herauszuholen ist?

Die hälftige Beteiligung der Franzosen an allen industriellen Unternehmungen des besetzten Gebietes wird einen weiteren bedeutsamen Schritt Frankreichs auf dem Wege der langsamen, aber sicheren Besitzergreifung der Rheinlande und früher oder später auch des Ruhrgebietes sein. Wir sind dort aus der Verkehrsverwaltung verdrängt. Unser Einfluß auf die innere und die Polizeiverwaltung ist durch die Ausweisungen und die Entfernung der Schupo gelähmt. Die Einkünfte aus dem Staatsbesitze und aus den Zöllen sind in den Händen der Franzosen. Die direkten Steuern stehen zu ihrer Verfügung. Die Zeitungen sind unterdrückt, das Versammlungswesen hat aufgehört. Wieweit die Franzosen selber schon vorangekommen zu sein glauben, zeigt die Ausweisung des Reichskommissars. Die Züge, die sie im besetzten Gebiet fahren, werden von der Bevölkerung benutzt. Die wirtschaftliche Eigensucht ist stärker nicht nur als alle Rücksicht auf die Befehle eines Staates, der um seine Macht gekommen ist, sondern auch auf die von den Franzosen um Brot und Haus gebrachten deutschen Eisenbahner. Ebenso hebt sich die Zahl der täglich ausgeführten Kohlenmenge. Wohl ist der Zorn und der Trotz vor allem der Angestellten und Arbeiter noch ungebrochen. Aber bei dem sich immer wiederholenden Versagen der Führung von Berlin her und angesichts der Tatsache, daß der Widerstandsbewegung doch auch im Ruhrgebiet selbst kein Führer erwachsen ist, ist der Franzose überzeugt, daß er ebenso wie im Kriege das letzte Wort haben wird. Das Urteil im Krupp-Prozeß, das Urteil gegen Schlageter und seine wackeren, für das Vaterland noch zum Einsatz des Lebens bereit gewesenen Genossen, das Urteil gegen die Gewerkschaftler in Mainz sprechen alle dieselbe beredte Sprache. Auf der Folter wird die Rhein- und Ruhrbevölkerung, so rechnet Frankreich, allmählich nachgeben. Und da man zum Leiden der im besetzten Gebiete Angesessenen den Spott für die Machthaber im nicht besetzten Gebiete fügen will, beruft man sich bei der Folterung mit Vorliebe auf die deutschen Bestimmungen zum Schutze der Republik, genau so wie Polen und die Tschechoslowakei kürzlich zur Knebelung ihrer deutschen Minderheiten Gesetze mit der gleichen Berufung gemacht haben!

Anfangs nach dem Einmarsche der Franzosen ins Ruhrgebiet hielten sich die Polen und Tschechen auffällig ruhig. Frankreich peitschte sie nicht auf. Erst in den letzten Wochen ist die Aufpeitschung erfolgt. Grund genug dafür würde die Absicht bieten, den Druck auf unser mürbe werdendes Parlamentariertum und Gewerkschaftlerwesen auch von dieser Seite her zu steigern. Aber vielleicht haben auch die Schwankungen der letzten Monate in der Meinung der Reichswehrführung über das,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was Deutschland noch militärisch zu leisten vermag, einen Anreiz für Frankreich gebildet.

Sonderliche Erfolge hat die Bemühung des Marschalls Foch um den Osten Mitteleuropas immerhin einstweilen noch nicht gezeitigt. Die Unruhe und Brüchigkeit aller Verhältnisse ist dafür im ganzen Bereich der Randstaaten und Nachfolgestaaten zu groß. Polen beliebte wieder einige neue Willkürhandlungen gegen uns. Am ausfälligsten ist es gegen Danzig geworden. Aber dabei dürften die Tage seines am Ende des vorigen Jahres zustandegekommenen Ministeriums Sikorski gezählt sein. Die Bauern und die Rechtsparteien haben sich wieder genähert. Der Beitritt Polens zum kleinen Verbande ist bisher ebenfalls noch nicht erfolgt. Polen stolpert auf dem Wege zu ihr immer wieder über denselben kleinen Stein des streitigen Jaworinagebiets. In Ungarn mußte Bethlen von der Auseinandersetzung mit den Rechtsradikalen im letzten Augenblick wiederum abstehen, weil ihm das immer stärkere Übergreifen der südosteuropäischen Kleinbauernbewegung auch in sein Land den Boden unter den Füßen wegzuziehen droht. In Bulgarien hat sich der Kleinbauernführer Stambulinski bei den Wahlen unter Anwendung äußersten Drucks eine Fünf-Sechstel-Mehrheit verschafft. In Jugoslawien hält die Kleinbauernbewegung den Staat vermutlich fester als die vermeintliche Volkseinheit zusammen. Darauf beruht die Entschlossenheit, mit welcher der alte Pasitsch die Regierung weiterführt, obwohl seine Verhandlungen mit dem Kroaten Raditsch einstweilen ohne Ergebnis abgebrochen werden mußten. Bezeichnenderweise begünstigt auch Italien den großserbischen Zentralismus, weil die Serben nicht das gleiche Interesse an der Adria haben wie die Kroaten und Slowenen und daher die italienische Regierung von einem föderalisierten jugoslawischen Staatswesen eine stärkere Befehdung ihrer Adriaherrschaft besorgt.

In Spanien hat das liberale Ministerium bei einer Wahlbeteiligung, die von Wahl zu Wahl geringer wird, eine Mehrheit von 40 bis 50 Sitzen erhalten. Sie erlaubt ihm kaum wichtige oder ihm selber dringliche Aufgaben vorzunehmen. Während das Mutterland an seinem politischen Parteiwesen krankt, suchen seine Siedlungen jenseits des Ozeans fortgesetzt mit ihm wieder innigere Verbindung. Zugleich aber bemühen sich die Angelsachsen Nordamerikas, ihren Einfluß auf sie immer mehr zu steigern. So tagte gleichzeitig in Santiago der panamerikanische Kongreß und waren Vertreter der spanischen Handelskammern und des portugiesischen Amerikas in Barcelona und Madrid beisammen. Die Ergebnisse der Tagung von Santiago sind ganz geringfügig geblieben. Geradezu auseinandergegangen ist sie an der Frage der Rüstungsbeschränkungen. Man verwies sie schließlich, um offenen Bruch zu verhüten, auf eine Sonderberatung der nächstbeteiligten größeren Staaten im Herbste. Jedoch lassen sich die Vereinigten Staaten durch die geringen Fortschritte ihrer Arbeit die Mühe nicht verdrießen. Wies der Kongreß eine empfindliche Lücke durch die Absage Mexikos auf, so scheint es, daß die Vereinigten Staaten nunmehr auf dem Wege zur Anerkennung seiner derzeitigen Regierung sind.

In Ostasien brechen die inneren Kämpfe in immer neuen Flammen wieder hervor, ohne daß seit Monaten ein Fortschritt wahrzunehmen ist. Zuletzt hat sich das Verhältnis von Japan und Moskau, kaum daß es ein wenig gemildert worden war, wieder verschärft. Beide werfen sich Unfreundlichkeiten in der Behandlung ihrer Unterhändler vor. Auch scheint es in und bei Wladiwostok wieder Reibungen gegeben zu haben. Die Unsicherheit aber, unter deren Druck Japan innen- wie außenpolitisch lebt, wird es auf absehbare Zeit schwerlich zu größeren Ereignissen kommen lassen.

Pertinacior.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Zimmer der Jugend. Von Hans Brandenburg. Stuttgart, W. Seifert.

Zu allererst springt an diesem Buche in die Augen die Beherrschung und mit Sinn und Gefühl für das, was Sprache heißt, scheinbar mühelos bewältigte, kunstvolle Durcharbeitung einer Sprache, die heute zu schreiben man mutig nennen müßte, wenn sie Brandenburg nicht errungene Selbstverständlichkeit und, aus Wesensverwandtschaft mit den guten deutschen Stilisten, bewußt aufgenommene Einkehr in deren Bahn und Tradition wäre. Ebenso angenehm berührend und damit wohl zusammenhängend ist die vom eigenen Ich abgerückte Betrachtung und Gestaltung von Welt und Personen, wenngleich dieses Ich der letzte, unsichtbare Inhalt des Kunstwerkes, aber doch wohl mehr antreibende, geheimnisvolle Kraft bleibt, als Selbstzurschaustellung, welche zwar die Lyrik zur Bedingung hat, niemals aber der Roman zuläßt. Wie es sich gehört, steht der Autor in diesem Buche über seiner Schöpfung und den in ihr vorkommenden Gestalten, ausgesprochenen Meinungen, Anschauungen und Gedanken. Er macht den Geist seiner Gestalten nicht zu dem seinen, noch seinen zu ihrem, damit glücklich und sicher der Gefahr entgehend, welcher der Nichtkünstler immer erliegt: der Erstarrung zu fatalen Ich-Dogmen und Ideologen-Wahrheiten. Gleichzeitig und eben dadurch bleibt das Gesagte echt und nur damit wahr, denn eine andere Wahrheit, als die, in der alle Wahrheiten Raum haben, gibt es für den gestaltenden Künstler wohl nicht, wenigstens wird er sich, und zuvörderst in jungen Jahren, hüten, eine Entscheidung zu fällen, in einer Weltanschauung sich dichtend zu mumifizieren, und das um so mehr, je einsichtigeren Geistes er ist. Nach der sogenannten letzten Erkenntnis haschen sieht man vorzugsweise den, der die nächstliegende nicht sieht. Trefflich z. B., wie seine Gedanken über die Arbeiterbewegung, die den Zeithintergrund geben, nirgends sich verankern und verenden, immer Darstellung, Schilderung bleiben. (Der Nichtkünstler, vergessend oder nicht wissend, was seine Aufgabe ist, beginnt bei solcher Gelegenheit zu predigen, statt darzustellen.) So geht Brandenburgs Buch echt und lebendig vom Leben aus, in dem sein Schöpfer selbst steht, ohne ihm auszuweichen, und so wird sein Werk ein Ziel haben, da es einen Anfang hat. Denn dort kann nie eine Welt werden, wo diese, unsere Welt, nicht der Urgrund ist. Das Leben ist in diesem Buche lebendig eingefangen, die auftretenden Personen sind echte Menschen, die Schicksale so verschiedenartiger Menschen interessieren und fesseln, und ihre Charakterisierung ist feinfühlig, erschöpfend und zu natürlich, um je zu gehirnmäßiger Psychologie zu verblassen. Es ist nicht Darstellung der Wirklichkeit, sondern Wirklichkeit der Darstellung. Große geistige Kraft, Selbstbesinnung, kühle Selbstkritik und warme Verinnerlichung, die nie ins Schwüle entgleitet, sprechen aus der klippenlosen Durchführung des ganzen Planes. Das erste Buch mit seiner sicheren, durcheinander greifenden Darstellung rücksichtsloser Schicksale berührte mich persönlich am stärksten. In ihm sehe ich auch (wie in dem prachtvoll gegebenen Streit der beiden Schwestern am Bett der todkranken Mutter) die Wirklichkeit ins Phantastische erhoben, soll heißen zu derjenigen Wirklichkeit, die dem besonderen Auge, dem des Dichters, eben als diese Wirklichkeit so gespenstisch erscheint, wie keine Phantasie und kein Gespenst sein kann. Denn eben dem Hellseherischen ist die Erscheinung dieser Welt unfaßbar.

Man erwartet sich unwillkürlich von dem zweiten Buch in dieser Hinsicht eine Steigerung und muß quasi eine andere Einstellung vornehmen, um die an Handlung nachlassende und an idyllischer Schilderung zunehmende Fortführung genießend verfolgen zu können. Außer vielleicht der schönen Szene der beiden schlaflosen Liebenden, die sich gegenseitig belauschen, wüßte ich keine mehr, die den Höhepunkten des ersten Buches ebenbürtig wäre, oder sie gar übersteigen würde. Denn auch die packend schöne Prozessionsgeschichte, obwohl vielleicht der Höhepunkt des ganzen Buches, steht als zu sehr nur seelisches Ereignis an Dramatik hinter jenen zurück.

In der Mitte des Buches war ich am meisten bewegt und sah von ihm klarer und frischer blickend auf und gestärkt zu einer beruhigenden Gewißheit, daß dies alles, Welt und Mensch, so sein muß und eben darum schön und erhaben ist. Hingegen wirkt das zweite Buch, vielleicht um so mehr, weil in dem ersten die Ereignisse gedrängter und häufiger sich jagen, als besonders breite Schilderung, und man gewahrt zuletzt zweierlei Kräfte, die vielleicht ihre volle Harmonie noch nicht gefunden haben: eine, die stark zupackend Mensch und Schicksal umreißt, und eine andere, die, ein beseeltes Malerauge, Dinge und Erscheinungen sinnig, träumerisch und beschauend einfängt und zum buntfarbigen Gemälde ordnet.

Das Wesen der ersteren Kraft begreift jene Wirkung mit ein, die ich flüchtig umschrieben die Steigerung ins Phantastische nenne und womit ich die Erhöhung der Wirklichkeit zur Unwirklichkeit meine, wie sie Dostojewski so meisterhaft versteht. Nichts anderes als diese tatsächliche, wirklich uns umgebende Welt kann ja Gegenstand eines Romans sein, und einen Roman schreiben heißt vor allem, sie kennen, ihre Wesensart und ihre Einzelerscheinungen. Es charakterisiert nun zwar diese Kraft, daß sie von dieser Kenntnis ausgeht, erschöpft sie aber nicht, und die Schilderung der Welt, ihre Wiedergabe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit Geist, Witz, Humor, scharf zugreifender und empfindend malender Beobachtung und menschlichem Darüberstehen ist, so groß diese Leistung sein kann, noch nicht ihr letztes Ziel. In den größten Romanen, die wir kennen, ist etwas, das ebensosehr auf diesen Grundlagen ruht, als darüber hinausgeht.

Die andere Kraft dagegen erscheint mir als eine in Beschaulichkeit genügsame, jedem Eindruck hingebungsbereite, innige Betrachtungsart und Ergriffenheit, charakteristisch dadurch, daß sie ein gewisses ästhetisches Gesetz nie durch zu große Intensität verletzt. Die Darstellungs- oder die Malweise, könnte man auch sagen, aus diesem Temperament ist nicht so sehr leidenschaftlicher als mehr verklärender Art, und ihr Gebiet ist mehr die ausgebaute Schilderung der Erscheinungen um ihrer selbst willen (siehe Tanzfeste, Landschaften usw.), freilich mit einem besonderen Schimmer und Reiz umgeben. Sie strebt zum abgerundeten, harmonischen, zum klassischen Bilde, als Ausdruck eines ebensolchen Charakters; die erstere Kraft hingegen zum fragmentarischen, oft ungefügen und gewaltsamen oder schwer zu bändigenden, zum vielleicht romantischen.

Soweit man von einem Werk aus überhaupt die Gesamterscheinung eines Dichtercharakters zu erfassen versuchen darf, deutet mir dieses Buch dahin, als wäre die zweite der genannten Schaffensarten, für die man vielleicht Stifter als bedeutendstes Vorbild nennen kann, Brandenburgs eigentlichste. Während das Buch selbst noch keine Entscheidung für die eine oder andere trifft, in welchem Falle zwar keine die andere ausschließen, sicher aber eine der anderen sich unterordnen würde. Hans Reiser.

Deutscher Staat und Deutsche Parteien. Beiträge zur deutschen Partei- und Ideengeschichte. Friedrich Meinecke zum 60. Geburtstage dargebracht. In Gemeinschaft mit H. Bächtold u. a. herausgegeben von Paul Wentzcke. München und Berlin 1922, R. Oldenbourg.

Je machtvoller sich das Regiment der politischen Parteien in Deutschland entfaltet, um so mehr scheuen sich die Führer, im Rückblick auf die eigne Geschichte, die Bedingtheit ihres eigenen Wesens und die Abhängigkeit ihrer Politik vom Wesen des Staates selbst anzuerkennen. In der Tat hat bislang nur die sozialdemokratische Partei eine Darstellung ihres Werdeganges aufzuweisen, und auch diese ist lediglich als Waffe im politischen Kampfe selbst wieder gedacht. Was sonst über die Entwicklung der liberalen Parteien etwa und über die Konservativen in Preußen-Deutschland geschrieben wurde, hält zumeist eindringenderer Kritik nicht stand. Eine großangelegte Geschichte der nationalliberalen Partei, an deren Fertigstellung unter der Obhut der Deutschen Volkspartei der Referent jahrelang arbeitete, gab die verantwortliche Parteileitung just in dem Augenblicke preis, als der Druck des ersten Teils der Darstellung und der voranzustellenden Quellenbände unter den günstigsten Auspizien beginnen sollte. Lediglich zur Geschichte der Staatsidee, die hinter den Parteien selbst stand und steht, hat insbesondere Friedrich Meineckes „Weltbürgertum und Nationalstaat“ die fruchtbarsten Anregungen gegeben, so daß damit das Leitwort für die Geburtstagsgabe eines Schülerkreises von selbst gegeben war. Was das Werk den vielen, die heute um inneres Verständnis zur Parteigeschichte ringen, bieten will, kann hier nur eine kurze Inhaltsübersicht zeigen: P. R. Rohden handelt über die weltanschaulichen Grundlagen der politischen Theorien, wozu A. v. Martin noch einen Sonderbeitrag über „Weltanschauliche Motive im altkonservativen Denken“ beisteuert; Dora Wegele berichtet über die Beziehungen zwischen den vormärzlichen Demokraten Malvida von Meysenbug und Theodor Althaus; der Herausgeber gibt in Beiträgen zum Lebensbild Ludwig Aegidis und Eduard Laskers Glaubensbekenntnisse der politischen Jugend von 1848. H. Bächtold erörtert die Stellung Jakob Burckhardts zum öffentlichen Wesen seiner Zeit, während aus dem Nachlaß des verstorbenen E. W. Mayer wenigstens ein Teil der oben erwähnten Geschichte der nationalliberalen Partei (1868 bis 71) zum Druck befördert wird. O. Westphal wieder zergliedert den Staatsbegriff Heinrich von Treitschkes; Frances Magnus-Hausen schildert Ziel und Weg in der deutschen Frauenbewegung. Der Beitrag S. Kaehlers über Stöckers Versuch, 1878 eine christlich-soziale Arbeiterpartei zu begründen, nimmt die Geschichte der politischen Parteien selbst wieder auf, während W. Mommsen nur den Anfang einer größeren Arbeit über Bismarcks Sturz und die Parteien vorlegt, H. Fraenkel über Deutsche und Amerikanische Demokratie spricht, und H. Rothfels endlich beleuchtet das überaus zeitgemäße Thema Marxismus und auswärtige Politik und schließt endlich so mit einem starken Hinweis auf den Gegenwartswert dieses geschichtlichen Denkens das Werk ab. Wie man sieht, gibt die Fülle und Mannigfaltigkeit der behandelten Stoffe nach allen Seiten Anregungen, denen die künftige „politische Historie“ noch lange nachgehen wird. P. W.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Geiste der Völker

Französische „Recht"sprechung

Das den heiligen Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, die es einst der Welt verkündete, fernste Land, das heutige offizielle Frankreich, erweist in seiner Rechtsprechung im altbesetzten und Einbruchsgebiet, daß es zwar nicht an seiner großen, aber an seiner schlechten Überlieferung hartnäckig festhält.

So haben in Wahrung der erhabenen Tradition des ersten Dreyfus-Prozesses französische Offiziere unter Beschmutzung des soldatischen Ehrenkleides auf Befehl von Politikern im Prozeß gegen Krupp von Bohlen-Halbach und seine Beamten „Recht" gesprochen und Schandurteile furchtbarster Art ohne jede Rücksicht auf die Ergebnisse der Beweisaufnahme gefällt. So haben französische Offiziere ohne den Schatten eines Beweises den Kaufmann Leo Schlageter wegen angeblicher Spionage (!) und Sabotage zum Tode, die Mitangeklagten zu ungeheuerlichen Zuchthausstrafen verurteilt. Diese Urteile werden von der Geschichte in Frankreichs Schuldbuch eingetragen.

Andere Urteile, die wir nachstehend mitteilen, beweisen, daß Frankreich in seiner Rechtsprechung das reaktionärste Land der Welt ist, wie es ja auch in seiner sozialen Gesetzgebung hinter allen Staaten marschiert.

Vom französischen Kriegsgericht in Landau war der Stationsgehilfe Löchner (Haßbach) zu 10 Jahren Zwangsarbeit verurteilt worden. Löchner war im Hauptbahnhof Ludwigshafen stationiert. Er wurde von der französischen Besatzungsbehörde dafür verantwortlich gemacht, daß im Hauptbahnhof Ludwigshafen eine Lokomotive vor der Militarisierung des pfälzischen Eisenbahnnetzes in eine Drehscheibe hineingefahren wurde. Gegen das Urteil des Kriegsgerichts war Revision eingelegt worden. Vor der Verhandlung vor dem Wiesbadener Revisionsgericht hatten die Verteidiger des Angeklagten ein umfangreiches neues Verteidigungsmaterial dem französischen Revisionsgericht überreicht. In der Revisionsverhandlung selbst ergab auch die Vernehmung des französischen Bahnhofsoffiziers in Ludwigshafen die völlige Schuldlosigkeit des Stationsgehilfen Löchner. Der französische Militärstaatsanwalt mußte denn auch in seinem Plädoyer die völlige Schuldlosigkeit des Angeklagten feststellen. Da jedoch nach der französischen Militärstrafprozeßordnung nur gegen das Strafmaß, nicht gegen das Urteil Revision eingelegt werden konnte, so konnte ein Freispruch nicht erfolgen. Der französische Militärstaatsanwalt beantragte daher auf Grund der Sonderordonnanz, die Sabotageakte an Eisenbahnen mit Todesstrafe oder mit Zwangsarbeit bzw. mit Gefängnis bestraft, die niedrigst zulässige Strafe von fünf Jahren. Das Urteil lautete dem Antrag des Anklagevertreters gemäß auf fünf Jahre Gefängnis. Die Verteidigung wird auf Grund des Entlastungsmaterials eine Wiederaufnahme des Verfahrens beantragen.

Aus dem Urteil des Wiesbadener Revisionsgerichts ergibt sich also:

1. Gerichtlich wird festgestellt, daß die erste Instanz ein Urteil fällte, ohne das Entlastungsmaterial entsprechend gewürdigt zu haben.
2. Der Militärstaatsanwalt stellt selbst die Unschuld des Angeklagten fest, beantragt aber, weil die Revision, wie es die französische Militärstrafprozeßordnung verlangt, nur gegen das Strafmaß, nicht gegen das Urteil eingelegt war, fünf Jahre Gefängnis.
3. Das Gericht verurteilt den Unschuldigen dem Antrag entsprechend, anstatt das Verfahren an die erste Instanz zurückzuweisen.

*

Der von den Franzosen ohne jeden Grund wochenlang in Haft gehaltene Postschaffner Wilhelm Bechthold aus Knielingen sagt aus:

„Als ich am 9. 3. die Post für den Zug 1324 5,23 Uhr fertigmachen wollte, erschien plötzlich ein französischer Leutnant mit fünf bis sechs Mann und erklärte mich für verhaftet. Auf meine Frage, welches der Grund meiner Verhaftung sei, wurde mir erklärt: „Ganz egal, partir." Ohne mich von meiner Frau verabschieden zu können, wurde ich nun über Maxau nach Worth (Rhein) an das Schulhaus gebracht, woselbst ich in einem mit 150 Marokkanern belegten Saal auf Stroh die Nacht zubrachte. Als Bewachung wurden mir vier Mann beigegeben. Am 10. 3., 3 Uhr nachmittags, wurde ich nach Germersheim abbefördert und in das Zivilgefängnis eingeliefert. Ich kam in eine Zelle, in der sich bereits die beiden Zollassistenten Bauer und Tremel von Neulauterburg befanden. Das Verhalten des deutschen Gefängnisverwalters muß ich hierbei besonders hervorheben. Als er von den Franzosen Auftrag erhielt, mich einzuschließen, weigerte er sich mit folgenden Worten: „Einen deutschen Beamten schließe ich nicht ein." Die Franzosen sahen sich daher genötigt, die Handlung selbst vorzunehmen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Am 11. 3. wurde mir zum ersten Male der Grund meiner Verhaftung mitgeteilt. Ich war angeklagt, beim Briefsortieren über die in der Postagentur anwesend gewesenen Franzosen gelacht zu haben. Am 15. 3. wurde ich mit weiteren Gefangenen in das Militärgefängnis zu Landau eingeliefert. Nachdem uns alle Barmittel abgenommen waren, kam ich mit vier Mann in eine Zelle. Diese von Schmutz und Dreck starrende Zelle, die ich mit meinen Leidensgenossen betrat, war alles andere, nur kein Aufenthalt für Menschen. Sie wies nur ein kleines Lichtfenster (50 cm : 30 cm) auf. Sitz- oder Liegegelegenheit war außer dem Fußboden nicht vorhanden. Die Verpflegung bestand in folgendem: Morgens 6½ Uhr erhielten wir eine halbe Tasse Kaffee, um 11 Uhr eine Art Bohnenbrühe zuzüglich 30 g ungenießbaren Fleisches und 50 g Brot, jedoch ohne Zutaten. Die Verabfolgung des Essens geschah in folgender Weise: Wir mußten die Eßnäpfe auf die Schwelle unserer Gefängniszelle stellen; hierauf wurden sie mit dem Essen angefüllt. In den ersten Tagen stieß der die Aufsicht ausübende französische Sergeant die gefüllten Eßnäpfe mit dem Fuße an, wenn wir sie nicht sogleich nach dem Auffüllen in unsere Zelle hereinzogen. Hierbei kam es vor, daß der Inhalt verschüttet wurde. . . Zweimal in der Woche wurde uns gestattet, je 20 Minuten lang auf dem Gang mit eineinhalb Schritt Abstand umherzugehen. Es war uns verboten, irgendwelche Unterhaltung zu pflegen, sonst wurde uns diese Vergünstigung sofort entzogen. Ich muß noch erwähnen, daß eine Waschgelegenheit nicht vorhanden war. Am 30. (Karfreitag) hatte ich Gelegenheit, meine Frau, die mich besuchte, zu sprechen. Die von meiner Frau mitgebrachten Sachen waren samt und sonders von den Franzosen auf den Boden gestreut worden. Ich durfte meine Frau in Gegenwart eines Dolmetschers nur fünf Minuten lang sprechen. Bei dieser Gelegenheit machte der Dolmetscher folgende Bemerkung: „Die badischen Zeitungsverleger gehören alle zusammengeschossen." Am 6. 4. wurde ich vor das Kriegsgericht geführt. Nach Verlesung der Anklageschrift wurde mir der französische Soldat, der in Knielingen meine Verhaftung betrieben hatte, gegenübergestellt. Er mußte seine Angaben beschwören. Der die Sitzung leitende General sprach alsdann mit dem Soldaten in französischer Sprache, und zwar in heftiger Weise. Ich hatte den Eindruck, als ob er tüchtig angepfiffen wurde. Nachdem der völlig verwirrte Soldat weggeschickt worden war, nahm zuerst der französische Staatsanwalt das Wort. Hierauf erwiderte ihm mein Verteidiger. Ich wurde dann noch befragt, wie lange ich bereits im Gefängnis wäre (!). Der Gerichtshof zog sich hierauf zurück. Ich selbst wurde in einen anderen Saal verbracht, woselbst ich bis 12¾ Uhr nachmittags warten mußte. Dann wurde ich in den Gerichtssaal zurückgeführt und Soldaten in voller Kriegsrüstung gegenübergestellt. Bei Verlesung des Urteils mußten die Soldaten das Gewehr präsentieren. Mein Urteil lautete auf Freisprechung. Ich wurde sogleich nach dem Zivilgefängnis zurückgebracht und dann ohne jeden Ausweis auf die Straße gesetzt."

Das „ewige" Frankreich

Unter Mißbrauch aller großen Gedanken der Menschheit, unter Lästerung von Gottes heiligem Namen verfolgt Frankreich seit einem Jahrtausend die gleiche Politik gegen Deutschland. Die Schlagworte wechseln: die Methode und die Sache sind die gleichen. Die aufgeklebten Zettel heißen: Freiheit, Kultur, Selbstbestimmung, Recht, wie Gott bezeugen möge; die Sache will und ist: Gewalt, Raub, Diebstahl, Mord, Brandstiftung, Schändung, Marter.

Ob die Führer französischer Politik Richelieu, Napoleon, Poincaré heißen: es ist immer das gleiche!

Dem Leiter des geschäftsführenden Ausschusses des „Deutschen Schutzbundes", Dr. Karl C. von Loesch, verdanken wir die Herausgabe einer Schrift, die unter Beifügung zeitgenössischer Dokumente und Bilder uns die Zusammenstellung eines erschütternden Materials liefert, für die alle Deutschen ihm tief verpflichtet sind. Hier sind die schlüssigen Beweise für Carlyles Worte, daß „keine Nation je einen so schlimmen Nachbarn gehabt hat, wie Deutschland ihn in den letzten vierhundert Jahren an Frankreich hatte".

Diese Schrift, die den Titel trägt „Französische Mordbrenner am deutschen Rhein", darf in der Hand keines Menschen fehlen, der den geistigen Kampf mit dem „ewigen" Frankreich, diesem Feinde der Menschheit, zu Ende führen will.

Ringwaldt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Theodor Däubler, Athen. — Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Richard Fester, Halle (Saale). — Karl Röttger, Düsseldorf-Wersten. — Dr. Werner Wirths, Berlin. — Prof. Dr. Gottfried Barthold, Danzig. — Dr. August v. Löwis of Menar, Berlin. — Hans Brandenburg, München. — Dr.-Ing. H. G. Bader, Ludwigshafen (Rhein).

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Mai zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abraham. — Die Theorie des modernen Sozialismus. Für die Jugend dargestellt von Rudolf Abraham. (Herausgegeben vom Hauptvorstand des Verbandes der sozialistischen Arbeiterjugend Deutschlands.) 3. erweiterte Auflage. 142 S. Berlin 1923, Arbeiterjugend-Verlag. (z. Z. 1500,—, gbd. 1950,—.)

Beyer. Welt — Kunst. Von der Umwertung der Kunstgeschichte. 200 S. mit zahlr. Bildtafeln. Dresden 1923, Sibyllen-Verlag.

Bergsträßer. — Der politische Katholizismus. Dokumente seiner Entwicklung. II. (1871 bis 1914.) (Der deutsche Staatsgedanke, 2. Reihe, Bd. III.) 400 S. München 1923, Drei-Masken-Verlag.

Biber. — Der heilige Peter. Der Roman eines jungen Mannes von Tilde Biber. 207 S. Konstanz 1922, See-Verlag.

Blumhardt. — Von der Nachfolge Jesu Christi. Aus Predigten und Andachten von Christoph Blumhardt. Berlin 1923, Furche-Verlag.

Brockes. — Die Herrin der Erde. Eine Erzählung aus zukünftigen Tagen. Von Ferdinand Brockes. 383 S. mit 3 Abb. Halle 1923, C. Ed. Müller (P. Seiler).

Brüll. — Thomas Mann, Variationen über ein Thema von Oswald Brüll. 191 S. mit Bildnis. Wien 1923, Rikola-Verlag.

Cathrein. — Der Sozialismus. Eine Untersuchung seiner Grundlagen und seiner Durchführbarkeit. Von Viktor Cathrein S. J. 370 S. Freiburg i. Breisgau 1923, Herder. (Gbd. GZ. 8,50.)

Dibelius. — England. Von Wilhelm Dibelius. 2 Bände. 430 und 276 S. Leipzig 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Drahn. — Marx-Bibliographie. Ein Lebensbild Karl Marx' in biographisch-bibliographischen Daten. 1. Heft: Marx' Leben und Schriften. Von Ernst Drahn. 32 S. Berlin 1923, Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

Duncker. — „Deutsche Geschichtsquellen des XIX. Jahrhunderts." (Bd. 12.) Max Duncker. Politischer Briefwechsel aus seinem Nachlaß herausgegeben von Dr. Johannes Schultze. 500 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Durham. — Die slawische Gefahr. Zwanzig Jahre Balkan-Erinnerungen von M. Edith Durham. Deutsch herausgegeben von H. Lutz. 2. Aufl. 356 S. Stuttgart 1923, Robert Lutz.

Erdmannsdörffer. — Der Kampf um Ruhr und Rhein. Deutsche Reparationen — französischer Rechtsbruch. Von H. G. Erdmannsdörffer. Vorwort von Rud. Oeser (Reichsminister des Innern). 40 S. Berlin 1923, Zentralverlag.

Flaig. — Im Kampf um Tschomo-lungma, den Gipfel der Erde. Der Himalaja und sein höchster Gipfel Mount Everest oder Tschomolungma. Von Walther Flaig. 77 S. Mit zahlreichen Karten und Abb. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Gysae. — Schräge Strahlen. Aus dem Tagebuch eines nicht mehr jungen Mannes. Von Otto Gysae. 108 S. Berlin 1923, Mosaik-Verlag.

Haubrich. — Purgatorio. Aus der Amritavidya des Maitreya. Von Leo Haubrich. 24 S. Köln 1923, Rheinland-Verlag.

Hémon. — Maria Chapdelaine. Roman Louis Hémon. 240 S. Zürich 1923, Rascher & Cie.

Henseling. Sternbüchlein 1923. Von Robert Henseling. 90 S. mit zweifarb. Planetentafel und 39 Bildern. 11.—16. Tausend. Stuttgart 1923, Franckhsche Verlagshandlung.

Hennings. — Deutsche in England. Von Dr. C. R. Hennings. 308 S. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts, Bd. 9.) Stuttgart 1923, Ausland und Heimat.

Kistner. — Der Feinaufbau der Materie. Von Adolf Kistner. 135 S. Karlsruhe 1923, G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag. (GZ. 2,—.)

Kornerup. — Peru, das Land der Inkas. Von Ebbe Kornerup. Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Else Hollanda. 125 S. mit zahlr. Abb. Stuttgart, Kosmos, Gesellschaft der Naturfreunde.

Krische. — Die Frau als Kamerad. Grundsätzliches zum Problem des Geschlechtes. Von Dr. Paul Krische. 3. Aufl. Bonn 1923, A. Marcus und E. Weber.

Kruse. — Deutsche Briefe aus Mexiko mit einer Geschichte des Deutsch-Amerikanischen Bergwerksvereins 1824—1838. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschtums im Auslande von Hans Kruse. 304 S. mit zahlreichen Bildtafeln. Essen 1923, G. D. Baedeker. (Grundpreis 4 M.)

Kühn. — Die Angeseilten. Ein Zeitroman von Erich Kühn. 232 S. München, Deutscher Volksverlag (Dr. E. Boepple).

Land. — Der Fall Gehrsdorf. Roman von Hans Land. 239 S. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Leese. — Die Geschichtsphilosophie Hegels auf Grund der neu erschlossenen Quellen untersucht und dargestellt von Kurt Leese. 314 S. Berlin 1922, Furche-Verlag.

Moog. — Grundfragen der Pädagogik der Gegenwart. Von Dr. Willy Moog. 220 S. Osterwieck-Harz, A. W. Zickfeldt.

Poeschel. — Augusto Giacometti. Von Erwin Poeschel. 80 S. Mit 29 farbigen Bildern. Zürich 1923, Rascher & Cie.

Radowitz. — „Deutsche Geschichtsquellen des XIX. Jahrhunderts." (Bd. 11.) Joseph M. v. Radowitz nachgelassene Briefe und Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1848—1853. Herausgeg. von Walter Möring. 440 S. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Rutz. — Friedrich Hebbel und Elise Lensing. Ein Kampf um Leben und Liebe. Von Wilhelm Rutz. 483 S. München 1923, C. H. Beck.

Schlözer. — Dorothea von Schlözer. Ein deutsches Frauenleben um die Jahrhundertwende, 1770 bis 1825. Von Leopold von Schlözer. 360 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Schmitz. — Die Vorbildlichkeit der urchristlichen Gemeinden für die Kirche der Gegenwart. Von Otto Schmitz. (Der Neue Bund.) 62 S. Berlin 1923, Furche-Verlag.

Sinthern. — Religionen und Konfessionen im Lichte des religiösen Einheitsgedankens von Peter Sinthern S. J. 200 S. Freiburg 1923, Herder. (Gbd. GZ. 5,25.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

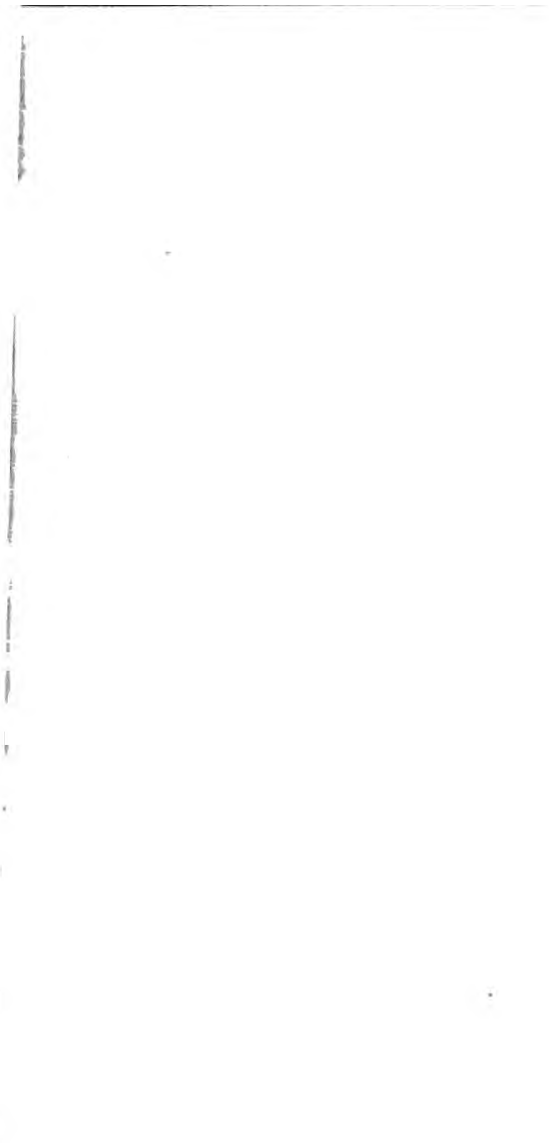
Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY



Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

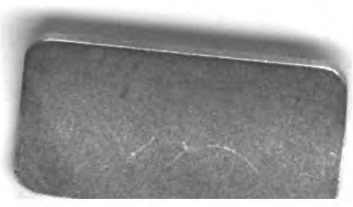
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

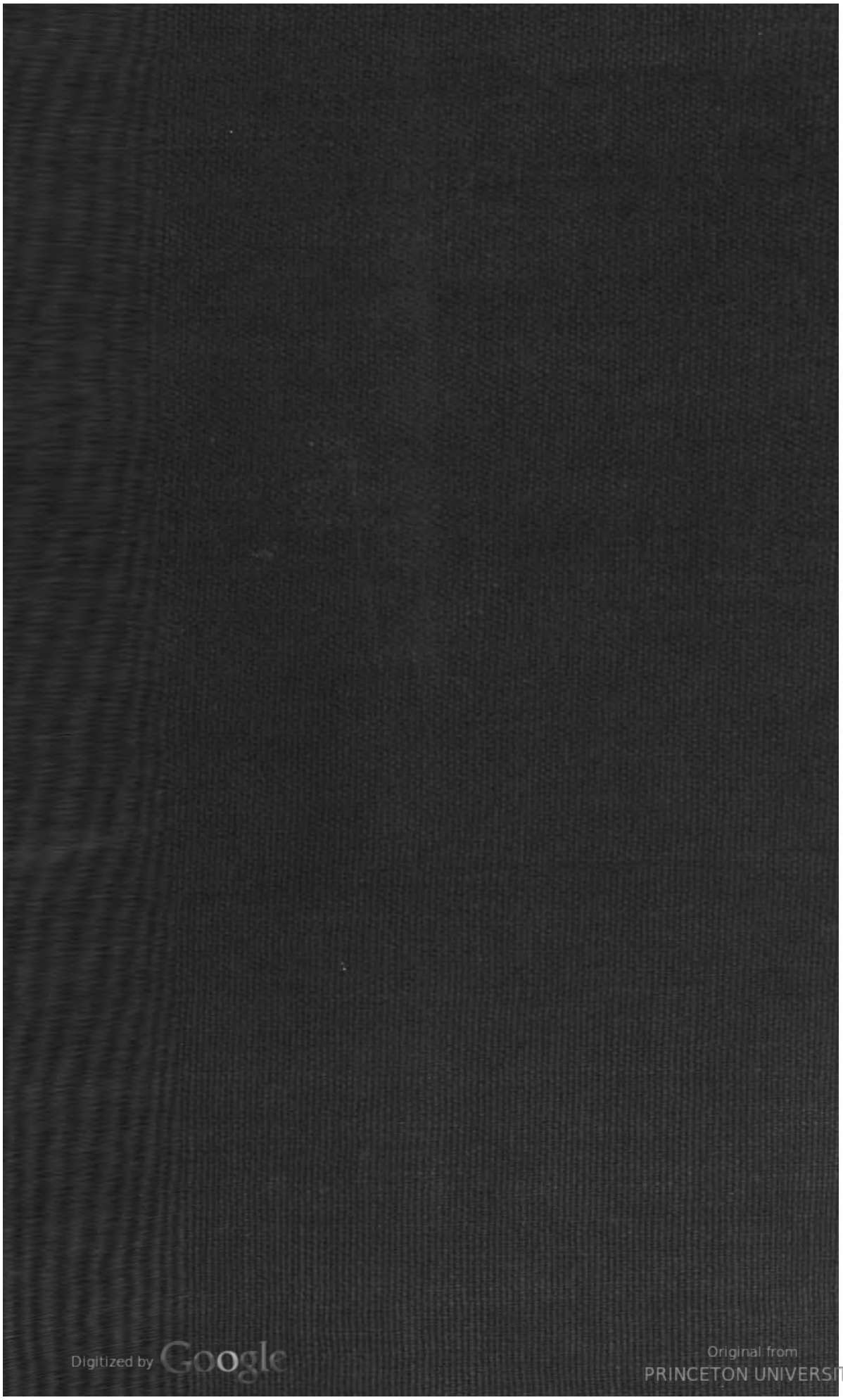
Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google



Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google


Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:36 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370582
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google